Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Dreißigster Band.

(Mit den Portraits von: Lorenz Gedon, Klaus Groth und Gustav zu Putlitz.)

Breslau 1884.
Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 30. Bandes.

Juli — August — September.

1884.

Franz Bernhöft in Roſtock. Seite

Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum 235

Helene Böhlau in Weimar.

Herzenswahn ..... I. 143

Anton Theobald Brück in Osnabrück.

Die Stigmatiſirten 67

Klaus Groth in Kiel.

Meine Beziehungen zu Emanuel Geibel 184

Eduard von Hartmann in Berlin.

Kant als Begründer der modernen Aeſthetik 304

Moriz Hoernes in Wien.

Die Anfänge der Kunſt in Griechenland 353

F. Keller-Leuzinger in Stuttgart.

Ein Beſuch auf der Alhambra 345

Max Kretzer in Berlin.

Die Blinde 281

Fr. Kreyſſig.

Béranger und Courier 88

Seite

Rudolf Leonhard in Halle.
Die Universität Bologna im Mittelalter 211

Paul Lindau in Berlin.
Die neuesten Romane von Daudet und Zola.
I. Sappho, Pariser Sittenbild von Alphonse Daudet 253
II. La Joie de vivre von Emil Zola 371

Albert Lindner in Berlin.
Das dänische Dichterjubiläum 227

Ernst Pasqué in Darmstadt.
Der fliegende Holländer 109. 190

Ludwig Pietsch in Berlin.
Lorenz Gedon 42

Gustav zu Putlitz in Karlsruhe.
Mein Elternhaus 329

G. Verga, Catania in Sicilien.
Der Krieg der Heiligen 391

Bibliographie 154. 267. 399

Band 30. — Heft 88.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1884.

Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXX. Band. — Juli 1884. — 88. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Lorenz Gedon.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Juli 1884.

Inhalt:

Helene Böhlau in Weimar. Seite

Herzenswahn 1

Ludwig Pietsch in Berlin.

Lorenz Gedon 42

Anton Theobald Brück in Osnabrück.

Die Stigmatisirten 67

Fr. Kreyssig.

Béranger und Courier 88

Ernst Pasqué in Darmstadt.

Der fliegende Holländer 109

Bibliographie 134

Hierzu ein Portrait von Lorenz Gedon. Radirung von W. Hecht in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte

von:

Oreßner & Schramm in Leipzig. (Brasch, Die Classiker der Philosophie.)
Schottlaender in Breslau. (Erholungsstunden.)

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Herzenswahn.

Von

Helene Böhlau.

— Weimar. —

Es war Frühling und Nacht. Auf dem ſtillen Marktplatze eines thüringſchen Städtchens ſtand ein ſtattliches Haus; darinnen ging es hoch her, Geſtalten huſchten auf und nieder; Tanzweiſen klangen, die Paare drehten ſich im heißen Saal und draußen war es kühl und ſtill und dunkel.

Da öffnete ſich die Hausthür, ein junges Mädchen trat heraus, ſchaute ruhig um ſich, nahm den Mantel, der ihr das leichte Kleid verdeckte, ganz von den Schultern und hing ihn ſich über den Arm. Langſam ging ſie die Stufen zur Straße hinab und lehnte ſich unten an das Geländer.

So blieb ſie ſtehn.

Nach einer geraumen Weile hob ſie den Kopf und ſchien auf die Klänge der Muſik zu lauſchen. Die Thür ging wieder, ein Jüngferchen im Kattunkleide kam eilig nach. „Fräulein Käthchen!“ rief die Kleine.

Die Gerufene aber blickte zu den Fenſtern auf, noch ganz verſunken in die rhythmiſch muntern Klänge, die zu ihr herabtönten.

„Hier klingt's ſo übel nicht,“ ſagte ſie und blickte ſich nach dem Jüngferchen um, das wartend neben ihr ſtand.

„Oben, meine ich, wäre mir 's lieber“, erwiderte dieſe. „Es wird Fräulein Käthchen wohl noch gereuen, ſo frühe gegangen zu ſein.“

„Komm,“ ſagte das Mädchen und ging ſchweigend voraus, quer über den Marktplatz, bog in eine Straße ein und ging raſch und leicht, daß ihre Begleiterin Mühe hatte, ihr durch die dunklen Gaſſen und Gäßchen zu folgen.

Jetzt wehte ihnen die frische Bergluft entgegen, die letzte Laterne leuchtete auf das Vorgärtchen eines kleinen Hauses, und sie traten hinaus in's Freie. Auf ebener, wohlgepflegter Landstraße gingen sie vorwärts, bis sich vor ihnen, ein gut Stück vom Städtchen entfernt, eine hohe Gartenmauer erhob, die ein beträchtliches Grundstück einzuschließen schien. Schöngeformte Laubbäume im zarten Frühlingsschmuck blickten über die Mauer auf die Vorübergehenden nieder.

Beide traten durch ein Gitterthor und gingen auf einem breiten Kiesweg dem Hause zu, das am Ende des aufsteigenden Gartens, am Fuße eines bewaldeten Hügels lag. Der Vollmond leuchtete gedämpft hinter leichten Wolken. Ein ansehnliches Haus war es, mit mächtigem Ziegeldach, weiten Fenstern und einer hohen Hausthüre. Wohnlich lag es zwischen zwei dunklen Rothbuchen. Das waren ernste Wächter, unter deren Schutz es wohl bewahrt schien. Jetzt rauschten ihre Zweige vom Nachtwind bewegt.

Das Jüngferchen steckte den Schlüssel in das Thürschloß, öffnete und sie gingen durch den mit breiten Fliesen belegten Corridor. Die Kleine hatte ein Licht, das nahe der Thür stand, angezündet und leuchtete ihrer Herrin voraus. Sie traten in ein Zimmer zu ebener Erde ein.

„Wie das schwül ist!" Käthe öffnete das Fenster und riß hastig eine schmale Thüre auf, die in's Freie führte dem bewaldeten Hügel zu, der sich an der Rückseite des Hauses sachte erhob.

Sie athmete auf und ging unruhig im Zimmer auf und nieder, blieb stehen und sah das Mädchen, das wartend in der Thüre stand, ungeduldig an. „Geh, sieh nach, ob mein Fächer oben liegt," sagte sie endlich. „Ich habe ihn heut Abend vermißt, wahrscheinlich gar nicht mitgenommen, als wir gingen. Gott sei Dank," rief sie aus, als die Kleine zur Thür hinausgegangen war; dann zog sie ein Schubfach auf, riß aus einem Heft ein Blatt Papier, griff nach einem Bleistift, kniete vor einem Stuhl nieder und schrieb, die kleine Hand noch im weißen Handschuh, hastig eine Zeile nach der andern nieder, erhob sich, preßte das Blatt an die Lippen und trat an's offene Fenster — dann blickte sie auf das Blatt und las:

Durch's geöffnete Fenster
Strömt milde
Feucht-warme Luft,
Lezesathem!
Was ist meinem Herzen?
Wird mir's doch bange,
Kaum daß ich's halte!
Es singet und jubelt,
Es breitet die Schwingen,
Zur Sonne zu fliegen!

Ach gar zu enge
Werden die Bande,
Ach nur zu lange
Hält es der Kerker!
Harr aus, armes Herze!
Vielleicht eine Weile —
Und es fallen die Fesseln —
Fallen die Thore
Und Du bist frei!

Das Jüngferchen war eingetreten, ehe Käthe geendet und stand wieder wartend an der Thüre. Käthe blickte auf. „Du bist es!" Sie legte das Blatt bei Seite.

„Ich finde ihn nicht, Fräulein."

„Was denn?"

„Den Fächer."

„Ach so, den Fächer."

„Wollen Fräulein Käthchen zu Bette gehen?" frug Hannah.

„Ja, sieh wie Du mit meinem Kleid zurecht kommst."

Hannah löste ihr behutsam Bänder und Schleifen. „Das ist einmal ein Kleid. Schade, daß Sie es so kurze Zeit heut' trugen!"

Käthe riß eine Schnur, die sich verknotet hatte und die das Jüngferchen sorglich zu entschlingen suchte, mit schnellem Griffe auseinander.

„Nein, so etwas," rief diese ganz erschreckt.

Da lachte Käthe und sagte: „Hänge es nur gleich draußen in den Schrank. So, nun kannst Du schlafen gehn. Sie brauchen Dich heut' Abend nicht. Ich werde wach sein, wenn die Andern kommen." Das Mädchen ging.

Käthe blieb allein und lehnte sich wieder an das offene Fenster. Sie seufzte tief auf. Es fröstelte sie und sie warf ihr Morgenkleid über, trat vor den Spiegel und nahm eine Nadel aus ihrem Haar. Eine dunkele Rose, die es geschmückt hatte, fiel zur Erde. Sie bückte sich darnach, hob sie auf, blickte lange darauf hin und legte sie dann achtlos bei Seite, schüttelte das Haar zurück und steckte es wieder zusammen.

Jetzt ging sie zur Thür hinaus in den Garten. Sie lief den Weg entlang, der den bewaldeten Hügel, welcher zum Besitzthum gehörte, hinanführte, trat unter die leise rauschenden Bäume und verfolgte den schmalen aufwärtsstrebenden Pfad weiter. Lichter und Schatten fuhren zitternd über den Boden hin.

Jetzt hatte sie die Höhe erreicht. Ein ziemlich geräumiger Wiesenplatz lag vor ihr, rings von Buchen umgeben. Inmitten des freien Platzes erhoben sich, vom Monde hell beschienen, Mauern im Bau. Balken und Bausteine lagen umher. In schönen weiten Bogen dehnte sich eine Seite der quadratisch angelegten Grundmauer und überragte die übrigen. Der umschlossene Raum war nicht weitläufig, und es schien mehr darauf abgesehn, einen Aufenthalt zu gewinnen, um in glücklichen Tagen, in schöner Umgebung

frohe Stunden zu verleben, als eine Wohnung zu schaffen, um Tage und Jahre darin auszuhalten.

Das Mädchen kniete sich auf einen behauenen Stein und ließ ihre Augen über das begonnene Werk hingleiten.

„Er hat Recht," sagte sie, „die Säulen durften nicht höher werden!" — Damit sprang sie auf und ging rasch über den freien Platz.

Vor einem Gitter stand unsere Käthe jetzt und schien nicht übel Lust zu haben, noch weiter vorzudringen, aus dem beengenden Besitzthum sich in das Freie zu wagen. Sie versuchte ein niederes, breites Lattenthor zu öffnen und fand es verschlossen. Ermüdet wendete sie sich um, legte die Arme übereinander und der Mond konnte sehen, wie ein bewegtes, sehnsuchtsvolles Antlitz zu ihm aufblickte.

Langsam ging sie wieder zurück, einen andern Weg hinab, als der war, den sie aufgestiegen. Er führte in wenigen leichten Windungen am westlichen Abhang nieder. Kein Laut war rings zu hören. Kein Luftzug bewegte die jungen Blätter. Fast schleichend ging Käthe vorwärts. Jetzt vermied sie den knirschenden Sand, schlüpfte zwischen Sträuchern auf dem weichen, erdigen Grunde hin. Ein Lichtschein fiel durch die Büsche. Behutsam bog sie die Zweige auseinander und schaute nach dem Häuschen, das im Dunkeln unter hohen Bäumen vor ihr lag, grünbewachsen bis an den Giebel.

Auf dem Tisch, unter den Fenstern leuchtete eine Lampe, die helles Licht auf ihre nächste Umgebung warf.

Vor dem Tisch saß ein Mann in einem dunkeln Mantel gehüllt. Er schien gelesen zu haben, hielt das Buch noch in der Hand und hatte sich wie in Gedanken versunken in den Stuhl zurückgelehnt.

Käthe blickte unverwandt auf ihn hin.

Eine Nachtigall schlug ganz nahe im Busch und der Mond lag über dem frischen Grün und ließ jedes Zweiglein schimmern.

Sie schlich näher.

Der Einsame, der vor seinem Hause die stille Nacht angenehm genoß, schien in seinem Frieden durch die herannahenden Schritte gestört und richtete sich im Stuhle auf.

„Käthe," rief er. „Wahrhaftig, es ist die Käthe!"

„Reichlin," und sie sprang leicht zu ihm hin. „Ach, Reichlin!" sagte sie noch einmal, als sie neben ihm stand.

„Das ist hübsch, daß Du kommst; aber jetzt, so spät? Was willst Du?" Und er strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Was soll das? Ich denke Du vergnügst Dich und tanzest?" sagte er liebenswürdig böse, „statt dessen schleichst Du hier im Dunkeln umher. Was fällt Dir ein! Sag mir, was hast Du?" frug er von Neuem.

Die Thränen traten ihr in die Augen.

„Nichts, gar nichts — jetzt weiß ich's kaum."

„Du bist aus der Gesellschaft gelaufen?"

„Ja," antwortete sie kurz.

„Weshalb? haben sie Dich schlecht behandelt?" frug er.

„Nein."

„Du hast nicht getanzt?"

„Ja doch, hier ist meine Tanzkarte."

Sie griff nach ihrem Kleide. „Nein, hier nicht, zu Hause."

„So," sagte er, „und weshalb bist Du denn ausgerissen?"

„Glaub' mir," sagte sie, „ich passe nicht in eine Gesellschaft — ich will leben. Ich möchte immer ganz leben. Verstehst Du, wie ich das meine? Weißt Du, ich möchte immer wahr sein. Hier im Garten, wenn ich pflanze oder grabe, oder im Gewächshaus arbeite, oder mit Dir rede, da sehe und fühle ich auf der Welt nichts von Lüge, nichts von Kränkung, nichts von Liebloſigkeit. Was Du sprichst, das weiß ich, könnte mir Leben bringen, wenn ich klug gewesen wäre. Zu Allem, was Du sagst, habe ich Vertrauen, und verschweige ich Dir etwas, habe ich gar nicht das Gefühl vom Verschweigen; mir ist als wüßtest Du Jedes von mir. Und bei meiner Arbeit im Garten geht Alles klar vor sich. Es keimt und wächst und will größer werden und will etwas erreichen und geht dann zu Ende; aber ohne Schrecken, so ruhig wie es kam. So gefällt mir das Leben," sagte sie fest, „da scheue ich mich nicht davor, genau zu wissen, was mein Herz will, so gut Alles zu seiner Vollkommenheit strebt, so thue ich es auch. Jedes kleine Kraut, jedes, jede Pflanze zeigt, daß Alles darnach strebt, seine Höhe zu erreichen. Und wenn ich so darunter bin, fühle ich mit, und was ich mein Ziel nenne, das weißt Du, das ist die Empfindung vom allerhöchsten Glück — dann fühle ich, es wird kommen, so sicher, wie die Blüthe aus einer Staude, die schon auf sie wartet. Aber kaum bin ich unter Menschen, da ist mit einem Mal alles Einfache im Denken und Fühlen nicht mehr da. — Den wenigsten sehe ich an, daß sie nach etwas Schönem streben, und fast Keinem traue ich zu, daß er Glück kennt. Ich mag und will nicht," sie hob die Stimme heftig, „im Beispiel sehn, daß das Leben nicht so ist, wie ich es hoffe," dann setzte sie innig hinzu: „Es ist tiefer, als Du denkst, Reichlin, wenn ich Dir sage: Ich wollte, ich brauchte nicht wieder mitzugehen."

„Sie sollen Dich nicht wieder mitnehmen," sagte er leichthin, „wenn Du nicht willst, bleib hier, schwatz mit mir, die Frauen dort verstehn Dich nicht und Du sie nicht. Im Ernst," sagte er in einem andern Ton, „Du weißt auch vom Leben nichts; aber es wäre doch wohl nöthig, daß Du es kennen lerntest, wie andere Leute auch."

„Glaubst Du," begann Käthe, „daß ich dann anders reden würde. Ich glaube das nicht. Das Leben, wie sie es nennen, werde ich nie kennen lernen aus meinem Leben."

„Wie meinst Du das?"

„Ganz unklar, Reichlin. Hier, jetzt bei Dir und zu Hause und wohin

ich mich im Geiste versetze, überall fühle ich nur mich, im Unglück wie im Glück; über mich selbst, über die dumme Käthe komme ich nie und nirgends hinaus."

Sie schwiegen Beide, dann nahm sie das Blatt verstohlen aus ihrem Kleide und sagte: „Reichlin, ich habe etwas für Dich," und begann ernsthaft, indem sie es in der geschlossenen Hand hielt: „Du mußt mir versprechen, nichts dagegen zu sagen. Lies es, als spräche ich mit Dir."

Er nahm ihr das Blatt aus den Händen und las halblaut:

„Was ist meinem Herzen?"

„Nicht laut, ja nicht laut!"

„Was ist denn dem Herzen?" frug er und sah sie wie besorgt an.

„Lies doch," sagte sie fast heftig. „Sprich aber nichts darüber."

Er las und blickte dann auf.

„Ganz gut, Käthe."

„Dir gefällt es?" frug sie.

„Ja, die Gedanken, die Empfindungen; — aber der Ausdruck, Käthe, der Ausdruck!"

„Du solltest ja nichts dagegen sagen."

„Merke Dir nur," fuhr er fort, „daß gerade die anscheinend formlosen Gedichte unerbittlich in der Form sind. Der Rhythmus ist unerbittlich. Wir wollen ein andermal darüber sprechen. Darf ich das Blatt behalten?"

„Ja, es ist für Dich."

„Du bist ein Narr, Käthe," sagte er, und strich ihr sanft über das Haar.

„Wie denn?" Sie hatte sich von der Bank erhoben und sah ihren Freund scheu an.

„Bleib nur," sagte er, und faßte ihre Hand. „Da glaubt meine Käthe, ihre Sehnsucht gelte der Unendlichkeit, dem Unfaßbaren und hat nicht den Muth zu gestehen, daß sie ganz Sehnsucht ist, ganz Hoffnung, wie andere dumme Mädel auch."

Wie in Gedanken versunken, ließ Käthe sich wieder neben ihm nieder und sah hinauf in die dunkeln Baumkronen und sagte nach kurzem Schweigen aus ihren Gedanken heraus mit tiefbewegter Stimme:

„Ach Du weißt gar nicht, wie gern ich lebe!"

„Was hast Du, Käthe?" frug er und faßte ihre Hand.

„Es ist schmerzlich," fuhr sie fort, „und so unruhevoll, daß alles Gefühl die Sehnsucht wie einen Schleier erst bei Seite schieben muß, damit man sehen und empfinden kann. Der liegt," fuhr sie langsam fort, „über Allem, was ich denke und will."

„Kennst Du die Sehnsucht so genau?" frug er liebevoll.

„Ja," sagte sie in einem wie hilfesuchenden Ton. — „Die kenne ich, wie Nichts auf der Welt." Sie erhob sich hastig, um zu gehen, und gab ihm die Hand. Reichlin hielt sie zurück.

„Bleib, Käthe. — Wann haſt Du das geſchrieben?“ Er zeigte auf das Blatt, das vor ihm auf dem Tiſche lag.

„Jetzt, vorher,“ erwiderte ſie.

„Biſt Du mit Dir zufrieden, freut Dich das?“

Käthe ſchüttelte den Kopf. Dann ſagte ſie: „Gar nicht, jetzt nicht — das Wenigſte habe ich ſchreiben können. Es iſt mir, als hätte ich das Beſte wieder verloren. — Ich kann Nichts zu Ende denken. Das iſt wohl dumm — das peinigt mich oft.“

„Setz' Dich,“ ſagte Reichlin, lehnte ſich zurück, blies den Rauch ſeiner Cigarrette in die Luft und ſchaute den Wölkchen nach, die in der lauen Nacht leiſe fortzogen, und ſagte, ſie lächelnd anſehend: „Ja, nichts auf der Welt läßt ſich zu Ende denken. Es iſt kein Gedanke, der ein Ende verträgt. Jeder führt, endlos weiter gedacht, zu ſeinem Gegenſatz und zu ſich ſelbſt zurück. Das verſtehſt Du wohl nicht?“

„Es wird ſo ſein,“ erwiderte ſie.

Man hörte ihr an, daß ſie in etwas ſie Bewegendes befangen war, als ſie weiter ſprach: „Aber Hoffnung erreicht ihr Ende, wenn ſie erfüllt wird. — Dagegen kannſt Du nichts ſagen. Du nicht und Niemand. Und erreicht ſie es dadurch nicht und iſt ſo mächtig — ſo —“ ſie preßte die Hände an die Stirn und lehnte den Kopf etwas zurück, „dann erreicht ſie es auch; aber anders — anders!“

Sie athmete ſchnell und erregt und während ſie noch im Sprechen war, ſtürzten ihr heftig Thränen aus den Augen.

„Was iſt Dir, meine Käthe?“ ſagte Reichlin ſanft und bog ſich über ſie.

„Auch ich will glücklich ſein,“ ſchluchzte ſie heftig. „Ich bin ſo voll Unruhe und Beſorgniß. Mir iſt bange, denn mir ſcheint, daß zu viel getragen werden muß. Immer Neues kommt — und die Erinnerung — die Erinnerung!“ rief ſie, „die will das Herz auch nicht freigeben, die laſtet ſchwerer darauf, als alles Gegenwärtige. Da lieg' ich Nachts und eine große Sehnſucht taucht auf. — Ach, Du weißt es nicht und Niemand,“ flüſterte ſie leidenſchaftlich. „Ich fühle, daß dies der Inhalt von meinem Leben iſt und bin erſtaunt und erſchreckt, wenn ſich noch Unendliches dazwiſchen drängt, und auch verlangt erfaßt zu werden — da liegt Alles, was ich erreichen will, mir ſchwer auf. Ich möchte leben!“ rief ſie. „Ich möchte arbeiten, Reichlin; aber nicht nur, um durch die Arbeit zu vergeſſen. — Ich möchte denken und arbeiten und doch glücklich ſein!“

Er unterbrach ſie nicht und ließ ſie in ihrer Bewegung über noch Unausgeſprochenes weiter reden. Sie ſprach unklar und deutete faſt nur die Melodie zu ungekannten Worten an. So hätte ſie ihr Geheimniß aller Welt anvertrauen dürfen, ohne befürchten zu müſſen verſtanden zu werden. Ihr Freund aber kannte ihre Weiſe, Vertrauen zu geben, und folgte ihren

Worten, wie er noch kurz vorher in seiner Einsamkeit mit Hingebung auf die abgerissenen Töne der Nachtigall gehört hätte, die geheimnißvoll aus der Dunkelheit drangen und eine wundersame Theilnahme in ihm erweckt hatten.

Nach seinem Aeußern zu urtheilen, gehörte er nicht in diesen stillen, abgeschiedenen Winkel und unwillkürlich mußte man sich ihn im großen Treiben des Lebens denken. Er hatte die vornehme Gelassenheit in den Bewegungen, die oft einem in sich abgeschlossenen Menschen zu eigen ist, Jemandem, der im Bewußtsein seines Werthes sicher in jedem Verhältniß aufzutreten gewohnt ist; auch die Art Liebenswürdigkeit im Ausdruck, die jeden Ausbruch von haltloser Leidenschaftlichkeit bei ihm als unmöglich erscheinen ließ, fehlte nicht, und war von den Eindrücken, die seine Person auf den ersten Blick machte, wohl der stärkste.

Er sah auf das junge Mädchen, die neben ihm saß und deren Hand er, während sie bewegt sprach, in der seinigen hielt, besorgt nieder.

„Käthe," sagte er, „wäre es nicht gut, wenn Du das, was Dich bekümmert, aussprächest — Nun, was denkst Du? Du solltest sehen, daß ein ausgesprochenes Wort löst und befreit."

„Ich kann nicht, Reichlin, ich kann jetzt nicht, zu Dir nicht, eher zu jedem Fremden. Mir ist das, was ich sagen will, zu tief in das Leben gegangen. Ich kann nicht davon sprechen."

„Du möchtest mir es nicht gestehen?"

„Doch Dir," erwiderte sie.

„Dann nimm die Kraft zusammen und sag es. Ich weiß, das wird gut thun. — Oder sag es einer von den Schwestern — der Mama."

„Nein, nein," rief Käthe, „wenn Jemandem, dann Dir. Zu Hause würden sie mich nicht verstehen; — lieber sterben, als es einer von den Schwestern sagen."

„Nun dann, meine Käthe, dann mir. Glaub mir, ich weiß schon mehr als Du denkst." Er neigte sich ihr zu.

„Wenn man mit so einem Mädel alle Tage spricht und kaum Jemanden Anderes zu sehen bekommt und wenn das Mädel so ein dummes Ding ist, meinst Du nicht, daß man es spürt, ob sie munter oder traurig kommt, und daß man nach und nach weiß, wie es um sie steht, auch ohne daß sie es sagt?"

„Du weißt es nicht, Reichlin."

„Ich sehe, daß meine Käthe nicht glücklich ist und habe das lange gesehen," fuhr er bewegt fort. „Denke doch, wie hübsch ich Dir geholfen habe, auch ohne daß Du mir gestanden hast, was Dich quält. Vertraue mir, ich weiß, das Leben bringt Schweres, und so ein tolles, heftiges Herz, wie Du, fühlt Alles doppelt schwer."

„Ach, Reichlin, wie gut Du bist!" flüsterte Käthe bewegt, bückte sich

auf seine Hand, die auf dem Tische lag und berührte sie leise mit den Lippen.

„Meinst Du das?“ sagte er. „Nicht wahr?“ Er faßte ihr Köpfchen zwischen beide Hände und sah ihr eigen in die Augen und sagte mit dem Ernste, der nur aus allertiefster Erfahrung entspringt: „Ob unser Glück kommt, oder nicht kommt, Beides ist Leben, Käthe.“

„Für Dich, Reichlin, Du überschaust es,“ sagte sie hastig und ihre Augen leuchteten schmerzlich auf, „wer aber darin steht,“ fuhr sie fort, „für den ist nur das Eine Leben, das Andere aber Tod, Unglück und Qual.“

„Ja, mein armes Ding, das ist so“ — sagte er, „das scheint so — Du fühlst es — sprich. Ich verlange es, daß Du sprichst. — Hörst Du?“ Er strich ihr über die Stirn, weil das Mädchen wie abwesend vor sich hin sah.

„Es ist der Traum,“ — sagte sie schwer aufathmend. — „Ich habe Dir gesagt, daß ich einmal etwas geträumt habe, was in Erfüllung gegangen ist.“

„Das hast Du oft — ja, und immer so erregt, wie ich nicht möchte, daß meine Käthe spräche. — Was ist es mit dem Traum?“

„Nichts, der Traum ist nicht wahr,“ erwiderte sie mit zitternder Stimme. „Ich habe es nicht geträumt.“

Er blickte mit einem ernsten Ausdruck auf sie nieder.

„Sprich Käthe,“ sagte er.

„Ich will wahrhaftig —“

„Nun —“

„Ich will es Dir sagen; aber so, wie ich gedacht habe, daß ich es Dir einmal erzählen könnte,“ begann sie erregt. „Die Schuld am Ganzen trägt ein Traum, doch ist es nicht so, verstehst Du? Willst Du es hören?“

„Ja,“ sagte er. „Vielleicht kommt der Augenblick nicht wieder, wo Du reden kannst. Du brauchst nur Weniges zu sagen —“

Käthe hörte kaum, was er sprach, sah unverwandt zur Erde nieder. Dann begann sie zaghaft, ohne aufzublicken. „Ich stand in einem Zimmer, das ist der Traum,“ fügte sie leise hinzu, „und Einer trat herein, den ich gar nicht kannte.“ Sie hielt inne.

„Meine gute Käthe!“

„Ich kann nicht; — nein, ich will,“ sagte sie und hob den Kopf. „Er sprach mit mir. Ich hatte einen Eindruck von seinem Bewegen, von der Art wie er sprach, und als ich erwachte, war es mir, als hätte ich einen Menschen kennen gelernt.“

„Sprich weiter, Käthe,“ sagte Reichlin.

„Den, den ich im Traum gesehen, dessen Stimme ich so deutlich hörte, — das heißt, es ist nicht wahr, ich habe es nicht vorher geträumt, ich erzähle es Dir nur so, der trat einmal wirklich zur Thür herein. — Du warst dabei, — auch noch Andere.“

Jetzt schwieg sie tief aufathmend.

„Käthe, — Du meinst" —

„Nein, nein, nicht den Namen nennen, bitte nicht!" Sie machte eine abwehrende Handbewegung und sah ihn flehend an. — Ihr Geständniß sollte ganz von Unausgesprochenem umgeben bleiben. Es schien als habe sie, um sich vielleicht zu entschuldigen und verständlicher zu machen, durch das Einflechten des Traumes in ihre Erzählung das Tiefe, Unerbittliche einer Leidenschaft andeuten wollen.

Ein naiver, mächtig fühlender Geist hat von jeher den Drang in sich gespürt, seinem leidenschaftlichen Empfinden einen nicht gewohnheitsmäßigen, sondern übernatürlichen Ursprung zu geben.

„Ich will Alles wissen," sagte Reichlin ruhig. „War es Ernst Santi?"

„Ja, Nicolaus, der war es," sagte sie plötzlich gefaßt.

„Du sahst ihn öfters?" frug er.

„Ja, drei Mal. — Ach, Du hast vielleicht wieder von ihm gehört?" Sie legte ihre Hand in die seinige.

„Nie wieder, seit zwei Jahren, seitdem er bei uns war, als Du und ich ihn sahen, nichts wieder," sagte Reichlin.

„O könnte ich Dir beschreiben," fuhr sie lebhaft mit erregter Stimme fort und blickte in die Höhe.

„Als er ging," fuhr sie langsam fort, — „Du weißt es ja, es war Gesellschaft bei uns, als ich ihn zuletzt sah. Zuletzt sprachen wir uns," sagte sie sinnend, „das war im Garten an dem Weigeliastrauch, der unten an dem Gewächshaus steht, da brach er mir einen Blüthenzweig von dem Strauch und hielt ihn mir in mein Haar, und sah mich an und sagte —"

Sie unterbrach sich. Es zuckte leicht um ihren Mund, ihre Stimme war unsicher, und sie preßte ihr Gesicht an den Arm ihres Freundes.

„Was er sprach, sage ich nicht, Reichlin. Später, nicht jetzt."

„Wie Du willst' — und er strich ihr leicht über die feuchte Wange.

„Ich wußte, Reichlin, daß er an mich denken würde — und wußte wie er denken würde."

„Als er ging," fuhr sie bewegt und unter Thränen fort, „hörst Du auch?" Sie hob den Kopf und sah Reichlin an. „Ach, Du hörst ja nicht, Du mußt es thun; denn ich sage nur wenig, und Worte sind so ein kleiner Theil von dem Wenigen."

„Nun, als er ging, meine Käthe?" frug er und hielt sie fest in den Armen.

Sie schwieg.

„Ich kann nicht, Reichlin. — Ich wußte damals, daß er nach Rom wollte, um dort lange zu bleiben und weil mir das Herz so schwer war, glaubte ich, daß ich ihn nicht wiedersehen würde. Und als ich ihm die Hand gab und er mich ansah und ich ihn wohl verstand, — Ihr wart Alle dabei, oben

im Zimmer — und Du ſtandeſt neben mir und haſt Nichts gemerkt, — da war es mir, als erſtarrte in mir jeder Gedanke vor Schmerz und Angſt, daß er in Wahrheit gehen würde. Ich konnte Alles nicht faſſen, nicht mein Glück und Nichts, das war ein angſtvolles Empfinden. Dabei fühlte ich, wie das, was mich umgiebt und durchdringt, auf eine entſetzliche Weiſe auf- und niederwogte. Ach, Reichlin," rief ſie ſchmerzlich und drückte ſeine Hand feſter, „und wenn ich jetzt an ihn denke und mir vorſtelle, ſeit wie lange ich nichts von ihm gehört habe, ob ich ihn wiederſehen werde, — ob er vergeſſen hat — ob er kommen wird, da ſchwanken meine Gedanken ſo zwiſchen Qual und Glück, daß ich oft Nachts, wenn ich nichts weiter wahrnehme, als was ich mir vergegenwärtige, vor Angſt vergehen könnte."

Sie hatte ihr Geſicht in Reichlins Mantelfalten verborgen, ſo feſt, als traue ſie es ſich lange nicht wieder zu erheben und ſprach faſt undeutlich, weil ihre Stimme ſich durch Thränen und Bewegung durchkämpfen mußte.

„Und ſo wie ich empfand, als er mir Lebewohl ſagte, ſo iſt es mir, als empfände ich oft, — und es quält mich, ſo wenig Herr über mich zu ſein," ſchluchzte ſie laut. „Seitdem bin ich nichts als Sehnſucht — nichts als Sehnſucht."

„Meine arme Käthe," ſagte Reichlin innig, „weshalb haſt Du nicht eher mit mir geſprochen. Wer weiß, Du hätteſt Dich nicht ſo gequält."

Er hielt das ſchmerzlich erregte Mädchen immer noch, wie zum Schutz, in ſeinen Armen und ließ ſie, wie ein Kind, ſich ausweinen. Als ſie anſcheinend ein wenig ruhiger war, frug er mancherlei, was ſich auf den Erſehnten bezog — und die ſanfte, volle Stimme ihres Freundes von dem lang verſchwiegenen Geheimniß reden zu hören, machte auf Käthen einen eigenthümlich lebensvollen Eindruck, ſo daß es ihr mitten in der Zuſammenfaſſung ihrer jahrelangen Erwartung war, als müſſe Alles, wenn er davon wiſſe, gut werden. Ihr Herz ſchlug weniger heftig und ſie athmete ruhiger.

Reichlin frug: „Was thatſt Du damals, als er gegangen war, ſprachſt Du mit mir, blieben wir noch zuſammen?"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Von der Nacht, als ich allein war, rede ich nicht, auch nicht mit Dir. Eins will ich Dir ſagen, ich ſuchte, um meiner Herr zu werden, nach etwas, das Gleichgewicht mit meinen Schmerzen hielt, und fand es in der Todesangſt. Ich habe damals ein paar Gedanken, das weißt Du ja, aufgeſchrieben. Dir war das nicht recht, erinnerſt Du Dich noch?"

Sie ſprach das lächelnd.

„Ich möchte Dir noch etwas ſagen," begann ſie nach einer Weile, „es iſt dumme Einbildung; ich kenne ein ſo wunderliches Gefühl; manchmal, ich ſagte es Dir ſchon, wenn ich meinen Gedanken nicht folgen kann, oder wenn die Todesangſt kommt," das ſagte ſie tief erregt, „oder wenn ich mir vorſtelle, wo er wohl gerade ſein mag, weshalb er nicht kommt, was er thut,

ob er kommen wird, da ist es mir, als erstarrte ich. — Es ist Einbildung, aber beinah schrecklich."

„Sprich Käthe," sagte Reichlin.

„Ach, daß ich mit Dir habe reden können, Nicolaus; aber sag' etwas. Es ist doch ein wunderliches Gefühl, von dem ich eben spreche. — Vielleicht gehört es zum Leben, vielleicht empfinden wir Alle so. Es giebt Gedanken, die zum Erstarren sind, und ich verwundere mich noch darüber, daß es mir geht wie allen Andern."

Von Neuem weinte sie leise und immer heftiger.

Es giebt wohl keine tiefere Bewegung, als das mühselige Aussprechen eines lange verschwiegenen Leides. Alle tausendfach gefühlte Qual drängt sich da zusammen und ringt nach Worten. Jede in tiefer Sorge verbrachte Stunde taucht vor der Seele auf, man möchte sie voll begreifen lassen. Man will leidenschaftlich Unaussprechliches zum Ausdruck bringen und empfindet voll die Unzulänglichkeit, ja Unmöglichkeit, sich mitzutheilen.

Doch zum Troste, wenn wir von den Worten enttäuscht ablassen, stellen sich die heißen Thränen ein, die allein die Wahrheit reden können.

Käthe hatte versucht auszusprechen, und sie fühlte, daß es über ihre Kräfte ging, da überließ sie sich ihren Thränen ganz. Aber sie weinte unaufhaltsam und durchbebend, und er hielt das arme, zitternde Geschöpf fest an sich gedrückt und dachte, wie ihr für den Augenblick zu helfen sei. Die ganze Gewalt ihrer leidenschaftlichen Natur tobte in ihr und sie schien immer weniger im Stande, sich zu fassen.

„Du hast Dich lange gequält, mein Herz, und warst immer gut, — nicht mißlaunig, unartig manchmal," sagte er in liebevollem Ton. „Ich denke, was für ein gutes Geschöpf Du bist und so hübsch klug. Wir wollen glauben, daß Alles gut wird — und ich helfe Dir, Du sollst sehen, ich helfe Dir." Es war, als beruhigten das Mädchen die wenigen Worte schon, die er wie zu einem Kinde tröstend sprach. Sie hielt seinen Arm weniger fest umklammert und athmete langsam tief und ruhig auf. Es verging eine gute Weile und Käthe weinte immer leise fort.

Reichlin strich ihr hin und wieder sanft über Haar und Wangen und sah in Gedanken versunken vor sich hin.

„Was mach ich nur mit Dir?" sagte er. „Wenn Mama nach Hause kommt, wird sie böse sein, daß sie Dich nicht findet. Komm, suche ruhiger zu werden. Ich möchte Dich so nicht von mir gehen lassen. Weine nicht mehr." Er hob ihr das Köpfchen in die Höhe. Sie hielt ihr Taschentuch fest in den Fingern und er nahm es ihr sachte und trocknete die Thränen damit. Da lächelte sie und lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter. Die erste Morgendämmerung erhob sich im Osten, und Reichlin sagte: „Die Sonne wird kommen, — und wenn andere Leute an das Aufstehen denken, geht meine Käthe schlafen. Wie soll ich Dich nur trösten? Du bist noch so jung, deshalb hoffe

Du. Es giebt viel Glück auf Erden; aber Käthe, es giebt auch eine Art, Glück und Unglück zu ertragen, die ich Dir lieber noch als Glück selbst schenken möchte. Stell Dir vor, unsere Gedanken, Freuden und Qualen steigen wie aus der Erde auf, berühren und treffen uns, gehen über uns hinweg wie das Rauschen des Windes über die Wipfel der Bäume. Wir haben weniger Theil an unseren Gedanken, an unserm Glück und Unglück, als wie es uns scheint, wir sind weniger wir selbst, wir sind mehr Theil des Ganzen. Versteh' das, meine Käthe. Gewöhne Dich daran, nicht an Dich als an ein von allen Uebrigen abgesondertes Geschöpf zu denken, dann mußt Du fühlen, daß wir unabwendbar über uns ergehen lassen müssen, was wir mit Jedem und Allen zu tragen haben. Was über uns hereinbricht, ist unabwendbar und es bleibt nichts, als zu dulden und zu tragen und von je höherem und umfassenderem Standpunkt wir es anschauen, desto gelassener werden wir sein und desto leichter wird uns Alles werden. Das ist ein Trost. Vielleicht begreifst Du ihn einmal. Ich möchte, jede bewegte und jede schicksalsvolle Stunde öffnete Dir den Blick weit und groß, so wie ich es zu Deinem Allerbesten wollte."

„Ja", flüsterte sie und lehnte ihr Köpfchen wieder ermattet an ihn, aber innig, und in dieser Bewegung lag ein Ausdruck hingebendster Dankbarkeit.

„Ich wollte, daß ich so werden könnte, wie Du es wünschest," sagte sie — gab ihm die Hand und erhob sich. „Gute Nacht."

„Soll ich Dich begleiten?" frug er.

„Ich fürchte mich nicht," antwortete Käthe. „Es wird immer heller, ich gehe allein. Ich will so werden, wie Du es möchtest. Sie drückte ihm noch einmal die Hand, sah im Gehen wieder zu ihm zurück und war bald den Weg entlang verschwunden.

* * *

Ob es wohl wirklich Trost war, den unsere Käthe nach den wenigen Worten ihres Freundes empfand? Oder war es Müdigkeit und Dumpfheit, die ihr Ruhe brachte, oder die Stimme Reichlins, die ihr tröstlich zu hören war? Wer weiß?

Was er zu ihr sagte, wurde von ihm gewißlich empfunden. Manchem mag es als ein nutzloses Bemühen erscheinen, ein junges Geschöpf aus seiner natürlichen Sphäre, die das allerpersönlichste Hoffen, Verlangen und Leben ist, herauszureißen, und einen Trost aufzunöthigen, der der Jugend, die durch ihre Gaben und Vorzüge sich aus den Massen zu erheben scheint, fernliegt, die den Tod als etwas Unwahrscheinliches darstellen möchte, und das Glück als Lebenselement.

Wer bedenkt, daß Käthe und Reichlin seit Jahren sich kannten und Reichlin wußte, daß sich seit lange in dem Mädchen Zweifel und schmerz-

liches Erwarten geregt hatten, der wird zugeben, daß, da ihre Jugendlichkeit sie nicht sieges- und glücksgewiß gemacht hatte, er ihr die Vortheile und Anschauungen künftigen Lebensalters wohl vor der Zeit offenbaren durfte.

* * *

Nicolaus war erst durch den Tod seines Bruders, Alexander Reichlin, der mitten aus erhöhter Thätigkeit gerissen wurde, der Familie näher getreten. Der Bruder hatte eine Maschinenfabrik übernommen und war in das Städtchen übergesiedelt, hatte sich angekauft und sein Vermögen zur Vergrößerung und Erneuerung der Fabrik verwendet. Die unausgesetzte Arbeit und Ueberanstrengung beschleunigten bei ihm den Ausbruch eines Nervenleidens. Mit widerstrebendem Herzen hatte er sich entschließen müssen' das begonnene Werk unvollendet zu lassen und in Abgeschiedenheit und Ruhe seine Wiedergenesung zu erhoffen. Er war nach Italien gereist, um dort mit seinem Bruder zusammenzutreffen. Die Ueberzeugung bei diesem Bruder Ruhe und Hilfe zu finden, hatte ihn hoffnungsvoll zu dem Entschlusse getrieben. Er starb in Italien. ——

Als Nicolaus Reichlin nach Alexanders Tode kam, um die Leitung des in der Zeit der Krankheit des Besitzers schlecht verwalteten Geschäftes zu übernehmen, erwartete man einen wunderlichen, verdüsterten Sonderling erscheinen zu sehen, der dem Bilde gliche, das man sich aus allerlei Nachrichten über ihn im Voraus gebildet hatte. Und man war erstaunt, einen ruhigen, liebenswürdigen, durchaus vornehmen Mann zu finden, der allerdings mit größter Zurückhaltung sich von allem Verkehr abschloß, aber auf Jedermann, der ihm nahe kam, einen eigenthümlichen Eindruck machte. Man wußte von ihm und seinem Vorleben nichts eigentlich Bestimmtes. Man erzählte sich, daß er nach beendetem Studium nach Italien gezogen, daß er dort in Allem, was Kunst heißt, aufgegangen sei, daß er in eine vornehme Römerin sich verliebt, und die Ehe mit dieser nach kurzer Zeit wieder gelöst habe. Danach aber wußten sie, daß er lange Jahre wie ein Einsiedler auf Capri zugebracht hatte.

Reichlin hatte damals bei seinem Eintritt in das Geschäft böse Zeiten durchzumachen gehabt. Man wußte auch, daß er gleich anfangs mit einem Theil seines Vermögens einstehen mußte, um das Ganze im Gang zu erhalten.

Für Käthe, die älteste Tochter seines Bruders, hatte er von der ersten Zeit seiner Ankunft an ein lebhaftes Interesse gezeigt. Er übernahm ihren Unterricht. Sie war täglich stundenlang in seiner Gesellschaft und er schien sich an dem Zutrauen, welches das Kind ihm zeigte, zu erfreuen.

Er mußte Schweres durchlebt haben, mußte arm an Glück sein, das zeigte seine Hingabe zu dem jungen Geschöpf, das von Niemandem als etwas so Ausgezeichnetes betrachtet wurde, daß es begreiflich gewesen wäre, daß

ein Mann wie Reichlin all' seine Fürsorge, Zeit, seine Güte an sie verschwendete.

„Er ist ein närrischer Kerl," sagten die Bekannten, die im Hause verkehrten und sahen, welchen Aufwand dieser Reichlin trieb, um die Launen und Einfälle des jungen Mädchens zu befriedigen.

Man staunte über die Anlage zu einer Gärtnerei, die mit einem Mal geschaffen wurde.

Reichlin hatte dazu ein Stück Land angekauft, das er von seinem Fenster aus überblicken konnte, und wo Käthe täglich, unter Anleitung des alten Gärtners Friedrich, arbeitete. Sie hatten ein Gewächshaus aufführen lassen, in dem das Mädchen Winter und Sommer von frühesten Morgenstunden an beschäftigt war. Jetzt bauten sie einen Pavillon und Käthe zeichnete und entwarf die Gartenanlagen, die ihn umgeben sollten. Er unternahm mit ihr Ausflüge nach wohlrenommirten Gärtnereien, als läge alles Heil daran, daß sie das Handwerk von Grund aus lernte und als wäre etwas verloren, wenn sie es nicht thäte.

So verschwendete er für seinen Liebling, wie nur Jemand es thun kann, der alle Güte und Liebe auf ein einziges Wesen gesetzt hat.

Anna Reichlin, die Mutter Käthes, hatte das sich innige miteinander Einleben der Beiden zuerst verwundert mit angesehn, dann aber hatte der ungewohnte Bildungsweg, den Reichlin für ihre Tochter gewählt hatte, sie mit Besorgniß erfüllt, wenn sie an die Zukunft des Mädchens dachte, die ihr nicht mehr so einfach vor Augen lag, wie es ihr für ihre Tochter wünschenswerth erschien.

* * *

Als Käthe Nicolaus Reichlin verlassen hatte, schlüpfte sie die Wege nach ihrem Zimmer zurück, schloß, als sie wieder eingetreten war, Thür und Fenster und legte sich zur Ruhe. „Er wird mir helfen," sagte sie leise und schloß friedlich die Augen.

Nach einer Weile erwachte sie wieder. Sie mußte eben erst eingeschlafen sein. Jemand bewegte sich in ihrem Zimmer.

„Käthe, wachst Du?" rief leise eine Stimme.

„Ja, Mutterchen," erwiderte sie.

„Ist es Dir wirklich nicht wohl gewesen?"

„Nein," sagte Käthe und richtete sich in dem Kissen auf, „mir ist ganz wohl; aber weißt Du, ich halte es unter den Leuten nicht aus — Du kannst es glauben. Ich passe nicht zu ihnen; sie bekümmern sich auch nicht genug um mich. Wie haben sich Marie und Lilli vergnügt?"

„Gut. — Mitgenommen wirst Du so bald nicht wieder," sagte die Mutter in erregter Weise, „man kommt in die größte Verlegenheit, wenn Du so mir nichts Dir nichts davonläufst."

„Nimm mich nicht wieder mit, aber sei nicht böse," bat Käthe und faßte nach der Mutter Hand.

„Geh, wer wird sich immer in allen Dingen so nachgeben," seufzte diese auf, machte ihre Hand, die Käthe zwischen den ihrigen hielt, energisch frei und ging zur Thüre.

„Du wirst doch wohl böse sein," rief das Mädchen ihr nach und verbarg das Gesicht in den Kissen.

„Nicht wahr, morgen kommt Mariannens Bräutigam?" frug sie, wie es schien, um noch schnell auf etwas Anderes zu kommen.

„Ja, morgen." Mit diesen Worten ging die Mutter zur Thür hinaus. Jetzt öffnete sich das Nebenzimmer und die Schwestern traten ein, zwei hübsche Mädchen, Marianne trug ein Licht in der Hand, trotzdem der Morgen schon stark dämmerte, und setzte es auf den Tisch.

„Sie ist in Gedanken," sagte Lilly und blies es lachend aus. — „Ich werde es Heinrich erzählen, was Du Alles verkehrt gemacht hast in den letzten Tagen, der wird sich freuen, daß Du vor lauter Erwartung" — hier brach sie in ihrer Lebhaftigkeit ab und wendete sich zu Käthe.

„Wir sind Alle recht bös auf Dich," begann sie ausdrucksvoll.

„Das weiß sie," erwiderte Marianne, „aber deshalb macht sich die Prinzeß nicht viel Sorge."

„Doch," sagte Käthe.

„Nun, dann würdest Du der Mutter nicht jedesmal, wenn Du die Gnade hast mitzugehen, einen neuen Aerger machen." Damit gingen die Beiden in ihr Stübchen, ließen die Thüre hinter sich zufallen, und lange noch hörte Käthe sie schwatzen.

* * *

Am andern Morgen war unter den großen Buchen der Kaffeetisch gedeckt. Die Mutter saß mit Lilly und Marianne, die frisch in die Helligkeit hineinsahen, schon eine Weile beim Frühstück. Der gestrige Abend wurde eifrig durchgesprochen und die Erwartung von Mariannens Bräutigam, der am Abend kommen wollte, um einige Tage mit seiner Braut zu verbringen, belebte Alle und ließ sie den schönen Frühlingstag voll empfinden.

Den Weg herauf kam Reichlin; die Drei bemerkten ihn erst, als er ganz nahe gekommen war.

„Guten Morgen!" rief er mit klangvoller Stimme.

„Onkel Nicolaus," sagten die Mädchen und standen auf. Er trat zu ihnen an den Tisch und reichte der Mutter die Hand.

„Guten Morgen," sagte er noch einmal, „wo ist Käthe?"

„Die schläft noch," erwiderte die Mutter kurz. „Gestern war sie wieder nicht zu halten. Kaum daß sie ein paar Stündchen geblieben ist. Ach, Nicolaus, Sie sollten doch versuchen —" sie seufzte tief auf.

Da kam Käthe und die Mutter brach in dem, was sie sagen wollte,

ab. Reichlin ging Käthe entgegen und reichte ihr die Hand. „Gut geschlafen?“ Er blickte sie theilnahmsvoll an, als wollte er durch diesen Blick es ihr erleichtern, die gestrige vertrauensvolle Stunde mit dem kommenden Tage zu verbinden.

„Ja, und lange geschlafen,“ erwiderte sie lächelnd, ohne jedes Eingehen auf seinen Ernst.

„Komme mir bald nach, wir müssen nach dem Pavillon sehen,“ sagte er, grüßte und war hinter dem Hause verschwunden.

„Also willst Du heute wieder nicht mit uns arbeiten?“ frug die Mutter, als Käthe um Erlaubniß gebeten hatte, bald gehen zu dürfen.

Käthe antwortete nicht gleich und dann etwas zaghaft: „Ich werde bei Reichlin zu thun haben, denk ich.“

„Denke ich,“ lachte Marianne auf, „als wenn sie das nicht so genau wüßte, wie irgend etwas.“

„Nun, geh nur,“ sagte die Mutter. „Marianne wird Dir einmal für Deine Hilfe an ihrer Aussteuer recht dankbar sein müssen.“

„Soll ich bleiben?“ frug Käthe zögernd.

„Nein, geh.“

Sie trank schnell ihr Glas Milch, hing ihren Hut an den Arm und fort war sie.

Sie holte Reichlin im Walde ein. Beide gingen eine Weile schweigend neben einander her. Er blieb stehen und schlug seinen Mantel gegen den leichten Ostwind fester um die Schultern.

„Was mir einfällt,“ begann sie lebhaft, denke Dir, Palratilla wächst am westlichen Abhange vom Buchenberg, ganz nahe der kleinen Schlucht, Du weißt doch? Wir müssen aber bald hingehen, jetzt steht sie schon in voller Blüthe.“

Das sagte sie, weil Reichlins Schweigen sie bedrückte und ihr nichts Anderes beifiel. Das Herz klopfte ihr bei jedem Athemzug.

Sie kamen auf den uns schon bekannten Wiesenplatz, auf der Höhe des Hügels.

Lebendig regte es sich jetzt da oben, Arbeiter waren beschäftigt, Steine zu behauen. Auf dem Gerüste an der Rundmauer standen Zwei und legten die letzte Hand an eine Reihe kleiner Säulen, die oben schon fest auf der Höhe der Rundmauer standen.

„Siehst Du, Käthe,“ sagte Nicolaus, „glaubst Du mir, daß wir in vier Wochen fertig werden?“

„Du wirst Recht haben,“ erwiderte sie. „Gestern Nacht war ich hier und stellte mir vor, wie das Dach auf den Säulen ruhen würde, und begriff vollkommen, daß sie nicht höher sein dürfen. Es wird ganz herrlich werden, wenn man in dem Rundbau steht und die Buchen zwischen Dach und Mauer hereinschimmern. Ein wenig hab ich doch zu dem Gedanken mit beigetragen, nicht wahr?“

„Ja, Käthe, übrigens die glücklichste Idee bei unserm Bau ist der quadratische kleine Vorhof, der giebt dem Aufenthalt etwas Abgeschlossenes."

„Wenn sie sich nur beeilen," begann Käthe lebhaft und trat durch die halbgeöffnete Thüröffnung in den Vorhof, wie sie ihn benannt hatten, ein. „Man muß an's Pflanzen denken. Die Winden vertragen das Verpflanzen sonst nicht mehr. Auch all' die andern Pflänzchen sind schon weit heraus und die Kürbisse, die muß ich Dir zeigen, thun, als wollten die Gefäße sprengen. Wenn die nicht bald versetzt werden können, das wäre sehr zu ihrem Schaden; aber Du sollst sehen, im August haben wir einen grünen Vorhof; nur hie und da wird man von der Mauer noch etwas sehen. — Laß uns jetzt die Rosen betrachten, ich habe Dir es noch gar nicht gesagt; aber einige und die allerschönsten gerade, haben Knospen angesetzt."

Rings um das Gartenhaus waren Rosenstöcke und Sträuche auf dem Wiesenplatz willkürlich verstreut.

Käthe blieb vor manchen stehen, bog behutsam die Krone herab und zeigte ihrem Freunde, indem sie zart die röthlichen Blättchen auseinanderbog, die Boten des künftigen, farbenreichen Sommers.

Dann gingen sie mit einander den Hügel hinab, um zu sehen, ob Friedrich an Stelle der Langschläferin Käthe seine Arbeit gethan hätte.

Als sie in die Nähe des Gewächshauses kamen, lief sie voraus. Sie freute sich jeden Morgen neu, ihre schönen Pfleglinge wiederzusehen, an anderen Morgen machte sich Käthe schon in erster Frühe an die Arbeit. Auf dem niedern Glasdach, auf das sie zugingen, lag die Sonne. Einige Scheiben waren mit leichten Binsenmatten verdeckt; andere halb geöffnet und das frischeste Grün schimmerte durch jede Lücke und durch das dunstige Glas.

Nahe der Thüre stand ein über und über blühender Weigeliastrauch, dessen lange schwanken Zweige sich unter der rosa Blüthenlast gesenkt hatten.

Käthe blieb davor stehen und als Reichlin zu ihr trat, sagte sie: „Sieh nur, wie schön er blüht."

„Ja, das ist Dein Strauch," gute Käthe erwiderte er und legte ihr die Hand auf die Schulter. — „Ich gehe jetzt, Du wirst heute Morgen nicht viel zu thun finden. Wenn Du nachgesehen hast, komme zu mir."

Er ging und Käthe öffnete die Thüre, die in das Gewächshaus führte. Das war ein beglückender, lebensvoller Raum, in den sie trat. Die stille, feucht durchwärmte Luft umgab jedes Knöspchen, jedes Blatt heilsam. Kein Staub, kein Windzug! Alles war hier heimlich und geborgen.

Jeder Platz in dem kleinen Glashaus schien sorgsam ausgenützt zu sein. Es waren hier keine voll entwickelten Pflanzen zu sehen, außer zwei großen, schönen Palmen, die gleichsam in ihrer Vollkommenheit den andern zum Vorbild aufgestellt zu sein schienen, denn zwischen ihnen auf einem dunkelfeuchten Holzgestell standen verschiedene Sorten der breit- und schmalblätterigen Phönixpalme, auch ein paar kleine Fächerpalmen, die ihre ersten Blätter hellgrün und frisch entfaltet hatten, daneben Kamelienpflanzen,

kräftig gedrungene Dinger, die nächsten Februar und März es wohl zu Blüthen bringen würden. — Und über den Heizungsröhren, ganz am Fenster, eine Reihe Azaleen, an denen hie und da eine verspätete Knospe noch von vergangener Blüthenpracht übrig geblieben war. Eine kleine rothscheckige Azalie trug sechs schön entwickelte Blumen. Es war das erste Mal, daß sie blühte, und Käthe richtete jetzt ihre besondere Aufmerksamkeit auf diesen Schützling.

Die verschiedensten Sorten weißer und rother Primeln, Reseda, Pelargonienpflänzchen, allerlei Kasten mit Sämereien und Stecklingen füllten jedes Winkelchen.

Am Ende des Treibhauses war ein kleiner Raum, durch eine festgefügte Glaswand abgetheilt; dahinter schimmerte es grün und feucht, feinblätterig und zierlich. Der warme Dunst hing tropfend an den grün überlaufenen Scheiben, von denen Käthe eine öffnete, behutsam, damit nicht viel kühlere Luft in die warme Feuchtigkeit dringen sollte. Auf tief schwarzer Erde wuchsen die mannigfaltigsten Farrenkräuter, von größter Zartheit und hellster Frische. In jeder Mauerritze grünte es, jedes Stäbchen, jedes Stückchen Baumrinde, das wohlbedacht seinen Platz in dem grünen Schmuckkästchen gefunden hatte, war von Moos überwachsen, das in seinen Eigenthümlichkeiten und Vollkommenheiten von Käthe gekannt und beobachtet wurde. Von der Decke des kleinen Warmhauses hingen, um den Raum gut auszunützen, Erdkasten mit allerlei Blattwerk herab; auch die Wände dieser Kästen waren von einer keimenden, unendlich zarten Pflanzenwelt lebendig überhaucht. Auf Käthchens Gesicht lag eine glückliche Ruhe, als sie in dieses behutsam gepflegte Gedeihen blickte. „Das wächst," dachte sie, „die Zarten haben es durch Dich so gut bekommen und es schien ihr, als stände jede Pflanze im Bewußtsein ihres Wohlbefindens in dem feuchten dunkeln Grund.

Daß Friedrich schon Alles versorgt hatte, war ihr nicht recht und als sie Umschau hielt, ob auch nichts vergessen sei und ob sich für sie etwas zu thun fände, fielen ihre Blicke auf einige junge Fuchsienpflanzen, die dieser Tage umgesetzt werden sollten. Sie nahm, so viel sie von den kleinen Aeschen umfassen konnte und trug sie hinaus vor das Gewächshaus, dort stellte sie sie in Reih und Glied auf einen eingerammten großen Tisch, der von dem blühenden Weigeliastrauch fast überschattet wurde. Das war ihr Arbeitstisch. Da standen aller Art Gartenkörbe, eine Kiste mit Moos, von dem sie gebrauchte, um die Pflanzen, ehe sie sie mit einem Stab verband, zu umlegen, damit kein Druck, keine Reibung sie schädige. Ein starkes Bund Bast hing an einem Nagel an der Seite des Tisches. Verschiedene große und kleine Kisten mit Erde und Stöße von Blumenäschen in jeder Größe lagen in nächster Nähe unter dem vorspringenden Dach des Gewächshauses. Die ganze Einrichtung machte den Eindruck guter Zweckmäßigkeit. Käthe war mit frischem Ernste bei der Sache. Sie nahm einen dichtgeflochtenen

Korb und mischte aus den verschiedenen Erdarten, die unter dem Dache standen, eine Erde, die ihren Fuchsien zuträglich sein mochte. Sie that dies mit Hingabe und Ruhe und Alles ging ihr geschickt und hübsch von Statten. In dem schönen Morgenlicht bei dem Anblick der stätigen, friedlichen Arbeiterin konnte man nicht an das leidenschaftlich erregte Mädchen, welches die geheimnißvollen Nachtstunden aus ihr gemacht hatten, glauben.

Hinter dem Gewächshause dehnte sich ein Stück Gartenland aus; langgezogene Beete wurden von einem geraden Weg durchschnitten. Jedes Beet trug seine besondere wohlgepflegte Pflanzengattung. Der ganzen Anlage sah man an, daß es hier nicht um Anmuth und schöne Abwechselung zu thun gewesen war, sondern daß man allein das günstige sich Entwickeln der verschiedenen Gewächse im Auge hatte.

Da waren Astern, Levkojen, allerlei Sommerblumen, die jetzt ihr kräftiges Krautwerk ausbreiteten, alle Arten Gemüse, Erbsen und Bohnen an ihren Stangen schon gehörig aufgerankt. Von denen konnte Käthe in nicht allzulanger Zeit die Erstlinge zu Markte in das Städtchen schicken. Es war ihr das vorige Jahr schon gelungen, Geschäfte aller Art mit den Erzeugnissen ihrer Gartenkunst zu machen.

Ein Bauer aus einer benachbarten Gemeinde hatte ihr im Herbst zwei Dutzend Obststämmchen abgenommen, die sie selbst gezogen und veredelt hatte. Dieser glückliche Handel wurde der Antrieb, die kleine Baumschule am Ende des Gartenlandes zu erweitern. Die Rosen, die um den Pavillon standen, waren auch aus dieser hervorgegangen; also arbeitete Käthe mit gutem Erfolg und konnte dankbar und froh sein, ihre Tage in lebendiger Arbeit hinbringen zu dürfen.

Sie fand jetzt, nachdem sie mit dem Umsetzen ihrer Fuchsien zu Stande gekommen war, noch hie und da etwas zu thun, so daß reichlich zwei Stunden vergangen waren, ehe sie sich aufmachte, um zu Reichlin zu gehen, und noch im Gehen musterte sie ihre Pfleglinge, half einem auf, den das morgendliche Begießen zu heftig überkommen und niedergedrückt hatte, sah nach den Erdbeerbeeten und fand, daß dort vorzusorgen sei. Die schwankenden Stengel wurden schon von überreicher Fruchtlast niedergezogen und jeder Beerstock mußte sorgfältig gestützt und gebunden werden. Das war für die kühlen Abendstunden Arbeit. Sie las für's Erste ein paar Schnecken ab, die ihr unter die Finger kamen, legte unter schön entwickelte Früchte, die schon röthlich überhaucht waren und schwer an ihrem Stengel herabsanken, ein paar Blätter, damit sie nicht bis zum Abend von dem Wurmvolk angefressen würden.

So hielt sie sich noch lange auf, ging noch einmal in das Gewächshaus zurück, um sich dort die Hände zu spülen, und stand bald darauf vor Reichlins Haus.

Wir kennen es schon, bis zum First war es an der südlichen Seite von Epheu und wildem Wein überwuchert. Die wenigen Stufen, die zu

einer leicht gezimmerten Veranda führten, stieg sie hinan. Von dem Gartentisch flog kreischend und schreiend ein Schwarm Spatzen auf. Es war Nicolaus Reichlins Arbeitszimmer, in das sie jetzt trat, ein Raum von angenehmen Verhältnissen. Die Fenster, die für die Außenwelt durch ein dichtes Geranke von Epheu und wildem Wein fast verborgen waren, standen weit offen und die Sonne schien durch das Blätterwerk und verbreitete im ganzen Zimmer einen grünen wohlthätigen Schimmer.

Reichlin saß an seinem Arbeitstisch und schrieb. Als Käthe eintrat, blickte er auf.

„Nun, wie steht es?" frug er.

„Gut," sagte sie, „draußen an Deiner Veranda sollten wir doch noch einen von unseren Kürbisen pflanzen, die überwachsen schnell und es ist noch ein tüchtiges Stück Gitterwerk kahl geblieben."

„Vielleicht" — sagte Reichlin. „Bring erst die Pflanzen dort in Ordnung." Er erhob sich und legte ihr einen Stoß grauen Papieres auf den Tisch. „Bleib hübsch dabei, bis Du fertig bist," fuhr er lächelnd fort. Käthe legte die Blätter auseinander und zerstreute sie über den ganzen Tisch. „Das wird etwas Gutes werden," unterbrach er sie. „Nicht Alles auf einmal, nach einander."

„Noch eins, ich habe eine Bitte an Dich," sagte er und wandte sich zu ihr.

„Nun?" und Käthe sah ihn erwartungsvoll an.

„Versprich mir," begann Reichlin und nahm ihre Hand in die seine, „daß Du mir zu Liebe Deine Streifereien Nachts im Garten aufgeben willst. Es ist nicht gut für Dich, glaube mir."

Käthe hörte ihn an, erwiderte Nichts und begann die grauen Blätter zu ordnen.

Er arbeitete weiter.

Nach einer Weile legte er die Feder bei Seite und wendete den Kopf nach Käthen um. Die kniete auf dem Stuhl am Fensterbrett und kritzelte eifrig mit dem Bleistift in ein Heft. Die grauen Blätter lagen längst vergessen auf dem Tische.

„Käthe," rief Reichlin. Sie fuhr zusammen.

„Was treibst Du da?"

„Ich?" frug sie verwirrt.

„Willst Du nicht lieber hier endigen?" damit zeigte er auf die Blätter, die zum Theil am Boden verstreut lagen. Sie begann dieselben aufzusammeln und machte sich von Neuem an ihr Werk.

Er war an das Fenster getreten und blickte in das Heft, in das sie geschrieben, dann sagte er:

„Ganz wie Du willst, schreibe oder schreibe nicht. Thue es, aber laß es anders werden, etwas anders. Unerbittlich, habe ich Dir schon oft ge-

sagt, auf das Ziel losgehen; nicht immer dies ewige Abspringen, nicht das sich in Kleinigkeiten verlieren."

„Das wird mir schwer werden, begreifen thue ich es wohl," erwiderte Käthe. „Du weißt ja, meine Stärke liegt im Ueberflüssigen."

„Ja leider. Denke Dir, es fängt Einer seine Erzählung vielleicht so an: Im November lebte eine schöne, reiche Wittwe — Vielleicht schreibt er dann — Was denn? — die hatte sich irgend etwas in den Kopf gesetzt, wollen wir einmal sagen, da begab es sich — Nun geht es unaufhaltsam weiter. Verstehst Du Käthe? Lies Grimms Märchen, da wird es Dir klar werden, was ich meine. Aber ich wollte auf etwas kommen," fuhr er fort und ging im Zimmer auf und nieder, „da es doch einmal mit Deiner Schreiberei nicht zu ändern ist, wie es scheint, Du sollst mir etwas ganz ohne Uebertreibungen und Abschweifungen erzählen. Zum Beispiel schreiben, wie wir uns zuerst begegneten; ungefähr kannst Du mir die Verhältnisse andeuten, unter deren Einfluß es geschah; aber nur mit wenig Worten. Länger als eine, höchstens zwei Seiten dürfte es nicht werden. — Was hast Du denn?" frug er.

Sie lachte. „Weißt Du auch, wie folgsam ich bin?"

„Nun?"

Sie erhob sich und nahm das Heft, welches er wieder auf das Fensterbrett gelegt hatte, und schlug die letzten Seiten auf. „Nein, doch nicht," sagte sie zaghaft und klappte es wieder zu.

„Was hast Du denn?" frug er.

„Weißt Du, Du weißt wohl nicht mehr," und fast scheu sah sie zu ihm auf, „Du hast mir dasselbe schon vor acht Tagen gesagt."

„Ach, bravo, Du hast es geschrieben?"

„Ja," erwiderte sie.

„Also lies."

„Ich kann nicht, es ist recht erbärmlich gerathen."

„Nur zu."

„Dann bitte," sie sah ihn flehend an, „setz Dich dorthin, ganz dorthin."

„Wie Du willst."

Sie drückte sich ganz in die Fensternische hinein und begann mit unsicherer Stimme:

„Vor sechs Jahren saßen wir, die Mutter, Marianne, Lilly und ich, im Eckzimmer. Wir trugen Alle Trauerkleider. Vor acht Wochen war der Vater fern von uns gestorben. Wie mir es um das Herz war! — Im tiefsten Wesen —"

„Nein, nein, Käthe," unterbrach er sie. „Ruhiger, trockner; nicht gleich so gefühlsüberschwänglich, mehr verschweigen, mehr errathen lassen. Die Ereignisse sollten von einer Atmosphäre umgeben sein, die der Leser empfindet, über die er sich doch kaum Rechenschaft zu geben vermag. Er muß sich von etwas berührt fühlen, was eben nur zu fühlen, nicht zu erklären ist."

Sie suchte in den Zeilen. — „Hier! Die Mutter war für uns Liebe und Güte. — Nein, hier noch nicht. Laß mich das Alles überspringen, es ist nicht gut.“

„Wie Du willst; aber weiter.“

Sie las. „Ich stand auf und ging hinaus, zur Treppe hinunter. Die Mutter kam mir nach und hielt ein Tuch in der Hand, das sollte ich umthun. Ich kam wieder zurück und sie legte es mir fest um die Schultern. Es war auch Abends nach fünf Uhr und beinahe dämmrig. Nun rannte ich die Treppe hinunter, denn ich konnte es nie lange im Zimmer aushalten. Da rief mir die Mutter wieder nach: „Käthe, nimm Dein Kleid in Acht, laß es nicht schleppen; es ist feucht draußen. Das war mein erstes langes Kleid und ich hatte meine Noth damit. Als ich vor das Haus kam, was sah ich? Ein Reisewagen hielt am Thor und ein Mann im blauen Mantel kommt den Weg herauf, bleibt stehen und sieht sich um. Ich wie der Wind hinter das Haus. Ich höre ihn eintreten. Wenn das nicht der Onkel ist, denke ich.“ Jetzt unterbrach sie sich. „Du, Onkel nenne ich Dich doch nie. — Weißt Du, daß es die Anderen thun, faß ich nicht. Daraus seh ich klar, daß sie Dich nicht kennen, Onkel könnt ich Dich nicht nennen,“ und sie lachte.

„Ich weiß es, Käthe,“ sagte er. „Weiter.“

„Ich wußte, daß er kommen würde,“ fuhr sie fort zu lesen, „um Ordnung in die Verwaltung des Geschäftes, das dem Vater gehörte, zu bringen. Bei uns war darüber große Sorge. Er war es, ich zweifelte nicht; aber hinaufgehen, — nein. Mir schlug das Herz, denn ich war sehr scheu, noch mehr als jetzt.“

„Das sagt man nicht,“ warf Reichlin dazwischen, „wenn man von sich spricht, wenigstens nicht so klar wie: Ich war sehr scheu, ich war sehr schön. Mir liegt das so im Gefühl.“

Sie las mit leiser Stimme weiter: „Immer dämmriger wurde es. Es fröstelte mich und ich ging den Weg hinter dem Hause auf und nieder. Als ich mich wieder einmal umwandte, wer kam mir entgegen? der Onkel Nicolaus. Jetzt blieb ich stehen, denn auf und davon rennen konnte ich doch nicht. Er kam auf mich zu und sagte: ‚Ich wollte die Käthe selbst finden, das ist sie wohl?‘

„Er nahm mich bei der Hand und wir gingen dem Hause zu.

„‚Komm Käthe,‘ sagte er, ‚Dein Vater hat von Dir gesprochen, beinahe nur von Dir, als er starb. Ich werde wahrscheinlich eine gute Weile bei Euch bleiben. — Was sagst Du dazu?‘

„So frug er mich, das war sonderbar. Ich wußte Nichts zu erwidern.

„Damit wäre die Geschichte eigentlich zu Ende;“ sie rollte ihr Heft zusammen. „Aber noch etwas habe ich dazu zu schreiben, darüber bitte, lache nicht.“

„Nun, laß hören, Käthe.“

„Soll ich?"

„Ja, gewiß," sagte er und ging im Zimmer auf nieder.

„Da dachte ich am Abend, ehe ich schlief, der wird dich vielleicht die Welt kennen lehren. Wie ich gleich zuerst auf den Gedanken kam, weiß ich nicht recht. Es wird wohl eine Vorahnung gewesen sein, — und dann dachte ich noch weiter: Wenn er nur lange bleibt! Ich hatte schon damals etwas wie Angst vor dem Leben und fühlte eine Ruhe und Sicherheit, wenn ich mir vorstellte, daß ich durch ihn Manches verstehen lernen würde. So, nun ist es zu Ende."

Er trat auf sie zu und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Es wird schon werden, freilich ganz anders als ich wollte; — aber nicht übel, vor Allem einfach aus eigenem Empfinden geschaffen und das ist gut."

Nun setzte er sich wieder und las mit aufgestütztem Kopfe. Es war ganz still. Ein leichter Wind bewegte die Ranken vor dem Fenster und die Sonnenstrahlen funkelten durch jede kleine Lücke in dem grünen Gewirre. Bald hier, bald da leuchtete es im Zimmer auf. Käthe war wieder dabei, die Pflanzen zwischen dem grauen Bogen zu ordnen und bemerkte nicht, wie schon nach einer Weile Nicolaus Reichlin sich umgewandt hatte und daß seine Blicke auf ihr ruhten.

„Käthe," sagte er, „wir wollen zu einander halten, Du sollst mir mehr vertrauen, hörst Du, nicht nur in Erregung, auch in ruhigen Stunden und Du sollst mir hübsch folgen. Ich möchte, daß Du Alles, was Du thust, mit Ernst thätest. Versteh' mich, es ist gut, wenn wir für das, womit wir uns beschäftigen, ein Stück Lebenskraft einsetzen, auch wenn nicht viel damit erreicht werden kann; unser Dasein wird dadurch lebendiger und ausgebreiteter, und es mag uns nicht mit einemmal Alles genommen werden. Deshalb bitte ich Dich, wenn es Dir gefällt, hin und wieder Deine Gedanken und Einfälle aufzuschreiben, behandle das so, als sollte es vollkommen werden, nicht leichthin, wie einen Zeitvertreib. Ich will Dir Dein Streben nach Glück nicht nehmen, durchaus nicht, denn weshalb solltest Du nicht erreichen, was zu erreichen ist; aber ich möchte Dich im Leben heimischer machen, und das Leben ist eine schwere Sache. — Hast Du über das, was ich Dir gestern sagte, nachgedacht?"

„Ja," sagte Käthe, „heute, als ich im Garten zu thun hatte."

„Versuche es einmal," fuhr er fort, „Dich immer, wie ich es Dir gestern schon sagte, in einer unendlichen Kette von Geschöpfen vorzustellen, die in demselben Augenblick mit Dir athmen, in denen mit Dir zugleich dieselben Gedanken erweckt werden. Versuche es, vielleicht ist es Dir gut. Alles, was geschieht, bringt unaufhörlich Leben, Böses soviel wie Gutes, Glück soviel wie Unglück. Nicht was wir erleben ist unser Schicksal, das was wir werden, ist es. Das gefällt Dir nicht, nicht wahr? aber es ist so," sagte er, stand auf und ging im Zimmer auf und nieder.

„Mit der Einsicht," fuhr er nach einer Weile gedankenvoll fort, daß wir nicht hoffen dürfen so zu leben, wie unsere Natur es wohl möchte, leben wir erst recht, Manche dann erst im vollen Bewußtsein und ihre Kräfte entwickeln sich ungeahnt. Ich spreche aus Erfahrung, ich selbst lebe nicht wie mir es lieb ist, weißt Du das, meine Käthe," sagte er und sah sie eigenthümlich lächelnd an.

„Ich habe es oft gedacht," erwiderte sie zaghaft, „ich weiß so wenig von Dir."

„Ja Käthe. — Vor Zeiten hätte ich es nicht ertragen können, daran zu glauben, daß ich einmal hier sitzen würde. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, bei der Arbeit, die mir jetzt erträglich scheint, auszuhalten. Denke Dir einen Menschen, der so lebte, wie er es für gut fand, der ein äußerst beneidenswerther Kerl war. Stell Dir vor, wie ich ohne große Hast und Eile lebte, das Schönste sah und genoß, immer im guten Glauben, daß ich zu etwas, was mir das Beste schien, berufen sei. Ich studirte und arbeitete, und lebte, wie man es einem Künstler wohl gönnen möchte. Sieh einmal über meinem Schreibtisch, über den Büchern, die grauen Hefte da oben," sagte er, „das ist die Arbeit und das Glück von Jahren. Hätte ich an dem Guten und Mangelhaften darin weiter schaffen können, es wäre vielleicht etwas entstanden, was mich befriedigt haben würde. Nun lehnen sie seit Jahren, seit ich hier bin, auf demselben Flecke. Ich habe nicht wieder daran gerührt."

„Weshalb nicht?" frug Käthe.

„An das was ich wollte, muß man sich ganz hingeben, oder gar nicht, gute Käthe," antwortete er gelassen und ging wieder auf und nieder. „Höre mich," er blieb vor ihr stehen. „Nach dem jammervollsten Verlust arbeitete ich weiter, fast mit doppelter Kraft; aber hier in den Stunden, die mir nach den Geschäften frei blieben, ließ ich es sein." Das sagte er mit jener Ruhe und Einfachheit, die nur der kennt, der im Tiefsten gelitten hat.

Käthe hatte ihn manchesmal, wenn er still über seine Arbeit gebeugt saß, angesehn und dabei gedacht: Was magst Du wohl erlebt haben, Du Armer? und wenn sie dann sein schönes Gesicht mit Theilnahme betrachtete, schien es Leiden zu verrathen. Seine Ruhe wollte ihr in solchen Augenblicken geheimnißvoll erscheinen und erfüllte sie mit allerinnigstem Mitleid. Sie war dann oft nahe daran gewesen auf ihn zuzustürzen, ihm um den Hals zu fallen und nicht abzulassen, bis er sprechen würde. Und indem sie sich vorstellte, daß sie so um Vertrauen bittend die Lippen auf seine lieben Hände drücken würde, war die Phantasie ihr unter den Händen entschlüpft und andere Wege gegangen. Ohne daß Käthe es selbst gewahr wurde, trat ihr wohl dann ihr eigener Drang nach Mittheilung mächtig hervor und ließ sie mitten in ihrem Verlangen vergessen, daß ihr Freund sein Schweigen brechen möchte. Und als sie sich weiter vorstellte, daß Reichlin den Mund aufthun würde um zu reden, mußte er ihre Bitte wohl falsch ver-

ſtanden haben, denn er gab nicht Vertrauen, ſondern bat darum und ſo unausſprechlich gütig und liebevoll, daß Käthe von ihrem eigenen Leiden und der Bereitwilligkeit Reichlins, zuzuhören, hingeriſſen war und von ihrer Sorge, von ihrer Liebe und von dem Erſehnten unter Thränen ſprechen zu können ſich vorſtellte.

Heut aber war das Herz, da ihr Schweigen ſich endlich gelöſt hatte, ganz Reichlin zugewandt. Zum erſten Male hatte er jetzt ein ſchweres Schickſal, das ihn betroffen, erwähnt. Das ergriff Käthe tief, aber um die Welt hätte ſie nicht um Weiteres fragen mögen. Er hatte in Ton und Geberde die wenigen Worte, die ein für ihn ſchweres Ereigniß andeuteten, ganz eigenthümlich und befremdend ausgeſprochen, ſo daß er Käthe mit einemmal, ſtatt näher, unendlich fern gerückt zu ſein ſchien.

Sie ſaß, die Hände auf den Knieen zuſammengefaltet, und blickte vor ſich hin. Reichlin hatte ſich auf den Stuhl vor ſeinem Schreibtiſch niedergelaſſen, ſpitzte unachtſam an einem Bleiſtift und ſagte nach längerem Schweigen:

„In ſo einem Leben geht es närriſch zu, Käthe, und man lernt zu guter Letz ganz etwas Anderes, als was man glaubte, zu lernen. Wenn ich doch meine gute Käthe ſo ſchützen könnte, wie ich möchte; aber ich muß ſie ihre eigenen Wege gehen laſſen. Ich ſage Dir noch einmal, es überwindet ſich Alles, wenn man ſich als Theil einer gewaltigen Natur betrachtet, die durch alle Mittel ihre Kraft erhöhen will. Alle wirken auf ein großes Ziel hin, ſo vielgeſtaltet ihre Wege auch ſein mögen.

„Stell Dir vor, ſo ein armer Menſch, wie ich einer bin, hat viel erlebt, und wenn Du nur daran denkſt, daß aus einem Poeten ein Kaufmann wurde, und ein ganz guter Kaufmann, umfaßt das ſchon ſchwere Jahre genug; dazu noch Manches, was nicht ausſah, als könne es ertragen werden, ſo wäre es immerhin zum Verwundern, daß Du ſo einen guten Reichlin, der zu allerlei aufgelegt iſt, neben Dir haſt, wenn eben nicht das, was geſchieht, Leben und nicht Zerſtörung darſtellte. Alles iſt Leben, Käthe.

„Denke Dir, nach einem ſchweren Schickſal habe ich Jahre lang auf Capri gelebt; ich erzählte Dir oft von Capri. Dort hatte ich die ganze Welt vergeſſen. Das läßt ſich nicht ſagen, wie ich dort ausdauerte. Ich habe gearbeitet, aber nicht, als ſollte mich meine Arbeit mit irgend etwas außer mir verbinden. — Ich ſchrieb und ſchaffte ohne jeden Ehrgeiz, mit allertiefſter Ruhe, war vollkommen hoffnungslos und ganz in mich ſelbſt hineingekrochen — doch glaube ich, daß Manches mir dort gelungen iſt — es iſt möglich — wenig Menſchen werden ſo empfunden haben wie ich Jahre lang damals, und ſehr Wenige werden einen Schmerz ſo überwunden haben wie ich, ſo ungekränkt und ungeſtört.

„Die ganze Zeit auf Capri war dennoch nicht recht geſund; man muß mit den Andern leben. Sie hat ſich inſoweit gerächt, daß mich die ungeheure Monotonie, in der ich mich damals wohl fühlte, die ich kaum empfunden

habe, jetzt oft unheimlich berührt. — Ich begreife es nicht, wie es mir gelungen war, so zu leben und habe, wenn ich jetzt an die Capriser Zeit denke, das rechte Wort dafür verloren, mir ist als hätte ich die Jahre kaum ein Dasein gehabt. Ich habe mich damals zu sehr von dem allgemeinen Zusammenleben abgelöst und kann so recht nicht wieder hineinkommen. Vieles, was man gewahr sein muß, um es mitzumachen, ist mir unüberwindlich geworden.

„Denke, wie ich lebte: Du weißt es. Im Winter, wenn der Verkehr mit dem Festland oft abgeschnitten war, der Stürme wegen, da ging ich Abends zufrieden im Städtchen durch die kleinen dunkeln Gassen und fühlte mich unbeschreiblich sicher und behaglich in dem Gedanken, daß mich Nichts keine Nachricht erreichen konnte. Du mußt Dir die Straßchen in Capri vorstellen, eng und winklig und aufwärts führend, und wenn ich so abgeschieden an einem Winterabend nach meiner Wohnung ging, da war es mir oft wunderlich zu Muthe. — Da ging es so in das allertiefste Dunkel hinein, daß man sich an der Mauer hintasten mußte. Mitten im Straßchen hing eine Laterne in der Schwebe und wurde an ihrer Kette vom Winde hin und hergeschüttelt, und wenn sie noch nicht ausgeweht war, warf sie mürrische Lichter auf die weißen Häuserwände und zeigte die schwärzeste Nacht erst recht, so daß es einem nicht ganz behaglich war. Dazu mußt Du Dir so einen Sturm auf Capri denken, der Tag um Tag und Nächte lang fortdauert. Das fährt wie Donner über die Insel, und immer ein Donner nach dem andern, das dröhnt, dann hört man das Meer rollen, dumpf, ungeheuer dumpf. Das ist unbeschreiblich und undenkbar. Mitten hinein in dieses düstere riesige Bewegen die Erinnerung überreichster Sommertage und der hinreißendsten Schönheit. Man steht in einem Zauber, lebt und lebt und lebt — und ein Tag vergeht nach dem andern, man merkt es nicht. Losreißen, wenn man nicht von außen losgerissen wird, ist unmöglich für Einen, der in solchen Gewalten heimisch geworden ist. Ich würde Dir diese volle Schönheit einmal gönnen, Käthe; aber ich selbst möchte dort nicht wieder sein."

Reichlin schüttelte gedankenvoll den Kopf und schloß die Lider für einen Augenblick.

Käthe war aufgestanden und zu ihm getreten, faßte seine Hand und sagte bewegt: „Unseretwegen bist Du dann gekommen? Bist so gut gegen den armen Vater gewesen. Ach, Reichlin, wir sind daran schuld, daß Du nicht das geworden bist, was Du wolltest. Ich weiß, Du hättest Schönes geschaffen." Indem sie das sagte, traten ihr Thränen in die Augen.

Reichlin sah sie an und lächelte: „Komm her," sagte er. „Deshalb bekümmere Dich nicht, gute Käthe, Dein Reichlin ist was er ist, und hat es vielleicht jetzt besser, als wenn er weiter gelebt hätte, wie er es sich gewählt hatte — wer weiß, ob er Befriedigung gefunden. Ich habe Dir nichts gesagt, um darüber zu klagen, gar nicht, Du mißverstehst. Wenn Du Dir

denkst, daß mein Leben durchaus anders geworden ist, als ich es wollte daß ich verloren habe und daß ich das nicht erreichen konnte, was mir wünschenswerth erschien, und wenn Du Dir nach alledem vorstellst, wie hübsch wir mit einander verkehren, was wir mit einander unternommen haben und wie viel schöne Stunden es für uns gegeben hat, da dächte ich, müßte Dir das Leben auch ohne Glück nicht so erschreckend erscheinen. Du siehst es alle Tage vor Dir, daß es nicht unerträglich ist. Ich sage Dir noch einmal, Käthe, Alles, was es von Glück giebt, habe ich verloren — Alles. Deshalb aber hoffe Du ruhig weiter," fuhr er liebevoll fort, „ich glaube, daß für Dich Gutes kommen wird — und denke, daß Du mir eine große Freude bist — die einzige. Alles auf Erden, Alles, gleicht sich in sich selbst aus zu Nichts, Käthe — das ist ein Gedanke, der mir zu einem großen Blick verholfen hat. Du verstehst ihn nicht und sollst ihn nicht verstehen; nur im schlechten Beispiel, so obenher: Wie siebzehn Gulden Vermögen und siebzehn Gulden Schuld; wie das bewegte Meer sich ausgleicht zur Fläche.

„Aber es ist Unsinn mit einem Mädel so zu reden," sagte er, und faßte ihr Köpfchen zwischen den Händen — „das hat seine eigenen Gedanken, nicht wahr?"

„Reichlin, ich glaube nicht, daß ich leben könnte, wie Du lebst. Nein," rief sie hastig, „nie. In mir ist Alles lebend oder Alles todt. Ich ertrüge es nicht, wenn nur die Gedanken in mir leben sollten, als Einziges. Nein. Ich bin hungrig nach Glück! das Glück, das wie Licht und Regen über uns herströmt, ist so verlockend und bezaubernd und werth, dafür zu leben und zu sterben." Sie blickte wie verklärt zu Reichlin auf: „Nicht erst vergessen müssen, was uns freute, nicht erst klug und weise werden müssen. Ach, wer dies haben dürfte!"

Da zog Reichlin sie an sich heran und küßte sie auf die zarten bräunlichen Wangen. — „Nun vielleicht, vielleicht," sagte er lächelnd.

Dann strich er sich mit der Hand über die Stirn und sagte ernst: „Wir lernen erst spät das für Glück achten, was uns zuerst selbstverständlich und natürlich erschien."

„Thu' mir den Gefallen," wandte er sich an Käthe, „und hole mir jetzt ein Butterbrot. Bringe Du mir's, Friedrich ist nicht wohl. — Ich habe ihn in sein Zimmer geschickt."

Sie nahm einen Schlüssel vom Tisch und ging zur Thüre hinaus.

Nach einer Weile kam sie wieder zurück, trug Schüsseln und Teller, deckte den Tisch und war anmuthig eifrig, ihrem Freund Alles auf das Angenehmste zu bereiten.

„So, ich bin fertig," rief sie.

„Du ißt doch mit," frug er.

„Freilich, sehr gern. Nicht wahr, so einen Tisch decken kann ich doch ganz gut."

„Es ist erstaunlich."

Sie lachte und ihre Augen leuchteten voller Leben.

„Du, das Brot schmeckt hier besser, als drüben."

„So."

„Sag' einmal, was ist es denn eigentlich mit Friedrich? der sieht doch erbärmlich aus, der arme Mensch."

„Es steht nicht gut um ihm," erwiderte Reichlin. „Ich werde ihn bald zur Ruhe setzen müssen. Das wird mir und ihm nicht leicht werden."

„Mir erst recht nicht, Reichlin, wenn ich sein gutes, altes Gesicht nicht mehr sehen werde." Sie langte sich ein Stück Braten zu und strich leichtfingrig ein Butterbrot.

Dann schwatzte sie Reichlin allerlei, was sie morgen, übermorgen, die nächsten Tage bei ihm schreiben wollte, vor und war in allen Eifer gerathen.

Da blickte sie plötzlich, wie erschreckt, auf. „Verzeih' mir," sagte sie, „ich rede immer von mir. Du hast viel erlebt, was ich nicht weiß und stehst so hoch über Allen, die ich kenne, und über mir, so weit über mir, daß ich von Dir zu Dir nicht zu sprechen wage."

„Du bist ein liebenswürdiges Kindchen, Käthe."

„Ach, ich wüßte Einen," sagte sie, „mit dem Du besser reden könntest, als mit mir," und sie faltete ihre Hände auf der Stuhllehne in einander.

„Meine liebe Käthe," sagte er, „wir wollen sehen, was das Schicksal bringt. Gehen wir vielleicht heut Abend und sehen, ob es mit der Pulsatilla seine Richtigkeit hat?"

„Schwerlich," erwiderte sie, „Mariannens Bräutigam kommt ja."

„Also ein andermal."

„Du wirst aber heute zum Thee da sein, nicht wahr? — Was hast Du denn auf Deinem Schreibtisch für ein närrisches Fläschchen stehn?" frug sie, als sie schon die Thürklinke in der Hand hielt und noch einmal fast gedankenlos ihr Blicke durch das Zimmer schweifen ließ. „Laß doch sehen."

„Was meinst Du denn?" frug er.

„Hier dieses." Sie nahm es vom Schreibtisch und hielt es in die Höhe.

„Laß das stehen," sagte er, „das ist Nichts."

„Ist es so gefährlich, was darin ist?" frug sie und betrachtete es neugierig. „Wozu brauchst Du das?"

„Es ist Morphium, ich habe es für Friedrich herausgeholt."

„Dann scheint es so ganz gefährlich nicht zu sein."

„Doch, doch, Käthe."

„Nun, dann schließ es ja ein, Reichlin, hörst Du? Leb' wohl." Sie nahm ihren Hut und schlüpfte aus der Thür.

* * *

Es war ein ganz herrlicher Frühlingsnachmittag der letzten Maiwoche. In der anmuthig, von noch zartem Grün bewachsenen Laube saßen sie Alle am Theetisch. Die Mutter, Reichlin, Marianne mit ihrem Bräutigam und Lilly. Die Kleine goß den Thee ein.

Es lag ein Zauber über der Welt. Alles funkelte und flimmerte, die Vögel zwitscherten, die ganze Luft war beseelt von dem Wohlthätigen, das sie umgeben durfte.

„Da hab ich Käthen eingeschenkt," sagte Lilly entschuldigend, „sie wird doch hoffentlich gleich kommen."

„Mutterchen, Lilly, Marianne," rief es ganz von ferne.

„Nun, es scheint, als sollten wir etwas Absonderliches zu hören bekommen, der Stimme nach zu urtheilen," sagte Heinrich.

„Ja, ja, gleich oben hinaus und nirgends an," erwiderte die Mutter.

Da kam sie den Weg herabgelaufen, einen großen Strauß Pulsatilla in der Hand.

„Den Strauß," begann sie, „hat mir der Gärtner mitgebracht." Sie gab ihn Reichlin. „Sieh nur, ich sah die Blüthen selten so schön, so groß und frisch, und wie die Wassertröpfchen daran funkeln. Im Vorübergehen hab' ich sie gleich in den Brunnen getaucht. — Bitte, gieb mir Thee," wandte sie sich an Lilly.

„Hier ist er schon." Lilly schob ihn ihr hin.

„Reichlin, hast Du es gesagt?" frug Käthe.

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich bin gelaufen," fuhr sie fort, „in Sorge, Du könntest es vielleicht mir vorwegnehmen. Also denkt Euch, es giebt ein Fest."

Ihre Wangen glühten und die Augen strahlten.

Lilly sagte: „Das muß schon etwas sein, wenn es Käthen so nahe geht, die ist doch sonst kühl bis an's Herz hinan. Nun, was ist's denn?"

„Bitte gieb mir Thee."

„Hier ist er schon."

„Niemand darf mehr nach dem Pavillon gehen," begann sie, „überhaupt nicht mehr den Hügel hinauf."

„Was ist denn, Käthe?" frug die Mutter, „seid Ihr fertig?"

„Ja bald, und oben wird das Fest sein; aber ich darf nichts sagen. Es wird prächtig werden, das könnt Ihr glauben."

„Wer kommt denn dazu?" frugen die beiden Schwestern.

„Wer will, wenn Ihr wollt. Nicht wahr Reichlin, uns ist das ganz gleich. Dafür müssen die Andern sorgen; aber bewundern sollt Ihr und erstaunen, dann sind wir zufrieden."

Man sprach nun über das Fest und Käthe bat Nicolaus Reichlin, ja nichts zu verrathen.

Auf dem Tische vor Mariannen lag ein Blüthenzweig. Käthens Augen ruhten wie träumend darauf.

„Heinrich," sagte sie nach einer Weile zu dem Bräutigam, „ich will nicht, daß Du wieder von der Weigelia Zweige brichst. Gieb doch Mariannen etwas anders. Es blüht genug im Garten. Ich hab es Dir schon vor acht Tagen gesagt. Von diesem Strauch leide ich nicht, daß irgend Jemand eine Blüthe nimmt. Sieh nur, da liegt der ganze Zweig und ist gerade aus der Mitte herausgebrochen," fuhr sie mit bewegter Stimme fort, nahm den Zweig, wiegte ihn langsam und voll Anmuth hin und her und sah ihn mit wehmüthigem Behagen an, dann wendete sie sich zu Marianne und sagte mit leiser Stimme: „Laß mir den Zweig."

„Warum nicht gar?"

„Nicht wahr, Du giebst ihn mir," wiederholte Käthe.

„Du giebst ihn nicht," unterbrach kurz die Mutter. „Man darf ihren Launen nicht nachgeben."

„Keine Launen," sagte Käthe weich, „ich muß den Zweig haben."

„Wie wäre es denn, gnädigste Schwägerin, wenn Du Dich überwändest? Das gäbe ein neues Schauspiel für uns und wäre ganz interessant," warf Heinrich ein.

Sie sah ihn mit blitzenden Augen an und zerknickte den Zweig hastig. Thränen traten ihr in die Augen. Sie stand auf und ohne auf Jemanden einen Blick zu werfen, ging sie langsam den Weg hinauf.

Die Mutter sah ihr mit bekümmertem Gesicht nach, dann wendete sie sich zu Reichlin: „Nun, ist nicht einiger Grund vorhanden, über Käthe zu klagen? Ist sie mit uns zusammen, so kann man rechnen, daß Unfriede entsteht. Ich weiß nicht, was mit dem Mädchen ist, mit ihren Gedanken scheint sie nie unter uns zu sein. Gott weiß, was in ihr vorgeht, und erwacht sie einmal, so müßte ich lügen, wenn ich sagte, sie bestrebte sich, wenigstens liebenswürdig zu sein."

„Ich glaube es, daß sie Ihre Geduld auf die Probe setzt," sagte Reichlin, „und es wäre vielleicht gut, wenn Sie ihre Unarten leichter nehmen könnten."

„Manchmal, fuhr die Mutter fort, „kam mir der Gedanke, daß Käthe sich über irgend etwas sorgt. Sie ist verschlossen; aber ein Mädchen, das Kummer hat, ist gewöhnlich gut und sanft und hat das Bedürfniß, sich mitzutheilen. So ein Wesen geht den Andern zu Herzen. Bei Käthe ist dergleichen nicht zu bemerken und ich dächte, ihr ganzes Benehmen deutet nicht auf irgend eine Trauer, sondern auf ganz ungewöhnliche Ungezogenheit hin."

Heinrich lachte: „Wenn man sich den kleinen Teufel wehmüthig, leidend, hinschmachtend denkt, merkt man erst, wie weit sie davon entfernt ist. Ich dächte, wir beruhigten uns über Käthens bekümmerte Seele."

Reichlin wendete sich an die Mutter und sagte: „Man muß behutsam mit ihr umgehen, vielleicht wäre es überhaupt gut, man behandelte jeden Menschen so, als wäre ein tiefer Grund für sein Benehmen da, den man

nicht kennt. Wie selten weiß man ihn; ich glaube, man würde im Allgemeinen duldsamer werden."

„Da haben Sie Recht, Nicolaus," erwiderte die Mutter; „aber es giebt eine gewisse Art sich zu geben, die ungefähr inne gehalten werden muß, und ich möchte, so weit es in meiner Macht steht, die Töchter vor Absonderlichkeiten behüten. Von dem, was Käthe vielleicht bekümmern könnte, mache ich mir kein Bild, — ich wüßte nichts; doch eins glaube ich zu wissen, daß bei ihrer leichten Erregbarkeit eine einfache, strenge Behandlung Noth thäte. Sie sind zu nachsichtig, Nicolaus. Sie haben ihr das Leben durchaus anders gestaltet, als ich es gethan haben würde. Nun, ich hoffe, daß es ihr zum Segen sein wird; doch befürchte ich oft, daß ihr ganzes Thun und Treiben zu wenig einfach geworden ist."

„Finden Sie?" sagte Reichlin, „Wenn überhaupt nur eine Möglichkeit vorhanden wäre auf Jemand einzuwirken, der seine eigenen Wege geht!"

„Sehen Sie, bitte, zu", fuhr die Mutter fort, „daß Sie ihr die unnöthige Idee mit ihrer Gärtnerei ausreden."

„Um Himmelswillen," unterbrach Heinrich, „wie kommt das Mädchen auf solch abenteuerliche Gedanken. Herr Reichlin, Marianne erzählte mir, daß meine Schwägerin sich allen Ernstes der unsinnigsten Idee unserer Zeit hingegeben hat, daß sie mit ihrer Gartenarbeit nichts anderes will als für die Emancipation der Frauen wirken. Nun, sie fängt frühe an, da kann sie es zu etwas bringen. Sie will künftighin Gärtnerinnen bilden, ist das wahr, Herr Reichlin?" Auf seinem zufriedenen, wohlgenährten Gesicht lag, indem er frug, ein gutmüthig, spöttisches Lächeln.

„Emancipation und Käthe," sagte Reichlin mit eigenthümlichem Ton, ohne ihn anzusehn. „Es frägt sich, was Sie darunter verstehen. Sie macht ihre Sache so hübsch und faßt Alles mit Eifer und Geschick an, daß es eine Freude ist, sie zu sehen. Schaut Euch einmal in der Gärtnerei und im Gewächshaus um; ich dächte, man müßte Lust daran bekommen. Ich würde manchem Mädel so eine Art Arbeit wünschen. Was daraus kommt und was daraus wird, steht im weiten Felde und es ist unklug von Euch," wandte er sich zu Marianne und Lilly, „in der Weise davon zu reden, wie Ihr es thut?"

„Ja sie macht es nicht übel," sagte Heinrich, „aber es steckt doch eine gehörige Summe in den Anlagen, sollte ich meinen, und hätte sich vielleicht auch etwas Anderes weniger kostspieliges gefunden, um sie zu beschäftigen."

Reichlin antwortete nicht.

Die Mutter blickte auf ihn hin und sagte: „Sie meinen es gut mit ihr, sorgen Sie nur dafür, daß sie mir nicht verwöhnt wird und gar zu sonderbare Wege geht. Sie sagen, sie schreibt noch so viel bei Ihnen, Sie wollten darauf achten, daß sie es nicht thäte."

„Sie ist voll mit dem Garten beschäftigt," erwiderte er, erhob sich, reichte der Mutter die Hand, grüßte und ging.

Sie sprachen noch. Lilly räumte das Theezeug klappernd zusammen und blickte dabei verständnißinnig bald auf Marianne, bald auf Heinrich und sagte: „Das wird noch nett werden mit Käthe, er bildet ihr Gott weiß was ein — und es ist schon jetzt mit ihr nicht zum Aushalten. Kein vernünftiger Mensch kann Gefallen an ihrem Treiben finden. Sie macht keine Besuche, vernachlässigt alle Welt und wir müssen es ausbaden."

Die Mutter schüttelte den Kopf und schwieg.

Als Reichlin an den Pavillon kam, saß Käthe auf der Thürschwelle und ließ ihn auf sich zugehen, ohne sich zu erheben. Sie gab ihm die Hand, als er vor ihr stand und sagte: „Was denkst Du von mir? An der Weigelia hängt mein Herz, und ich kann es nicht ertragen, wenn Jemand sich von den Blüthen nimmt, als wüchsen sie für Jedermann. Wenn irgend was mir gehört, so ist es der Strauch!" sagte sie heftig. „Es ist wenig genug. Bist Du böse?" Sie brach heftig in Thränen aus und verbarg das Gesicht in ihre Hände. „Hier nimm das Briefchen," sagte sie, „ich habe es Dir schon gestern geben wollen."

Er nahm es. „Bleib' nicht zu lange hier," sagte er, „Geh' wieder zu den Andern und sei gut."

„Leb' wohl," sagte sie leise.

Reichlin ging den Weg, der zu seinem Hause führte, hinab. Unterwegs entfaltete er Käthens Brief und las:

„Reichlin, weshalb willst Du mir verwehren, die Nacht im Freien zuzubringen? Thue es nicht.

Ist ein Mensch mit übervollem Herzen aus dem dumpfen Haus in die stille Dunkelheit hinausgegangen, glaube mir, da geschieht ein großes Wunder, denn an jedem Dinge ist ein Wandel vorgegangen, und Alles erscheint ihm anders, theilnahmsvoller, schöner.

Was er sonst mit Ungezählten zu theilen hatte, darf er nun allein genießen.

Er ist einsam. Seine Kleinheit wird ihn nicht durch Ebenbilder vor die Seele gerückt und er darf hoffen ohne erinnert zu werden, daß Hoffnung unerfüllt bleibt.

Mit Freude begrüße ich die Nacht und wüßte ich nicht, daß Liebe auf der Welt sei, und wärst Du mir fremd geblieben, so würde mir das Glück der Einsamkeit und Nacht genügen und ich wollte nicht über das öde Leben klagen.

Allein bin ich glücklich. — — —

Glaub mir nicht, Reichlin, ich lüge. — Alles ist Lüge. Ich habe gestern Nacht wieder oben auf dem Wiesenplatz gesessen, gewartet und gewartet und mich in Erinnerung und Hoffnung verloren.

Ich will es Dir gestehen, ich habe gewartet so ganz in's Grenzenlose hinein, als wenn er, käme er auch wirklich zurück, mich da, gerade da, suchen würde.

* * *

Das Fest war mit Eifer von Reichlin und Käthe vorbereitet worden. Gegen Abend, um die Stunde, in der die Sonne vor ihrem Scheiden noch einmal am schönsten durch die Welt strahlt, kamen die Gäste und gingen den Weg zum Hügel hinauf, unter den Buchen hin. Auf dem grünen freien Platz empfing sie Reichlin und Käthe.

Die eigenthümliche Bauart des Pavillons wurde von Allen hervorgehoben, von Einigen als glücklich gepriesen; Andere wieder hatten dies und das daran auszusetzen. Besonders der von hoher Mauer umgebene Vorhof wurde von den Meisten als überflüssig, ja als unschön bezeichnet. Als die Tadler aber eintraten und von dem halbrunden, an einer Seite offenen Kuppelbau, in welchem ein reizend gedeckter Tisch stand, in den quadratisch von Mauern umgebenen Raum blickten, der mit Blumen und Gewächsen reichbelebt war, da erkannten sie den Vortheil, den der Hof dem Aufenthalte brachte. Das Ganze wurde durch ihn abgeschlossener, denn man hatte nicht die große Weite der Umgebung vor Augen; nur die Wipfel der Bäume, nicht auch den Boden, in dem sie wurzelten. Durch die Bogenthür, die dem Pavillon gegenüberlag, hatte man einen freien Blick und ahnte ausgebreitetere Schönheit.

Es verstrich eine hübsche Zeit mit Betrachten und Bewundern. Zwanzig Personen waren zusammengekommen, eine Zahl, die immer Hoffnung giebt, daß sie ein paar erträgliche Seelen mit einschließt. Man schwatzte und lachte.

Die Leutchen hörten eine sanfte Musik, die nicht die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und doch unbemerkt auf die Gemüther wirkte.

Sie hatten sich Alle, wie es schien, ziemlich gut bei Tische zu einander gefunden, einige Freunde des Bräutigams, die Töchter eines Nachbarn. Das Brautpaar und Lilly waren schon im besten Plaudern. Die Mutter saß unter einigen älteren Leuten. Käthe aber war zwischen zwei Personen gerathen, mit denen sich nicht recht eine Unterhaltung einleiten wollte. Es schien ihr jedoch wohl zu sein. Sie sah auch auffallend hübsch im weißen Kleide aus.

Reichlin war schon vor Tische im lebhaften Gespräch gewesen mit einer Dame, die Käthen gleich aufgefallen war, einer Baronin Freisberg. Es hatte sich zufällig gemacht, daß sie mit zum Feste kam. Seit Kurzem war sie in die Nähe des Städtchens gezogen und hatte frühere Verbindungen mit der Mutter wieder angeknüpft.

Ganz jung konnte sie nicht mehr sein und sicher gab es im Städtchen, in dem man sie von früher kannte, Leute, die ihr Alter genau vorrechnen konnten. Sie war eine Erscheinung, welche auf solche, die ihre Nebenmenschen nicht ganz gleichgiltig auf sich zukommen sehen, schon auf den ersten Blick wirken mußte.

Käthe betrachtete Nicolaus und die Baronin aufmerksam und sie sah an dem Ausdruck ihres Freundes, daß er wirklich mit Interesse sprach.

Jetzt war es ihr, als blickte die Baronin sie lange forschend an.

Die Art und Weise, wie die schöne Frau sich gab, gewann ihr Käthens Herz und gern hätte sie erfahren, worüber so angelegentlich gesprochen wurde. Sie sah die Baronin immer eifriger werden. Jetzt zog diese die Mutter, die ihr gegenübersaß, mit in das Gespräch.

„Geben Sie mir Recht," sagte sie. „Es giebt Nichts in der Welt, das nicht zu überwinden wäre. Die größte Leidenschaft, die über einen Menschen kommt und sein Glück vernichtet und ihn einem hoffnungslosen Leben gegenüberstellt, trägt etwas Hoffnungsvolles in sich, nicht wahr? Denn ihr innerster Zweck ist, indem sie den Menschen zum Unglück geführt hat, veredelnd auf ihn zu wirken, seinen Charakter zu vertiefen und ihm neue Bahnen im Leben zu eröffnen. Das ist das Einzige, Richtige, wo kämen wir sonst hin?"

„Sehr richtig," sagte die Mutter. „Und um zu überwinden, ist uns ja Hilfe gegeben. Aus eigener Kraft freilich vermögen wir Nichts."

„Hören Sie, Herr Reichlin," wendete sich die Baronin wieder lebhaft an ihn, „Sie sind geschlagen."

„Vielleicht nicht, vielleicht habe ich dieselbe Meinung. — Ich widersprach nicht. Für mich giebt es kaum ein Widersprechen. Ich sehe Alles aus einem Gedanken, aus einer Kraft kommen, sehe es sich verbreiten, seine große Reise machen und dann wieder zurückkehren, unverändert, nicht vermindert und vermehrt. Die Theilung des Einen giebt Alles. Damit bin ich zu Ende und lasse Jedes gelten."

„Mit Ihnen ist nicht zu reden, Herr Reichlin."

„Das weiß ich," sagte er.

„Erklären Sie mir wenigstens, was Sie mit dem Räthselspruche meinen?"

„Mit welchem?"

„Wie meinen Sie das: Eins giebt Alles."

„Wollen Sie's wissen, gut, geben Sie Acht!" Reichlin nahm aus seiner Brieftasche ein Blättchen Papier und riß es zu einem Quadrat. Käthe war ganz verstohlen ihrem Nachbar entwischt und hatte sich auf einen Stuhl hinter Reichlin und die Baronin gesetzt.

Reichlin hielt der Baronin das Blatt hin.

„Stellen Sie sich vor, in diesem Dinge sei Alles enthalten, was die Welt enthält, kein Atom zu viel und keins zu wenig." Er zerriß das Blättchen in viele krause Figuren und warf sie durcheinander. „Jedes dieser Theile ist zum Ganzen gehörig und ist dem Ganzen urnothwendig. Jedes dieser Theile ist selbstständig ein Ding für sich. Sehen Sie, ich könnte nun zertheilen und noch zertheilen und immer bliebe dieselbe Harmonie. Ob Sie mich verstehen? So ist die riesenhafte Mannigfaltigkeit und die Einheit der Welt symbolisch." Er hielt das zerstückte Quadrat auf der flachen Hand und fügte ihm einige Theile mehr hinzu. „Begreifen Sie, daß jetzt Alles vollkommen zerstört ist? Nie könnten nun die Theile zu einem Ganzen sich mehr ineinanderfügen, wenn auch nur ein Fünkchen, ein fremdes Atom dazu gekommen wäre. Das Eine

wie das Andere ist unmöglich. Alle Beispiele sind freilich offenbar unzulänglich, dergleichen muß eben so sehr gefühlt, wie durchdacht werden, vielleicht sogar mehr gefühlt, als gedacht. — Also, ich habe die Eigenthümlichkeit," fuhr er leicht scherzend fort, „mich nicht mehr zu streiten, Alles gelten zu lassen, denn es gilt Alles."

„Sie wollen mir entwischen," sagte die Baronin und strich die Papierstückchen leicht vom Tische.

„Nein, sicher nicht. Ich gebe Ihnen Recht. Sie sagen, der im tiefsten Grund angestrebte Zweck einer Leidenschaft sei der, sie zu überwinden. Gut, wie sie wollen. — Die einzige Hoffnung im Leben ist Vervollkommnung, für Jeden nach seiner Weise.

„Herr Reichlin, das ist keine Antwort."

„Doch, Frau Baronin." Er sah sich nach Käthen um. „So, haben wir gelauscht." Reichlin rückte seinen Stuhl zurück, daß Käthe fast zwischen ihn und die Baronin zu sitzen kam.

„Ganz kurz," sagte er, „entweder ist die Leidenschaft stärker, oder das Gefühl ihr zu entfliehen, Hilfe gegen sie zu suchen. Je nachdem steigt sie oder wird besiegt. Das ist der Kern der Sache. Doch kommt dabei zu wenig für die Welt heraus. Es ist zu einfach, um Millionen zu beschäftigen. Da ist Unendliches darüber gehäuft, Religion und Gesetze, viel Ueberhebung, viel Beschränktheit, viel Dünkel und Stolz und was wir Gutes haben und Reines, unsere beste Kraft, viel Rührendes und Göttliches. Da mag sich Jeder daraus wählen, was ihm zusagt, und sich mit seinem Schicksal abfinden."

„Nun also, für Sie giebt es nichts wahrhaft Gutes und wahrhaft Schlechtes?" frug die Baronin.

„Im tiefsten Kern, nein. — Doch jeder Kern hat seine Schale."

„So viel ich von Ihnen weiß," sagte er, um abzulenken, „kann man Sie beneiden. Sie haben ganz gut gewählt und sind eine glückliche Natur."

„Wie kommen Sie darauf?"

„Durch unser Gespräch. Sie haben Leidenschaft kennen gelernt, sind durch sie nicht zur Verzweiflung geführt worden, scheinen immer die Zügel in der Hand behalten zu haben, wurden gezwungen, nachzudenken, und fanden, daß Leidenschaft, wenn sie uns in's Unglück stürzt, unsere Hoffnungen zerstört hat, noch praktisch zu verwenden ist, zwar indirect. Dieselbe Kraft, die gegen sie kämpfte, bahnt uns nun neue sichere Wege, auf denen wir zu Glück und Befriedigung gelangen können. Sie haben eine ganz gutartige Form der Leidenschaft kennen gelernt. Jedem, der leben will, wünsche ich solch eine Lösung. Was wir selbst dazu thun, ist freilich wenig, ist Nichts."

Die Baronin wendete sich an Käthe und sagte: „Nun, Fräulein Käth, sie fand es für besser „Käth" zu sagen, „was meinen Sie dazu? Haben Sie zugehört?"

Käthe ſah vor ſich hin und erwiderte nicht gleich.

„Nun, was denken Sie?“

„Ich habe zugehört, Frau Baronin.“

„Und weshalb ſo ernſt, Kleine?“

„Mir liegt es ſchwer auf“ ſagte Käthe, „wenn ich daran denke, daß die Ueberlegung uns dazu treiben könnte, das zu überwinden, was uns das Höchſte ſcheint, wovon das ganze Herz erfüllt iſt. Ich begreife nicht,“ ihre Stimme hatte einen wunderbar innigen Klang, „wie man ſich beruhigen kann, wie man nach Glück oder auch nur nach Frieden ſtreben kann, wenn uns das Eine genommen iſt. Ich könnte das nicht, gleichgiltig wäre es mir auch, ob meine Seele durch Schmerz geläutert würde, ganz gleichgiltig. Ich möchte mit meinem Glück und wenn es nur eine Hoffnung wäre, verlöſchen.“

Die Mutter hatte, während Käthe ſprach, nicht den Blick von ihr gewendet und ſah faſt ärgerlich vor ſich hin.

Jetzt erhob ſie ſich und gab damit das Zeichen, die Tafel aufzuheben. Alles bewegte ſich munter durcheinander. Man ſchwatzte und lachte, ſtand noch ein Weilchen mit ſeinem Tiſchnachbar, um ein Geſpräch zu enden, oder neu anzuknüpfen, dann gingen ſie durch die ſchmale Bogenthür und verſtreuten ſich im Garten. Es war eine ſchöne Nacht. Bunte Lampen erleuchteten den Platz vor dem Pavillon. Warm war es und windſtill. Die Luft ſchien ſo von feuchtem Duft durchdrungen, daß ſie Alles ſchmeichelnd umgab.

Käthe wurde von der Mutter zurückgehalten, als ſie eben den Andern nach in das Freie gehen wollte.

„Käthe,“ begann ſie erregt, „ich wünſche nicht, daß Du wieder wie vorhin in den Tag hinein ſprichſt. Wenn Du den Mund aufthuſt, wird mir angſt und bange. Nie höre ich von Dir eine liebenswürdige Unterhaltung, an der man ſeine Freude haben könnte. Was gehen Dich Dinge an, von denen Du nichts verſtehſt. Mindeſtens war es unnöthig, daß Du der Baronin erklären mußteſt, was für eine Art verdrehtes Herz Du haſt. Man ſpricht nicht zu dem Erſten, Beſten von ſeinen tiefſten Empfindungen. Was ſoll die Baronin von Dir denken. Wenn Du Dich doch einfach und natürlich benehmen wollteſt! Du haſt mich heute wieder unglücklich gemacht.“ Die Mutter ſeufzte tief auf und Käthen traten die Thränen in die Augen. „Und der Onkel beſtärkt Dich noch in Deinem abſurden Weſen.“

„Mütterchen, ſage nichts gegen Reichlin,“ begann Käthe heftig. „Das darfſt Du nicht — Du kennſt ihn nicht, — weißt nicht —“

„Käthe, Käthe!“

„Sei nicht böſe.“ Käthe fiel ihr um den Hals und ſchluchzte: „Bitte, was ſoll ich thun?“

Nimm Dich zuſammen,“ erwiderte die Mutter kühl, indem ſie ging, „das iſt das Einzige, was Du zu thun brauchſt.“

Käthe blieb zurück, schlich dann hinaus. Unter einer dunklen Buche blieb sie stehen und lehnte sich an dem Stamm.

Nicolaus kam auf sie zu.

„Nun, Käthe?"

Sie antwortete nicht.

„Was stehen wir denn so allein, was ist denn?"

„Was denn?" frug sie hastig und sah ihn an. „Ich tauge zu nichts, finde mich nirgends zurecht, quäle die Mutter und Alle. Das Leben erschreckt mich, wohin ich sehe. Nichts Festes, Alles schwankend und unbestimmt. Siehst Du, Reichlin, ich möchte, Du hättest statt meiner einen klugen Freund gehabt, der Dich verstanden haben würde, ohne daß ihm dabei das Herz gebrochen wäre, damit meine ich, ich möchte, ich hätte die Kraft zu denken, klug zu werden und das Gedachte ruhig zu ertragen wie Andere auch." — Dann sagte sie erregt: „Reichlin, ich brauche jetzt Glück. Eine große, einzige Hoffnung muß sich erfüllen, sonst werde ich nie heimisch in der Welt. Ich bin zu schwach, um wie Du zu leben. Wenn Du zu mir sprichst, so liegt in jedem Gedanken, jedem Wort ein Geist, der den Dingen fest gegenübersteht, und wenn ich Dich höre, fühle ich, daß man leben kann, ganz im Anschauen; ohne an sich zu denken, ohne in Allem Hoffnung zu suchen, fühle, daß man sich selbst wie etwas betrachten kann, das nur dahin strebt, im Ganzen aufzugehen, daß man, selbst hoffnungslos, die Hoffnung der Welt in sich trägt. So fühle ich, verstehe ich, wenn Du mit mir sprichst, — und doch ganz anders; ich kann, was ich begriff, nicht in Worte fassen, aber wenn ich allein bin und will auf eigene Hand in Deinem Geiste denken, da komme ich in schreckliche Verwirrung und mit aller Kraft sehne ich mich dann nach unleugbarem Glück."

„Es geht Allen so, liebe Käthe, wir wollen uns schon durchhelfen, es kommt besser, ich fühle es für Dich, Du freilich, glaubst jetzt nicht daran."

„Reichlin," unterbrach sie ihn, „hättest Du eine Ahnung, wie angst mir ist!" Sie legte beide Hände übereinander auf die Stirn. „Denke Dir, daß ich manchmal aufschreien könnte. Ich finde das Leben so schrecklich, und ich werde ihn nicht wiedersehen! Denke doch, wie lange es nun her ist, daß er ging. Das kann man keinem Menschen ausdrücken, was es bedeutet, so von einem Tag zum andern und wieder zum andern hoffen, immer in das Unbestimmte hinein und immer gleich stark, nie müde davon und doch ohne Glauben. Ich fühle, wie Ungeduld und Erwartung mich verzehrt."

„Wir wollen von ihm oft miteinander reden, Käthe," sagte Reichlin. „Du sollst mir von ihm erzählen. Er ist ein guter, prächtiger Mensch, ich habe von jeher viel auf ihn gehalten und ich weiß, daß, wenn er kommen kann, er sicher kommen wird. Hörst Du, das glaube ich. Er hatte, als er ging, schwer zu arbeiten, stell Dir vor, so ein junger Künstler, wie er einer ist, studirt mit allem Ernst, und wie ich ihn kenne, wird er nicht eher

wieder zu uns kommen, als bis er erreicht hat, was er erreichen wollte, als er ging. Ich werde Dir einmal das Köpfchen zeigen, das er als Knabe modellirte. Das hat er mir damals geschenkt und ich habe es aufgehoben. Da wirst Du Dich darüber wundern. Ja, wenn Alles seine festen Wege geht, kann er ein tüchtiger Künstler werden, das sollst Du sehen. Fasse Muth, Käthe."

Sie gab ihm die Hand. „Das will ich thun," sagte sie, „aber das Herz ist mir schwer. Heute Nacht lag ich und konnte nicht schlafen, darum nicht, weil mir so unruhig zu Muthe war, und ich strich mit der Hand über dem Arm. Indem ich das that, hatte ich das Gefühl, so hinweggewischt zu werden, müßte —" Sie hielt inne. „Aus dem Gefühl entstand wie ein Seufzer wie ein Aufathmen, Dein Gedanke, den Du mir einmal sagtest, der mir Lösung, Befriedigung des allertiefsten Wunsches enthält."

„Einen Augenblick bewußtlos, eine Ewigkeit bewußtlos!" Das sagte sie und legte die Hände in einander. „Das ist ein Spruch, der Wind und Wellen, Todesangst und Zweifel zur Ruhe bringt, der außer aller Zeit liegt und über jeder Hoffnung. Ich habe Alles Gute von Dir," fuhr sie innig fort, „und lieber will ich, da ich Dich nie ganz verstehen werde, die Welt durch Dich unfaßbar vor Augen haben, als sie durch Andere ganz beruhigend und klar vor mir liegen sehen."

„Käthe, meine Käthe, es wird Alles anders als Du denkst. Hier kommt die Baronin," sagte er. „Sprich mit ihr. Ich hab ihr von Dir erzählt." Er gab ihr die Hand und ging auf den Pavillon zu.

Sie sah die Baronin den Weg entlang kommen.

„Wie der die Schleppe gut fällt," dachte sie.

Die Baronin kam auf Käthe zu und redete sie auf eine fast erregte Weise an:

„Sagen Sie, Fräulein Käth, was ist das für ein Mann?"

„Nicolaus Reichlin, meinen Sie?" erwiderte Käthe.

„Ja, Herr Reichlin. Sagen Sie, was soll ich von ihm halten? Nirgends ist er zu fassen. In einem Augenblick scheint er bedeutend, im nächsten, ich kann mir nicht helfen — Fräulein Käthe," fuhr die Baronin fort, die liebenswürdige Geringschätzung, die er an mich verschwendet, laß ich mir nicht gefallen — nein. Sagen Sie, wie denken Sie über ihn? Sie kennen ihn ja?" frug sie und hüllte Käth fester in das weiße Cachemirtuch, das ihr von den Schultern geglitten war.

„Ich?" frug Käthe.

„Ja, Sie, er hat mir von Ihnen gesprochen."

Jetzt standen sie vor der hohen Buche, auf die der Weg zuführte, und Käthe lehnte sich wieder an den dunkeln Stamm und sah vor sich hin.

„Sagen Sie, verstehen Sie ihn noch gar nicht? — Wissen Sie gar nicht? — Nein, nein, nein!" unterbrach sie die Baronin hastig. „Ich sage Ihnen, mir ist ein ähnlicher Mensch noch nicht vorgekommen."

„Dann ist es schwer, von ihm zu sprechen. — Nein — dann kann ich es gar nicht."

Sie schwieg und sagte nach einer Weile:

„Ich denke eben an den Unterschied zwischen einem großen und einem unbedeutenden Menschen. Beide könnten denselben Gedanken aussprechen, der Unbedeutende noch um einen Theil correcter und klarer als der Andere; aber ich glaube, man kann den Weisen herausfinden; unmerklich läßt der zwischen jedem Worte Raum für Unaussprechliches. Ich weiß nicht, ob das Alle bei dem ersten Blick gleich fühlen, wenn sie solch einem Menschen begegnen; ich glaube nicht."

„Sie sind klug," meinte die Baronin und lächelte.

„Soll ich noch eins sagen?" frug Käthe.

„Ja, bitte, reden Sie weiter." Die Baronin nahm die frische weiße Rose, die zwischen den dunkeln Spitzen ihres Kleides schimmerte und steckte sie Käthen in's Haar. Käthe ließ es sich gern gefallen und bog das Köpfchen etwas zur Baronin nieder.

„Wenn ich sterben werde, jetzt oder später, werde ich bis zur Stunde meines Todes nicht den Wunsch haben, bewußt fortzudauern."

„Kind, was reden Sie, Ihnen ist der Tod noch nicht nahe getreten," unterbrach sie die Baronin. „Sie wissen nicht, was Sie sagen."

„Ich weiß, was ich fühle, weiter nichts," erwiderte Käthe. „Bis zu dem letzten Augenblick werde ich so denken, und mich vor dem Vergehen nicht fürchten, im Gegentheil. Wenn ich mir aber vorstelle, Nicolaus Reichlin stürbe, dann würde ich mit einem Mal an ein ewiges Fortleben glauben, und nicht etwa darum, weil er mir lieb ist. Ein Anderer, der mir vielleicht unendlich lieb ist, könnte sterben und ich würde meinen Glauben nicht ändern und mit ihm sterben."

„So, das ist Ihr Urtheil? Nun, jedenfalls originell!"

Eben kam Reichlin zurück. Käthe bemerkte ihn.

„Da ist er," sagte sie, gab der Baronin die Hand und huschte über die Wiese.

Reichlin und die Baronin gingen mit einander eine Weile auf und nieder.

„Jetzt verstehe ich, daß die Kleine nicht in die Welt paßt," sagte sie zu ihrem Begleiter. „Sie ist ein merkwürdiges Geschöpf. Ein Engel könnte sich benehmen, wie sie es thut."

„Ja, sie ist eigenartig," sagte Reichlin. „Das, was mich an ihr wahrhaft ergreift, ist etwas, das mir noch nie in solcher Kraft nahe getreten ist, ein Schmachten nach Glück. Mir ist es tiefrührend, sie davon reden zu hören. Leider befriedigt sie ihre nächste Umgebung nicht. Sie hat keine wohlthuende Art im Verkehr mit ihrer Mutter, das ist für beide Theile traurig. Sie glauben nicht, mit welcher Heftigkeit Käthe empfindet. Vorhin hatte sie mich mehr erschreckt, als ich mir selbst gestehen möchte. Sie

haben ſich für ſie intereſſirt," fuhr er fort, „vielleicht macht es ſich, daß Sie ſie öfters ſehen könnten." Das ſagte Reichlin in einem Ton, dem man es anmerkte, daß er wirklich von Sorgen bedrückt war.

Die Baronin ſprach liebenswürdig von Käthen, bewunderte dann auch noch einmal den Pavillon, bemerkte zuletzt noch mit faſt ſchwärmeriſchem Wohlgefallen die Muſik, die von Zeit zu Zeit in einiger Entfernung aus dem Buchenwäldchen klang. Die Gäſte verabſchiedeten ſich und die Baronin lud die Mutter, Reichlin, das Brautpaar, Lilly und Käthe zu ſich in ihr Landhaus ein und zwar ſo bald ſie könnten.

Sie hörte, daß Nicolaus Reichlin in Geſchäften verreiſen wolle, und bat deshalb gleich morgen zu kommen, als den letzten Tag, den er noch da ſei. Doch nur Käthe und Reichlin ſagten zu, denn der nächſte Tag war zugleich der letzte, an dem Marianne mit ihrem Bräutigam noch zuſammen ſeiu konnte und dieſen Abend wollte die Mutter mit den Beiden zu Hauſe verleben. Sie erlaubte Käthen aber gern, der Einladung zu folgen, denn die Baronin hatte ihr Wohlgefallen außerordentlich erregt.

Es war ſpät geworden. Reichlin brachte die Mutter und die drei Schweſtern nach ihrer Wohnung, Heinrich hatte die Gäſte den nächſten Weg zur Landſtraße, am Hügel hingeführt.

„Alſo morgen," ſagte Reichlin, als er Käthen zum Abſchied die Hand gab. „Schlaf wohl."

Als ſie Alle eingetreten, war die Hausthür ſchallend in's Schloß zurückgefallen. Reichlin ging noch ein Weilchen unter den dunkeln Buchen auf und nieder.

„Ob ich ihr helfen kann?" ſeufzte er auf und ging langſam weiter.

Es war eine feuchte, faſt ſchwüle Nacht geworden.

(Schluß folgt.)

Lorenz Gedon.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Als in den letzten Tagen des December 1883 von München die Nachricht kam, Lorenz Gedon sei seinen Leiden erlegen, fehlte es in Berlin nicht an gebildeten Männern, welche angesichts dieser traurigen Botschaft und der dem todten Meister gewidmeten Nachrufe in Versen und Prosa ziemlich verwundert fragten: „Wer ist Gedon?" Diese Unkenntniß war nur ein neuer Beweis, daß trotz der Einigung Deutschlands die Mainlinie auch heut noch keineswegs vollkommen überbrückt ist, und die Berliner kein Recht haben, den Münchnern die oft gerügte geringe Vertrautheit mit Berliner Persönlichkeiten und Zuständen zum Vorwurf zu machen. Aber die Frage bewies zugleich auch bei denen, die sie thaten, ein gar zu kurzes Gedächtniß. Reichte es doch nicht einmal sechs Jahre zurück.

Damals 1878 fand die dritte große internationale Kunst- und Industrie-Ausstellung zu Paris statt, die erste, an welcher Deutschland sich nicht betheiligen mochte. Die damalige französische Regierung empfand diese Zurückhaltung fast als eine feindliche Demonstration. Da plötzlich, in letzter Stunde noch, wurde die Welt durch eine Kundgebung der deutschen Reichsregierung überrascht, die bei beiden Nationen gleiche Befriedigung hervorrief.

Unser Fernbleiben wurde als einzig durch wirthschaftliche Gründe motivirt erklärt und zugleich der Beschluß verkündet, Deutschland werde sich wenigstens, um über seinen guten Willen keinen Zweifel zu lassen, noch an der Kunstausstellung im Marsfelde betheiligen.

Der Fürst Reichskanzler, innig von der Wahrheit überzeugt, daß auf jedem Gebiet des Lebens alles Gute und Tüchtige, was rasch gethan und

vollbracht werden soll, nur mittels eines Actes der Dictatur in's Leben gerufen werden kann, berief einen einzelnen Mann von bewährter, durchgreifender Energie, gründlicher Kenntniß des Gegenstandes, Klugheit und praktischer Geschicklichkeit, den Director der Berliner Akademie der bildenden Künste, Prof. Anton v. Werner, und betraute diesen mit der dictatorischen Gewalt, jenen Beschluß selbstständig, nach seinem Sinn und so schnell als möglich durchzuführen.

Unbeirrt durch den Widerspruch, die Klagen und Verlästerungen des vielhundertstimmigen Chors deutscher Akademieprofessoren und Künstler, wählte dieser an Kunstwerken aus, was seinem scharf treffenden Urtheil als das Beste, die moderne deutsche Kunst am würdigsten Repräsentirende erschien. Zur Aufnahme dieser Werke waren ihm nur ein paar kahle Oberlichtsäle im Glaspalast angewiesen. In Paris aber mehr noch als anderswo hängt die Wirkung jedes Dinges sehr wesentlich von der Form und Art ab, in welcher dasselbe dargeboten wird. Es war unvermeidlich, den deutschen Ausstellungssälen eine solche Erscheinung zu geben, daß sie einen würdig gestalteten und geschmückten Schrein des ihnen anvertrauten Inhalts bildeten. Wer unter den deutschen Architekten und Decorateurs aber ist der Berufenste, um eine solche Aufgabe zu übernehmen und in der vollkommensten Weise zu lösen? A. v. Werner war über die Antwort keinen Augenblick in Zweifel: „es giebt nur Einen, und der ist Lorenz Gedon in München". Der großen Mehrheit der Norddeutschen klang dieser Name damals noch ziemlich fremd. Wenige Wochen später, — und er ging von Mund zu Mund. Das Vaterland wie die Fremde waren seines Ruhmes voll.

Mit dem ihm eigenen Feuereifer ergriff der durch v. Werner aufgeforderte Münchener Meister die Aufgabe. Schnell war er in Paris an Ort und Stelle. Angesichts der ihm zugewiesenen Localitäten entstand nach seinen Anordnungen im Fluge das imposante unvergeßliche Werk der Inscenirung der deutschen Kunstausstellung im Glaspalaste. Bereits am 11. Mai ist dieselbe von A. v. Werner und Gedon dem deutschen Botschafter und von diesem den französischen Behörden übergeben worden.

Hatte sich das französische Publikum bisher ziemlich skeptisch verhalten, und recht geringe Erwartungen von dem Inhalt dieser deutschen Säle gehegt, so trat nach der Eröffnung derselben an die Stelle der Zweifel eine allgemeine aufrichtige Bewunderung des Inhalts, aber nicht zum wenigsten auch der Form, d. h. der Gestaltung und Decoration der Räume.

Gedon war von diesem Tage ab ein populärer Meister in Paris. Unter den damals an der Seine zusammenströmenden Künstlern aller Nationen wurde er übrigens durch seine Erscheinung, sein ganzes Wesen kaum minder auffällig als durch sein Werk. Eine echt münchnerische Künstlerfigur, mochte er seine, in dem deutschen Isarathen angenommenen Lebensformen und Gewohnheiten auch hier in Paris keinen Augenblick verleugnen und abstreifen. — Von mittelgroßer, aber kräftiger, untersetzter Gestalt,

trug er auf seinen Schultern einen Kopf vom eigenartigsten Schnitt. Ueppiges, schwarzlockiges Haar umkrauste den Scheitel und quoll ihm tief über die Stirn herab, unter der ein Paar kleine, feurige, wahrhaft durchbohrende dunkle Augen hervorblitzten. Aber auch ein wahrhaft kindliches Lächeln, den Ausdruck einer rührenden Freundlichkeit des reinen und gütigen Herzens sah man dieselben umspielen. Die Nase trat im scharfen Winkel gegen diese Stirn hervor. Die vollen Lippen, Wangen und Kinn umschattete kurzer, schwarzer Bartwuchs. Alle Formen des Gesichts waren zusammengedrängt. Concentrirtes, energisches geistiges Leben, unbeugsame Willenskraft und die starke Sinnlichkeit einer phantasie- und kraftvollen, reichen Künstlernatur sprachen unverkennbar daraus. Dieser originellen Erscheinung entsprach auf's Genaueste seine ganze Rede- und Ausdrucksweise. Alles darin war eigenartig frei von allem Conventionellen, von sinnlicher Anschauung gesättigt, auch da, wo es sich um die Entwickelung, Darlegung und Verfechtung künstlerischer Ueberzeugungen und Lehren handelte. — Mancher unserer Landsleute mochte damals sich und Andere fragen, wie Anton v. Werner gerade auf die Wahl dieses nun so glänzend bewährten Meisters zu seinem Helfer und Mitarbeiter verfallen sei. Er war dazu bestimmt worden durch die Erinnerung einer ähnlichen Leistung Gedons gelegentlich der deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung im Glaspalast zu München im Sommer 1876. Dort hatte er eine nicht minder großartige Probe seiner unvergleichlichen Befähigung für derartige Raumdecorationen vornehmen, künstlerisch prächtigen Stils und Arrangements, und der Inscenirung ganzer Ausstellungen gegeben in der von ihm übernommenen Einrichtung der Abtheilung der älteren Kunst- und kunstgewerblichen Erzeugnisse in dem abgegrenzten südlichen Raume. Dort vor dem Eingang zu dem letzteren hatte er jenes, aus alten Architekturtheilen, Holzskulpturen und Prunkstoffen componirte, mächtige Portal von imponirender, festlicher Schönheit aufgeführt, dessen Giebelfries die bezeichnende Inschrift schmückte: „Unserer Väter Werk." — Diese Worte, deren Anbringung an jener Stelle Gedon persönlich vorgeschrieben und verlangt hatte, haben für ihn selbst die Bedeutung eines Programms. Die Kunst der Gegenwart, wenn sie wahrhaft lebendig sein soll, müsse, so behauptete er, anknüpfen an die „unserer Väter", d. h. jener großen, mehrhundertjährigen schöpferischen Epoche, welche mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ihren plötzlichen, traurigen Abschluß gefunden hat. Ueber die zwischen ihm und der Gegenwart klaffende Leere gelte es nun wieder die Brücke zu schlagen, welche die Kunst der heutigen, zu neuer Erkenntniß und neuem Leben erwachten, Generation mit jener glorreichen Vergangenheit verbände.

Aus dem, was unsere Väter, aber keineswegs ausschließlich die Deutschen, während des Mittelalters, der Renaissance, des Barock- und Rococo-Zeitalters in den bildenden Künsten und im Handwerk geschaffen haben, schien Gedon die Kraft der eigenen Production immer wieder zu er-

frischen und zu stärken. In ganz eigenthümlicher, seltener Weise verschmolz sich in ihm die Natur des Sammlers mit der des productiven Künstlers. In beiden Richtungen ist er gleich außerordentlich gewesen. Es ist für seine ganze Entwickelung charakteristisch und folgenreich geworden, daß die Sammel-Lust und -Leidenschaft bei ihm der Lust des Bildens und Bauens vorausgegangen war.

Lorenz Gedon ist am 12. November 1843 zu München als Sohn eines „Antiquitätenhändlers" oder (den Beruf bei seinem populären Namen zu nennen) eines „Tandlers" geboren. Die Freude an Erwerb und Zusammenhäufen merkwürdiger alter Gegenstände, am Wiederherstellen, Herausputzen, wieder Erkennbar- und Gefälligmachen des Lädirten, Verschmutzten und Verstaubten ist durch Vererbung und Beispiel auf ihn übertragen. Aber eine sonst damit gemeinhin auf's Engste verbundene Eigenschaft war sein Erbe nicht geworden: der Handelssinn, welcher die Objecte des Sammelns vor Allem als solche Gegenstände betrachtet, schätzt und aufsucht, die man mit Vortheil wieder losschlagen kann. Ihm waren und blieben sie jederzeit nur um ihrer selbst willen lieb und begehrenswerth. Er wollte sich an ihnen weiden, wollte von ihnen lernen, aber sie nicht lassen oder gar einen materiellen Gewinnst mit ihnen erzielen. Im Geschäft seines Vaters aber bot sich ihm tausendfältige Gelegenheit, ebenso wie seine Kenntniß der ältern Kunstwerke, der Stile und der Techniken, auch seine Geschicklichkeit in der Restauration des Geschädigten, der Ergänzung des Fehlenden zu üben. Das hierbei bekundete Talent praktisch ausbilden zu lassen, schien Gedons Vater für den Sohn wie für das Antiquargeschäft sehr vortheilhaft. Er gab den Knaben zu dem Holzbildhauer Endries in München in die Lehre, bei welchem jener ganz in alter Weise dies Kunsthandwerk eben so wie die Schreinerei praktisch erlernte. Damals wurde des geschickten Knaben Thätigkeit schon vielfach seitens der Direction des Münchener Nationalmuseums bei der erforderlichen Restaurirung von Alterthümern, die für dasselbe erworben waren, in Anspruch genommen. Dem Conservator des Museums, Professor Kuhn, gebührt das Verdienst, das ungewöhnlich bildnerische und kunsttechnische Talent des jungen Gedon erkannt und dessen Vater dazu bestimmt zu haben, den Sohn behufs systematischer Ausbildung desselben auf die Münchener Akademie zu schicken. Er wurde dort als Bildhauer immatrikulirt. Gedons Eintritt in diese Akademie fällt gerade in die Zeit des großen jugendlichen Flors der Piloty-Schule. Ein Kreis von begabten Schülern hatte sich um diesen Meister versammelt. Ein neues Leben war in der Münchener Kunst erwacht. An die alten Götter, welche in der Stadt König Ludwigs während der Dreißiger, Vierziger und Fünfziger Jahre geherrscht hatten, war der Glaube bei der neuen Generation stark untergraben und in's Schwanken gekommen. Im Kunstgewerbe war unter dem mächtigen Einfluß eines Genies wie Franz Seitz eine gewaltige Umwälzung im Vollzug begriffen. Man erklärte der klassischen

Nüchternheit und Langenweile offen den Krieg, wandte sich zum Studium der Werke gerade solcher Perioden der Vergangenheit zurück, welche von der vordem herrschenden ästhetischen Schule nur zu lange in den Bann gethan gewesen waren. Der junge Gedon schwamm hier mit gleichgesinnten Genossen, wie der jüngere Rudolph Seitz, der Architekt Seidel und Fritz August Kaulbach, bald in seinem eigensten Lebenselement. Den geliebten alten Meistern des Mittelalters und der Renaissance folgte er auch in der Art seines Studiums und Lernens. Es fiel ihm nicht ein, dasselbe auf die Bildhauerei zu beschränken. Jede Kunsttechnik ausüben und für jede entwerfen und modelliren zu können, das schien ihm des echten Künstlers allein würdig. Er machte sich so sattelfest in der Architektur und in den Kunsthandwerken, wie in der in Stein und Holz arbeitenden Sculptur. Allerdings hat sein architektonisches Studium wenig Aehnlichkeit mit dem, wie es etwa an unseren preußischen Bauakademien vorgeschrieben ist und zu dem glorreichen Ziel eines gut überstandenen Bauführer- und Regierungsbaumeister-Examens hinführt. Der Krieg von 1866 unterbrach, zum Glück nur für kurze Zeit, diese Studien. Gedon genügte als königlich bayerischer Jäger seiner militairischen Pflicht gegen sein engeres Vaterland. Freilich ohne die Gelegenheit zu erhalten, bei irgend einem Anlaß blutige Lorbeeren zu pflücken. Der Antiquar und Künstler in der Jägeruniform soll übrigens auch im Lärm der Waffen den Hauptpassionen seines Lebens nicht untreu geworden sein. Einmal in der Waschküche des Frauenklosters und Waisenhauses zu Amberg einquartiert, erkannte er mit seinem, in diesen Dingen unfehlbaren, Blick in deren Raum eine später verbaute alte gothische Kapelle. Das schnitt ihm in's Herz. Er bestürmte die Frau Oberin, das gute Werk in Angriff zu nehmen, dem entstellten Heiligthum wieder zu seiner alten Gestalt zu verhelfen. Wenn sie das thäte, so würde er ihr selbst einen schönen Altar dazu machen. Seine Vorstellungen blieben nicht ohne Wirkung, sein Versprechen hat er gehalten. Die einstige Kapelle ist in voller Echtheit, ernster Anmuth und Zierlichkeit auf's Neue entstanden.

Im Jahre 1867 tritt Gedon zum ersten Mal selbstständig als Bildhauer, als Autor in größeren Statuen-Modellen eigener Erfindung auf. Ein Friedrich Barbarossa und eine Gruppe „der heilige Georg" sind diese ersten plastischen Schöpfungen, welche den Namen des jungen Bildhauers in München bekannt machten. Die letztere wurde sogar mit einem ersten akademischen Preise geehrt Sie schmückt heut in bronzirtem Gypsabguß einen Kamin im Georgs-Ritter-Saal der königlichen Residenz zu München. Die Gruppe ist völlig malerisch empfunden, voll leidenschaftlicher Bewegtheit: der Drache liegt getödtet am Boden; der ritterliche Heilige sprengt, das Schwert in der hocherhobenen Rechten schwingend, sein Roß in kühnem Satz über den Leichnam des Ungeheuers hinweg. Zwei Jahre später sah Gedon sich mit Arbeiten der decorativen Plastik für den vielbesprochenen prunkvollen, vergoldeten Krönungswagen betraut, welchen König Ludwig II. im üppigsten Rococostil für sich

ausführen ließ. Er modellirte dafür ein Paar stürmisch aufschwebende, geflügelte, Posaunen blasende, aneinander geschmiegte Victorien, welche eine Krone über ihren Häuptern halten, während zwei nachschwebende Putten mit wulstigen Gliedern Blumengewinde dahinschleppen; und eine andere noch übermüthiger bewegte schwebende Ruhmesgöttin, die mit weitausgestreckten Armen einen Lorbeerkranz emporhält, ebenfalls von Putten umschwebt. Ein sich ganz toll geberdendes Paar zu ihren Füßen balancirt auf einem Rococoschnörkel ein Füllhorn schleppend, welchem eine üppige Masse Blumen und Früchte entquellen. Von beiden Gruppen aber ist an dem Wagen selbst nichts zur Ausführung gekommen. Nur auf einzelne holzgeschnitzte und vergoldete Wappenlöwen und prächtige, lebenschwellende Putten, welche sich zwischen all dem überschwänglichen schnörkelhaften Rococoschnitzwerk des Wagens zwischen dem Kutschkasten und den Trittfedern wie zwischen ihm und dem Bock schwingen, beschränkt sich schließlich Gedons Antheil. — Zu zeigen, was er als Architekt vermöge, wurde Gedon zuerst in den Jahren 72—74 Gelegenheit geboten. Der bekannte Kunstfreund und gelehrte Dichter Graf Schack in München beauftragte ihn, dessen originelles Genie den Grafen lebhaft interessirte, mit dem Bau eines Wohnhauses. In dessen Erdgeschoß sollten die Räume für die, an erlesenen, modernen Meisterwerken der Malerei und an guten Copieen berühmter Werke der alten Kunst ungemein reiche, Sammlung hergestellt werden. Der Bauplatz war an der Briennerstraße in geringer Entfernung von der bedeutendsten architektonischen Schöpfung der vorangegangenen Periode der officiellen Münchener Kunst, dem stolzen klassischen Propyläenthor, mit den Tempeln der Glyptothek und des Kunstgenossenschafts-Ausstellungsgebäudes dahinter, gelegen. Dort ist das Haus des Grafen Schack von Gedon, im Einverständniß mit dem Bauherrn, in einem Stil und mit einer Formengebung im Detail gebaut, welche die Façade als einen kecken und übermüthigen Protest gegen die schlichte Würde und antike Ruhe jener älteren Architekturen erscheinen lassen. Zwei alte Häuschen nahmen die Stelle des zu errichtenden Palais ein. Nach einander hatte Gedon dieselben durch den Neubau zu verdrängen. Die geringen Größenverhältnisse der Façade, welche ihm vorgeschrieben waren, hätten ihn, wie man annehmen sollte, bestimmen müssen, sich in der Formengebung möglichst mäßig zu halten. Aber er ließ im Gegentheil seiner überströmenden Kraft und Bildnerlust freien Lauf und brachte dann allerdings ein gar wunderliches Ganze zu Stande, das wieder in zwei ganz verschieden gestaltete, wenn in ihren Extravaganzen auch einander ziemlich ähnliche, Hälften zerfällt. Der ganze Bau erhebt sich auf einer mächtigen Rustika, die als Sockel einer gewaltigen Palastfaçade dienen könnte. In der Mitte zwischen beiden Hälften öffnet sich das rundbogige Hauptportal, von schönem schmiedeeisernen, vergoldetem Gitter geschlossen. Darüber tritt von einem Consol getragen, das aus einer Teufelsmaske mit einem Ringe im Maul gebildet wird, ein dreiseitiger kleiner Erker hervor. In den Füllungen des Sockels dieses von drei Fenstern

durchbrochenen Erkers sind en relief vortreffliche Puttenfigürchen mit den Wappen Münchens, des Reiches und Bayerns gemeißelt. Ein barockes Thürmchen mit Nischen in seinen Seitenflächen, in welchen die Insignien der Künste angebracht sind, achtseitig, mit vielfach ausladender und wieder eingezogener Dachsilhouette steigt hier in der Mitte empor. Die Gebäudehälfte zur Rechten vom Beschauer wird von einem höchst barocken Giebel gekrönt, auf dessen Spitze ein reizendes weibliches Broncefigürchen Gedons, den Lorbeerkranz in der hochgeschwungenen Hand, steht. Zwei Obelisken flankiren den Giebel, in dessen Mitte ein zweiseitiges Erkerchen, auf einer kauernden Teufelsfigur als ihrem Consol ruhend, hervortritt. Im Hauptgeschoß darunter sind zwei Fensterpaare angebracht mit durchbrochenen Fenstergiebeln von übermächtiger Profilirung, welche für die geringe Höhe keineswegs angemessen erscheint. In dem Scheitel des einen dieser beiden Fenstergiebel ist die Büste Albrecht Dürers, des andern die Michelangelos auf niederem Sockel errichtet. Die Fensterpaare aber werden flankirt und unter sich getrennt durch Hermenkaryathiden von der originellsten Art und Gestaltung, in hoher Lebendigkeit von Gedon modellirt und in Stein gemeißelt.

Im Erdgeschoß entsprechen diesen Fenstern rundbogige, deren Bogenlinie von einem Kranz hervortretender keilförmiger Quadern mit wuchtigen Schlußstein in dem Scheitel, umgeben wird. Die Façade der Hälfte des Hauses zur Linken des Mittelportals ist von keinem Giebel gekrönt. Vor dem Erdgeschoß tritt eine offene Loggia von drei, durch vier Säulen getragenen, Rundbogen heraus, auf welchen ein, die ganze Breite dieser Hälfte einnehmender, Altan mit kräftiger Brüstung ruht. Auf ihn öffnen sich im ersten Stockwerk, drei Fenster; die beiden äußersten rundbogig, von ziemlich steil ansteigenden durchbrochenen Giebeln überhöht. Im Scheitel des mittelsten erhebt sich ein kleines Postament, welches die Büste Raphaels trägt. Diese selbst aber füllt die Nische eines darüber aufragenden kleinen thürmchenartigen Aufsatzes. Im Inneren ist die Anlage der Räume, diesem unregelmäßigen Aeußeren entsprechend, sehr launenhaft und verzwickt. Die Räume des Erdgeschosses liegen in ganz verschiedenen Ebenen. Man steigt hinauf und hinab. Dafür aber ist besonders der eine große Hauptsaal, in welchem die meisterhaften Copien Lenbachs nach Tizian und Velasquez hängen, mit seiner vornehmen charaktervollen Holzarchitektur im schönsten Stil der Renaissance von desto ruhevollerer und harmonischerer Wirkung.

Diese architektonische Erstlingsschöpfung Gedons hat ihm sein Leben hindurch noch manche Schmerzen bereitet. Die darin begangenen künstlerischen Jugendsünden konnten nie vergessen werden. In Stein fixirt präsentiren sie sich Jedem unausgesetzt und zeugen gegen ihren Autor, während die große Mehrzahl seiner späteren, reiferen Arbeiten im Inneren der Gebäude verborgen geblieben ist.

Der Wunsch, seine Kraft endlich einmal in der Ausführung eines ganz und gar von ihm erdachten und entworfenen großartigen Bauwerks erproben

zu können, ist ihm nie erfüllt worden. Eine wahrhaft tragische Ironie des Schicksals aber ist es, daß er, als endlich ein solcher, so lange vergeblich ersehnter Auftrag an ihn herantrat, bereits von dem an seinem Leben zehrenden Leiden verhindert war, ihn anzunehmen. Dies Leiden, ein Krebs im rechten Unterkiefer, war ein trauriges, väterliches Erbtheil. Schon in Gedons ersten Zwanziger Jahren wurde es in seinen kaum bemerkbaren Anfängen von einem kundigen Arzt erkannt. Er hatte ihn von der furchtbaren Bedeutung der untrüglichen Anzeichen und von der geringen Hoffnung in Kenntniß gesetzt, die tödtliche Entwickelung jenes Keims zu verhindern. Dies Bewußtsein eines ihm bevorstehenden frühen und qualvollen Endes trug Gedon seitdem in seiner Seele verschwiegen mit sich herum. Er hatte sich bereits im 24sten Lebensjahr mit einem zarten, schönen, braunäugigen, zärtlich geliebten und liebenden Mädchen verheiratet, das ebenso mittellos wie er selbst war. Auf das Glück, das ihm trotz aller Entbehrungen und trotz der Härte des Kampfes um das Dasein diese Ehe gewährte, soll nur zu bald schon jene unabweisliche, trostlose Aussicht ihre düsteren Schatten geworfen haben. Manches Gewaltsame und Räthselhafte in Gedons ganzem Verhalten und in seiner Lebensführung mag seine letzte Wurzel in dem Bewußtsein seines Schicksals gehabt haben. Seine Thatkraft, seine Schaffenslust und -Fähigkeit zu lähmen, hat dasselbe allerdings nie vermocht. Eine überströmende Fülle von kühnen und originellen plastischen und architektonischen Gebilden erfüllte seine Phantasie und drängte zum Licht. Jede Gelegenheit war ihm recht, um diesem Drange zu genügen. In Gedon war zum ersten Mal wieder ein Meister der künstlerischen Decoration im Sinne der großen Künstler des Mittelalters und der Renaissance erstanden, welche solche Aufgaben nie verschmäht, sondern vielmehr auch in deren vollkommener Lösung ihren Ruhm gesucht und gefunden haben. Ob es sich um die Herstellung und Schmückung eines, wieder zum Verschwinden bestimmten, Festraums, oder um die eines dauernden Gebäudes handelte, — immer ging er mit gleicher Lust und gleichem Enthusiasmus an's Werk, wußte er die rechten Materialien zu finden und zu gruppiren, um die besten, poesievollsten Stimmungen und Wirkungen zu erzeugen und dem Ganzen den, der jedesmaligen Aufgabe angemessensten Gesammtcharakter zu geben. Als wir ihn 1876 in München an der Inscenirung der deutschen Kunstgewerbeausstellung im Glaspalast thätig fanden, hatte er ein Jahr zuvor in Wien eine besonders reiche und schöne, bleibende Inneneinrichtung und Decoration geschaffen: die der Wohn- und Schlafzimmer des Baron Todesco. Hier auch hatte er sich wieder als Bildschnitzer von der originellsten Begabung, von dem liebenswürdigsten und geistreichsten Humor bewiesen: in den kleinen aus Holz gemeißelten Kinderhermen, welche als Karyathiden das Gesims des Getäfels des großen, prachtvollen Wohnzimmers stützten. Diese Kinderhermen, an denen sich aus dem Pilasterfuß der ganze blühende Leib mit dem lebensvollen Köpfchen entwickelt, stellen,

durch beigegebene Requisiten leicht erkennbar charakterisirt, die Landwirthschaft, die waltende Hausfrau, Musik und Gesang, die bildende Kunst, die Gelehrsamkeit und die Schifffahrt dar. Noch ein kleiner Genosse reiht sich den genannten an. Er trägt die „Widmung", das Pergament, auf welchem es verzeichnet steht, daß Baron Hermann Todesco diesen Saal durch Lorenz Gedon in München 1875 hat machen lassen. An der Schriftrolle aber hängt das Münchener Siegel. — Auch die Möbel, das Bett und der Spiegelschrank im Schlafzimmer, welches an dies Wohngemach angrenzt, entwarf der Meister selbst der ganzen Decoration harmonisch und ließ Alles unter seiner Leitung ausführen.

In das Jahr der Erbauung des Schack'schen Hauses fällt die von Gedon ausgeführte Façadendecoration des Eymannsberger Hauses am Rindermarkt in München. Er gab der nüchternen Façade ein reiches monumentales Gepräge durch schwere Rusticapilaster im Erdgeschoß, durch die Behandlung der Fenstereinfassungen im Stil von 1590, durch die barocken Sphinxgestalten und Eckobelisken, welche er über den beiden seitlichen breitesten Fenstern des Hochparterres errichtete und stilverwandte architektonisch plastische decorative Zuthaten in allen anderen Stockwerken.

Eine andere derartige Arbeit führte Gedon einige Jahre später (1880 bis 1881) an dem Eckhause Hotel Bellevue am Carlsplatz zu München aus, welches seitdem besonders durch die seine beiden Façaden bedeckenden Malereien von Schraudolph d. J. die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Durch das hohe steile Dach, zwei aufgesetzte hohe, einfach geradlinig ansteigende spitze Giebel, Mansardenfensterchen, Dachluken, gedrungene kurze Schornsteine gab er dem ganzen Gebäude eine mit dem Spätrenaissancestil der Malereien harmonirende Gestalt. Beiden Giebelspitzen aber verlieh er einen reizenden plastischen Schmuck in den vergoldeten Bronzefigürchen eines Merkur und einer Art Fortuna, welche die an beiden Enden gehaltene lange, lange — Rechnung wie ein vom Winde geblähtes Band in weitem Bogen über ihrem hübschen Haupt schwingen läßt.

Eine der reizvollsten und graziösesten Arbeiten dieses Genres führte Gedon an einem Hause am Marienplatz zu München (Nr. 26), dem Rathhause gegenüber, aus; dem Rüdererschen Hause, genannt „zum ewigen Licht". Mit verhältnißmäßig wenigen bescheidenen Zuthaten gab er der ganzen Façade das täuschendste Aussehen eines Werkes aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Das Portal flankirte er mit nach oben zu breiter werdenden Pilastern, in welchen rauhe Felsstufen mit Quadern wechseln. Auf ihnen setzen Bogen im echten Rococostil auf, mit Blumenfestons decorirt; über dem Scheitel wölbt sich eine große Muschel. An deren beiden Seiten lagern halb sitzend zwei symbolische Gestalten von liebenswürdiger Anmuth: zur Linken eine weibliche, die Industrie und den Ackerbau versinnbildlichend, Garben mit dem rechten Arm umfassend, in der Hand eine Sichel; in der Hand des linken, auf den Muschelrand gestützten Armes

einen Lorbeerkranz. Maschinenräder werden hinten sichtbar. Freundlich neigt sie das liebliche Haupt und blickt auf den sich der Thür Nähernden herab. Auf dem jenseitigen Muschelrand lehnt eine Gestalt des Merkur, den Schlangenstab in der Rechten, unter dem linken Arm das Hauptbuch haltend; hinter ihm das hohe Castell eines Seeschiffes. So deuten diese Portalgiebelfiguren auf die geschäftliche Thätigkeit des Hausbesitzers, welche in diesen Parterrelocalitäten betrieben wird. Der oberhalb des Thores bis zum Dach hinaufgeführte Erkerrisalith wird an seinen Kanten zu unterst von feinen, elegant geschwungenen Rococo-Schnörkeln gesäumt. Die Fenster jedes Stockwerks haben oben Abschlüsse von verschiedener Form erhalten und hier und da discreten Schmuck von Blumenfestons. Ueber dem Giebel des Risalithe erhebt sich noch eine halbrunde überwölbte Nische, in welcher auf einem Sockel unter einem Baldachin die Büste der Gottesmutter, vom Sternenkranz umgeben, aufgerichtet ist. Auch diese Arbeit entstammt dem Jahre 1881.

Doch ich wende mich zu jenen Siebenziger Jahren zurück, in welchen Gedon noch ungepeinigt von Schmerzen, in frischer Rüstigkeit und Freudigkeit arbeitete, sammelte und seines Lebens genoß; ein erquickendes Beispiel, ein Berather, Lehrer, immer hilfsbereiter Förderer der Künstler und Handwerker Münchens; immer voll Feuer und Begeisterung, anregend, ermunternd, aufklärend, vordringend; zu allem Guten und Tüchtigen die Initiative ergreifend; die Bequemen und Lässigen, die Lauen und Gleichgiltigen selbst mit sich fortreißend; die eigentliche Seele, das treibende Princip der großen Bewegung, des mächtigen Aufschwungs des gesammten Kunstgewerbes in München und so, in Süddeutschland zumal, weit über die Grenzen der bayrischen Hauptstadt hinaus wirkend.

Von seinen damals zur Ausführung gelangten größeren monumentalen Schöpfungen nenne ich hier zunächst zwei Grabdenkmale: das für die Fürstin von Hanau in Horowitz in Böhmen, ein rein architektonisches, und das für die Familie des großen Augsburger Industriellen Riedinger, ein rein plastisches Werk von hoher Schönheit. Auf breitem niedern einfachen Sockel thront eine edle, sitzende, weibliche bronzene Kolossalgestalt, die Industrie, die Linke auf ein Zahnrad neben ihr zur Seite gestützt, eine Fackel in der Rechten haltend. Vor dem Sockel liegt die mächtige Grabsteinplatte, auf dieser ein Kreuz mit Kranz und Palmenzweigen aus Bronze. — Was Gedon damals an Trophäen, Wappenhaltern und anderen decorativen Arbeiten für die königliche Residenz im Auftrage Ludwig II. ausgeführt hat, bleibt der übrigen Welt verborgen.

Zu dauernder Existenz aber bildete Gedon im Jahre 1879 eine Folge von Holzsculpturen zum Schmuck des großen Saales im neuen gothischen Münchener Rathhause. Es sind vier Frauengestalten in mittelalterlicher Tracht, die Häupter mit der Mauerkrone geschmückt. Jede steht auf einem aus Holz geschnitzten breiten Bande, dessen beide Enden aufwärts flattern,

und stützt jede ihrer Hände auf den obern Rand eines Wappenschildes, dessen unterer auf demselben Bande aufsteht. Die Schleppen der Kleider wallen über dasselbe hinab. Eine fünfte derartige decorative Statue, für denselben Raum bestimmt, zeigt einen schönen, schlanken, jugendlichen Pagen in der Tracht des 15. Jahrhunderts, die Füße in langschnäbligen Schuhen, ein Panier in der Rechten haltend, die Linke wie jene symbolische Dame auf einen Schild gestützt, ebenfalls auf flatterndem Bande stehend. Diese Statuen sind durchaus als integrirende Theile der gothischen Saalarchitektur gedacht, für welche sie geschnitzt wurden. Als solche müssen sie manierirt sein. Von der großen Mehrzahl der Bildhauerwerke Gedons gilt wohl das Gleiche. Aber welche keusche Lieblichkeit, welche stille kindliche Freudigkeit, welche holde ehrbarliche Sinnlichkeit spricht aus allen seinen derartigen Köpfen und Figuren! Daß ihres Urhebers Lehrer nächst der lebendigen Natur die Meister des Mittelalters und der Renaissance und nicht zum wenigsten auch die des, so lange und so thöricht verlästert gewesenen, 18. Jahrhunderts waren, können und wollen diese Bildwerke nicht verleugnen; ebenso wenig aber auch, daß die antike Kunst auf ihres Meisters plastische Anschauung keinen Einfluß geübt hat. Er steht darin fast einzig unter den modernen Bildhauern.

Ein anderes reizendes, plastisches Gebilde Gedons entstand zu Ende des vorigen Jahrhunderts: ebenfalls eine Schildhalterin und ebenfalls zu decorativem Zweck modellirt; jene lebensgroße, schlanke Victoria in matt vergoldetem Gewande, welche, einen silbernen Palmzweig in der Linken, einen goldenen Lorbeerkranz in der Rechten haltend, beide seitlich weggestreckten Hände auf die Oberkante der beiden hohen elliptischen vergoldeten Schilde legt, auf denen man die Namen der großen Künstler und Kunsthandwerks-Meister aus Bayerns Vergangenheit liest. Die unteren Spitzen dieser Schilde berühren fast die Seiten der dicht zusammengeschlossenen, mit reich verschnürten Sandalenschuhen bekleideten, schönen Füße der anmuthigen Göttin, deren feine schlankgeformte Beine das dünne, etwas zopfig geknitterte und flatternde, Gewand umschmiegt. So steht dies interessante Bildwerk auf dem lang gestreckten Sims des breiten Kamins aus gelblichem Marmor, welcher die Mitte der Westwand des großen Festsaals des Kunstgewerbevereins zu München einnimmt.

Dieser ganze Saal zählt zu den vollendetsten Schöpfungen Gedons auf dem Gebiet der Innen-Architektur und Decoration. Des Meisters prächtiges Project für das ganze Gebäude, dessen erstes Geschoß jenen Raum und dessen Parterre das bekannte Ausstattungs- und Verkaufslocal der „Kunstgewerbehalle" enthält, ist, wie sein Liebigdenkmal und so manches andere, Conception, Entwurf geblieben. Aber wenigstens jenen Saal und das angrenzende Kneipzimmer nach seiner Idee zu gestalten und zu schmücken, ist er berufen worden. Der hohe weite Raum des ersteren ist ein unübertroffenes Muster für die Verwendung des Holzes als Hauptmaterial einer solchen Saalarchitektur. Durch drei hohe breite Fenster und drei darüber

befindliche Oeil-de-boeufs in der Südwand bei Tage, durch mächtige kranzumwundene bronzene Kronleuchter und Wandarme bei Abend beleuchtet, auf, oblongem Grundriß in schönen Höhen- und Größenverhältnissen ausgeführt zeigt der Raum jenes edle Material des dunkler und heller gehaltenen mannigfach im Ton abgestuften Holzes in glücklichster Verwendung. Nirgends ist seine Natur verleugnet, nirgends seinem eigensten Charakter Gewalt angethan. Nirgends eine Ueberladung mit Schnitzwerk oder sonstigem Zierrath; alle Formen entwickeln sich wie mit zwingender Logik aus der Bestimmung der constructiven Theile, aus den Diensten, welche sie zu leisten haben. In dem Wandgetäfel, den Pilastern, den Pfeilern der Galerien, den Gurtbogen, in welchen diese sich auf den aus schmalen horizontalen Planken gefügten Vouten zur Decke hin fortsetzen; in den Säulenpaaren, welche die Galerie an der nördlichen Schmalseite stützen; den Brüstungen und Pfeilern dieser, wie der auf der westlichen Langseite, den Getäfelsimsen, den Wölbungen und den in sie einschneidenden Stichkappen; in der einfach gegliederten, mit bronzenen Zapfen, Beschlägen und Wappenbildern geschmückten Balkendecke; den durch prächtige Eisenbeschläge verzierten Thüren, — überall erfreut diese meistergiltige Verwendung und Behandlung des Holzes. Durch die decorativen Malereien von Fr. A. Kaulbach in den fünf Lunetten unterhalb der Stichkappen an der Ostwand und die Stillleben in den Wandfüllungen dieser und der gegenüberliegenden Seite wird dann allerdings der festliche, stolze, vornehme Eindruck des Saales noch wesentlich gesteigert.

Es ist selbstverständlich unmöglich, hier alle derartigen Schöpfungen Gedons aus jenen Jahren zu schildern: z. B. die (am frühesten ausgeführte) Einrichtung der Wohnung K. v. Pilotys, des Treppenhauses und der Bibliothek im Schloß des Geh. Rath Stumm zu Hausen bei Marburg, die Wohnräume in dem Fr. A. Kaulbachschen Hause, die in dem der Herren v. Maffei und v. Hornstein und die Decoration mancher Münchner Künstlerateliers. Einer Menge von Festsälen nicht zu gedenken, von denen manche der schönsten leider nur für einen vorübergehenden Anlaß aus rasch vergänglichen Materialien hergestellt wurden, um bald wieder vom Angesicht der Erde vertilgt zu werden. Dies Schicksal hatte die herrliche Dekorirung der seiner würdig gestalteten Halle, des Werks Seidels auf der Münchener Schützenfestwiese im Sommer 1881; hatten die beiden grandios prächtigen originellen bekleideten decorativen Figuren des Armbrustschützen und der Bogenschützin des 16. Jahrhunderts, welche er aus Gerüsten, in Gyps modellirten Köpfen und Körpertheilen, alterthümlichen Stoffen, Waffen und Rüststücken zusammenbaute und zu beiden Seiten des Hauptportals jener großen Halle, von Kiefern umgeben, aufstellte. Ihr Loos theilten nicht minder die so sinnig und originell erfundenen Kronleuchter für dieselbe Halle, die Decoration der phantastischen Prunkwagen des Schützenzuges, wie früher schon alle jene kühnen lustigen, geist- und phantasiereichen Erfindungen (das „Jamnitzer-Schiff"), welche er für den von ihm arrangirten großen

Festzug auf dem Theater zur Schlußfeier der deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung von 1876 lieferte. Zu eben so rascher Vergänglichkeit war jene unvergeßliche Gelegenheitsschöpfung bestimmt, mit welcher er die Besucher der elektrischen Ausstellung (Herbst 1882) im Münchener Glaspalast überraschte: die, von ihm in dessen westlichem Raume erbaute, kleine frühgothische Kirche oder Kapelle mit ihrem ernsten mittelalterlichen Altarwerk und Chor-Gestühl, den Kirchenfahnen, den hohen Wölbungen, der halbrunden Apsis, den Fenstern, durch welche Abends das elektrische Mondlicht seinen bläulich-dämmernden Schimmer in den Raum ergoß.

Von allen diesen und zahlreichen andern zum Verschwinden bestimmten, „der Gelegenheit gemachten Dichtungen" Gedons in Holz, Stuck, Gips, Stoffen, Carton, Eisen, Farben, Leinwand, Nadelholzzweigen, Laubgewinden, Vergoldungen u. s. w. hat uns nur die Photographie und unser Gedächtniß die Bilder aufbewahrt. Ein Werk aber ist für solchen Anlaß von ihm in dauerndem Material ausgeführt worden, existirt heut noch und wird hoffentlich noch Jahrhunderte fortdauern zum Ruhme des Meisters. Es ist jenes edelmetallene, kunstvolle Prunkstück, welches von der Stadt München als erster Preis im deutschen Bundesschießen im Sommer 1881 ausgesetzt wurde, die sogenannte „Hirschuhr". Gedon hatte den Entwurf dafür gemacht. Mit seinem Schwager v. Cramer, dem ganz in seinem Sinne arbeitenden Bildhauer, gemeinsam hatte er das Modell angefertigt, nach welchem das Werk in Silber mit reicher Vergoldung und stellenweiser farbiger Emaillirung in einer Münchener Werkstatt ausgeführt wurde. Ein mit intimer Naturkenntniß in frappanter Wahrheit dargestellter Hirsch mit goldenem Geweih, zwischen dessen Ansätzen das Hubertus-Crucifix aufragt, den Hals mit einem Bande umgeben, an welchem zierliche Kleinodien hängen, trägt, von der Last gebeugt, auf goldenem, mit langer goldner Franzendecke geschmücktem, Sattel, an dessen Seite Armbrust, Hifthorn, reich gestickte silberne Tasche und Speer hängen, den köstlich gezierten, zinnengekrönten goldenen Uhrthurm. Auf der Kuppeldachspitze desselben aber schwebt auf goldener Kugel das silberne reizende Figürchen einer Fortuna in goldenem Gewande, welche ein hochflatterndes Silberband über ihrem Haupte schwingt.

Grabmonumente und Erinnerungsdenkmale, Hausfaçaden und Innenarchitekturen, Kneipzimmer und Festdecorationen, Prunkwagen und Möbel, Statuen und Ornamente in Stein, Bronze, Holz, Eisen und Stuck, Portraitbüsten in Wachs, Thon und Marmor, Modelle für Kleinodieen, für schmiedeeiserne Gitter, Schiffszierrathen, Bugbilder und Kajüteneinrichtungen — Alles das auszuführen, fühlte dieser einzige Mensch in sich die gleiche Kraft. Nur mußte man ihm wirklich die praktische Lösung überlassen, statt erst lange Zeichnung, Grund- und Aufriß zu prüfen und ihm seine Ideen zu kreuzen. — Der geschnitzte, Schild haltende, vergoldete bayrische Wappenlöwe in der Bugspitze des Starnberger See-Dampfers „König Ludwig" und die bewundernswürdige Holzarchitektur in der ersten

Kajüte desselben mit den lustigen geschnitzten Karyathiden-Hermen, welche das Wandgetäfel gliedern, sind in ihrer Art und für ihre Bestimmung so geniale Schöpfungen, wie jene Hirschthurmuhr oder der Saal des Kunstgewerbevereins.

Gedons Werkstatt in dem selbstgebauten Hause auf einem Gartengrundstück zwischen der Nymphenburger Allee und der Blutenburgstraße bot in Folge der Vielseitigkeit dieser künstlerischen Thätigkeit einen von andern Bildhauer-Ateliers und Architekten-Bureaus gründlich abweichenden Anblick. Zu manchen Zeiten glich es fast einer großen Tischlerwerkstatt, Dank der Masse der darin, wie rings um das Haus, angehäuften eichenen und tannenen Bohlen, Bretter und Balken. Bald galt es, große und kleine Figuren, Gruppen, Embleme aus den zusammengeleimten Holzblöcken herauszumeißeln; bald nach Gedons und v. Cramers Entwürfen lange Flachrelief-Compositionen aus Brettern herauszustemmen. Aber gleichzeitig ließen die umherstehenden Gips- und Wachsmodelle, die Büsten, Skizzen, Abformungen von Statuen, Hermen, Reliefs, Architekturtheilen und Ornamenten, die großen Risse und Entwürfe zu Gebäuden und Monumenten auf Staffeleien und Tischen wohl erkennen, welch ein schöpferischer, allumfassender Künstlergeist in diesen launisch-phantastisch, lustig und seltsam, aber nirgends prätentiös und kokett decorirten Werkstätten waltete.

Von der Nymphenburger Straße trennt das Haus ein langer buschreicher, ziemlich verwilderter Garten, in welchem sich seine Kinder, holde kleine Geschöpfe, tummelten, denen man die ungewöhnliche Begabung aus den dunklen Augen leuchten zu sehen meinte. Zur Thür des ganz nach eigenen Launen gebauten, auf jeden architektonischen Eindruck und Reiz verzichtenden, Hauses führte eine kurze Außenstiege, auf deren vorderen Pfosten zopfige Sandsteinsphinxe lagerten. An der Hinterseite lagen und standen bis zum Gartenzaun hin zahllose steinerne Fragmente von mittelalterlichen und jüngeren Baudenkmalen und Bildwerken. Vor den Fenstern des Erdgeschosses und der Ateliers, die sich seitlich an das Haus anschlossen, lehnten alte verrostete schmiedeeiserne Gitter, von kühnem, freiem und graziösem Linienschwunge der Ranken und des Blattwerkes. Das Alles bildete einen Theil seiner großartigen, alle Gebiete der Kunst und des Knnsthandwerks unserer Väter umfassenden, immer vermehrten Sammlungen. Ihre Hauptmasse war in den oberen Räumen der Wohnung aufgehäuft. Diese damit zu schmücken, war freilich nicht ihr Zweck. Die kostbarsten Stücke lagen und standen, ohne daß ihr Besitzer auf ihre Aufstellung und ihr Arrangement irgend Werth gelegt hätte, beisammen; oft verstaubt und unscheinbar. Aber dank dem völlig untrüglichen Blick des Meisters für das Echte, Dank seiner Erfahrung, seiner Findigkeit und seinem guten Glück hat er immer nur das Beste des Besten aller jener Epochen erworben. Jedes Stück hat soliden, realen, bedeutenden Werth und jedes für ihn noch einen doppelten als Meisterwerk der Gattung, das er als solches seinen Schülern und den

Kunsthandwerkern, deren Belehrung, kunsttechnische Heranbildung und Förderung ihm stets am Herzen lag, zum Vorbilde hinstellen konnte. Einen großen Theil seiner Einnahmen verschlang dieser Sammeleifer, während zugleich seine hochherzige, tief gütige, jeder Selbstsucht bare Natur ihn immer antrieb, zu helfen, Freude zu spenden, zu belohnen und zu ermuntern durch das freigebigste Bezeigen. Wenn es sich irgend thun ließ, verbarg er dabei dem Beglückten sorglichst, daß er selbst der Spender sei. Neben dem künstlerischen Schaffen, dem Sammeln, und nächst Weib und Kindern war ihm jederzeit das liebste Gut und der beste unentbehrlichste Genuß das abendliche und nächtliche Zusammensein mit dem engeren Kreise verständnißvoller gleichgesinnter Kunstgenossen beim immer gefüllten und immer geleerten Maßkrug des edeln tiefgoldig braunen Münchner Nectars. Er hatte die so im erregten Gespräch oder im Tarokspiel verbrachten Kneipnächte oft genug mit ungenützten Morgen und Vormittagen zu bezahlen. Aber andererseits ist gerade durch dieses Zusammenleben mit den Collegen sein persönlicher Einfluß auf sie und ihre ganze Kunstübung gewaltig gewachsen. Er arrangirte und schmückte, von seinen geistesverwandten Freunden unterstützt, die Feste der Münchener Künstler und er baute und schmückte ihnen auch ihre Kneip- und Versammlungsräume. Eine glänzende derartige Schöpfung vollendete er noch in seinem letzten Lebensjahr: Einen elenden kahlen mit niederer flacher Decke versehener Raum in einem verlassenen halb verfallenen Schuppen, welcher der Künstlerschaft seitens der Stadt als Eigenthum überlassen war, verwandelte er in eine trauliche Halle mit hohen Tannengewölben, mit romanischen Fenstern und Thüren, über welchen letztern er täuschend die alte Originale imitirenden Abgüsse kirchlicher Bildwerke anbrachte. Einen gewaltigen Balken, der quer von der einen Langwand zur andern geht, ließ er an Ort und Stelle, errichtete in der einen Ecke einen kolossalen uralterthümlichen Kamin, in dessen Höhlung riesige Kessel und andere Geräthe ihren Platz fanden. Gegenüber führte er eine Empore unterhalb des Gewölbes auf, in deren durchbrochener Brüstung die bronzirten Abgüsse der geschnitzten, vergnüglich charakteristischen Narrenstatuetten vom alten Münchener Rathhause placirt wurden. Statt Holzgetäfels bekleidete er hier die geweißten, hie und da mit alten Bildern behängten, Wände bis auf Mannshöhe mit Korbgeflecht, welches nach oben hin von grünen Tannenreisgewinden umrahmt wird. Das ist das neue Versammlungslocal der Münchener „Allotria", welches die Künstler mit einem schönen Fest für den Erbauer einweihten.

Als ich Gedon zuerst in seiner Werkstatt besuchte, im Hochsommer 1879, fand ich seine Schüler und Gehülfen an einer großen Holzbildhauer-Arbeit beschäftigt. Auf lange tannene Planken waren mit Röthel in Contouren sehr lebendige und interessante friesartige Compositionen gezeichnet, welche — innerhalb eines Gewindes von lang gestreckten fortlaufenden Blatt- und Rankenornamenten — Scenen von allen Arten der Jagdlust in den verschiedenen Jahrhunderten vom 16. bis zum Anfang des 19. darstellten. Diese von Gedon

und seinem erfindungsreichen Schwager von Cramer entworfenen Gestalten und Ornamente wurden als flache glatte gleichmäßig hochliegende Silhouetten-Reliefs mit Meißel und Schnitzmesser aus dem Grunde herausgearbeitet. Die so decorirten Planken waren bestimmt zur Bekleidung eines langen Tannengewölbes, welches die Decke eines Jagdsaales in dem Hause eines in Worms am Rhein wohnenden Kunstfreundes, des Rittmeisters Heyl, bilden sollte. —

Ein glücklicher Zufall ließ mich zu Ende des October 1883, während eines kurzen Aufenthalts in Worms, gelegentlich der dortigen Lutherfeier, die Bekanntschaft dieses Herrn und seines Hauses machen. Gedon selbst war gerade bei ihm zu Gast. Die Freude des Wiedersehens mit ihm, dem ich zuletzt fast drei Monate zuvor in München begegnet war, wurde allerdings schmerzlich getrübt durch den Anblick der furchtbaren Fortschritte, welche sein tödtliches Uebel inzwischen gemacht hatte. Erst da erfuhr ich und sah ich mit eigenen Augen, mit welchen bedeutenden und eigenthümlichen Schöpfungen sein Genius gerade die ehrwürdige Siegfried- und Lutherstadt am Rhein bereichert hat.

1878 hatte Rittmeister Heyl mit seiner jungen Gattin die Pariser Weltausstellung besucht. Wie auf jeden empfänglichen Sinn, hatte auch auf den dieser Beiden Gedons Inscenirung der deutschen Kunstausstellung einen mächtigen Eindruck gemacht. In Worms stand ihnen ihr großes neues bethürmtes Haus mit stattlichen rothen Sandsteinfaçaden inmitten eines weiten Gartens. Aber seine Innenarchitektur und Decoration genügte den Wünschen und dem Geschmack dieser Besitzer und Bewohner keineswegs. Mit richtigem Blick erkannten sie in Gedon den rechten Mann, um dieses Innere ganz neu in charaktervoller Schönheit als Kunstwerk und zugleich doch auch so zu gestalten, daß es zum behaglichsten, den Neigungen, Lebensgewohnheiten und Geschmacksrichtungen des Paares in jeder Hinsicht entsprechenden, Wohnsitz werde. Mit Freuden ging Gedon auf den an ihn gerichteten Antrag ein. Die im Besitz des Bauherrn befindlichen zahlreichen Schätze alter Kunst und Kunstgewerbe ließ er sich zeigen, um sich ein Bild davon zu machen, wie er sie bei der Decoration der Räume zur Verwendung bringen könne. Seine Pläne waren rasch entworfen, 1879 war die Ausführung bereits in vollem Gange. Die in München nach seinen Zeichnungen theils in den eigenen Werkstätten, theils in denen der ersten Kunsthandwerker hergestellten Gegenstände, Holzschnitz- Metall-, Töpfer-, Glasarbeiten wurden von ihm nach Worms gebracht. Eine Schaar von erprobten Arbeitern führte er mit sich. So ist in verhältnißmäßig kurzer Zeit dort ein Werk entstanden, dem sich kein zweites dieser Art in einem deutschen Privathause zur Seite stellen läßt.

Eine großartige Flurhalle empfängt nun den vom Vestibül durch die reich gestaltete, mit Butzenscheibenfenstern versehene, Thür des letzteren in der Südwand Eintretenden. Drüben auf der Nordseite steigt in zwei Absätzen die breite Treppe, durch ein mächtiges rundbogiges Fenster erhellt, zum oberen Geschoß. Der Boden des Flures dieses Stockwerkes

wird von einer großen oblongen Oeffnung durchbrochen, so daß er nur aus vier dieselben umgebenden Galerien besteht, welche nach dieser Lichtöffnung hin durch kräftige Holzbalustraden geschützt sind. In der Balkendecke dieses oberen Flures, zu welcher, von breiten Gurten gegliederte, aus schmalen horizontal gelegten Planken gebildete Bouten von der weiß gehaltenen Wand aufsteigen, entspricht jener Oeffnung eine auf das innerste Balkenviereck aufsetzende, aus Butzenscheiben gebildete Glaskuppel, deren Spiegelplafond mit den darauf gemalten Wappen von Worms und Köln geschmückt ist. Von diesem Kuppelfenster strömt das Licht sanft gedämpft auch in die große Flurhalle im Erdgeschoß hinab. Hoch hinauf sind die Wände beider Flure mit dunkelm Holzgetäfel bekleidet, in welchem sich die verschiedenen Thüren zu den angrenzenden Gemächern öffnen. Die Holzdecke über dem Treppenhause an dessen weißen Wänden ein paar treffliche Gemälde altrheinischer Meister hängen, bildet ein meisterlich construirtes, rundbogiges aus schmalen Planken gebildetes Kreuzgewölbe, dessen Bogen und Stichkappen von Wandconsolen aufsteigen. Prächtige Gobelins und alte Gemälde an den Wänden der oberen Galerien, alte kostbare Stickereien und Gewebe, über Balustrade und Stiegengeländer geworfen, und eine noch reichere malerische Decoration der unteren Flurhalle mit riesigen Palmenzweiggruppen Waffen, alten bemalten Holzstatuetten, umkränzten Hirschgeweihen an den Wänden, herabwallenden zurückgeschlagenen Gobelins, geschnitzten Truhen, prachtvollen Teppichen und Tigerfellen am Boden, hochlehnigen lederbezogenen Sesseln, Tischen mit kunstvoll gestickten alten Seidendecken, Majolika-Vasen und Kupferbecken, einem nach Gedons Entwurf ausgeführten mächtigen Broncekronleuchter, in Form eines an knaufigen Bronzestäben hängenden Ringes, an welchem sechs bronzene Laternen mit durchbrochen gearbeiteten Kuppeln befestigt sind, geben dieser Halle ein ebenso festliches, als trauliches Gepräge. — Das hohe, mit geschnitztem Reliefornament vielfach verzierte, alte braune Getäfel im Erdgeschoß ist aus einem alten Schweizer Patrizierhause hergeführt. Die beiden großen Thüren in demselben entstammen einem alten bayrischen Schloß. Meisterhafte, barocke Holzsculpturen, Karyathiden-Hermen bärtiger, beturbanter, armloser Männer flankiren dieselben und tragen das schwere, kräftig ausladende Gebälk, über welchem statt des Giebels auf jeder Ecke je eine wuchtige Volute ansteigt. Die Mitte zwischen den beiden über jeder Thür nimmt ein großes, geschnitztes, umkränztes Wappen ein.

Die Thür in der Westwand führt zu dem Speisesaal, an welchem Gedon wenig gethan hat. Eine kleine Thür in der Höhe des Getäfels in der Nordwand neben der schon erwähnten Treppe zu jenem Jagdsaal. Er bildet eine lange gegen Westen gerichtete Halle, von der hohen Gartenfensterthür in der westlichen Schmalwand und durch ein kleineres epheuumranktes Butzenscheibenfenster in der flachgewölbten Erkernische, die an der Nordwand heraustritt, erhellt. An der östlichen Schmalwand ist ein ge-

waltiger Kamin aus grün glasirten reliefirten alten Kacheln angebracht. Ein kolossales Bärenfell ist auf dem Boden davor ausgebreitet. Durch je einen an der Nord- und Südwand in den Raum hineintretenden starken Pfeiler, welche unter sich durch einen gemauerten, weiß getünchten Rundbogen verbunden sind, wird die ganze Länge des Saals wie des Tonnengewölbes in zwei ungleiche Theile gesondert. Die in ihrer oberen Hälfte geweißten Wände bekleidet bis zur Höhe von zwei Metern eichenes Getäfel mit Füllungen aus schön gemasertem Ahornholz. Zwei bis zum Ansatz des hölzernen Tonnengewölbes ansteigende Thüren öffnen sich in der Südwand auf den angrenzenden Speisesaal, mit Hirschgeweihen an ihrem Giebel geschmückt, mit zierlich geschnitzter Bekrönung ihrer Füllungen durch Wappenschildchen, von denen Fruchtschnüre seitlich niedergehen. An dem Tonnengewölbe werden die, mit jenen flachrelief geschnitzten Jagdzügen decorirten, langen Planken von den mit ihnen wechselnden, glatt gelassenen durch Balken von reicher Profilirung gesondert. Durch dunklere Tönung des vertieften Grundes und sehr discrete Anwendung von Farben, werden die lebendig bewegten Darstellungen und schwungvollen Ornamente, wirksam aber doch bescheiden hervorgehoben. Von jenem trennenden gemauerten Bogen hängt ein aus Schmiedeeisen und Hirschgeweihen außerordentlich reich und luftig gebildeter mächtiger Kronleuchter (von Franz Seitz componirt) herab; nahe dem Kamin das Modell eines alterthümlichen Segelschiffes. An dem Getäfel sind Trophäen von Jagdgeräthen und Gewehren hier und da gruppirt; an den oberen Wandtheilen Rehbockgehörne befestigt. An der Nordwand der westlichen Hälfte des Saales zunächst dem Pfeiler steht die Bibliothek des Hausherrn, die wie die hohe Gartenfensterthür von gluthrothen Plüschvorhängen geschlossen werden kann; in ihrer Nähe der große Schreibtisch, die Staffeleien und Wappenständer, mit edeln Kunstwerken bestellt. Der trauliche Erker, in dessen Fenster meisterliche schweizer Glasgemälde von 1589 eingelassen sind, ist mit Tischchen, Sesseln, alten zierlichen Wandschränkchen, Blumenvasen ꝛc. recht zum Lieblingsaufenthalt der jungen Hausfrau eingerichtet. Wie einem Raum intime Poesie verliehen werden kann, dafür ist hier das schönste Muster gegeben worden.

Die große Thür in der Ostwand des Flurs führt zu den drei glänzenderen und prunkvolleren Salons des Hauses. Da ist der große, auf die Gartenterrasse hinausgehende dreifenstrige Musiksalon mit kassettirter, reich reliefirter und bronzirter Stuckbalkendecke, an deren Gesims die Consolen von schönen weiblichen Masken gebildet werden; ein Raum, erfüllt mit den kostbarsten altitalienischen Möbeln und kunstvollen alten Stickereien, kolossalen Spiegeln mit üppig geschnitzten Goldrahmen von 1700. Da ist, südlich an ihn angrenzend, der kleinere, dessen Wände mit tief violettem rips- und plüschstreifigen Stoff bekleidet sind, mit der künstlich getheilten, vielfarbig ornamentirten Decke, mit dem hohen, italienischen, weißen Marmorkamin von 1493 an der Westwand und mit dem höher gelegenen Erkerchen an seiner süd-

lichen Schmalseite. Von schweren rothseidenen Vorhängen eingefaßt, durch eine kleine Stiege mit dem vorderen Raum in Verbindung stehend, ist es zu einer Art von profaner Kapelle geweiht durch ein Meisterwerk Tizians, das Profilbildniß des Dogen Barberigo, das zwischen ebenfalls rothseidenen Vorhängen über einem Schildpatmöbel an der südlichen Wand prangt. Eine andere bewundernswerthe architektonisch-decorative Schöpfung Gedons in diesem Hause ist der nördlich an jenen Terrassensaal anschließende Rococosaal. Ganz in Mattblau mit versilberten Zierrathen ist er gehalten nach dem Muster des berühmten Kuppelsaals der Amalienburg im Nymphenburger Park. Die silbern umrahmten Füllungen der Wände sind mit mattgraublauem Plüsch bekleidet. Aus demselben Stoff sind der Bezug des Schreibtisches und die Sitzpolster der Sessel und Divans gearbeitet. In allen Umrahmungen der Wand- und Thürfüllungen, in den, Cartouchen haltenden, Puttengruppen über der Thür, den Thürklinken, den Spiegelrahmen, dem geschweiften, üppig geschnitzten Holzgestell der Tische und Sessel, in den großen und kleinen Wandconsolen für die chinesischen und japanesischen Porzellanvasen, in all den Festons, Masquerons, Schnörkeln und zopfigen Blattornamenten an Plafond und Gesimsen bewährte Gedon ein so intimes und feines Verständniß und Empfinden für den Stil des Rococo auf der Höhe seiner Entwickelung, eine so entzückende übermüthig spielende Grazie wie nur jene großen Meister der Decoration in den glänzenden Tagen Ludwig XV. Nach seinen, jedes Detail genau vorbildenden, Zeichnungen und Modellen sind diese Schnitzereien und Metallgüsse durch Radspieler in München mit ebenso großer technischer Vollendung und Eleganz ausgeführt. Derselbe Meister, der sich auf die Anschauung, den Sinn, den Stil, die Kunstweise dieses üppigen und liebenswürdigen Zeitalters so trefflich verstand, wurde hier in Worms, als er an der Ausführung seiner Arbeiten im Heylschen Hause begriffen war, vom tiefsten Mitgefühl erfaßt beim Anblick des traurigen Verfalls und der Vernachlässigung eines edlen Denkmals frühmittelalterlicher romanischer Kunst, der Stiftskirche zu St. Paulus. Viel hatte dies dem 12. Jahrhundert entstammende Gotteshaus von der Unbill der Zeiten gelitten. Durch Brand und Verwüstung, nicht zum Wenigsten aber auch durch wiederholte Restaurationen im 18. Jahrhundert, hatte das Innere — mit Ausnahme der Vorhalle frühgothischen Stils und der romanischen halbrunden Altarnische der Apsis — seine ursprüngliche Erscheinung längst verloren. In unserem Jahrhundert war dann die Kirche zu einem Lagerschuppen verwandelt und schutzlos jeder Zerstörung Preis gegeben. Da wurde es Gedon von seinem Freunde und Bauherrn, Rittmeister Heyl, gezeigt und — ihn jammerte der Anblick. Beide Männer faßten den Plan, das geschändete, edle Bauwerk vor dem Untergange und aus dieser Verwahrlosung zu retten, indem man seinen Raum zu einem Museum der Wormser und mittelrheinischen Alterthümer weihte und umgestaltete. Die Durchführung dieses schönen Gedankens ist in kurzer Zeit unter Mitwirkung des „Wormser Alterthumsvereins"

auf's Beste gelungen. Unübertrefflich hat der Meister verstanden, seine Restauration der Kirchenhalle von jedem Schein der Willkürlichkeit und das Resultat derselben von dem widerstrebenden Aussehen des Neugebackenen und Modernen frei zu halten. Er hütete sich wohl, nach der Art der Rigoristen, das, was das 18. Jahrhundert am ursprünglichen Bau geändert hatte, ganz zu vertilgen. So verschmelzen sich in dem jetzigen Aussehen dieses Kirchen-Interieurs die Spuren mehrerer grundverschiedener Culturepochen zu einem hochinteressanten und eigenthümlichen Ganzen, das wie geschaffen erscheint für den idealen und zugleich eminent gemeinnützigen Zweck, dem es gegenwärtig dient. Für das edle romanische Portal lieferte Gedon als Thorflügel die ehernen, künstlich aber täuschend mit dem „verschönernden Rost der Jahrhunderte" patinirten, von ihm ausgeführten Copien der berühmten, romanischen Thüren des Doms zu Hildesheim, deren naive biblische Hochreliefdarstellungen als ein Werk des Bischofs Bernwart aus dem 10. Jahrhundert gelten. Im Jahre 1882 war dies Werk vollendet, das Gedons Namen den Wormsern für immer theuer und unvergeßlich gemacht hat. Den bereits schwer Leidenden beriefen im folgenden Jahr ein paar neue Aufgaben, die er nicht abweisen mochte, nochmals dorthin. Der Bruder seines Freundes, der Geh. Commerzienrath Heyl, der bekannte Großindustrielle, hatte sich durch die Frankfurter Architekten Mylius und Bluntschli auf dem von ihm angekauften weiten Gartengrundstück auf der Stelle, wo der Sage nach König Gunthers Palast, später des Bischofs Haus, und somit auch das Local des großen Luther-Reichstags gestanden hat, in unmittelbarer Nachbarschaft des westlichen Chors des herrlichen romanischen Doms, ein palastartiges Wohnhaus errichten lassen. Sein Grundriß ebenso wie die mannigfache Gestaltung seines ganzen Aeußeren mit dem weit vorspringenden Risalit in der Nordwestfront, zu dessen Hauptgeschoß außen von beiden Seiten her prächtig geschwungene, großartig disponirte Freitreppen hinan führen, ist in einem Sinne gedacht und entworfen, welcher mit dem bei Gedon vorherrschenden Geschmack in architektonischen Dingen eine entschiedene Verwandtschaft zeigt. Den Antrag, diesem Bau außen und innen einen entsprechenden plastischen Schmuck zu verleihen, vermochte der Meister nicht abzulehnen. Er modellirte und meißelte zum Theil mit eigener Hand dafür fünfzehn männliche, weibliche, kindliche und Satyr-Masken, welche, von Emblemen, Früchten und Blumen dicht umgeben, in rothem Sandstein ausgeführt, die Schlußsteine ebenso vieler Fensterbogen an den nach allen Himmelsrichtungen gekehrten verschiedenen Façaden dieses reizenden Patrizierhauses schmücken. Außerdem bildete er mehrere decorative, ebenfalls aus Sandstein gemeißelte, mit Blumen- und Fruchtfestons umwundene Vasen anmuthigsten Rococostils, welche in Mauerischen jenen Portalbau der Nordwestfront decoriren; den von zwei Säulen flankirten, steinernen Portalbau selbst, mit den halb sitzend, halb hingestreckt auf den beiden seitlichen Giebelvoluten lagernden, symbolischen Figuren der Arbeit und des Friedens, mit einer mächtigen, bauchigen,

von Fruchtschnüren an ihrem Fuß umgebenen Vase zwischen ihnen. Auch an den durch v. Cramer mit hoher Meisterschaft in Holz gemeißelten Genrecompositionen der beiden Thürflügel, welche Scheiden und Ankommen, Willkommen- und Abschiedsgruß in Worms im 18. Jahrhundert in graziöser Rococoumrahmung darstellen, ist Gedon zweifellos zum Mindesten Mitarbeiter gewesen. Die vergoldeten à jour gearbeiteten, schmiedeeisernen keck geschwungenen Blattrankenornamente des die Lünette über der Thür schließenden Gitters sind, ebenso wie das im ähnlichen Stil durchgeführte, schmiedeeiserne, unvergoldete Geländer der inneren Haustreppe, nach seinen Entwürfen ausgeführt. Und keinen Augenblick wird man beim Anblick der delicaten, mit dem feinsten Geschmack gebildeten, leichten Stuckornamente, welche die Wand- und Deckenflächen im inneren Treppenhause schmücken, und jener prächtigen beiden Puttenfiguren, welche die bauschigen Stuckvorhänge zu beiden Seiten des inneren Treppenaufganges vom Vestibül her zurückschlagen, in Zweifel sein, daß nur Gedon sie entworfen und modellirt haben könne. Jene beiden großen sandsteinernen Giebelfiguren über dem Portal in ihrer etwas barock gehaltenen Idealtracht, ihre rundlichen, süß träumerisch blickenden Gesichter und so manche besonders jener Frauen-, Mädchen- und Kinderköpfe in den Schlußsteinen sind von einer so holden, ich möchte sagen rührenden Anmuth des Ausdrucks, daß man sich von ihrem stillen Zauber bei längerer Betrachtung völlig bemeistert fühlt. Das Kindergemüth, die Güte, die Harmlosigkeit, die schöne Sinnlichkeit, die Naivetät dieses seltenen Menschen — Alles prägt sich in diesen seinen Gebilden noch einmal in ganzer Reinheit und Lieblichkeit aus. — Die zweite Aufgabe, welche zu Ende des vorigen Jahres den schwer Kranken nach Worms führte, bestand in der Herrichtung eines kleinen, frühgothisch überwölbten kahlen Thurmgemachs in der zum Museum verwandelten Pauluskirche zu dem geeigneten Raum für Aufstellung jener von Rittmeister Heyl gesammelten, kostbaren Lutherbibliothek (einer Collection von ca. 500 seltenen Drucken und Handschriften aus dem Reformationszeitalter, deren Mehrzahl in Beziehung zu Luthers Leben und Wirken steht), welche dieser Freund Gedons gelegentlich der Lutherfeier der Stadt Worms zum Geschenk machte. Mittelst alter, schlichter Eichenmöbel, Augsburger Chorgestühle, welche zu Bücherschränken umgewandelt wurden, mit schweren gothischen Eisenbeschlägen versehener Thüren, eines alten, grünen Ofens und noch mancher dem sechszehnten Jahrhundert entstammender Ausstattungsgegenstände wußte Gedon diesem, mit den Büchern und Manuscripten gefüllten Thurmgemach genau das beabsichtigte Aussehen zu geben, als ob Dr. Martinus darin täglich seinen Studien und Arbeiten obliege und diese seine liebe Bücherei nur eben auf einen Augenblick verlassen habe. Unter wüthenden Schmerzen hatte Gedon noch bis zum letzten Augenblick an der Fertigstellung dieses Werkes gearbeitet. Bei dem Empfang des Großherzogs von Hessen, am 31. October, aber vermochte er nicht mehr zugegen zu sein. Wenige Stunden später verließ er die Stadt, in der ihm

so treue Freundesherzen voll hingebender Liebe schlagen, um die letzte Fahrt zu seinem eigenen Sterbebette auzutreten. Auch manche kleinere Kunstschöpfungen von wahrhaft geistreicher und liebenswürdiger Erfindung und meisterhafter Arbeit erhalten in anderen Wormser Häusern Gedons Gedächtniß lebendig. Ich nenne von ihnen den lustigen Kronleuchter mit dem, nach Art der „Schützenlisl" tanzenden Figürchen des „Münchener Kindl" und einzelne Consolfiguren und Masken an dem, von Gedons Freunde Seidel erbauten, mit alten und neuen Kunstschätzen überreich gefüllten, Hause des einen der Gebrüder Schön, des Gemäldesammlers. Vor Allem aber die lebensgroß in Wachs modellirte Portraitbüste Richard Wagners, im Besitz des eben so kunstliebenden Bruders jenes Mäcens. Es ist die einzige Büste, zu welcher der Bayreuther Meister persönlich gesessen hat, — ein erstaunliches Werk von fast unheimlicher Lebendigkeit des Auges und der Züge, besonders der einen ganz vollendeten Gesichtshälfte. Noch in dem letzten Herbst hatte Gedon den Gipsabguß dieser Büste durcharbeiten und vollenden können, seine letzte Arbeit. Und noch einer großartigen von ihm zum Abschluß gebrachten architektonisch-decorativen Schöpfung, und einer zweiten, welche erst nach seinem Tode durch seine Freunde vollendet wurde, wie eines kühn nnd grandios gedachten Entwurfs, auf den er viel hochfliegende, leider getäuschte Hoffnungen gesetzt hatte, blieb mir noch hier zu gedenken. Dieser Entwurf ist der zu einem deutschen Reichstagspalast für Berlin. Gedon hatte sich damit an der Concurrenz im Jahre 1882 betheiligt, ohne einen Preis aus dem Wettkampf davonzutragen, trotz der unleugbar höchst imposanten und machtvollen Conception. Das in demselben Jahre begonnene, aber erst nach seinem Tode fertiggestellte, Werk ist der, leider ganz aus Surrogatmaterialien ausgeführte, aber darum nicht minder geistvoll erfundene und prächtig wirkende, „goldene Festsaal" im Palais des Prinzen Leopold in München. Das noch im Jahre seines Todes unter seinen Augen vollendete Werk aber ist der große Festsaal im alten Fürstenschloß zu Detmold. Auf den Rath des kunstsinnigen Hofmarschalls von Ulmenstein war Gedon eingeladen worden, die Aufgabe zu übernehmen. Es galt, einen kahlen, nüchternen langen Saal in dem nördlichen Flügel, des in seinen älteren Theilen noch das unverfälschte Gepräge seiner Erbauungszeit (Mitte des 16. Jahrhunderts) tragenden Schlosses in einen kunstreich gestalteten, mit edler Pracht geschmückten Festsaal in dem Charakter jener Epoche zu verwandeln. Nach seiner Vollendung zählt derselbe mit zu den schönsten fürstlichen Festräumen, welche in unserem Jahrhundert entstanden sind.

Zu dem ernsten Grundton, welchen Gedon in dem Saal der Kunstgewerbehalle festgehalten hat, gesellt sich hier harmonisch der leuchtende Goldton der Wandbekleidungen zwischen dem Holzwerk, in deren Stoff breite, verticale altgoldfarbige Seidenplüschstreifen mit solchen aus goldgelbem, reich gemustertem Seidendamast wechseln; der Glanz der ver-

goldeten Bronzestatuen und Wappen, des Kaminschlots, des Goldgrundes der Bilder wie der nach Gedons Entwürfen ausgeführten bronzenen gothischen Kronleuchter für elektrisches Glühlicht, mit ihren aus gleichem Metall hergestellten Ketten. Leider blieb es unmöglich, dem 72 Meter langen, 34 Meter breiten Saal eine größere Höhe als die des alten: 6 Meter, zu geben. Die nördliche wie die südliche Langwand werden durch vier hohe, breite, in tiefen flachbogig überwölbten Nischen liegende Fenster mit kleinen länglich sechseckigen Rauten durchbrochen. An der westlichen Schmalseite sind nahe der Nord- und Südwand zwei rundbogige Thüren mit reichen Eisenbeschlägen angebracht. Sie und das in der Mitte aufgestellte monumentale eichene Buffet werden beschattet durch die breite, in mehrfach geschweifter, malerischer Linie ausladende Musiktribüne. Die vordere Brüstungswand derselben ruht theils auf zwei kräftigen Holzsäulenpaaren, deren Schäfte von prismaförmig geschnittenen Ringen umgeben werden, theils (in der Mitte) auf einem energisch profilirten, aus der Buffetwand selbst aufsteigenden, kräftigen Träger. Außerdem aber auch auf einer, von der Hinterwand sich aufwärts wölbenden Voute aus schmalen horizontal gelegten, warmbraun gebeizten Holzplanken mit einschneidenden Stichkappen. Auf den sich in der Richtung der Säulenpaare fortsetzenden beiden Pfosten der Tribünenbrüstung nahe dem Nord- und Südende derselben erheben sich zwei weibliche Statuen, aus vergoldeter Bronze nach Gedons Modell gegossen, Verkörperungen der Musik.

Man kann nichts Anmuthigeres und Graziöseres sehen als diese schlanken, Tuba blasenden Mädchengestalten, um deren feingeformte Knöchel die goldenen Gewänder, wie aus leichtem Stoff vom Winde dahingeweht, flattern. In gleichem Charakter sind die beiden kleinen Figürchen durchgeführt, welche, Banner in der Hand tragend, zu beiden Seiten der verbundenen Wappenschilder des fürstlichen Paars auf dem Sims des großen Kamins stehen. Er ist aus röthlichem Marmor gemeißelt, mit bis zur Decke ansteigendem, mit vergoldeten Dachschuppen gedecktem, von vergoldeter, gothischer Rankenbrüstung gekröntem Schlot. Zu jeder Seite des Kamins ebenso wie in nächster Nähe in der südlichen Langwand öffnet sich je eine Thür, deren Bekrönung von ganz ungewöhnlicher Form durch je zwei vollendet aus Holz gemeißelte Hermenkaryathiden gestützt wird. Um die Hüften dieser armlosen und doch so lebenschwellenden, weiblichen und männlichen Oberkörper sind die Insignien hier des Handels- und Gewerbefleißes, dort des Kriegs und der Wissenschaft, und dort wieder die der Musik und der bildenden Künste gegürtet. Die breiten Wandpfeiler zwischen den Fenstern beider Langwände sind in der effectvollsten Weise mit Verwendung des Consolen-Motivs von der alten Galerie der östlichen Hoffront des Schlosses behandelt. Vier dunkle Holzpilaster tragen ebenso viele weit vortretende, bogenförmige Consolen, auf welchen ein bis zur Decke ansteigender Aufsatz ruht, in dessen drei Front-Feldern je zwei, Wappen, von Lorbeerkränzen umgeben, mit einem goldenen Krönchen darüber und je ein umkränzter Römerprofilkopf geschnitzt sind. Die Flächen zwischen

den Wandpilastern werden oberhalb der davor angebrachten drei hochlehnigen Armsessel der Höhe nach durch vergoldete Querarme in zwei gleiche Theile getheilt, so daß sich aus deren Kreuzungen mit den verticalen Holzpilastern an jeder Fenster-Pfeilerwand sechs viereckige Felder von gleicher Größe ergeben. In diese sind, von vergoldetem gothischen Stabwerk eingefaßt, die auf Goldgrund gemalten Brustbilder der Ahnen und Mitglieder des Fürstenhauses eingefügt. Die Lehnsessel mit ihren braunen goldgepreßten Lederbezügen, ihren concav ausgeschweiften Armlehnen, in denen sich gleichsam die Pilaster der Rückwand fortsetzen, ihren sich seitlich kreuzenden, in Löwentatzen endenden Vorder- und Hinterbeinen, ihren vergoldeten Knäufen, sind von Gedon für seine Architektur erfunden und entworfen, von wahrhaft monumentalem Stil und Effect. Den Plafond dieses so gestalteten und geschmückten Raumes bildet eine einfach behandelte Holzdecke mit rechtwinklig sich in verschiedenen Intervallen schneidenden, schlicht profilirten Längs- und Querbalken, deren Unterfläche mit goldbronzenen Nagelköpfen und deren Schneidungsstellen von abwechselnd silbernen, goldenen und rothen, von Metallstrahlen umgebenen Schilden decorirt sind. Dieser herrlichen Schöpfung Gedons ist die verdiente Würdigung durch den fürstlichen Bauherrn und die Seinen in vollem Maß geworden. Der Meister genoß dort einen schönen Triumph.

Am 28. Februar 1883 wurde der Saal durch ein glänzendes Ballfest eingeweiht. Der Fürst holte den Künstler persönlich dazu ab und wies ihm den Ehrenplatz an seiner Seite an. Die Fürstin im Costüm einer Ahnfrau des Geschlechts aus dem 16. Jahrhundert, begrüßte ihn und dankte ihm für sein Werk in schöner poetischer Anrede. Jungfrauen und Kinder brachten ihm Blumenspenden dar . . . „Zum Augenblicke durfte er sagen: Verweile doch, Du bist so schön!“ —

Dann aber stieg für ihn die Nacht der Leiden herauf. Mit unheimlicher Schnelligkeit sah er den Feind seines Lebens wachsen. Mit heldenmüthiger Festigkeit erduldete er die martervollen Operationen, durch welche große Meister der Chirurgie, wie Burkhardt in Stuttgart, das fressende Uebel auszutilgen versuchten. Im August schien es fast beseitigt. Im November war es bereits wieder zu einer furchtbareren Entwickelung gelangt als zuvor. Um Gewißheit über sein Schicksal zu erhalten, hatte Gedon sich noch einmal an einen berühmten Chirurgen, an Esmarch, gewendet, den er noch im Herbst zu Parthenkirchen aufsuchte. Esmarch sagte ihm klar heraus, daß er nichts mehr zu hoffen habe, daß die „Hinrichtung“ in wenigen Monaten bevorstehe. So kehrte er nach München zurück, um sich zum Sterben anzuschicken. Ein Freund erwartete ihn bei seiner Ankunft voll Angst und Sorge. „Wie stehts? was hat Esmarch gesagt?“ — „Hin bin i!“ war die Antwort. Aber gleichzeitig zieht Gedon aus dem Aermel einen — alten, kleinen Flintenlauf, ganz bedeckt mit einer in Eisen geschnittenen ornamentalen Composition mit Idealfigürchen darin. Das Ganze das

Werk eines großen Meisters der Renaissance, eine an Erfindung und technischer Ausführung gleich wundervolle Arbeit, das er auf dieser Schmerzensreise unterwegs irgendwo bei einem Antiquar gesehen und für mehrere hundert Mark erstanden hat; und er fügt hinzu: „aber schau, so was kann Einen doch noch trösten!“ — Die Sammlerfreude ließ ihn selbst die Gewißheit des nahen Todes verschmerzen und vergessen.

Am 27. December ist er, fast bewußtlos, für immer entschlummert. Die Münchener Künstlerschaft wußte, was sie an ihm verloren hat. Sie bereitete ihm einen Katafalk und ein Leichenbegängniß von so ernster Schönheit und kunstreich poetischer Pracht, wie es den größten Todten nicht geworden ist. Die Lücke, welcher dieser Meister hinterläßt, wird sich nicht sobald schließen. Aber in seiner Jünger und seiner Freunde Seelen, denen Er die Erkenntniß des Wahren und Schönen in der alten Kunst und dessen, was der modernen noth thut, erschlossen hat, „rauscht ein Hauch des Meisters fort“. — In unserer verbildeten Zeit, wo so ängstlich dafür gesorgt ist, daß jede außerordentliche Kraft bei Zeiten eingedämmt werde, und in dem vorgeschriebenen Bett ruhig dahinfließe, damit sie ja nicht überschäume und den Nachbarn die „Gartenhäuschen und Tulpenbeete“ schädige, steht dieser Mann und Meister in seiner von jedem Schulzwange unverkümmerten Eigenart wahrhaft einzig da unter seinen Genossen; — eine Natur, wenn je Einer diese Bezeichnung verdient hat. Was aber aus Kraft der Natur geschieht, setzt sich durch, allen Regeln und allem Gesetz zum Trotz, gegen die zu sündigen und sich aufzulehnen die gebildete, wohlgeschulte Mittelmäßigkeit, welcher doch immer der Welt Erbe gegeben ist, freilich nie in Gefahr kommt.

Die Stigmatiſirten.

Von

Anton Theobald Brück.

— Osnabrück. —

Der Menſch lebt nicht vom Brode allein. Schon das Kind verlangt Märchen und das Volk Wunder. Und dieſes Wunderbedürfniß — um nur von Deutſchland zu reden — dauert fort, nach wie vor dem „Jahrhundert der Aufklärung". Im Anfange des unſrigen übernahm es der Thieriſche Magnetismus, die Zeitgenoſſen durch Dichtung und Wahrheit aufregend zu beſchäftigen; in den zwanziger Jahren begannen bei der Seherin von Prevorſt in Weinsberg Geiſter in Perſon zu erſcheinen, männliche und weibliche, junge und alte, die dann vor dem Tiſchrücken verſchwanden.

Das Jahr Achtundvierzig mit ſeinen Folgen, dann die wunderbaren Ereigniſſe unſrer großen Kriege, ferner das Unheil der Gründungen verdrängten in ſehr realiſtiſcher Weiſe allen Geiſterſpuk. Neuerlich aber erſchienen manche Wunder des thieriſchen Magnetismus wieder in einer verwandten Form: der Hypnoſe. Der ſ. g. Magnetiſeur Hanſen, ein däniſcher Kaufmann, bereiſte die größeren Städte und gab Vorſtellungen, die er ſelbſt für die Einwirkungen ſeiner großen magnetiſchen Kraft hielt. Er behandelte Perſonen, die freiwillig aus dem zahlenden Publikum ſich ihm ſtellten. Wunderbare Erſcheinungen kamen zu Tage, die unter den gebildeten Zuſchauern viele Ungläubige fanden, indem ſie dem ſpiritiſtiſchen Unfug des Amerikaners Slade gleichgeſtellt wurden.

Hanſen ließ ſeine Verſuchsperſonen zuerſt einige Zeit auf ein funkelndes Stück Glas hinſtarren, führte dann, ſie fixirend, einige Striche mit der Hand über ihr Geſicht und ſchloß ihnen Mund und Augen — ſie

sind unfähig, beide wieder zu öffnen! Noch einige Striche, und sie verfallen in schlafähnlichen Zustand, worin Hansen sie als Automaten behandelt, die zwangsmäßig die absurdesten Stellungen einnehmen, die wie erstarrt zwischen zwei Stühlen liegend, ertragen, daß er sich auf sie stellt, die rohe Kartoffeln für süße Birnen essen, ihm Alles nachsprechen, kurz unerhörte Handlungen auf Hansens Geheiß vollziehen, ohne nachherige Erinnerung.

Für ein abgekartetes Gaukelspiel hielt auch der rühmlich bekannte Professor der Physiologie R. Heidenhain in Breslau die Hansen'schen Wunder, bis Hansen vor einer Gesellschaft von Aerzten an mehreren derselben, die vorher völlig ungläubig waren, mit Erfolg seine Versuche, ganz wie vor dem großen Publikum, durchführte. — Nun unternahm es der Professor selbst, einen Kreis von Aerzten, Naturforschern, Studirenden der Medicin, darunter seinen Bruder, um sich zu versammeln, lauter Personen von voller Glaubwürdigkeit. Durch die Hansen'schen Manipulationen versetzte Heidenhain Viele derselben in die erwähnten und noch gesteigerten Zustände der Hypnose, worüber er in einer Schrift*), deren dritte Auflage mir vorliegt, höchst interessante Mittheilungen macht. Diese Versuche an seinen Hypnotisirten hatte Heidenhain die Freude, ärztlichen Autoritäten, wie die Professoren Senator, Brentano Berger u. A. physiologisch zu demonstriren und dieselben von der Richtigkeit seiner Mittheilungen zu überzeugen. Noch auf den heutigen Tag werden sie von zuverlässigen Aerzten, wie Prof. Preyer in Jena und Bäumler in Freiburg, Rieger in Würzburg, fortgesetzt und gesteigert.

Ist es aber nicht ein merkwürdiger Beweis für die überreiche Strömung im Gebiete der Naturwissenschaften, daß vor länger als vierzig Jahren der Hypnotismus erkannt und — wieder vergessen wurde? Es war Dr. Braid in Manchester, der am 13. November 1841 der ersten s. g. magnetischen Vorstellung des Franzosen Lafontaine zusah, welcher durch Fixirenlassen eines glänzenden Objects magnetisirte. Braid durchschaute, daß durch das anhaltende, aufmerksame Starren die zum Auge gehörigen Nervencentren mit ihren Annexen im Gehirn gelähmt und so das Gleichgewicht des Nervensystems gestört wurde. Braid erkannte sogleich, daß hier kein Betrug vorliege, wie so häufig bei den Erscheinungen des s. g. thierischen Magnetismus. Als wahr erkannte er die durch diesen „Hypnotismus" hervorgebrachte Unempfindlichkeit des Geschmacks, Geruchs und Gefühls. Die Nachahmungen der Rede, der Bewegungen, kataleptische Zustände ꝛc. Und diese Entdeckung wurde völlig vergessen!

Wenn erst in unsern Tagen die kundigsten Männer der Wissenschaft durch die hypnotischen Alienationen des Gehirnlebens als physiologische That-

*) Der sogenannte Thierische Magnetismus. Physiologische Beobachtungen von Dr. Rudolf Heidenhain, ord. Professor der Physiologie ꝛc. zu Breslau. Leipzig Breitkopf u. Härtel. 1880.

sachen überrascht werden, dürfen wir auch in anderen „wunderbaren" Lebenserscheinungen auf wissenschaftliche Erleuchtung gefaßt sein, ehe wir dieselben kurzweg mit Virchow als „Wunder oder Betrug" bezeichnen.

Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind, sagt Goethe; die Wissenschaft aber zögert es als ein legitimes anzuerkennen, zunächst dem Worte Platens zustimmend:

„Faßliche Wunder, jedoch einigermaßen verrückt"

ohne aber überall den absichtlichen Betrug zuzugestehen. Hieher dürfen wir vorzugsweise die, welche die Ueberschrift des Aufsatzes bilden, rechnen: die Stigmatisirten, les dèmoniaques d'aujourdhoui, wie sie Richet nennt. (Revue des deux mondes 1880 Jan.)

Der am 25. August vorigen Jahres erfolgte Tod der Louise Lateau, der unter allen Stigmatisirten am meisten Besprochenen, hat um so mehr meine Aufmerksamkeit diesen Zuständen wieder zugewendet, als ich bereits vor Jahren in der Deutschen medicinischen Klinik (1875 Nr. 1, 2, 3) „Louise Lateaus drei Vorgängerinnen in Westfalen" unter vielseitiger Beistimmung als überwiesene Betrügerinnen dargestellt hatte.

Seit 1875 hat sich vorzugsweise die französische medicinische Literatur mit getheilten physiologischen Anschauungen durch den Fall Louise Lateau dermaßen angesammelt, daß eine Revision des noch immer räthselhaften Materials den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen sein dürfte.

Während in meinen drei Fällen auf Rother Erde die deutschen Regierungen sich bewogen fanden, die Stigmatisirten gerichtlich untersuchen und deren Betrug constatiren zu lassen, hat die belgische Regierung den Fall der Louise Lateau lediglich den Aerzten und Geistlichen überlassen. Die königliche medicinische Akademie zu Brüssel nahm, nachdem Louise Lateau eine Reihe Jahre durch vorgebliche Enthaltung von jeder Nahrung, durch Ekstase und freitägliche Blutungen alle Welt in Aufregung gebracht, endlich Notiz von dem „Wundermädchen in Bois d'Haine," um nach fast einjähriger Debatte — zur Tagesordnung überzugehen.

Hatte man es nun, wie Lefebvre, Professor an der „katholischen Universität" Löwen mit der Geistlichkeit behauptet, mit einem Wunder, oder aber mit Betrug, oder endlich mit einem bisher unerkannten Krankheitszustande zu thun, einer räthselhaften Mischung von Dichtung und Wahrheit: Un peu de maladie et beaucoup de supercherie, wie der Brüsselsche Professor Gluge sich ausdrückt?

Und habe ich in meinem medicinischen Aufsatze 1875 meinen „Westfälischen drei Vorgängerinnen Louise Lateaus" Unrecht gethan, sie nach der Untersuchung der Regierungen als Betrügerinnen darzustellen? — Um hierüber die Leser entscheiden zu lassen, erlaube ich mir, eine Skizze meines Aufsatzes und darauf eine Revision der belgischen Schriftsteller über Louise Lateau vorzutragen.

1. Anna Marie Kinker in Borgloh, einem Dorf in der Nähe Osnabrücks, mein erstes westfälisches Wundermädchen, bildet gleichsam den Uebergang zu den eigentlichen Stigmatisirten. Sie erregte aber durch ihre sonstigen „wunderbaren," den Stigmatisirten verwandten Lebenserscheinungen in den Jahren 1799, 1800 unendlichen Zudrang aus der Nähe und Ferne und wurde der Gegenstand zweier eingehend abgefaßter, entgegengesetzter Schriften: des gläubigen Arztes Schmidtmann und dagegen des ungläubigen Juristen Justus Gruner. Der erstere, auch anderweitiger ärztlicher Schriftsteller, ist vergessen, der Zweite als preußischer hochgestellter Beamter aus der „Franzosenzeit" berühmt.

Dr. Schmidtmann fand sich bewogen, das Mädchen aufzusuchen und eine „vorsichtige Untersuchung" mit ihm anzustellen. In dem dumpfen Stübchen eines Bauernhauses, das ein Grobschmied mit seiner Familie bewohnte, fand er in einem Wandbette (Plattdeutsch Durk) ein blühendes Mädchen, sechszehnjährig, körperlich und geistig gesund erscheinend. Sinne, Athmung und Herzschlag normal. Die Unterlippe war mit Blut bedeckt, das dem Zahnfleisch entquoll, die Zunge nicht zu sehen, da die Kinnladen krampfhaft geschlossen waren, der Unterleib etwas aufgetrieben, die Unterschenkel etwas abgemagert, lahm; Anästhesie, Fühllosigkeit der Haut gegen Nadelstiche, der Puls klein, 120 Schläge in der Minute.

Die Eltern, unbescholten, in nicht ganz dürftigen Verhältnissen, erzählten dem Doctor, ihre Tochter habe als Kind die Pocken und Masern leicht überstanden und gesund bis zum zehnten Jahre, sei sie dann von heftigen, häufigen epileptischen Anfällen heimgesucht worden und sei so geschwächt, daß sie die Winter im Bette zugebracht, im Sommer sich etwas erholt habe. Seit achtzehn Monaten genieße sie weder Speise noch Trank die Functionen des Leibes seien vollkommen gestört. Vom April bis November 1798 habe sie in einem Zustande bewußtlosen Schlummers gelegen, woraus sie selten auf Stunden erwacht, leise gesprochen, jede Erquickung abgelehnt habe. Ohne sich durchzuliegen, liege sie stets auf dem Rücken; beim Anlegen eines reinen Hemdes werde sie ohnmächtig.

Den fremden Doctor blickte das Mädchen freundlich an, auf alle seine Fragen antwortete sie, sie wisse es nicht, und nur mit Mühe gelang es ihm, ihre krampfhaft verschränkten Hände zu lösen. Bei genauester Untersuchung des Bettes und der Wand fand er nirgends einen verborgenen Zugang.

Der katholische Pastor des Ortes, der sie öfters besuchte, erzählte ihm, daß die Kranke, übrigens schmerzlos, bei der leisesten Berührung in Zuckungen verfallen sei. Das ihr mehrfach gebotene Abendmahl habe sie nicht nehmen können, da sie nicht schlucken könne. Sie werde oft mit einem Schwamm, in kaltes Wasser getaucht, gewaschen, auch bei innerer Hitze mit feuchten Tüchern bedeckt. An die erwähnten räthselhaften Erscheinungen glaubt er, wie fast alle, Vornehme und Geringe, die das „Wundermädchen" besuchten und dasselbe mit Band und Tand und Geld (wie auch dessen Eltern)

zu erfreuen suchten. Doch ging der würdige Mann, ein Seelsorger alten Schlages, keineswegs frömmelnd verhätschelnd auf die räthselhafte Begebenheit ein, wodurch sonst aus der Nahrungs- und Ausleerungslosen, die sich, was Blutungen betrifft, mit den blutigen Lippen begnügte („Blut ist ein ganz besonderer Saft"), vielleicht eine Stigmatisirte herangebildet worden wäre. Darin stimmte der Pastor indeß den Eltern bei, daß zur Bekehrung der ungläubigen Weltkinder Gott hier wohl einmal zeigen könne, daß er auch ohne Leibesnahrung das Leben eines schuldlosen Kindes erhalten könne.

Der Doctor, schon nach dem ersten Besuche von jedem Zweifel geheilt, giebt in seiner Schrift fünf Gründe für seine gewonnene Ueberzeugung an, wovon der letzte, daß selbst die Eltern, gedrängt durch vielseitig kund gewordenen Verdacht des Truges, beim Amte auf eine Untersuchung drängen. Sie wehrten sich aber, als von einem Transporte der Kranken in ein anderes Haus bei der Untersuchung die Rede war. Und so begnügte das Gericht sich damit, sechs unbescholtene Bürger zu vierzehntägiger, strenger Bewachung anzustellen, welche darauf eidlich versicherten, daß nach ihrer Ueberzeugung die Leidende in dieser Zeit weder Speise noch Trank genossen habe, wozu sie dieselbe wiederholt aufgefordert; auch andere Bedürfnisse seien nicht befriedigt. Nur gewaschen sei sie öfter mit kaltem Wasser, worin ein Tuch oder Schwamm getaucht, und einmal täglich habe die Mutter sie im Bett umgelegt. Mehrmals sei ihr Blut aus dem Munde gekommen, einmal habe sie einen Krampfanfall gehabt, oft geschlummert, aber auch mit ihnen sich unterhalten.

Dr. Schmidtmann ließ nun seine Schrift mit (nach Art jener Zeit) gelehrten physiologisch-pathologischen Bemerkungen erscheinen, denen auch ein jüngerer Arzt in Osnabrück, Dr. Schelver, beistimmte.

Nun aber vereinigten sich in Osnabrück drei junge Juristen: Gruner, Dürfeld und Vezin, denen sich der Arzt Schelver anschloß, bei der hiesigen Regierung zu einer neuen Untersuchung, nachdem die Aerzte Osnabrücks erklärt hatten, daß dabei die Entfernung der A. M. Kinker aus dem elterlichen Hause durchaus nothwendig sei. Die Regierung beauftragte dann jene Männer, die Untersuchung, wenn nöthig, mit polizeilicher Hilfe durchzuführen, worüber die bezeichnete Schrift Justus Gruners (Berlin 1800) gründlichen Bericht erstattet.

Fast eine Woche begnügten sie sich damit, die Kranke in ihrer Stube in einem neuen, freistehenden Bette abwechselnd Tag und Nacht zu bewachen. Das öftere Waschen mit ausgedrücktem Schwamm und das Belegen der Brust mit feuchten Tüchern wurde gestattet. — Es war aber ein starker specifischer Geruch, womit diese Tücher wieder hervorgezogen wurden, der den Verdacht des hier gespielten Betruges begründete. — Nun wurde trotz dem Widerstreben der Verwandten und dem Wüthen des Vaters die A. M. Kinker in ein anderes Haus transportirt. Bald fand man hier die Betrügerin in Feuchtigkeit schwimmend, die sie früher durch heißgemachte

Steine und Wärmflaschen möglichst aufzutrocknen gewußt hatte. Sie gestand, sie habe durch Ausdrücken des Schwammes und Aussaugen der Tücher immer etwas Wasser in den Mund gebracht. Man gestattete ihr jetzt, ihren großen Durst zu stillen und überwand dadurch ihre Hartnäckigkeit zu ferneren Geständnissen, indem man ihr drohte, sie nun wirklich hungern und dursten zu lassen. Es ergab sich dann, daß ihr achtjähriger Bruder ihr stets Wasser und Speisen zugetragen und die Ausleerungen entfernt, daß sie die Blutkruste auf der Lippe aus dem blutend gekratzten Zahnfleisch verfertigt, daß sie die Lähmungs- und Ohnmachtserscheinungen fingirt habe.

Eine Nachbarin sagte aus, daß die A. M. Kinker 1798 bei ihr gewesen sei und geäußert habe, sie werde nun krank werden und nie wiederkommen. Von nun an begann sie ihr trügerisches Leiden.

Auf das Zuchthaus zu Osnabrück gebracht, fuhr sie fort, Geständnisse, immer Dichtung und Wahrheit, nicht ohne Eitelkeit, die man schon früher bei ihr vorherrschend gekannt hatte, zu machen, z. B.: einst habe ein fremder Mann ihr gerathen, es so zu machen; dann es sei der Husar Schumann gewesen, der sie quacksalbernd behandelt u. s. w. — Zu bemerken ist noch, daß ihres Vaters Schwester früher die vom Teufel Besessene spielte, der aber vom Untervogt mit dem Stock ausgetrieben wurde.

A. M. Kinker wurde vom Gerichte zu halbjähriger Zuchthausstrafe, dann eine Stunde lang zur Ausstellung vor der Kirche zu Borgloh als Betrügerin, ihr Bruder Christian zu zwanzig Ruthenstreichen condemnirt. Die Eltern, seit länger in Verhörshaft, kamen wegen Mangel vollständigen Beweises ihres Mitwissens davon.

2. Unter meinen „westfälischen Vorgängerinnen L. Lateaus" die Zweite, zeigt sich als wirklich ebenbürtige der L. Lateau, als Stigmatisirte: Anna Katharina Emmerich, Augustinerin im Kloster zu Dülmen bei Münster, als Kind armer Bauersleute 1774 bei Coesfeld geboren. — Eine fromme sechszehnjährige Jungfrau, mit ihren Eltern auf dem Felde arbeitend, hörte sie die Klosterglocke und fiel in Ohnmacht aus Sehnsucht zum Klosterleben, worin sie bei ihrer Armuth keine Aufnahme fand, bis sie unter dem Schutz einer Wohlhabenden dieses Ziel ihrer Sehnsucht nach langem Kränkeln erreichte. Sie war vierundzwanzig Jahre, als sie beim Besuch der Jesuitenkirche in Coesfeld vor einem wunderthätigen Cruzifix inbrünstig betend, vom Hochaltar her ihren „Himmlischen Bräutigam" lichtstrahlend heranschweben sah, der ihr einen Blumenkranz und eine Dornenkrone darbot. Sie wählte diese und drückte sie sich in's Haupt unter großen Schmerzen. Erst in späterer Zeit fing der schmerzende Kreis der Dornenkrone stark zu bluten an. Sie verbarg dieses „Gnadenmal" unter der Kopfbinde vor ihren Klosterschwestern, deren Gunst sie trotz aller Demuth und Liebe nicht erwarb. Ihre gehobene Seligkeit in ihrem Himmlischen Bräutigam verstanden jene einfach frommen Schwestern nicht, wenn sie manchmal laut und vertraulich mit Gott plauderte. Sie staunten, da sie

einmal „wie von Geistern gehoben" als Küsterin sich auf unnahbar hohen Stellen in der Kirche scheuernd und putzend zeigte; sie fanden es überflüssig, daß sie oft erkrankte, zumal sie auch manchmal, trotz ihres Schutzengels an ihrer Seite, von dem „polternden Teufel" angefallen, gestoßen und geworfen wurde. Ueberdies nahm sie auch Krankheiten Anderer, die dann verschont blieben oder gleich genasen, stellvertretend auf sich durch ihr Gebet. Medicamente vertrug sie nicht.

Einst flehte sie vor einem wunderthätigen Kreuze inbrünstig, die Leiden ihres himmlischen Bräutigams mitzufühlen. Da empfand sie zuerst ein Brennen und Schmerzen in Händen und Füßen, wodurch sie im Arbeiten und Gehen sehr behindert wurde. Vom Altare her hörte sie eine Stimme: Meine Gnade sei Dir genug!

Das Kloster wurde von den Franzosen 1811 aufgehoben, und A. K. Emmerich krank herausgeführt, miethete sich ein Stübchen bei einer Wittwe in Dülmen, wo auch der alte Klostergeistliche ein Unterkommen fand. Hier lag sie am 29. December 1812 sehr krank mit ausgebreiteten Armen auf ihrem Bette und fühlte betend einen heißen Durst nach den Schmerzen des Herrn, der ihr dann leuchtend erschien. Blutrothe Lichtstrahlen aus seinen Wundmalen schossen auf ihren Körper. Und nun drangen aus den getroffenen Theilen Blutstropfen, die Stigmata, die vulnera divina, wie solcher zuerst der h. Franz von Assisi gewürdigt sein soll. Nun begann auch ihre Nahrungslosigkeit. 1813 fing der „wunderbare Zustand" der Nonne an, Stadtgespräch zu werden, das immer weitere Verbreitung gewann. Der Stadtphysicus untersuchte sie, glaubte, wie Dr. Schmidtmann bei A. M. Kinker, und blieb ihr Verehrer. Bald darauf erschien eine geistliche Commission aus Münster, mit ihr der Professor der Pathologie Dr. von Druffel, der, ein Gläubiger, darüber in der Salzburger medicinischen Zeitung (1814, Bd. 1—2) referirt hat. 1813 besuchte sie der französische Polizeicommissar und erklärte sie, da sie nichts Bedenkliches prophezeite, für politisch unschuldig. Männer wie F. L. von Stolberg, Overberg, Sailer schieden gläubig erbaut von der nahrungslosen Stigmatisirten, die jeden Freitag unter Schmerzen die Wunden Christi darbot.

Nach sieben Jahren wurde ihr Gebet: Gott möge ihr die Wundermale nehmen, erhört; allmählich bluteten sie weniger, vernarbten; doch schmerzten Freitags noch die sich röthenden Narben und oft kamen noch Blutströme aus den Stichen der Dornenkrone — durch die Kopfbedeckung. 1819 und 1820 bluteten am Charfreitag alle Wunden wieder. 1824 starb sie in München.

Wie ich bei dem Wundermädchen aus Borgloh aus der Schrift des Dr. Schmidtmann einen Auszug mitgetheilt, so habe ich die vorstehende Relation aus dem Buche: „Das bittere Leiden unsres Herrn Jesu Christi. Nach Betrachtungen der gottseeligen A. M. Emmerich. München 1864" entnommen, welches einen „Lebensumriß der Begnadigten" aus der Feder

Clemens Brentanos enthält. Der bekannte romantische Dichter ließ sich durch vornehme Gläubige bei der Stigmatisirten einführen, die ihm innig vertrauend ihr Leben darlegte, deren Ekstasen, Blutungen und Qualen er Zeuge war bis an ihr Ende.

Es versteht sich, daß ich die detaillirte Darstellung des schwärmenden Poeten, dem z. B. ihre Narben wie Silber glänzen, deren Schmerzen er durch Auflegen von Reliquien (homöopathisch: similia similibus) mildert ꝛc., möglichst verkürzt den Lesern dieser Blätter wieder zu geben hatte. Hören wir auch die Darstellung von anderer Seite!

Der Andrang Gläubiger und Ungläubiger zu der Stigmatisirten, von deren blutendem Kreuze auf der Brust Abdrücke vertheilt wurden, die Aufregung im Publikum steigerte sich so, daß die Regierung in Münster endlich Notiz davon zu nehmen sich veranlaßt fand. Vom Ministerium in Berlin war unterm 30. November 1818 eine strenge Untersuchung verfügt, deren Ausführung von Seiten des Oberpräsidenten sich erst vom 14. Januar 1819 datirt; die Untersuchung selbst fand erst im Herbst statt.

Bald darauf erschien: „Geschichte und vorläufige Resultate der Untersuchung der ehemaligen Nonne A. K. Emmerich zu Dülmen, mitgetheilt von dem Dirigenten derselben C. von Bönninghausen, Landräthl. Commissar. Hamm, Schulz und Wundermann, 1819." Daraus nachstehender Auszug:

„Die Erscheinungen der A. K. E. bestanden (früher) in einer periodischen Blutung von Wundmalen an Händen und Füßen und in der rechten Seite, eines Kreuzes auf der Brust und eines Streifens rund um den Kopf, bei einer angeblich nach und nach eingetretenen gänzlichen Enthaltung von Speise und Getränk (mit Ausnahme einer geringen Menge Wassers), welche mehrere Jahre angehalten. Die Spuren jener Male sind noch deutlich zu sehen und erscheinen wie Narben von Wunden, welche durch Eiterung geheilt sind. Nur um den Kopf findet sich bei der genauesten Untersuchung nichts der Art zu bemerken. Auch stimmen die Aussagen der E. selbst und ihrer Umgebung darin überein, daß nach den Blutungen am Kopfe, sobald sie aufgehört, und das Blut abgewaschen, weiter nichts zu sehen gewesen sei. Das Kreuz auf der Brust besteht aus einer Menge feiner linienförmiger Narben neben einander und erscheint mit zwei, unter spitzen Winkeln aufsteigenden Armen und darüber noch einem gleichsam unvollendeten Balken."

Dieses das Visum et Repertum der Untersuchungs-Commission, bestehend aus C. von Bönninghausen, den Doctoren Rare und Busch als ärztlichen Commissaren, dem Pfarrer Niesert, dem Prof. der Physik Roling (Priester) und dem Vicar Rosery. Eine Wärterin aus Münster zur Pflege der E.

Der Generalvicar von Droste zu Münster aber zog bald seine Geistlichen von der Commission zurück, selbst die Echtheit der Erscheinungen bezweifelnd.

Mißlich für die Untersuchung war es, daß (auf das Gebet der E.) die Blutungen kurz vorher aufgehört hatten! Die Krusten waren am

28. December 1818 abgesprungen. Nur die Blutungen am Kopfe sollten von Zeit zu Zeit wieder erscheinen. — Die Aufgabe der Commission war nun wesentlich darauf beschränkt, diese und die Enthaltung von Speise und Trank der E. zu bestätigen oder zu verneinen.

Die Commission bestand zu allernächst auf der Translocation der E. aus ihrer bisherigen Wohnung und Umgebung. Hiergegen wurde, wie bei A. M. Kinker, heftig protestirt; man mußte sich jedoch fügen.

Im wachen Zustande erschien der Athem beengt, im Verhältniß zum Pulse wie 1 : 2—2½; im Schlafe trat das natürliche Verhältniß ein. Die Sprache war flüsternd. Der Bedarf an flüssiger Einnahme (außer dem Wasser ist jedoch von Kaffee, Thee, Haferschleim, Fleischbrühe ohne Salz, Trauben die Rede) wurde ihr zugewogen. Bei fortschreitender Untersuchung wurde das frühere Ausbrechen eines Theiles des Getrunkenen seltener, dagegen das Bedürfniß stärker — und befriedigt. Trotzdem nahm Schwäche und Magerkeit täglich zu. Von Ekstasen und kataleptischen Zuständen war nichts mehr zu bemerken. Während ihrer „Delirien" blieb der Puls unverändert, auch ihre Rede wurde natürlich, laut. In einem solchen exaltirten Zustande der E. bestellte v. Bönninghausen für sie Fleischbrühe — „mit Salz!" fügte er hinzu. Gegen letzteres protestirte sie sofort. Diese, sowie manche seiner psychologischen Beobachtungen bestärkten die Commission in dem Verdachte des Truges. Vergebens wartete man auf eine Blutung am Kopfe; sie meinte, diese würde jetzt durch Blutspeien ersetzt. Was sie an Stirnbluten endlich producirte, war wenig, wässerig, nicht gerinnend, „wie man es aus dem Zahnfleisch saugen kann". Und diese Production war in Abwesenheit der Wärterin von zwei Minuten bewerkstelligt. — Einer der Aerzte bewirkte an seiner eigenen Stirn durch Reiben und Kratzen eine ganz gleiche Production, und nach sechs Tagen löste sich, gleichzeitig mit der der E., die Borke seiner abgeschürften Hautstellen. — Die E. gab an, die größte Empfindlichkeit in den Narben ihrer Stigmata bei deren Berührung zu haben. Herr v. B. verwickelte sie in ein anregendes Gespräch; sie reichte ihm ihre Hand, deren Narbe er preßte und rieb, ohne daß sie daran dachte, Schmerz zu äußern.

Ihre beiden geistlichen Freunde aus früherer Klosterzeit, ihr Beichtvater, P. Limberg und ihr Hausgenosse, der emigrirte französische Priester Lambert, waren ihr durch die Commission entzogen. Den ersteren bat Herr v. B., ihm, was er, ohne das Beichtgeheimniß zu verletzen, über die E. wisse, mitzutheilen. Er weigerte jede Auskunft und verreiste.

Zum reuigen Geständniß ihres Truges und etwaiger Verleitung dazu war die E. nicht zu bewegen. Außer Einem waren alle Mitglieder der Untersuchungscommission davon überzeugt, nur waren sie zu spät gekommen. In Berlin war am 13. November 1818 die Untersuchung befohlen — gerade 4 Wochen nachher fielen die letzten Krusten von den Wunden. Ungläubige meinten, von den vielen vornehmen Gönnern könne die E. recht-

zeitig benachrichtigt worden sein. Was die Kruften betrifft, so versichert uns 1815 der Professor Bodde in Münster, der die E. besucht hatte, in seinem Colleg der Chemie, er halte sie aus Sanguis draconis verfertigt; auch sei das Kreuz auf der Brust der E. bei Weitem nicht so hübsch, wie das der gleichzeitigen „Stigmatisirten zu Albachten", die aber wenig beachtet werde, weil man an der E. genug habe.

Die Möglichkeit vieljähriger Entbehrung jeder Nahrung, das „Leben von der Luft" suchten die Aerzte Schmidtmann und Schelver, das Leben der Pflanze als Paradigma aufstellend, zu erklären.

Mögen gewisse Pflanzen, Kohlensäure, Ammoniac und Wasser durch ihre Blätter aufnehmend, aus diesen einfachen chemischen Verbindungen, die in der Atmosphäre vorhanden sind, leben können und namentlich in ihren Früchten Verbindungen von complicirter chemischer Zusammensetzung erzeugen: Albuminoide, Kohlehydrate, Fette, — die Wirbelthiere, der Mensch können jene wenigen einfachen Nahrungsbestandtheile der Pflanzen nicht assimiliren.

3. Ueber meine dritte stigmatisirte Landsmännin, eine Waise, die fünfzehnjährige Caroline Beller in Lütgeneder bei Warburg, kann ich mich kurz fassen.

Während der Saison 1845 verbreitete sich auch in Driburg die Kunde von einem Bauernmädchen bei Warburg, dem das Wunder der Wunden Christi nebst einer geistigen Ekstase verliehen sei und zu welcher von Nah und Fern täglich eine Menge Neugieriger und Prozessionen Gläubiger, einmal ein hoher Adeliger mit der Fahne voran, pilgerten. Damals alleiniger Arzt des Bades Driburg war ich leider verhindert, das Mädchen selbst zu besuchen; es liegt mir jedoch eine zuverlässige Mittheilung von dem Kreisgerichtsdirector Weingartner (Dortmunder Westfälische Zeitung, Juli 1874) vor, der ich Nachstehendes entnehme.

Hunderte von Menschen umdrängten, laut dem Bericht vom 25. März 1845 an das Vormundschaftsgericht, die Wohnung der Stigmatisirten. Der Kreisphysicus Dammann in Warburg erklärte dem Gericht, die junge K. B. leide an einer religiösen Schwärmerei, die in Wahnsinn überzugehen drohe, wenn nicht die schleunige Ueberführung derselben in das Warburger Krankenhaus, trotz dem Widerstande des Vormundes, vom Gericht befohlen werde. Die gerichtliche Untersuchung in Lütgeneder constatirte, daß die Pflegeeltern der K. B., der Ortsverweser und der Ortspfarrer entschieden gegen die Ueberbringung in das Krankenhaus protestirten. Der Pfarrer hatte bestimmt versichert, es handle sich hier nicht um eine Krankheit, sondern um ein Wunder, zu welchem jedem Gläubigen der Zutritt verstattet werden müsse!

Hierauf beauftragte der höhere Gerichtshof in Paderborn eine Commission, mit meinem Freunde, dem Kreisphysicus Dr. Pieper, an der Spitze, eine genaue Untersuchung der K. B. in Lütgeneder vorzunehmen. — Ich vernahm darüber, wie Pieper die Betrügerin überlistet habe, indem er

Donnerstags ihre Wundmale gereinigt, verbunden und versiegelt habe. In die leinenen Verbandstücke habe er jedoch ein unverletztes Stück Papier verborgen. Am Freitage haben alle Wundmale — geblutet. Bei Eröffnung der Verbandstücke aber habe sich das darin verborgene Papier durch Nadelstiche und Risse verletzt erwiesen!

Die entlarvte Betrügerin wurde nun sofort in das Krankenhaus zu Warburg gebracht und strenge isolirt. Die Blutungen kehrten nicht wieder, sie aß und trank und wurde mit Handarbeit beschäftigt. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte machte sie, nach Weingartner, vor Gericht das folgende Geständniß:

„Ich las fleißig in dem Buche: „Die Flamme der Liebe." Besonders gefiel mir darin das Leben des h. Franz von Assisi, der die Wundmale Christi an sich trug; dadurch kam ich auf den Gedanken, mir diese Wundmale zu machen. Mit einer Stecknadel aus meinem Tuche habe ich mir dieselben innerhalb und außerhalb der Hände und auf der Höhe der Füße gestochen. Die Wunde in der Seite habe ich mit dem scharfen Nagel meines Daumens gerissen, Mittags, Abends und Nachts. Das Blut, womit ich die Stirn bestrich, nahm ich aus dem wundgeriebenen Zahnfleisch, womit ich auch die übrigen Wunden benetzte."

Dieses Geständniß wird durch den Bericht des Physicus Pieper an das Pupillencollegium zu Paderborn vom 30. März 1845 wesentlich vervollständigt. Es heißt darin, die Beller habe schon, an Krämpfen leidend, von frühester Jugend auf Werke frommen Inhalts, namentlich seit einem Jahre die Geschichte der h. Katharina von Siena und der, wie diese, stigmatisirten Nonne von Dülmen gelesen. In dieser Zeit habe sie zweimal unter Leitung der Geistlichkeit die „Exercitia spiritualia" mitgemacht. Bald darauf entdeckte ihre Pflegemutter an ihr die Stigmata, welche nebst den Ekstasen den erwünschten Zudrang der Menge veranlaßten.

Nach einjährigem Aufenthalte im Krankenhause zu Warburg kehrte die nun sechzehnjährige zu ihrem Großvater nach Lütgeneder zurück, von wo sie plötzlich verschwand, ohne daß man ihren Aufenthalt je ermittelt hat. —

Es wäre aus verschiedenen Gegenden Deutschlands eine Reihe durch Zeitungen und Broschüren bekannt gemachter Fälle von betrügerischen Stigmatisirten mitzutheilen; meine drei vorstehend beschriebenen mögen jedoch hinreichen, um mit ihnen die Darstellungen und Erlebnisse der jüngst verstorbenen Louise Lateau zu vergleichen, zu erklären, nach dem alten Worte: „Aus ihren Genossen erkennt man die, welche man aus sich nicht erkennt." Bis jetzt ist die Verstorbene unter ihren Genossinnen die am meisten (deutsch und französisch) besprochene.

Von belgischen Aerzten, Akademikern und Professoren liegt mir eine Reihe dieser Besprechungen vor, ansehnliche Bände, sogar in wiederholten Auflagen, wundergläubig zustimmende, aber auch solche, welche die „Mystères de Bois-d'Haine dévolés" als „Comédie" bezeichnen. Für deutsche Aerzte

sind diese belgischen und französischen Schriften von Dr. C. Pauli (in Schmidts Jahrb. der Medicin Bd. 182. Nr. 9) medicinisch beleuchtet, Dr. Johnen in Düren, ein gläubiger Katholik, suchte in einer eigenen Schrift 1874 die Berichte seiner Glaubensgenossen Lefebvre, Majunke, Roling mit anerkennenswerther Kunde und Geschick wissenschaftlich zu widerlegen.

4. Louise Lateau ist am 30. Januar 1850 geboren in Bois-d'Haine, einem Dorfe nahe der Station Manage in Belgien. Ihr Vater, Fabrikarbeiter, starb bald darauf an den Blattern. Mit der Mutter und zwei Schwestern lebte sie, die jüngste, in einem kleinen Hause in dürftigen Verhältnissen. Die wenigst begabte, blond, blauäugig, schwächlich, wird sie von der Lehrerin als „une idiote" bezeichnet. Als Kind vielfach kränkelnd, (Blattern, scrophulöse Geschwüre, Halsentzündungen) wurde sie im 13ten Jahre von einer Kuh so gefährlich verletzt, daß ein Abscеß in der Seite dadurch veranlaßt wurde. Sie mußte deshalb eine günstige Stellung in Brüssel verlassen. Im 17. Jahre wenig entwickelt, bleichsüchtig, wurde sie von einer lebensgefährlichen Halsentzündung (Angina) befallen. Darauf Blutschwäche, hysterische allgemeine Schmerzen, Kopfschmerzen, Appetitlosigkeit; kurz, ein erbärmlicher Zustand, der sich im 18. Jahre durch Blutspeien zum lebensgefährlichen steigerte, dann aber ungemein rasch bis zur scheinbaren Herstellung besserte.

Sie liebte die Einsamkeit und im stillen Gebet bei allen ihren häuslichen Verrichtungen stand vor ihrer Seele stets das Bild des Gekreuzigten, dessen Leib, die Hostie, sie jeden Morgen aus geistlichen Händen empfing.

Bis hierher sind die Zustände Louise Lateaus vor der Stigmatisation mit dem Verhalten meiner drei Deutschen zu vergleichen: leibliche Krankheiten, geistig ein frommes Hinbrüten — beides freilich bei der ersteren in gesteigertem Maße. Außer bei der überhaupt weltlichen A. M. Kinker, deren würdiger Seelsorger sich gläubig theilnehmend, aber nicht geistlich zudringlich verhält, tritt bei allen aber nun die Geistlichkeit hinzu und das Publikum, das große Kind, hat sein Märchen und für die gläubige Menge ist das Wunder fertig.

Das Wunder, wie es die Theologen definiren, ist ein von dem uns bekannten Naturlauf durchaus abweichendes Ereigniß, welches einen religiösen Ursprung und religiösen Endzweck hat, das unmittelbare Eingreifen Gottes in den natürlichen Lauf der Dinge. Das lateinische Omne miraculo est, quod primum in notitiam venit, könnten wir mit dem Worte Goethes: „Wir haben nichts, womit wir das vergleichen" übersetzen; allein dieser ruhigen Anschauung des Ungewöhnlichen gegenüber nahm dasselbe schon bei den Heiden leicht einen religiösen Charakter an. Jedes Wunder ist tendenziös, sagt Virchow. Plinius (Naturgesch., Buch XXIV, Kap. 10) sprach das noch immer zutreffende Wort aus: „In jenem Jahre war viel die Rede von Wundern

(Prodigia); das steigerte sich, je mehr Einfältige und Religiöse (Simplices et religiosi) sie glaubten."

Mit der gesteigerten Exaltation, Vision von Heiligen ꝛc. fingen bei der achtzehnjährigen Louise am Freitage, den 24. April 1868, die Ekstasen und Stigmata an. Sie hatte ihr Noviziat beim Orden des h. Franz von Assisi angetreten. Zuerst erschien Nachts die Blutung an der linken Seite, an den folgenden Freitagen auch an den Händen und Füßen. Es bildeten sich Blasen, welche platzten und zuerst eine seröse Flüssigkeit, dann 18—20 Stunden, später nur noch 2½ Stunden lang, Blut entleerten. Stirnblutungen, ohne Blasenbildung, zeigten sich später; auch eine Blutung an der rechten Schulter. — Es wurde ein Arzt, Dr. Gonnen, zugezogen. Um sie zu behandeln, verlangte er, daß Louise das Haus verlasse, was aber die Mutter nicht zugab. Allmählich begann jene, während ihre beiden Schwestern das Mittagsmahl zu sich nahmen, zu fasten, und während diese des Nachts schliefen, zu wachen.

Es konnte nicht fehlen, daß, als sich die Nachricht von einer Jungfrau in Bois d'Haine verbreitete, welche ohne Nahrung und Schlaf dennoch scheinbar gesund lebte, dabei alle Freitage in räthselhaft ekstatischem Geisteszustande die blutenden Wunden des Heilandes darbot, von nah und ferne Gläubige und Neugierige das stille Dorf überflutheten. Im Laufe der Jahre erhoben sich dort stattliche Gasthöfe und aus den Opfergaben der Pilger erstand eine schöne Kirche. — Die Geistlichkeit, die hohe und niedere, unter deren Einfluß Louise von Kindheit auf gestanden, bemächtigte sich jetzt ihrer, besonders ihre blutig-ekstatischen Freitage mit feiernd und leitend. Aber auch die „Université catholique de Louvain" sandte ihren medicinischen Professor Lefebvre, der 1873 eine gelehrte Etude médicale von 395 Seiten über Louise Lateau herausgab, ein medicinisches Potpourri nennt es der besonnene, katholische Arzt Johnen; der Kern lasse sich auf wenige Seiten bringen. Es ist aber gerade dieser Excerptenwust von den deutschen Schriftstellern, Dr. P. Majunke, Prof. Rohling u. A., zur Propaganda benutzt worden, „damit die Thatsache von Golgatha den gleichgültigen Christen jeder Confession, auch den Juden, durch die solcher Stigmata gewürdigten Jungfrau wieder an's Herz gelegt werde".

Um aber das Wunder aufrecht zu erhalten, erklären die benannten Herren die L. L., deren vielfache Krankheitszustände, von der Untersuchungscommission bestätigt, oben angegeben sind, für kerngesund.

Endlich nahm die Brüsseler Akademie der Wissenschaften Notiz von dem Gebahren in Bois d'Haine und beauftragte drei ihrer Mitglieder zur Untersuchung. Aus der „Berichterstattung" an die Akademie von Dr. Warlomont wurde ein Buch von 193 Seiten. Er besuchte die jetzt vierundzwanzigjährige, seit sieben Jahren Stigmatisirte zuerst 1847 am 18. September, Freitags, Morgens früh, wo ihm der junge Dr. Verriest entgegen kam, der die Nacht das Erscheinen der Blutung der Kranken abgewartet

hatte. Mit dem Pastor traten sie in das Zimmerchen der aufrecht sitzenden, einsilbig antwortenden, klagenden, blutenden, welche beim Empfange der Hostie starr, mit geschlossenen Augen in die Kniee sank. Der Puls war von 120 auf 110 gesunken. Wiederholt wurde die kurze Visite um 11½ Uhr. Durch das Stethoskop und andere Manipulationen schien sie zu leiden. Der dritte Besuch, Nachmittags, war der zweistündigen Ekstase gewidmet. Bei völliger Analgesie sind die Augen der Entzückten geschlossen — dann starr geöffnet — über das ausdruckslose Gesicht verbreitet sich momentan ein leichtes Lächeln, — die Arme öfters ausgebreitet, wie zum Umfangen, — Anreden vermehren ihre Schmerzen — „ses esprits sont ailleurs" — knieend, betend, das Haupt auf dem Boden ruhend. Ehe sie aufsteht, werden die Zuschauer entfernt. Acht Uhr ist alles zu Ende. Eine bräunliche Kruste bleibt die Woche auf den Wunden.

Andere Aerzte beobachteten Aehnliches wie Warlomont an vier anderen Freitagen; doch hat er sie nicht Nachts beobachtet, wo sie auf einem Stuhle sitzend, weder zu frieren noch zu schlafen behauptete. Nach Dr. Verriest hatte sie aber dann Zeiten völliger Bewußtlosigkeit, worin sie, nach Dr. Boëns „machinalement" die später blutenden Stellen mit den Nägeln kratzte, mit einem harten Tuch frottirte.

Solche Freitage sind von meinen Stigmatisirten, durch ihre Feierlichkeit möcht' ich sagen, sehr verschieden; besonders aber durch das charakteristische Verhalten der Blutungen; wogegen meine A. M. Kinker und C. Beller eingestanden, sie durch Nadelstiche ꝛc. künstlich hervorgebracht zu haben. Nur die Nonne A. C. Emmerich von Dülmen blieb dabei, die Wundmale unmittelbar von ihrem „göttlichen Bräutigam" erhalten zu haben und als die Untersuchungscommission zu spät bei ihr eintraf, hatten (auf ihr Gebet) die Blutungen aufgehört.

Bei den Besprechungen der Academie de Médicine 1875 sind nach Prof. Crocq die Stigmata weder Betrug noch Wunder; sondern die Blutungen kommen durch die Schweißdrüsen (an der Stirn): Haematidrose, oder durch die Hautschicht: Dermatorrhagie. Erklärung: Durch fehlerhafte Blutbereitung wird die Ernährung der Wände der kleinen Blutgefäße behindert, sie lassen Blut durch. Durch hysterische Ueberreizung des Gehirns lenkt sich der Blutstrom nach jenen Theilen der Haut, welche von der stets brütenden Phantasie stigmatisch erregt sind. — Warlomont macht ein anderes Nervencentrum für seine „stigmatische Neuropathie" verantwortlich. Charbonnier nimmt die Nahrungsenthaltung der L. L. zu einer complicirten Erklärung der Blutungen zu Hülfe. — Andere anderes, wie der Berichterstatter Warlomont, der überhaupt dem wundergläubigen Lefebvre manche Zugeständnisse macht.

Nach solchen Brüsseler ärztlichen Stimmen dürfte es nicht unwillkommen sein, die Aeußerung unsres zugleich naturwissenschaftlich kundigen Philosophen Ed. von Hartmann zu vernehmen. Durch meinen medicinischen Aufsatz

wurde derselbe veranlaßt, in seinen „Nachträgen zur Philosophie des Unbewußten" sich, wie folgt, auszusprechen:

„Obwohl ich den Hautblutungen eine durchaus natürliche Erklärung durch den Einfluß der Phantasie geben zu können glaube, so fordert doch die Wahrheit gegenüber dem neuerdings mit solchen Personen wieder auftauchenden, religiösen Schwindel das Geständniß, daß nach meinen genaueren Informationen bisher kein Fall constatirt ist, wo die Erscheinungen bei einer Stigmatisirten von vorurtheilsfreien (d. h. katholischem Priestereinfluß unzugänglichen) und auf der Höhe der Wissenschaften stehenden Aerzten mit allen Vorsichtsmaßregeln exacter Beobachtung geprüft und als spontane Blutung bestätigt worden wären. Dagegen sind mehrere Fälle veröffentlicht, wo eine solche Untersuchung den Gegenstand religiösen Aberglaubens als Resultat einer Täuschung constatirt hat (vergl.: Deutsche Klinik 1875. Nr. 1—3: „Louise Lateaus drei Vorgängerinnen in Westfalen. Vom Geh. Sanitätsrath Dr. Brück.") Es ist dabei keineswegs nöthig, an Betrug im gewöhnlichen Sinne zu denken, obwohl auch dessen Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist. Die Personen, von welchen derartige Blutungen berichtet worden, sind fast ausnahmslos hysterische Frauenzimmer mit tief zerrüttetem Nervensystem und mehr oder minder gestörter Gemüthsverfassung, die von perversen Trieben beherrscht werden und in Betreff der moralischen Bedeutung ihrer Handlungen nichts weniger als zurechnungsfähig genannt werden können. Die instinctive List und Verstellungssucht des weiblichen Charakters, welche bei solchen Individuen meist schon vor ihrer Erkrankung abnorm entwickelt ist, wendet sich dann im Zustande der Hysterie auf scheinbar ganz sinnlose Ziele und bietet oft einen erstaunlichen Scharfsinn auf, um selbst die Nächststehenden in völlig zweckloser Weise zu täuschen. Es ist sehr gewöhnlich, daß die natürliche weibliche Eitelkeit sich in solchen Fällen auf den Krankheitszustand selbst wirft, um durch die Ungewöhnlichkeit seiner Erscheinungen Interesse zu erwecken, und nicht selten vereinigt sich hiemit der perverse Trieb der Selbstbeschädigung und physischen Selbstquälerei, um vollständig in der Einbildung eines auferlegten Martyriums zu schwärmen und zu schwelgen. Selbst die ernsteste und ruhigste Umgebung ist in der Regel solcher hysterischen Verrücktheit gegenüber ziemlich ohnmächtig; man mag sich denken, wie leicht eine auf die Neigungen des Kranken eingehende Umgebung dieselbe bestärken und zu wirklichen fixen Ideen verhärten kann. Oben findet sich in einer Familie, aus der eine solche Kranke entspringt, gewöhnlich eine erbliche Disposition, die im geringen Grade auch in anderen Familienmitgliedern zum Vorschein kommt. Giebt sich dann erst eine Mutter oder Schwester zur Hätschelung der Verkehrtheiten der Kranken her, so befestigt sie diese nicht blos in ihren Wahnideen, sondern leistet der Realisirung ihrer hysterischen Neigungen wohl gar Vorschub, d. h. gelangt dazu, Mitschuldige eventueller Täuschungen zu werden. Da nun das Irresein beim weiblichen Geschlecht, sowohl das wirkliche, wie das hysterische, meistens

nur nach zwei Richtungen gravitirt, nach der geschlechtlichen, oder nach der religiösen (oder nach beiden zugleich), so liegt es nahe, daß nichts mehr geeignet sein muß, solche perverse Neigungen zu bestärken und in bestimmte Bahnen zu lenken, als eine religiöse Exaltation, und speciell die von der katholischen Kirche künstlich genährte Verquickung von geschlechtlicher Erregung, Grausamkeitswollust und religiöser Ekstase beim glühenden Versenken der Phantasie in die Martern des himmlischen Bräutigams. — Kommt dann noch der Pfaffe hinzu, der die Unglückliche in ihrem Wahn unterstützt und wohl gar die physischen Selbstbeschädigungen, in welche die geistige Marterschwelgerei im Zustande der Ueberspannung explodirt, für symbolische Zeichen der göttlichen Gnade erklärt, dann glaubt die Kranke willig genug, durch öfteres Hervorrufen dieser symbolischen Merkmale einem unmittelbaren göttlichen Befehle Folge zu leisten und kann sehr leicht trotz ihrer objectiven Betrügerei die feste subjective Ueberzeugung haben, ein ausgewähltes Werkzeug der göttlichen Gnade zu sein, wenn sie die religiösen Wirkungen sieht, welche sie auf die herzuströmenden Gläubigen übt.

Ueberall, wo Pfaffen dahinter stecken, kann man von vornherein als wahrscheinlich annehmen, daß dies der Zusammenhang der Sache ist, und der Thatbestand einer objectiven Täuschung wird zur Gewißheit, wenn neben der Stigmatisation noch andere Erscheinungen berichtet werden, welche den Gesetzen des organischen Lebens widersprechen, z. B. die jahrelange Nahrungsenthaltung im wachen Zustande.

Diese Bemerkungen sollen übrigens gar nichts über die Möglichkeit spontaner Hautblutungen entscheiden, sondern mich nur dagegen verwahren, daß man mich als Gewährsmann für ultramontanen Pfaffentrug anführt." —

Soweit Eduard von Hartmann, dem freilich die Verhandlungen der Brüsseler Akademie nicht bekannt waren.

Es war mir Bedürfniß, die Stimmen berühmter deutscher Physiologen von Fach über die Möglichkeit der Hautblutungen durch die Phantasie einzuholen. Einer meiner Gewährsmänner antwortete mir:

„Ihre Frage, ob es physiologische Gründe für die Hypothese einer Vorstellungs-Blutung, um einen kurzen Ausdruck zu gebrauchen, gebe, muß ich unbedingt verneinen. Zu einer Blutung gehört ja immer entweder eine Veränderung der mechanischen Verhältnisse des Blutstroms (des Blutdrucks), oder eine materielle Veränderung der Gefäßwand. Ich habe nicht den allermindesten Anhalt zu der Annahme, daß eine auf einen bestimmten Körpertheil gerichtete Vorstellung örtliche Circulationszustände hervorzurufen im Stande sei, welche zu einer Blutung führen könnten. Ich halte das deshalb für ganz undenkbar, weil wir nicht im Stande sind, durch irgend welche Nervenerregungen Blutungen herbeizuführen. Wenn die Vorstellung von Speisen zweifellos Speichelabsonderung herbeiführt, so können wir durch Reizung der Drüsennerven, z. B. durch elektrische Ströme, denselben Vorgang hervorrufen. Das Experiment macht die psychische Einwirkung

auf die Absonderung verständlich; nervöse Blutungen aber sind absolut unbekannt. Wäre Louise Lateau unter gehörige Aufsicht gestellt worden, so würden gewiß die Blutungen aufgehört haben."

Ob nun aber wirklich durch die psychische, jahrelang fortgesetzte Intention einer kranken, weiblichen Person solche Veränderungen der Gefäßwände an gewissen Stellen eintreten können, wovon in der Brüsseler Akademie die Rede war? Das ist eine pathologische Frage; sie wird fortan die Aufgabe der exactesten Beobachtung unparteiischer Aerzte sein. Es wird uns ja neuerdings in Luxemburg in einer Anna Moes ein Exemplar dargeboten, die schon seit 1869 mit der Stigmatisation und Erscheinungen begabt sein sollte. Freilich machte der Bischof Adames der Sache ein Ende, indem er den Hauptagitator, einen Professor des Luxemburger Priesterseminars, seiner Stelle entsetzte. Der aber verließ mit dem Wundermädchen das Land und gründete mit ihr ein Kloster in Belgien, hart an der Luxemburger Grenze. Diese Vorgänge schienen zum Sturz des Bischofs Adames direct Anlaß gegeben zu haben. Eine der ersten Amtshandlungen des neuen Bischofs bestand darin, daß er den Fall einer neuen Untersuchung unterwarf, indem er vier — belgische Mönche zu Rathe zog. Sie entschieden: die Moes sei nicht von einem bösen Geiste besessen, sondern ihr Zweck sei ein guter; der neue Bischof müßte ihr gewogen sein. Dieser tadelt in einem Hirtenbriefe das Verfahren Adames und hat jenen Seminarprofessor zurückberufen. Die Sache hat bereits die Kammer beschäftigt. Der Staatsminister Frhr. von Blochhausen äußerte: Thatsachen, welche den religiösen Frieden im Lande stören könnten, seien zu unterdrücken.

Seit dieser Notiz der Osnabrücker Zeitung vom 16. Februar d. J. ist mir keine fernere Kunde über diesen Fall geworden. Hätte aber, wie bei uns, die Regierung die Sache in die Hand genommen und die Untersuchung tüchtigen Aerzten übergeben, so würde jener verständige Bischof nicht gestürzt sein.

Außer in den Blutungen und der Ekstase hat Louise Lateau meine Stigmatisirten in der dritten Eigenthümlichkeit, der Nahrungslosigkeit, zumal in der vieljährigen Dauer derselben, weit übertroffen. Ich vermeide es, die in meinem medicinischen Aufsatze gegebene Widerlegung der Möglichkeit jahrelanger Nahrungsentbehrung zu wiederholen. Tag und Nacht standen ihr Nahrungsmittel zu Gebote. Louise versichert: Les aliments me derangent, et on m'a permis, de ne plus manger. Nach Boëns nahm sie zuweilen reichliche Nahrung zu sich; Charbonnier schreibt ihren Betrug auf Rechnung ihrer „Neuropathie", nach Anderen sollen naturgemäße Einnahme und Defäcation Nachts im bewußtlosen Zustande geschehen sein. Die Autoren über spontanen Somnambulismus theilen allerdings Beispiele mit, in denen verwickelte Handlungen von den Nachtwandlern erinnerungslos vollzogen sind. Unter diesen Schriftstellern sind vorsichtige Männer, z. B. Carpenter in London.

Gestehen wir Louisen solche bewußtlose, nächtliche Zustände zu (Dr. Verriest beobachtete dergleichen) während sie selbst stets zu wachen versicherte: so müssen wir absichtlichen Betrug in Abrede stellen; sie kann dann Nachts essen, ihre Stigmata präpariren u. s. w. Und so begreifen wir Warlomonts „Résumé des vues de la Commission“:

1. Ces stigmates et ces extases sont réels; ils s'expliquent physiologiquement.
2. Les phénomènes prisentés par. L. L. constituent une maladie, de l'ordre des nevroses: nevropathie stigmatique.
3. L. L. travaille et dépense du calorique; elle perd tous les vendredis une certaine quantité de sang par les stigmates; les gaz qu'elle expire renferment de la vapeur d'eau et de l'acide carbonique; son poids n'a guère varié depuis qu'elle est en observation: donc elle brule du carbone et ce n'est pas à son propre organisme qu'elle l'emprunte. Où le prend-elle? La physiologie repond: Elle mange.
4. L'abstinence de C. C. dans les termes où elle est posèe, est contraire aux lois de la physiologie, et il ny a point, dès lors, à prouver qu'elle est controuvue. Etant etabli qu'elle est en dehors de ces lois, c'est à ceux qui l'affirment à en faire la demonstration. Jusquelà la physiologie doit la tenir pour apocryphe.

Nach dieser Verhandlung der Brüsseler Akademie spielte la comédie de Bois d'Haine, wie Boëns sich ausdrückte, weiter. Einmal wurde sie auf Andringen einer Schwester Louisens (die Mutter war gestorben) dadurch unterbrochen, daß der besuchende Geistliche energisch abgewiesen wurde; allein bald kehrten mit diesem die alten Verhältnisse wieder ein.

Bis zum Tode der Unglücklichen im Sommer des vorigen Jahres fehlen mir weitere Nachrichten.

Ich habe oben auf die Hypnose als eine neue pathologische Errungenschaft, einen Zustand des Gehirns mit so räthselhaften Erscheinungen hingewiesen, um daran zu erinnern, daß wir weit entfernt davon sind, alle Naturgesetze zu kennen. Naturgesetze nennen wir unsre bisherigen Erfahrungen, die wir nach unserm besten Wissen als solche formuliren. Eine neue Erfahrung, wie die Hypnose, nöthigt uns, die Grenzpfähle unserer Naturkenntniß weiter zu setzen, ohne auszurufen: Wunder! — So sagen wir mit der h. Schrift: „Viele werden vorüber gehen und das Wissen wird gemehret werden.“ Das aber ist die Wissenschaft, die den Wundergläubigen ein Greuel ist.

Wäre es aber nun undenkbar, daß, so wie durch das Hinstarren auf einen glänzenden Punkt, durch Lauschen auf das laute Ticken einer Uhr, durch Bestreichen der Haut bei Empfindlichen ein hypnotischer Zustand erregt werden kann, auch auf psychische Weise ein abnormer Gehirnzustand

hervorgebracht werden könnte? Ja, es ist schon erwiesen, daß mehrfach hypnotisirte Sensible durch den bloßen Gedanken sich in hypnotischen Zustand versetzen können. Wäre es undenkbar, sage ich, daß ein einfältiges, kränkliches, hysterisches Mädchen, welches von Kindheit auf Tag und Nacht das Bild des Gekreuzigten in seinem Gehirn durchbrütet hat, analog dem Hypnotischen, in fremdartige, räthselhafte Gehirnzustände verfiele? Zwischen geistiger Klarheit und Irrsinn giebt es bei den Simplices et religiosi, wie Plinius sie nennt, sicher noch räthselhafte Mittelzustände. Die Ekstasen gehören zunächst dazu und warum nicht, wie Hartmann treffend andeutet, „trotz objectiver Betrügerei die subjective Ueberzeugung ein Gottbegnadetes Wesen" zu sein? — Höchst merkwürdig ist hierüber die Aeußerung einer wundergläubigen katholischen Autorität: Görres erklärt in seiner „Mystik" die Entstehung solcher Zustände bei nervösen Frauenzimmern ganz einfach als „allmählicher Uebergang zum Trug; das Volk will so etwas".

In Bois d'Haine bemächtigte sich die Geistlichkeit eines solchen „traurig anzusehenden armen Kindes" (so bezeichnet ein geistvoller Mann bei Boëns die Louise, die er besucht hatte), um es ad majorem Dei gloriam als eine Gottbegnadete darzustellen. Das war die höhere und die niedere Geistlichkeit, während meine westfälischen Stigmatisirten blos mit den Pastoren sich begnügen mußten.

Den Raum dieser Blätter würde es überschreiten, wenn ich die Entstellungen mittheilen wollte, wodurch die Aeußerungen des berühmten Physiologen Professor Schwann zu Lüttich über Louise Lateau verdreht wurden. Lefebvre und die Geistlichkeit hatten ihn als Autorität einzuladen gewagt. Schwann, der wahrheitsliebende Naturforscher, fand sich genöthigt, sich in einem „Gutachten über die Versuche, die an der stigmatisirten L. L. am 26. März 1869 angestellt wurden" (Köln und Neuß 1875) gegen die Verdrehungen seiner klaren Worte zu vertheidigen.

Virchow hatte es abgelehnt, die L. L. an Ort und Stelle zu untersuchen. Würde man ihm gestattet haben, sie aus ihrer Umgebung zu entfernen? Weshalb aber hatte man das Anerbieten des Prof. Wunderlich in Leipzig nicht angenommen, der mit zwei Gehülfen nach Bois d'Haine kommen wollte, um während drei Tagen und zwei Nächten ununterbrochen Louise im Auge zu behalten und ihre Blutungen zu untersuchen?

Darüber geht Warlomont in seiner „Berichterstattung" (S. 39) leicht hinweg: „vu les difficultés de son application". Da nun der deutsche Professor zu schwierig zu appliciren war, so applicirte Warlomont Donnerstags eine Bandage bis nach dem ominösen Freitag um die eine Hand Louisens, wodurch die äußere Verwundung unmöglich wurde" — und siehe! das Stigma blutete, wie die übrigen. Nur Schade, daß einer der Professoren, mir als tüchtiger Chirurg bekannt, versicherte, jene Bandage sei keineswegs schützend gewesen.

Hier sei ein heiteres Intermezzo, dessen ich in keiner der mir vorliegenden Schriften über Louise Lateau erwähnt finde, mitgetheilt. Die herausfordernde Schrift des Prof. Aug. Rohling in Münster „Zur Bekehrung ungläubiger Christen und Juden" hatte eine derartige Gesellschaft in Crefeld veranlaßt, sich bereit zu erklären, 10,000 Thaler beim Königl. Gericht in Tournay für Louise niederzulegen, wenn sie nach Crefeld kommen wolle, um dort in einem anständigen Privathause unter liebevoller Behandlung während dreier Monate als Fastende und Stigmatisirte zu verweilen. (S.: Neues Rheinisches Wochenblatt, Crefeld 1874, vom 21. Februar.) Dieses Anerbieten wird darauf vom Prof. Rohling in der Niederrheinischen Volkszeitung angenommen; nur könne Louise, ihre kranke Mutter pflegend, nicht abkommen. Dagegen möge Herr Bend, der Redacteur des Neuen Rheinischen Wochenblattes, mit beliebiger Begleitung nach Bois d'Haine kommen. Darauf Herr Bend: Abkommen werde sie ja können, da die Mutter Pflege einer barmherzigen Schwester finden würde und zugleich die Einnahme von 10,000 Thalern durch die dreimonatige Abwesenheit ihrer Tochter. Nun aber biete die Redaction des N. Rh. Wochenblatts Herrn Rohling 20,000 Thaler an, wenn er, falls Louise in Crefeld durchfalle, 5000 Thaler dagegen setze. Das Experiment ist nicht gemacht worden.

Außer bei dem h. Franz von Assisi im 13. Jahrhundert hat die Stigmatisation kaum bei Männern stattgefunden. Durch die äußerste Abtödtung, zum Skelet abgemagert, und geistig exaltirt ist dieser Stifter des Franziscanerordens der erste Träger der Wundmale. In den folgenden Jahrhunderten, bis auf Louise Lateau soll nach Majunke dieses „Wunder" 60 bis 70 Mal, vielleicht öfter, zur Erbauung der Lauen im Glauben in verschiedenen Ländern erschienen sein.

Durch welche räthselhafte Erscheinungen junge Mädchen ihre Zeitgenossen in Verwunderung zu setzen wußten, ist vorzugsweise in J. B. Osianders „Entwickelungskrankheiten in den Blüthenjahren des weiblichen Geschlechts" zu ersehen — nur die Stigmatisirten hat mein verehrter Lehrer übersehen. Und es sind nicht blos Christinnen. U. A. setzte eine Jüdin: Rahel Herz, vor 60 Jahren ganz Kopenhagen durch unerhörte Erscheinungen in Erstaunen. In meiner Schrift: „Ueber Lebensstörungen mit vorherrschend psychischen Krankheitserscheinungen" (Hamburg bei Nestler 1827) finden sich die Einzelnheiten dieses betrügerischen Schauspiels, aus dem hervorzuheben, daß das schlaue Mädchen ihren Arzt jahrelang zu hintergehen wußte, indem sie unter Krankheitserscheinungen, welche in diesen Blättern nicht zu nennen sind, Hunderte von Nadeln aus verschiedenen Theilen ihres Körpers in hysterischer Schmerzlosigkeit durch ihren „theuren Professor" hervorschneiden ließ. Die Fiction ihrer Nahrungsbedürfnißlosigkeit entlarvte ein Knabe, der ein Loch in ihre Thüre gebohrt hatte und sie essen sah. Sie lernte in wenigen Monaten so viel Latein, daß sie ihrem Arzt lateinische Briefe schrieb. — Der geniale Leibarzt Brandis erzählte mir damals, wie er im

Auftrage seiner Königin die Rahel besucht und sofort seinen Rock ausgezogen habe. — Weshalb? „Er wollte sie blos magnetisiren, dann werde sie ihm Alles gestehen.“ Da sie sich heftig weigerte, hatte er die Erschrockene mit den Worten verlassen: „Nun weiß ich genug!“

In dieser Jüdin haben wir das Exemplar einer absichtlichen Betrügerin, bei welcher, wie bei mehreren christlichen betrügerischen Stigmatisirten, eine Andeutung des Furor Wertherinus, wie Lichtenberg sagt, nicht zu verkennen war. Fünfundfünfzig Jahre erster Arzt eines bedeutenden Stahlbades, hatte ich die Hysterie mit diesem „rothen Faden“ in den merkwürdigsten Formen kennen zu lernen, der indeß bei Manchen, z. B. bei Louise Lateau, unerfindlich ist.

Der treffliche Arzt Wierus (Wier, ein Westfale) berichtet über das Besessensein in den Nonnenklöstern des 16. Jahrhunderts das Unerbaulichste, desgleichen wohl 1748 in den hysterisch-epileptoiden Krämpfen der Nonnen in Unterzell bei Würzburg ein Ende nahm. — Wir finden zwar die Stigmatisirten nur unter den Katholiken; aber nur religiöses Hinbrüten bei Mangel an frischer Thätigkeit, unter geistlicher Leitung, vollendet sie, während katholische Jungfrauen, die als „Barmherzige Schwestern“, die trefflichsten Krankenpflegerinnen, unserer höchsten Achtung würdig, sicher niemals unter die Stigmatisirten gehen werden. Dieser dagegen, als psychisch Kranker, wird die Regierung sich annehmen müssen. Wenige Wochen der Isolirung und Abhaltung bewundernder Besucher, bei zweckmäßiger ärztlicher Behandlung im Krankenhause, werden hinreichen, jedem Wunderspuk ein Ende zu machen.

Béranger und Courier.

(Ein Beitrag zur Geſchichte des Radicalismus.)

Von

Fr. Kreyſſig.*)

Nicht zu den leichteſten Aufgaben, die dieſe Zeit uns ſtellt, gehört die Prüfung und Neugeſtaltung unſeres Verhältniſſes zu Frankreich; und zwar nicht nur der politiſchen, militäriſchen und wirthſchaftlichen Zuſtände, an denen unſere Staatsmänner und unſere Volksvertretungen ihren Scharfſinn verſuchen: auch die freieſten und innigſten Beziehungen des Einzellebens, unſer innerſtes, perſönliches Fühlen und Denken iſt dabei ſehr weſentlich betheiligt. Selten haben die Wechſelwirkungen zwiſchen Deutſchland und dem Auslande ſich ſo vielfach und ſo eingreifend geſtaltet, wie die zu unſern weſtlichen Nachbarn in den Jahren zwiſchen 1825 und 1850 und darüber hinaus. Nicht nur, daß Tauſende von Deutſchen in Paris eine neue Heimat fanden, daß Ströme von Landsleuten dort alljährlich Vergnügen, Belehrung, Anregung ſuchten, daß franzöſiſche Moden, franzöſiſche Kunſt, franzöſiſche Politik auf weite Kreiſe in Deutſchland einwirkten. Das Alles war ja längſt nichts Neues in deutſchen Landen, vielmehr ſeit den karolingiſchen Zeiten ein Grundzug unſerer Geſchichte. Eigenthümlich aber und bisher noch in der Art nicht erlebt waren gewiſſe Zeichen, aus denen ſanguiniſche Gemüther den Schluß zogen, daß die beſchämende Einſeitigkeit dieſer Beziehungen im Begriff ſtehe, einem würdigeren und geſunderen Verhältniſſe Platz zu machen. Es ſchien nicht zu verkennen, daß ein Austauſch von Einwirkungen ſich anbahne. Natürlich fiel es keinem Franzoſen ein, über uns zu ſchreiben oder gar zu denken, wie Heine und Börne über

*) Aus dem Nachlaſſe des ausgezeichneten Literarhiſtorikers.

Paris. Die „Weltstadt" fand den deutschen Cultus ihres Altars damals wie immer nur zu sehr in der Ordnung. Aber einem gewissen Verständnisse deutscher Dinge, einem steigenden Einflusse deutscher Bestrebungen glaubten selbst vorsichtige und nüchterne Beobachter in französischen Kreisen doch zu begegnen. Deutsche Wissenschaft vor Allem, aber auch deutsche Kunst und deutsche wirthschaftliche Kraft erzwangen sich Achtung, hie und da vielleicht sogar eine Art von Liebe. Ein Verhältniß gegenseitigen Wohlwollens, über die bekannten angenehmen Umgangsformen hinaus, schien sich anbahnen zu wollen; der schöne Mythus von der friedlichen gegenseitigen Ergänzung und Förderung deutscher und französischer Cultur schien seiner Verwirklichung nahe.

Dann ist geschehen, was wir Alle in frischer, schmerzlicher Erinnerung haben: ein tragischer Um- und Rückschlag, so großartig und so furchtbar wie je ein Dichter ihn schaute, hat sich vor uns, an uns, durch uns vollzogen. Trügerisch erwies sich die Versöhnung; feindlicher, schroffer als je brachen die alten Gegensätze hervor; wie Blüthen unter dem Maifrost fielen die Hoffnungen zu Boden. Die Brüderlichkeit der Völker wurde zum Märchen, als der hämische Neid, die Eitelkeit ihre Stimme erhoben; zur Furie verzerrte sich das liebliche Sirenengesicht, das uns lockte, und die große Verschwörung aller deutschfeindlichen (wir dürfen wohl hinzufügen, aller culturfeindlichen) Mächte hielt ihren Sabbath auf den Stätten, die mit unsern freundlichsten Jugenderinnerungen, mit den schönsten Hoffnungen unserer politischen Lehrjahre doch einmal unzertrennlich verknüpft sind. Und wenn die Lage augenblicklich weniger drohend erscheint, so ist doch den Gewalten, die in der Tiefe lauern, noch lange nicht zu trauen.

Wie ist das möglich geworden? Waren wir blind oder hat die Welt sich geändert? Wo lag der Fehler? Wo hat sich der Abfall vollzogen? Und liege die Schuld hier oder dort: Ist das Vergangene auf immer dahin? Ist die völkerverbindende Kette der Ideen, die Sympathien an dieser Stelle auf immer zerrissen? Soll die geistig arbeitende Welt das friedliche Zusammenwirken deutscher Vernunft und französischen Geistes, deutscher Gedankenkraft und französischen Geschmacks, deutscher Innigkeit und französischen Lebensmuthes von jetzt ab wirklich auf immer entbehren?

Es kann hier selbstverständlich nicht beabsichtigt werden, solchen Fragen gegenüber den Propheten zu spielen. Die Gegenwart sieht ja trübe und verkehrt genug aus, trotz des Ausstellungsjubels, und kein Vorsichtiger wird sich auf morgen oder übermorgen für eine bessere Zukunft verbürgen. Aber vielleicht läßt sich auf anderem Wege, als auf der schlüpfrigen Bahn der Conjuncturalpolitik, eine begründete Stellung zur Sache gewinnen. Wie wäre es, meinen wir, wenn diese trübe Gegenwart von der glänzenden Vergangenheit durch eine so tiefe, unausfüllbare Kluft gar nicht getrennt wäre, wie Manche glauben? Angenommen, die Wandlung erwiese sich weniger schroff, weniger unerhört und tiefgreifend als sie scheint, so würden unsere Erinnerungen immerhin Opfer zu bringen haben, vielleicht schmerzliche: aber

dieser Verlust wäre für die Gestaltung der Gegenwart und der aus ihr heraus wachsenden Zukunft kaum zu bedauern. Es würde sich vielleicht ergeben, daß das gegenwärtige Uebel ebenso überschätzt werden könnte, wie das verloren gegangene Gute, daß das Horazische Nil admirari französischen Dingen gegenüber öfter am Platze ist, als der tragische Affect: und dabei könnte unsere Haltung Angesichts möglicher Um- und Rückschläge gewiß nur gewinnen. Ein paar Worte über zwei typische Vertreter des zeitgenössischen Franzosenthums mögen diesen Gedankengang veranschaulichen, welchen erneute Beschäftigung mit ihnen in mir angeregt hat. Vielleicht könnten sie einer sachgemäßen und ruhigen Auffassung dieser auch praktisch nicht so gleichgiltigen Dinge förderlich werden.

Béranger und Courier sind für die älteren Mitlebenden recht eigentlich Vertreter nicht nur der anregendsten, pikantesten, sondern auch der menschlich wärmsten Beziehungen, welche sich im dritten und vierten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts zwischen uns und unsern westlichen Nachbarn knüpften. Guizot, Thiers und die anderen Staatsmänner haben mehr Platz in den Zeitungen eingenommen; wer französische Unterhaltung suchte, wandte sich an Scribe, Balzac, Sue, Sand und Genossen. Das war die Menge. Was aber wahre und ächteste Vertretung französischer Art angeht, so gaben die Wissenden dem Chansonnier und dem Pamphletisten vor der ganzen glänzenden Gesellschaft den Vortritt. Bei dem Einen ist unsere ganze, radicale Presse in die Schule gegangen, Börne und Heine haben an seinen Kohlen ihre Feuerbrände entzündet. An den Andern knüpfen sich die süßesten und berauschendsten Stimmungen jenes Völker-Vorfrühlings, der dem Gewitter von 1848 vorausging. Mit Beiden haben wir gelacht und gezürnt, geschwärmt und gehöhnt, und wenn Béranger's Lieder in weiten Kreisen wiederhallten, so schlugen Couriers Epipramme schärfer da ein, wo die öffentliche Meinung gemacht wird. Der deutsche, der europäische Radicalismus hat an Béranger seine Begeisterung genährt; an Courier hat er nicht zu geringem Theil die Taktik seines kleinen Krieges gelernt. Das Genre gaulois, der französische esprit, der französische bon sens, die französische Anmuth, die französische Lebenslust haben keine glänzenderen Vertreter gehabt seit den Tagen des Monteigne und des Rabelais. So mag es denn nicht unberechtigt und aussichtslos erscheinen, wenn wir den Versuch machen, an diesen beiden bevorzugten und vollgültigen Vertretern französischer Art gewisse Grundzüge der letzteren klar zu stellen, deren richtige Auffassung uns im Interesse beider Völker nicht gleichgültig scheint. Acht Jahre älter als Béranger (er war 1772 geboren, jener 1780), aus reicher pariser Bürgerfamilie, betrat Courier unter den günstigsten Verhältnissen die große Schule der Revolution. Der Ausbruch des Krieges (1792) fand ihn in der Artillerieschule von Chalons. Es war dieselbe Welle der großen Fluth, welche die Bonaparte, die Pichegru, die Moreau u. a. auf die Höhen des Lebens trug oder in den Abgrund stürzte. Der junge, wohlhabende, gelehrte Offizier, von

dem wir sprechen, wich ihr aus und — moquirte sich über den Schlamm und Schaum, den sie absetzte. Als Offizier in Thionville schreibt er seiner Mutter reizende Briefe über — seine griechischen Studien, über die langweiligen Kameraden, über seine Kneipereien und Tanzstunden, über Alles — nur nicht über die Revolution und den Krieg. Im Lager vor Mainz, zwei Jahre später (1795), erfährt er den Tod seines Vaters. Ohne Meldung, ohne Urlaub verläßt er das Heer; der gute Sohn, auch wohl der Erbe, geht über den Offizier zur Tagesordnung über. Es folgen ein paar Jahre lustiger Unabhängigkeit in gut französischem Stil, nur daß die Liebe zu den klassischen Studien auch da ihren mäßigenden Einfluß bewährte, und als dann Courier sich endlich wieder, kaum freiwillig, zur Fahne stellte, war der erste, glänzendste Abschnitt der Revolutions-Epoche schon vorüber. Bonaparte hatte Italien erobert, war in Aegypten, gewöhnliche Abenteurer machten sich in Italien an die Nachlese, wo jener geerntet. Der Krieg zeigte für den Augenblick kaum etwas Anderes als den Unfug der entfesselten Selbstsucht, kleine Menschen in großer Zeit und so ist denn auch in Couriers Briefen aus Rom (1798) alles Andere eher zu merken, als ein heroischer Schwung. Von Plünderung und Diebstahl ist die Rede, von geraubten Kunstschätzen und von vandalischer Zerstörung; vor gebrochenen Statuen, vor leeren Plinthen trauert der feine Kunstkenner über die eiserne Zeit. Es kamen dann Jahre langweiligen Garnisonlebens, während welcher die Stimmung keine gehobene wurde und 1806 ging's gar nach Neapel, nach Calabrien, in den gräulichen Banditenkrieg. Da wechselt denn in den Briefen dichterisches Entzücken über dies herrliche Land und seine Erinnerungen mit wahrem Galgenhumor, so oft auf die Gegenwart und ihre „großen Männer" die Rede kommt. Als das Regiment 1808 nach Verona geht, wird ein halbes Jahr lang in Rom ohne Urlaub classisch gebummelt, und die dem Exercierreglement entzogene Sorgfalt kommt dem Studium und der Uebersetzung von Xenophons Reitkunst zu Gute. Auch nicht einmal der persönliche Zauber des „großen Mannes" wird ein Jahr später dieser Stimmung Herr. Courier weiß das Glück, unter den Augen des Kaisers unsterblich zu werden, so wenig zu schätzen, daß er 1809 zwischen Aspern und Wagram sich von der Insel Lobau ganz in alter Weise als freier Mann davonmacht. Das Blut, das Elend, die wüste Unordnung leidet ihn nicht bei den kaiserlichen Adlern. So trägt er seine Stimmungen und Verstimmungen mit sich herum in die schweizerischen Sommerfrischen, in die Bibliotheken Italiens. Aus der Schweiz schreibt er an seine Freundinnen köstliche Briefe, kleine Idyllen, nicht ohne den bekannten und pikanten Duft, welchen die Kenner auch in Bérangers Erstlingsleistungen schätzen. In Florenz fällt er mit dem Entzücken des Philologen über ein Manuscript von Daphnis und Chloe her, welches sieben fehlende Seiten des seither bekannten Textes ergänzt. In seinem Eifer beschmutzt er das Blatt mit Tinte und wird in dem darüber entbrannten Streite mit den Hütern des Schatzes

beinahe eine Berühmtheit wider Willen. Uebrigens immer der Alte: Griechisch, Altfranzösisch, Herodot, lustige gute Gesellschaft, Esprit und Stil und wiederum Stil, das ist seine Welt, seine Freude. Schon wagt er das Wort, daß es nur sechs Menschen in Europa gäbe, die griechisch können (darunter natürlich Courier), und mit der Kenntniß des Französischen stehe es noch schiefer. Aber bei alledem kommt ihm kaum ein Gedanken an planmäßiges Wirken, nicht einmal auf philologischem Gebiet. Eine Uebersetzung Herodots wird begonnen, Longus herausgegeben; aber den Titel Hellenist verbittet er sich entschieden: denn der Hellenist verkaufe sein Griechisch an die Buchhändler, die Studenten, die Regierungen, er, Courier, sei zufrieden, die Alten zu kennen und zu lieben. So findet ihn der Sturz des Kaiserreichs 1814 in der Touraine, auf seinen Gütern, zwischen Weinbergen, Holzschlägen und Büchern: wohlbeliebt bei dem royalistischen Adel der Gegend, der dem mißvergnügten, skeptischen Offizier sein schlechtes Avancement als politische Tugend anrechnet: ein geistreicher, mit sich selbst weit mehr als mit den Dingen zufriedener Frondeur. Wer den Courier jener Jahre kennen will, findet seinen Mann weit ab von den politischen und militärischen Interessen der Zeit und auch nicht einmal in literarischem Wirken ist sein Schwerpunkt zu suchen. Das Beste, was er bis dahin geschaffen, enthält vielmehr die Sammlung seiner vertraulichen Briefe, welche der Verfasser freilich sorgfältig zurechtgemacht und gefeilt hat: wohl das Prickelndste, Liebenswürdigste, Boshafteste, Anmuthigste, was man seit Frau von Sévigné in der Art schrieb, wahre Cabinetstücke geistreichen Geplauders, von denen wir später noch zu reden haben.

Dies waren die Lehrjahre des berühmten Pamphletisten. Auch den Chansonnier hatte unterdessen die „große Zeit" in ihre Schule genommen, wenn auch mit weniger Umständen und Rücksichten. Sohn eines herabgekommenen Commis, der sich aber de Béranger schrieb (der Dichter hat diesen Adel nachher auffallend oft und wortreich geleugnet) und einer flotten Putzmacherin, verdankte Jean Pierre de Béranger sein Bischen Erziehung zunächst der Gutmüthigkeit seines alten Großvaters, des von ihm so liebenswürdig besungenen Schneiders. Neunjährig (1780 geboren) sah er von einem Dache herab den Sturm der Bastille, die große Erinnerung seiner Jugend. Dann folgten schwierige Jahre. Von den Eltern vernachlässigt, von einem Verwandten dem andern zugestoßen, fand er bei einer Tante in Péronne Zuflucht und republikanischen Musterunterricht in der von dem Deputirten Ballue de Bellanglis gegründeten Schule des Städtchens. Da wurden die Klassiker mehr angeführt als gelesen. Die Jungen saßen zu Gericht, beriethen Gesetze, hielten Reden. Durchzüge von Freiwilligen, von Kriegsvolk, gaben dem Zeitbilde Farbe und Körper. Man beschwerte sich den Kopf nicht mit Latein und Griechisch, aber man lernte sich fühlen und — sich aufspielen, den Beifall der Menge schätzen. Probatum est! Der Geist der Epoche und der Nation wurde so zu sagen an der Quelle genossen. Dann folgten

weitere nicht unbedenkliche Erziehungsexperimente. Der junge Béranger versuchte sich ein paar Jahre hindurch in ziemlich schnellem Wechsel als Kellner, als Buchdruckerlehrling (es war in der Zeit, als Courier vor Mainz davonging) und nahm endlich gar unter den bedenklichsten Umständen seinen Antheil an den Carnevalsfreuden des Directoriums. Es waren jene Orgien der nach der Schreckenszeit wild aufjauchzenden Lebensluft, in deren süßen Erinnerungen jetzt das fromme Paris bei den Aufführungen von Mme. Angot schwelgt, die Tage der Incroyables und der Merveilleuses, der griechischen Trachten (resp. Nacktheit), der cynischen Luft, des tollen Papierschwindels und — der republikanischen Triumphe jenseits der Grenzen. Daheim war Jean de Paris lustig, elegant, schamlos, wie nur je, draußen wurden die andern Vorschriften des bekannten Liedchens ausgeführt: Alles ohne weitere Malice und unbeschadet der civilisatorischen Ideen und der republikanischen Tugend — Courier spielte damals in Toulouse den galanten Ritter, ohne sein Griechisch zu vergessen. Béranger, siebzehn- bis achtzehnjährig, half seinem Vater „Bankgeschäfte" machen (was man nämlich damals so nannte), lachte ihn wegen seiner bourbonischen Hirngespinste aus (Papa wollte das Königthum herstellen helfen und seinen Sprößling zum Pagen machen), ließ sich von seiner edlen Frau Mutter in Galanterien und Toilettekünsten unterweisen und machte seine praktischen Vorstudien für Lieder wie Mme. Grégoire ma grande-mère, le petit homme gris u. s. w.. Das Beste dabei war, daß ihn der Humor nicht verließ, als eines schönen Morgens die Herrlichkeit mit Krach auseinanderplatzte. Er blieb der Alte: lustig, sorglos, zufrieden. Unverdrossen hilft er seinem Vater in der Industrie eines Lesecabinets, welche die Bank ersetzte, und daneben drängte sich in den Stunden unfreiwilliger Muße Project auf Project: und welcher Art! Napoleon war aus Aegypten zurückgekehrt, hatte Ordnung geschafft und in Ermangelung des Thrones einstweilen den Altar wieder errichtet. Die Franzosen hatten nun ihre frommen Anwandlungen, schwärmten für den Geist des Christenthums und die „tugendhafte" Atala. Da träumte denn der lustige Jean Pierre Béranger in seinem Dachstübchen von Chateaubriands Lorbeeren. Den König Chlodwig, die Sündfluth, was weiß ich! will er besingen, und die erhabenen Alexandriner werden zurecht gehämmert, daß es nur so eine Art hat. Unterdessen aber geht die lustige Studentenwirthschaft ihren Gang, wie „le grénier" sie so reizend schildert:

So seh' ich Dich, mein armes Stübchen, wieder,
Wo sorgenfrei die Jugend mir verstrich.
Ich hatte zwanzig Jahre, Lust und Lieder,
Ein tolles Liebchen, Freunde, frei wie ich.
Der Welt zum Trotz und mein und ihrem Jammer
Und meiner Zukunft, die mir Nichts versprach,
Sechs Stock hoch stieg ich froh in meine Kammer.
Schön ist's mit zwanzig Jahren unter'm Dach!

Es ist ein herziges Liedchen, und man müßte schon sehr griesgrämig sein, um dieser harmlosen Jugendlust ein Gesicht ziehen zu wollen, sei sie so specifisch französisch wie sie wolle. Man weiß, wie dann (1803) eine glückliche Speculation auf die Großmuth Lucian Bonapartes dieser Zigeunerwirthschaft einige reelle Haltung gab. Lucian trat dem hungrigen liebenswürdigen Poeten die Pension ab, die er vom Institut bezog, und bestellte sich dafür ein Gedicht auf Neros Tod im heroisch-sentimentalen Genre. Es ist in Bérangers Selbstbiographie ergötzlich zu lesen, wie am Vorabend des Glückstages Judith Foire (des Dichters lebenslängliche Freundin) die Karte schlägt und einen Brief prophezeit, wie dann die Portierfrau athemlos das Schreiben des Prinzen die sechs Treppen herauf bringt, wie es dann an's Flicken, Putzen, Herausstaffiren geht, bis es den vereinigten Anstrengungen der Freunde und der Freundin gelang, einen leidlich präsentabeln Dichterjüngling nach dem prinzlichen Palast unter Segel zu bringen. Es war ungefähr die Lage des „Habit du cour", nur daß das Abenteuer praktischer ablief. Bald darauf gewährte die Gunst Fontanes (des Großmeisters der Universität) ein Secretärämtchen von 250, später 500 Thalern Gehalt, und so waren die Hilfsmittel beisammen, denen Béranger seine „Unabhängigkeit" bis zu seinem zweiundvierzigsten Jahre verdankte, d. h. die Unabhängigkeit von dichterischer Arbeit um des Broterwerbs willen, während allerdings an Feuer im Winter noch nicht gedacht werden konnte. In dieser frohen und klugen Genügsamkeit liegt eine gewaltige Macht; sie giebt ihm eine fast einzige Ausnahmestellung unter den poetischen Finanz-Genies der romantischen Schule, den Balzac, Sue, Dumas, Hugo und wie sie heißen. Immerhin lief ein gutes Stück kluger Berechnung mit unter. Aber auch zweifellose Züge wirklich idealer Uneigennützigkeit werden erzählt, wie z. B. jener, den Moritz Hartmann (in „Bilder und Büsten") erzählt, die 30,000 Francs betreffend, den Ertrag einer Auflage, die der Dichter einem befreundeten Banquier anvertraut hatte. Nach einigen Jahren bringt Jener die Summe unaufgefordert zurück. Béranger will sie ihm durchaus lassen, als er endlich merkt, daß es hier um Rettung seines kleinen Besitzes aus einem bevorstehenden Bankerott sich handelt. Sofort weist er jeden Gedanken an solche Bevorzugung vor den andern Gläubigern zurück und begnügt sich später mit dem zehnten Theil der Summe, den er nach der Liquidation auf seinen Antheil bekommt. Aehnlich wurde Sebastiani, wurde später Pereyre mit großmüthigen und glänzenden Geldanerbietungen abgewiesen. Man darf solche Züge doch nicht vergessen, wenn sie auch immerhin aus dem Dichter keinen von Selbstsucht freien Heiligen machen, namentlich gegen seine Eitelkeit nichts beweisen. Während der ganzen ersten Kaiserzeit, also in der Blüthe seiner männlichen Jahre (er war 34 Jahre alt, als der Kaiser abdankte) stand übrigens der Dichter zu den großen Interessen der Zeit in gar keiner bewußten und activen Beziehung. Die große Epoche des französischen Ruhmes ist für ihn, wie für Courier, lediglich eine Zeit harmlosen Lebensgenusses.

Der Dichter, wie der Publicist, beobachtet, glossirt, er ist muthwillig, nicht ohne einen Zug von Satire, aber weit ab von Allem, was man politisches Pathos nennen könnte. Dabei wird man allmählich auf ihn aufmerksam in dem Maße, als Gelegenheit, Laune, Uebung ihm und Andern seine lyrische Begabung entdecken, seine Lieder werden handschriftlich verbreitet, die Gesellschaft „le Caveau" nimmt ihn auf, sein Freund Wilhelm, der Begründer des Orpheums, stellt schon jene leichten Tonweisen zu seiner Verfügung, nach denen Frankreich, das Volk, ihn sang, ehe es in den Salons Mode wurde, jene Chansons mit Schubert'schen Melodien in seltsame Verbindung zu bringen. Im Caveau fand sich zusammen, was das Kaiserthum von unabhängiger, poetischer Laune und Lust noch allenfalls duldete: leichte Waare, aber nicht ohne den anmuthigen, französischen Zug, der seitdem auch dort immer seltener geworden ist: Die Désaugiers, Parny, Collé, Favart. Was Béranger für sie sang, in ihrer Zeitschrift gelegentlich veröffentlichte, stellt freilich unsere deutschen Begriffe von Anstand und Sitte nicht nur, sondern auch von Poesie und Humor nicht selten auf bedenkliche Proben: es sind seine berühmten und berüchtigten Grisettenlieder, la Gaudriole, le Mort Vivant, Roger Bontemps, les Infidélités de Lisette, Madame Grégoire, Ma Grand-Mère, Mon Curé, la Descente aux Enfers, Frétillon, l'Habit de Cour u. s. w. u. s. w. Gewiß wäre es pedantisch und anmaßend, so eigenthümlichen Kundgebungen einer fremden Volksart gegenüber den pharisäischen Sittenrichter spielen zu wollen. Die Franzosen mögen ja Recht darin haben, daß sie und ihre Dichter besser seien, als ihre Verse, und ein Chanson, ein Liedchen, ein übermüthiger Einfall für weinfrohe Gesellen ist ja eben auch kein Glaubensbekenntniß. Singt doch auch die deutsche Jugend: „Ein freies Leben führen wir" ohne deswegen gleich dem „Pfaffen" und dem „reichen Pächter" gefährlich zu werden. Auch in unsern alten Studentenliedern gehts toll genug her. Wir hätten uns auf Universitäten doch schön dafür bedankt, etwa nach dem „Bursch von ächtem Schrot und Korn" oder nach dem Cerevis-Liede beurtheilt zu werden. So wird denn auch kein vernünftiger Mensch, der einmal mit guten Kameraden Lieder gesungen hat und Spaß versteht, mit dem lustigen Sänger Lisettens wegen einiger freier Scherze in's Gericht gehen wollen, und die französische Sitte soll alle billige Berücksichtigung finden. Aber bei alledem: ein Rest bleibt doch in dem Exempel. Wir verzeihen der komischen Muse, dem lustigen Gesellschaftsliede viele Tollheiten, viele übermüthige Derbheiten, so lange das selbstgewisse, naive Behagen, der lebenslustige Genuß-Instinct der Jugend das Wort führt. Wo aber die cynische, kalte Ueberlegung, der frivole Hohn sich einmischt, hört für das deutsche Gefühl wenigstens der Spaß auf. Und an solchen Stücken fehlt es bekanntlich durchaus nicht in jenen vielbewunderten Jugendgedichten, deren herzloseste und zotigste gerade von den Großmeistern der französischen Kritik (wie Sainte-Beuve) die Palme der künstlerischen Vollendung empfangen haben. Am wohlthuendsten sind, für unser Gefühl, die harmlosen

Ergüsse jugendlicher Sorglosigkeit, genügsamen Frohsinns, so das reizende Liedchen zum Lobe der Bettler, d. h. der lustigen, verträglichen armen Teufel von Studenten und Poeten, denen wiederum gerade St. Beuve kritisch am Zeuge flickt. Die Satire der Zeitsitten, wie die „Education des jeunes demoiselles“ und der „Sénateur“ wird in diesen Jahren noch so behaglich ausgemalt, daß es zweifelhaft ist, oder vielleicht nicht einmal zweifelhaft ist, ob der Dichter nicht am Ende gar auf Seiten der lustigen Mißbräuche steht. Er selbst entschuldigt seine Obscönitäten einmal mit der Bemerkung: „Sie waren für die ernsten und politischen Gedichte sehr nützliche Begleiter. Ohne sie wären dieselben weder so tief hinab noch so hoch hinauf gestiegen. Ueber das letzte Wort mögen sich alle Salontugenden ärgern. Freiheit und Vaterland sind keine so hochmüthigen Wesen, als man glaubt. Sie verschmähen keine Hülfsleistung, wenn sie nur populär ist.“ — Das ist das richtige Wort. Populär — damit ist alles gesagt und, für französische Auffassung, Alles entschuldigt. Wir haben nicht das Recht, dem populärsten Dichter des modernen Frankreich, der es wissen muß, darin zu widersprechen. Aber beneiden möchten wir das Volk doch nicht, dessen Gunst man durch Zotenlieder über gemißhandelte Ehemänner, gutmüthige, von ihren Liebhabern geplünderte und verhöhnte Mädchen und gar lüsterne Großmütter gewinnen muß, um sich das Recht zu erwerben, ihm das Lob der Freiheit und des Vaterlandes zu singen.

Doch so weit sind wir noch nicht. Wir haben noch den Chansonnier des lebendigen Kaisers vor uns, und der trifft in skeptischer, bis an's Herz hinan kühler Auffassung der „großen Zeit“ und des „großen Mannes“ mit seinem späteren Partei- und Kampfgenossen Courier merkwürdig zusammen. Couriers Briefe sind eine fortlaufende, glänzende, Geist sprühende Verhöhnung des ganzen Großmanns- und Helden-Wesens, dessen Zuschauer er ist. Ihm sind die Schlachten wüste Tumulte, der Krieg eine gemeine Spitzbubenwirthschaft, die Erfolge das Werk des Zufalls und der Kopflosigkeit der Gegner. „Europa geht sehr höflich mit uns um,“ sagt er einmal im Jahre 1806, „die Commandanten bringen uns die Schlüssel ihrer Festungen, die Heere ihre Waffen und ihre Fahnen. Das bestärkt im Eroberer-Handwerk, andernfalls würde man es hübsch bleiben lassen. Da ist z. B. ein Commandant von Gaëta, der seine Festung nicht ausliefern will. Nun gut, so mag er sie in Gottes Namen behalten. Wir lassen mit uns handeln.“ Und welch ein Zeitpunkt ist jene berühmte Abstimmung des Regimentes, bei dem er diente, über die Kaiserwahl. Der Oberst versammelt das Regiment. „Kaiser oder Republik?“ sagte er, wie man so sagt, „gekocht und gebraten“. „was wollen Sie?“ Alles schweigt. Nach einer Viertelstunde sagt ein Lieutenant: „Nein“. Wieder Schweigen, Beobachten, Beklemmung. Da nimmt Courier das Wort: „Meine Herren, ist es denn unsere Sache, hier zu berathen? Die Nation will einen Kaiser. So mag sie ihn haben!“ Das schlägt durch und das Protocoll wird unterzeichnet.

Nachher wendet sich der republikanische Lieutenant an Courier: „Commandant, warum wollen sie denn so sehr, daß er Kaiser werde?“ „Nun, lieber Gott, um ein Ende zu machen und die Partie Billard fertig zu spielen! Und warum wollten Sie es nicht, Lieutenant?“ — „Ich weiß nicht, aber ich hielt ihn zu etwas Besserem bestimmt.“ Und Courier fügt hinzu: „Ja, es geht abwärts mit ihm. Der arme Mann, seine Ideen sind kleiner als sein Glück!“ — Zu solcher Philosophie hat sich nun Béranger vor dem Jahre 1814 nicht erhoben; aber mit seiner Begeisterung für den Kaiser und den Kriegsruhm stand es nicht anders als mit der des skeptischen und undisciplinirten Artilleristen. Als der Kaiser im Frühlinge 1813 die französische Jugend zu den Waffen rief, um für Moskau und die Beresina Rache zu nehmen, besang Béranger den guten König von Yvetôt, der sein Reich oder doch sein Volk im Frieden vermehrt und sich lieber von seinem Hannchen die Schlafmütze aufsetzen läßt, als daß er mit seinen Nachbarn um Kronen streitet. Der Anmarsch der Alliirten entlockt ihm einige nichts weniger als heroische Couplets an seine Lisette, und wenn der Kampf vor Paris so etwas wie heldenmüthigen Zorn in ihm weckt, so kann er, in Ermangelung eines Gewehrs, das man ihm, wie er sagt, nicht geben wollte, davon doch keinen lebensgefährlichen Gebrauch machen. Mit einem Wort: Der Sturz des Kaiserthums findet die beiden berühmtesten Wortführer des bonapartistisch gefärbten Radicalismus in kühler, skeptischer Stimmung. Sie hatten bei Seite gestanden, während die unerhörten Wandlungen der Zeit sich vor ihren Augen vollzogen. Ihre Laune, ihre Neigung war ihnen Gesetz gewesen, weit entfernt, die Kostverächter zu spielen, hatten sie vom Leben genommen, was ihnen schmeckte und ihrer Statur zusagte; und dabei hatte Jeder von ihnen in der Stille die blitzende, schneidige Waffe seines Talents vorbereitet in spielender Uebung, sicherlich ohne Absicht und Plan: aber bereit, sie bei erster Gelegenheit zu erproben, und in der innersten Seele völlig unbewacht gegen die Versuchung, die mit dem ersten Erfolge an sie herantreten mußte. Und lehrreich ist es, wie dann den Einen und den Andern der Strudel in seine Wirbel hinein zieht.

Wenn wir Courier im ersten Jahre der Restauration aufsuchen, so wird er uns zu Allem eher Anlaß geben, als zu politischen Hoffnungen oder Befürchtungen. Wohl angesehen unter dem legitimistischen Adel der Touraine liegt der frondirende Ex-Soldat seiner Landwirthschaft und seinen Studien ob. Er plackt sich mit Holzhändlern und Waldwärtern herum, legt Weinberge an, übersetzt Herodot und — setzt, zweiundvierzigjährig, der Idylle die Krone auf, indem er seines gelehrten Freundes Clavier blutjunge Tochter heirathet. Nicht ganz ohne Grund hatte die Mutter dabei ihre Bedenken gehabt. Mochte der alte Knabe immerhin versprechen, vernünftig zu werden, sich um einen akademischen Sitz zu bewerben, Visiten und Complimente zu machen, und was man sonst wollte. Es waren kaum ein paar Wochen nach der Hochzeit vergangen, als er es dennoch machte wie vor Mainz und vor Wagram. Er „bekam das Reisen“, ging ohne Abschied nach Havre,

dachte daran, nach Portugal zu entwischen. Doch noch einmal wurde der Vogel gezähmt, und es schien ein ganz reguläres Ehemanns- und Landjunkerleben beginnen zu wollen, als das Verhängniß der Zeit ihn faßte: nicht in Gestalt politischer Grundsätze oder Parteien (die hätten ihn wohl so kalt gefunden, wie seinen Mitkämpfer Béranger), sondern wie eben der Mensch, der Dichter, die Künstlernatnr am sichersten gefaßt wird, durch die Theilnahme an dem Schicksale einzelner, lebendiger Menschen. Ein Bauer seiner Gemeinde war zu Pferde einem Leichenzuge begegnet, hatte dem Pfarrer den Gruß verweigert und dafür war er mit gebundenen Händen, barfuß zwischen Verbrechern ins Gefängniß geführt worden; andere Bewohner des Dorfes, zwölf an der Zahl, hatten, angeblich wegen aufrührerischer Reden, dasselbe Schicksal gehabt: Geistlichkeit und Königthum hatten eben wieder einmal die alte Löwengemeinschaft geschlossen und der schwarze Polizist bevormundete, gebrauchte und mißbrauchte den bunten. Das gab Courier die Veranlassung, seinen Stil und seinen Witz in einer „Bittschrift an die Kammern" den 10. December 1816 für die Geschädigten in Bewegung zu setzen. Aber auch von da bis zum Bruch, bis zum Kampf auf Leben und Tod mit der Regierung, war es immer noch weit, war doch der König im Grunde gemäßigt, der Minister Decazes desgleichen und beide durchaus nicht gleichgültig gegen Stellung und Gesinnung eines so glänzenden Talentes wie Courier. In der That versprach Decazes Genugthuung zu schaffen, auch persönlichen Beschwerden Couriers über Nachbarn und Behörden abzuhelfen, und so stand ein Frieden mit der Regierung nahe in Aussicht, als eine echt französische Veranlassung Alles verdarb. Courier kam Anfang 1819 auf den Einfall, sich um einen Platz in der Akademie der Inschriften zu bewerben, aber man zog dem schon berühmten Hellenisten einen in litteris ganz unschuldigen Hofmann vor. Darüber ergrimmte der Uebersetzer des Herodot und des Longus und schleuderte der Akademie am 20. März 1819 eine Kriegserklärung in's Gesicht, einen wahren Feuerbrand, der in nur zu viel aufgehäuften Zündstoff hinein fiel. Es war ein Angriff mit ebenso glänzender, als schneidiger und — vergifteter Waffe. „Nichts wirst Du werden," habe ihm schon sein Vater gesagt, „weder Gendarm noch Steueraufseher, weder Spion noch Herzog, weder Lakai noch Akademiker." So habe es denn auch sein böser Stern über den guten Willen, über die Achtungs- und Freundschaftsversicherungen der Herren Akademiker davon getragen. So wurde ein gewöhnlicher, unwissender Hofedelmann ihm vorgezogen, ihm, den das gelehrte Deutschland kenne und schätze, der in Frankreich für das Griechische seines Gleichen nicht finde — oder vielmehr nicht obgleich, sondern darum sei das geschehen: Nichts Schlimmeres für einen Akademiker als die Liebe zu den Büchern. Die macht faul, faul zum Antichambriren, zum Complimentiren, zum Schmeicheln. Was der Akademiker, wie der große Napoleon ihn schuf und das Königthum ihn fortpflanzt, zu thun hat, haben die Mönche längst kurz und einfach in ihrem Latein aus-

gedrückt: Bene dicere de Priore, facere officium suum taliter qualiter und das dritte folgt dann von selbst: sinere mundum vadere quomodo vadit. Und für den Fall, daß die Akademie ja noch dazu käme, die Inquisition wieder einzuführen, empfängt sie um mehrerer Sicherheit willen gleich des Verfassers Glaubensbekenntniß, dahin gehend, daß zwischen zwei Punkten die grade Linie der kürzeste Weg ist, daß das Ganze größer ist, als der Theil, daß zwei Dinge, die einem Dritten gleich sind, sich untereinander gleichen. Auch daß zweimal zwei vier sei, vermuthet er, der Briefschreiber, ist aber dessen nicht so ganz sicher. In Bezug auf die Religion beruft er sich auf seine alte Amme und auf das künftige Concil, was die Politik angeht, so sei das eine kitzlige Sache, wegen der Mißverständnisse; auf alle Fälle unterscheide er sich von allen Parteien dieser Zeit, insofern er nicht darnach trachte, König zu werden.

Es war das ein Absagebrief in aller Form an die Akademie nicht nur, sondern an die ganze amtliche Welt, an Hof, König und Adel. Mochten die Angegriffenen immerhin an den Fuchs und die sauren Trauben erinnern, die Lacher waren auf Couriers Seite und damit war über sein ferneres Wirken die Entscheidung gefallen. Kaum hatte der berauschende Trank der Popularität seine Lippen berührt, so wird er ein anderer Mensch. Das frondirende Schmollen und Gehenlassen macht plötzlich einem kühnen, leidenschaftlichen Eingreifen Platz. Fortan sitzt er der Regierung, der herrschenden Partei auf dem Nacken, ein unerbittlicher, rücksichtsloser Gegner, der kein Völkerrecht, kein Erbarmen kennt, sichtlich an sich selbst sich steigernd, bis zur Leidenschaft, die Nichts mehr sieht, weiß, will, als die Mißhandlung, wo möglich Vernichtung des Gegners. Eine Reihe Briefe an den „Censeur" vom Juli 1819 bis April 1820 macht den Anfang. Als dann im Jahre 1821 die königstreue Partei eine Sammlung eröffnet zum Ankauf der Domaine Chambord für „das Schicksalskind," den nachgeborenen Sohn des ermordeten Herzogs von Berry bringt Courier durch seine „Simple Discours" die liberale öffentliche Meinung gegen den Plan in Aufruhr. Ein Proceß, drei Monate Gefängniß und — ein wahres Schwelgen in Volksgunst sind die Folge. Der süße Rausch stachelt natürlich zu neuen Thaten. Noch in demselben Jahre ergötzte sich die liberale Partei nicht nur Frankreichs, sondern aller Länder, an der „Petition des Winzers Paul Louis Courier zu Gunsten der Landleute, denen man das Tanzen verbietet". Das nächste Jahr bringt die „Dorfzeitung" und das „Tagebuch aus Paris" ein wahres Scharfschützen-Schnellfeuer gegen die ganze Front der bestehenden Gewalten. Couriers Name ward das Symbol für Alles, was den Priestern, dem Adel, dem Königthum feind war. Ohne Amt, ohne Antheil an der Volksvertretung, ohne Partei erhebt er sich zu einer politisch-literarischen Macht ersten Ranges, und selbst die entrüsteten Gegner können sich dem Zauber seiner unübertrefflichen Form nicht entziehen. Die Freunde warnen ihn vor den Capots, den Muckern, die man jeder Tücke für fähig hielt,

und in der That entwickelte Courier seit seiner Verurtheilung wenigstens ein bemerkenswerthes Geschick in Bewahrung der officiellen Anonymität, die nur dem Staatsanwalt hinderlich ist, nicht dem Ruhme. Da kommt am 10. April 1825 die erschütternde Kunde, Courier ist todt, ist ermordet. In seinem Walde, nicht ferne von seiner Wohnung hatte man an jenem Tage, einem Sonntage, einen starken Schuß gehört und bald darauf fand man ihn da liegend, von mehreren Kugeln durchbohrt. Natürlich ging die fieberhafte Aufregung der öffentlichen Meinung bis zu Verdächtigungen der schlimmsten Art, zumal sich herausstellte (durch das aufgefundene Papier des Propsens), daß eigene Hausgenossen der That kaum fremd sein konnten. Aber der Proceß täuschte denn doch gründlich die allgemeine Erwartung. Couriers Waldhüter Frémont, durch die öffentliche Stimme als Thäter oder doch als Werkzeug der Urheber des Verbrechens bezeichnet, wurde durch die Geschworenen der Anklage enthoben, und es hat dann fünf Jahre gedauert, bis das düstere Geheimniß sich löste: freilich nicht mit der Wirkung, welche die politische Leidenschaft davon erhoffte. Es meldete sich ein Landmädchen, welches, mit ihrem Geliebten zufällig im Gehölz verborgen, die That mit angesehen haben wollte, und Frémont, durch den Wahrspruch des Geschworenen persönlich gedeckt, gestand nicht nur, sondern trat als Ankläger und Zeuge gegen seine vorgeblichen Genossen auf, zwei Fuhrleute, die Gebrüder Dubois, von denen er zur That gezwungen sein wollte. Es stellte sich dabei heraus, daß der berühmte Volksmann, der beredte Advocat der Bauern und Winzer, der unerbittliche Ankläger gouvernementaler Habsucht und Willkür — mit seinen Nachbarn und Dienstleuten in einem häuslichen Kriege um Mein und Dein lebte, daß man ihn haßte wegen seiner Unverträglichkeit, seiner Härte, und das Ende — war eine abermalige Freisprechung der Mörder am 14. Juni 1830.

So schloß frühzeitig die Laufbahn des berühmten Pamphletisten, für dessen politischen Proceß Béranger im Jahre 1821, wie er sagte, gern 100,000 Francs gegeben hätte. Nun, er sollte billiger dazu kommen. Schon im nächsten Jahre hatten seine politischen Lieder eine Anklage erzwungen. Ungern verwaltete Maribagny sein Amt, ungern und der Noth gehorchend hatte die Regierung ihre Einwilligung gegeben. Was war eine Verurtheilung zu drei Monaten und 500 Francs gegen den jubelnden, tollen Ausbruch des Oppositionswitzes werth, den diese Debatten erregten? Und in dem Maße, als die Lage sich mehr und mehr spannte, erhob sich dann die Stimme des „liberalen" Tyrtäus ein schmeichelnder, erregender, gewaltiger. Die Seele Frankreichs, des modernen, revolutionären, demokratisch nivellirten Frankreich jubelte, zürnte, klagte, höhnte in diesen Couplets. In den Salons und den Werkstätten, in den Kasernen und Schenken, bei der Arbeit und beim Fest ertönten sie; die Regierung ward diese summende, nie ruhende, stechende Mücke nicht los. Mit vollem Bewußtsein fordert sie der Dichter 1828 abermals zum Kampfe heraus; er verwarf die Schonung,

welche man für leichte Concessionen ihm anbot und trat mit dem stolzesten und glücklichsten Siegerbewußtsein sein zweites, diesmal neunmonatliches Gefängniß an, welches sein Volk ihm durch einen Wetteifer von Huldigungen, Liebesbeweisen, Geschenken versüßte. Als ein Jahr später die lange und künstlich aufgestauten Fluthen gegen die Schutzwehren des alten Königthums vernichtend heranbrausten, war der Sänger Lisettens endgiltig zum dichterischen Symbol der Vaterlandsliebe, des Freiheitssinnes, des Heldencultus geworden. Ohne Affectation konnte er seinen zur Macht gelangten Freunden das, freilich nicht nachgeahmte, Beispiel stolzer Uneigennützigkeit geben. Hatte er doch das Höchste gewonnen: einen für immer gesicherten Ruhm, eine unerschütterliche Stellung in der öffentlichen Meinung und eine äußere Unabhängigkeit, deren bescheidene Verhältnisse ein glückliches Naturell und frühe Gewöhnung ihn nie schmerzlich empfinden ließen. Seine Muse hatte an ihm und seinem Volke ihr Werk gethan, ihre Verheißungen erfüllt. Dieses Werk aber spiegelt in seinem Verlauf und Wesen so treu den Geist der Zeit und des Volkes, daß auch die ernsthafte Würdigung dieser Dinge eher von vielen umfangreichen Kammerreden vorübergehen darf, als an diesem „muthwilligen" Spiele eines harmlosen, anspruchslosen Poeten. Vor Allem: diese ganze glänzende, blendende, so überaus wirkungsvolle politische Dichtung Bérangers ist wie Couriers Polemik rein und ausschließlich negativ, zerstörend, zersetzend. Es wäre ganz vergebliche Mühe, sie auf ein politisches Princip, eine Ueberzeugung, einen Grundsatz, ein ernstlich gemeintes aufbauendes Streben zu prüfen.

Man hat Béranger viel gerühmt für die „Bescheidenheit", mit der er jede politische Belohnung, jede irgend wie geartete Machtstellung, mochte sie von oben oder von unten sich darbieten, zurückwies. Wer sollte auch nicht? Welcher Kenner französischer Zustände, französischen Ehrgeizes, Stellenhungers und Ordensdurstes widerstände wohl dem Zauber des reizenden Liedes:

Non, mes amis, non, je ne veux rien être;
Semez ailleurs places, titres et croix.
Non, pour les cours Dieu ne m'a pas fait naitre:
Oiseau craintif, je fuis la glu des rois.

Es kam aus aufrichtigem Herzen und wurde consequent durchgeführt. Vergeblich hat man Béranger zweimal in die Nationalversammlung gewählt, vergeblich haben sogar die vierzig Unsterblichen auf seinen Besuch gewartet. Er that von vornherein, was Courier erst durch bittere Erfahrung lernen mußte, und es würde uns schlecht anstehen, diese stolze und zufriedene Selbstgenügsamkeit des Dichterbewußtseins, wie sie in so vielen seiner herrlichsten Gesänge sich ausspricht, zu bemäkeln. Aber ebenso gewiß ist es, daß dieser Uneigennützigkeit ebensoviel, oder sagen wir lieber, mehr Klugheit als Selbstüberwindung zu Grunde lag. Was wollte Béranger eigentlich in politischen Dingen? „J'aimerais mieux rêver la république que de la voir" antwortet er Chateaubriand. Von den Orleans hat er sich fern gehalten, von

dem zweiten Kaiserthum desgleichen. Selbst die poetischste Episode des ersten Kaiserthums, der Märchentraum der hundert Tage fand ihn mehr skeptisch als begeistert:

J'aime à fronder les prépigés gothiques,
Et les cordons de toutes les couleurs;
Mais, étrangère aux excès potitiques,
Ma Liberté n'a qu'un chapeau de fleurs

rief er, als Napoleon zu dem abermaligen Kampf gegen Europa sich rüstete, und nicht anders illustrirt das hübsche Liedchen vom Hofkleid seine Stimmung in jenen Tagen. Was wollte er denn nun? Wo waren seine Sympathien?

Das Wahre ist, daß die großartige Wirksamkeit Bérangers wie Couriers von rein subjectiven, persönlichen Eindrücken ausging, und daß sie dann, weit entfernt, bestimmte Ueberzeugungen und Grundsätze zu vertreten, vielmehr von der französischen Nationalgottheit, dem Erfolge, ihre entscheidende Richtung und den treibenden Stachel bekam. Darin lag, poetisch, künstlerisch, ein ganz unendlicher Vorzug, derselbe, welchen Goethe im Auge hatte, als er Béranger von seiner Verurtheilung der politischen Dichtung ausdrücklich ausnahm. Es ist schwer und gelingt selten, den einmal zur Welt geborenen Gedanken nachträglich in eine sinnlich wirkende Hülle zu bannen, ihn die Sprache der Anschauung, der Leidenschaft zu lehren. Viel eher wird das, was die Anschauung, das Gefühl, die Leidenschaft entstehen ließ, später von dem Gedanken beeinflußt und sozusagen in Dienst genommen. Das war Bérangers Fall, und, so weit die Verschiedenheit der Gattungen den Vergleich zuläßt, auch Couriers. Was den Sänger des leichtfertigen Vergnügens und der sorglosen Jugendlaune zuerst zum Tyrtäus machte, war der Aerger über die geschmacklose Unverschämtheit der Emigranten und das rein persönliche Mitleid mit ihren Opfern; daneben das verletzte Selbstgefühl des Pariser, dem man sein Paradies, seine angebetete Welthauptstadt zerstört und geschädigt hatte. Der gute Geschmack, das gute Herz und die liebe Eitelkeit, diese Dreieinigkeit der echt französischen Grundanlage entlockte seiner Lyra die ersten politischen Accorde. Er verhöhnte „les chiens de qualités", die vornehmen Hunde, welche im Tuileriengarten vor den gewöhnlichen Pariser Kläffern bevorzugt sein wollen und den Marquis de Carabas mit seinem altmodischen Junkerhochmuth; er giebt den Verbannten das süße Lied von den heimkehrenden Zugvögeln auf den Weg und läßt seinen Zorn an den nordischen Barbaren aus, die sein geliebtes Paris seines falschen Schmuckes berauben. Hier berührt es zuerst die zuckende Fiber des Volksbewußtseins. Die verletzte Nationaleitelkeit antwortete mit lautem Aufschrei der Stimme des Sängers, die ihren Träumen Gestalt giebt, und dem Sänger ist damit der Weg gezeigt, den er fortan mit sicherem Tacte verfolgt. „Bei mir hat immer der Patriotismus die Politik beherrscht," sagte er, als man ihn später über seinen Napoleonscultus interpellirte. Der Patriotismus! Gewiß, nur daß dieser Patriotismus erst von dem Beifallsjauchzen der ge-

ſchmeichelten, gekitzelten Menge geweckt werden mußte und daß ihm dann jedes Mittel genehm war, dieſen Beifall weiter zu gewinnen. Eine Flinte war 1814 zur Vertheidigung des Kaiſers nicht zu bekommen geweſen, auch 1815 hatte dieſem Mangel nicht abgeholfen. Es frondirte, liebelte und flanirte ſich gar zu ſchön in dem von dem Kaiſer beſchützten, von ſeinem Ruhmesglanz überſtrahlten Paris. Nun aber iſt der Gewaltige dahin, unter Demüthigungen beginnt die ernſte Arbeit der ſtaatsbürgerlichen Freiheit, und von unſchönen Vertretern wird ſie eingeführt, von unliebſamen Rückfällen und Schwächen begleitet. Da wendet ſich der ganze Ingrimm des verzogenen Volkes gegen den ungeſchickten Arzt, der die bittere Medicin ihm darbietet, und der Dichter leiht dieſem Ingrimme ſein Lied mit einer Gluth, einer Vielgewandtheit, einer Rückſichtsloſigkeit, wie nur der allbeherrſchende Einfluß einer Leidenſchaft ſie erzeugt. Dieſe Leidenſchaft aber iſt nicht Haß gegen die Bourbons, nicht Liebe zum Kriegsruhm, nicht Liebe zur Freiheit, ſondern einfach glühender, unerſättlicher Durſt nach dem Beifall der öffentlichen Meinung, Cultus der Popularität, wie er eben nur dort möglich iſt. Daher denn auch dieſe unverſöhnliche, vielgeſtaltige, keiner Verſtändigung, keiner Mäßigung zugängliche Tactik. Dieſe Tactik heuchelt nicht etwa (dazu würde Feſthalten eines klaren, gegentheiligen Bewußtſeins gehören), aber ſie ſteigert ſich an dem Beifall der Menge, ſpitzt ſich rückſichtslos zu den giftigſten Angriffen zu, um der momentanen Wirkung willen, opfert jede Rückſicht einer durchſchlagenden Pointe einem hinreißenden Refrain, einem kühnen und glücklichen Bilde. Der Poet iſt darin nicht ein Haar breit anders als der Pamphletiſt: nur freilich, daß jeder von den beiden mit Vorliebe die Saiten der Volksſtimmung ſpielt, die in ſeinem Herzen am bequemſten und natürlichſten wiederklingen, und da iſt denn der Vortheil ſehr entſchieden auf Seiten des Sängers, und der Gelehrte, der Humaniſt, der „Bourgeois" bleibt gar bedenklich zurück. Wer aber die Grundſtrömungen der Zeit und des Volkscharakters ſtudiren will, der wird doch wohl thun, auf beide zu achten, denn ſie ſind, jeder in ſeiner Art, gleich typiſch, gleich vortrefflich, gleich lehrreich und — gleich verwerflich und warnend. Es iſt bezeichnend für die Tactik Couriers, des wohlhabenden Bürgerſohnes, des Offiziers und Gelehrten, daß ſie durchaus den Eigennutz, die Habſucht und das gräuliche Wechſelbalg dieſer Ehe, den hämiſchen Neid, zur Baſis ihrer Angriffe gegen das Beſtehende machte. Wunderbar allerdings, mit welcher Kunſt, mit welchem Aufwande von funkelndem Witz, von Geiſt, von meiſterhafter Formbeherrſchung dieſer Kampf dann durch Courier geführt wird. Durch alle ſeine berühmten Pamphlete, ſeine Petitionen, Zeitungsartikel geht ein Gedanke: Paßt auf, ihr Bauern: die Hofleute freſſen euch auf; für dieſe Schmarotzer habt ihr zu darben; der Staat koſtet zu viel. Blutegel müßt ihr mäſten, die euch ausſaugen. — Und wie das variirt wird, wie alle Mittel da recht ſind! Da werden im „Cenſeur" die Bauern vor der bevorſtehenden Herſtellung der Majorate und der Kloſtergüter gewarnt. Jeder Edelmann, jeder Canonicus wird tauſend Morgen

bekommen für's Schlafen, und wenn er schnarcht, bekommt er das Doppelte. Man will Chambord für den Herzog von Berry kaufen! Da soll also ein neues Bettlernest für hungrige Hofschranzen entstehen? Denn der Hofmann bettelt vor allen Dingen, das ist seine Natur, seine Kunst. „Schlage, aber gieb", ist seine Devise. Und welche Moral werden jene Wände, jene Deckengemälde, jene Park-Schatten mit ihren üppigen und galanten Erinnerungen dem jungen Fürstensohn predigen! Welch ein Beispiel für das sittliche, tugendhafte Landvolk wird die Ueppigkeit des Hofgesindels sein! Das schreibt derselbe Mann, dessen Briefe an Madame Pigalle nicht nur in Grazie, sondern auch in echt französischer „Freiheit" vom besten genre gaulois sind, und dessen Witzreden Béranger selbst für französische Begriffe bis an die Grenzen der erlaubten Freiheit gingen. Den Winzern rechnet er vor, daß sie drei Viertel ihrer Ernte für den Hof und die Großen hergeben müssen, denn um derentwillen allein scheint ihm der Staat zu bestehen. Der enthusiastische Bewunderer der Alten, der in Rom vor einem zerbrochenen Cupido die ganze republikanische Herrlichkeit verwünschte: er hat Nichts wider die Zerstörungen der berüchtigten bande noire, die Frankreich seiner schönsten Denkmäler und Erinnerungen beraubte: denn das Verkaufen der Schlösser und Ruinen auf den Abbruch kommt ja dem Landmann zu Gute. — Von dieser Tactik, dieser Speculation auf den Eigennutz (sie ist nur zu wirksam gewesen, nicht nur in Frankreich) findet sich bei Béranger nun keine Spur; ihm fehlt im Gedicht wie im Leben das Familienzeichen des modernen höheren Bürgerstandes, die „auri sacra fames". Das ist seine eigenthümliche Weise, der Zauber seiner Erscheinung. Es ist, wenn man von jenen Hetzartikeln kommt, vergleichsweise eine Wohlthat, bei ihm in hundert Tönen vielmehr dem Aufruf an die glorreichen Erinnerungen der vaterländischen Helden- und Ruhmeslegende zu begegnen. Man weiß, mit welcher Meisterschaft er sie handhabt, in allen Schattirungen, von der düstersten Tragik bis zum erhebendsten, heroischen Schwunge. Wer Bérangers Jugendleben kennt, kann hier an einem glänzenden Beispiele inne werden, was es mit poetischem Anempfindungsvermögen für eine Bewandtniß hat. Es ist ja keine Frage, daß Béranger selbst an seine und seines Volkes tragische Heldenrolle ein bischen geglaubt haben muß, als er z. B. den Dorfgeiger von der zerbrochenenen Violine erzählen ließ:

Mais l'ennemi qu'il faut qu'on chasse
M'a rendu le courage aisé.
Qu'en mes mains un mousquet remplace
Le violon qu'il a brisé!

Das Pathos der „Alten Fahne" hat manchen naiven Deutschen ebenso gerührt, wie Heines Lied von den beiden Grenadieren, „die waren in Rußland gefangen" und gar der „alte Sergeant", das Meisterstück der Gattung, ist eine so hochpoetische Verherrlichung heroischer Vaterlandsliebe, wie nur irgend eine Literatur sie besitzt. Auch Courier bringt der Stimmung der

Zeit gelegentlich in einem kleinen geistreichen Plaidoyer für Volksbewaffnung und gegen die Kosaken seinen Tribut. Aber man merkt, daß das nicht seine Gattung ist. Dagegen schlägt der Strom des ächten gallischen Geistes bei beiden, bei dem Sänger, wie bei dem Satiriker, hohe und schäumende Wellen, sobald er gegen die Klippe brandet, an der das Staatsschiff der Bourbonen denn auch scheitern sollte. Ich meine den bewußten „ewigen Felsen". Die giftigsten Pfeile, die drastischsten Witze, der ganze Ingrimm des französischen, modernen Bewußtseins richtet sich gegen die schwarzen Hilfstruppen der Bourbons, denen diese in unglücklichster Verblendung ihr Schicksal vertrauten. Von Couriers Glaubensbekenntniß war schon die Rede. Béranger formulirt das seinige gemüthlicher und farbenreicher, aber der Inhalt ist derselbe. Sein Dieu des bonnes gens, der harmlose, nicht nur von französischen Staatsanwälten, sondern auch von deutschen Literatoren mit viel überflüssigem Ernst bemängelte Alte, er ist zwar mit dem „Guten Geist" des Lieds an die Freude nicht zu vergleichen; aber wenn er seine harmlosen Kinder nicht zu irgend einem Märtyrerthum begeistern dürfte, so wird er sie doch auch nicht verführen, Andere zu Märtyrern zu machen und das bischen harmlose Lebenslust kann man ihnen schon gönnen. Und wahrhaft gewaltig und unerschöpflich sind denn auch beide, Béranger und Courier, gegenüber den Attentaten der Ultramontanen, nicht sowohl gegen die französische Gewissensfreiheit, als gegen die französische Lebenslust, gegen den französischen guten Geschmack. Ob Courier für die armen Bauern plaidirt, denen die Frömmler ihre Sonntagsfreude verderben, oder ob Béranger den Jesuiten das geflügelte Wort in den Mund legt: Tremblez Français, nous vous bénissons: da ist überall derselbe schneidige, durch Mark und Bein gehende Ton der Entrüstung, des Ekels, da merkt man, daß die ganze Natur, die Neigung noch viel mehr als der Gedanke, sich empört. Was Courier über die Wirkungen der Satzung sagt: „die dem Priester Alles erlaubt, nur nicht das Heiraten", wiegt in seiner Kürze und markigen Schärfe ganze Bände der betreffenden Literatur auf. Und wenn hier der Geist der Zeit und des Volkes in seinen Kindern sich negativ gleich mächtig erweist, so ist es noch merkwürdiger, wie er sie, die beiden skeptischen Frondeurs der kaiserlichen Epoche schließlich in dem eigentlichen Cultus des modernen Frankreich, in dem Cultus des Imperatorenthums zusammenführt. Ob Courier wirklich zum Bonapartismus bekehrt worden ist? Das ist von ihm noch zweifelhafter, als von Béranger, und auch von dem letzteren glaube ich es eigentlich nicht. Um so bedeutsamer ist es, daß der Eine so eifrig als der Andere die Religion predigte, an die er nicht glaubte. Béranger hat dabei wenigstens vor dem Tribunal der Aesthetik die vollgültige Entschuldigung des Dichters, der dem Zauber des Menschlichen, der Persönlichkeit unterliegt, ob die sich nun in einem unglücklichen Helden oder in einem liebenden Mädchen offenbart. Als er die reizenden „Souvenirs du peuple" sang, hat er wohl zuletzt daran gedacht, wie theuer diese „Erinnerungen" einst seinem Vater-

land und der Welt zu stehen kommen könnten. Jules Janin hat ganz recht, einfach seinen politischen Instinct zu loben, der 1815 sofort erkannte, daß der unglückliche, gefangene Kaiser fortan der Dichtung gehöre, und der betäubende Weihrauch des Volksenthusiasmus sorgte dann dafür, daß diese Seite, einmal angeschlagen, ihre Melodie auch zu Ende spielte. Aber Courier, dessen Briefe die kaiserliche Kriegführung in jeder Zeile verhöhnen, der noch 1815 mit den Royalisten coquettirte, der gelegentlich auch später die französische Nation für unbesiegbar erklärte, wenn sie nur den Kaiser nicht an der Spitze gehabt hätte! — auch er kann auf die Länge der Strömung nicht widerstehen. Auch er ergötzt sich in seiner Dorfzeitung an der Volkslegende, die ihre Hoffnung auf „Malmort" setzt, der mit seinem Sohne und 300,000 Mann in Spanien sei und mit den Pfaffen und Junkern abfahren werde, auch er läßt sich die sichere Wirkung des Gegensatzes zwischen den Schützlingen der heiligen Allianz und der Priester und dem Besieger Europas nicht entgehen. Auch er giebt das Stichwort aus: Serons-nous Capucins? Nous disions bien: Serons-nous les maîtres du monde? und das andere, noch hübscher gewandte: Dieu nous livre au Picpus (dem fanatischen, neumodischen Priester, der eben aus dem Seminar kommt). Ta Volonté Seigneur, soit faite en toute chose. Mais qui l' eût dit à Austerlitz?

Was Béranger dann nach den Julitagen geleistet hat, die einzelnen Lieder, mit denen er die weiter rollende Bewegung begleitete und die heitere, würdevolle Ruhe seines glorreichen Alters steht mit den bisher aufgefaßten Grundzügen seines Bildes nicht im Widerspruch. Ist er Socialist geworden, als er die Contrebandiers, die „Rothe Hanne" sang? war er Republikaner als Ausleger der Weissagung des Nostradamus? Ich glaube es nicht, oder beinahe nicht; gewiß aber war und blieb er der echte französische Dichter, der Dichter, der den Nektar der Volkshuldigungen einmal gekostet hatte, und ohne diesen Trank nun nicht mehr leben konnte. Eine im Volke kräftig auftauchende Geistesströmung wird stets sicher sein, ihn zum Interpreten zu haben. Das Bleibende in alle dem Wechsel sind nicht politische, philosophische, religiöse Anschauungen irgend einer Art, sondern dies echt nationale Gemisch harmloser Bescheidung, feinen Formsinnes und sehr concentrirten, aber von dem Beifall des Volkes durchaus abhängigen Selbstgefühls, welches in seinen sogenannten philosophischen Gedichten (im Horazischen Sinne) mehrfach mit so unwiderstehlicher Wirkung sich ausspricht. (Ich erinnere an Ma Vocation — Vogue ma Vacelle — les Etoiles qui filent u. s. w.) Ich berühre hier den Punkt, von dem diese Betrachtungen ausgingen. Courier wie Béranger haben den schlimmsten Eigenschaften ihres Volkes geschmeichelt, sie groß gezogen, ohne dieselben in besonderem Grade zu theilen. Der Eine hat dem Klassenhaß, der socialen Mißgunst, der egoistischen Entfremdung des Einzelnen von den Zwecken des Ganzen, dem Radicalismus im schlimmsten Sinne eine wahre Rüstkammer scharf geschliffener Waffen geliefert; der Andere hat die nationale Ueber-

hebung, die Rechtsverhöhnung gegen das Ausland, den phantastischen Ruhmes- und Herrencultus groß gezogen; und dabei war Courier ein wohlhabender, rechtlicher Bürger und Grundbesitzer, und Béranger war für seine Person so liebenswürdig, wie irgend ein Franzose und vielleicht so weit entfernt von Eroberungslust wie irgend ein anderer rechtlicher Mann. Beide aber sind sie mit sich selbst vielfach in Widerspruch gekommen und doch persönlich ehrliche Leute geblieben, weil sie in besonderem Grade ein verhängnißvolles Schicksal ihres Volkes getheilt und an sich erfahren haben: ich meine die vollständige innere Loslösung von dem geschichtlichen Bewußtsein, dem Lebensnerv aller politischen Stetigkeit und Entwickelung. Es ist das das große, vielleicht nie wieder gut zu machende Unglück, welches die Revolution über Frankreich gebracht hat: die Ueberlieferung der Gesellschaft, des Staats, des Lebens an den augenblicklichen Antrieb des Bedürfnisses, der Stimmung, der Leidenschaft. Bei Courier ist diese Geschichtslosigkeit völlige Doctrin geworden, aber er ist darin nur ehrlicher, als die Meisten seiner Landsleute. „Plutarch fragt nicht so viel nach den Thatsachen," sagt er einmal, „er würde den Pompejus die Schlacht bei Pharsalus gewinnen lassen, wenn das auch nur ein wenig seine Phrase abrunden könnte. Er hat Recht. Nur durch den Schmuck, den der gute Geschmack ihnen verleiht, haben alle die Dummheiten einen Werth, die man Geschichte nennt. In Rabelais steckt mehr Geschichte, als im ganzen Mézeray." Und steckt, fügen wir hinzu, nicht in diesem Bonmot Couriers ein ganzer Commentar zu der neuen und neuesten Geschichte seiner Nation? Wo die Fühlung mit der Vergangenheit und damit auch die Ehrfurcht vor der Zukunft verloren geht, da ist es auch mit den Garantien der Gegenwart übel bestellt, da werden die glänzendsten Eigenschaften zur Quelle böser Gefahren: das rühmliche Bedürfniß der Anerkennung, die edle Ruhmbegierde führt zur Wehrlosigkeit gegen äußere Einflüsse, die öffentliche Meinung wirkt wie ein verheerender Sturm, das Schönheitsgefühl verlockt zum Cultus des Effects und der Phrase. Nur historische Völker gelangen zur Freiheit, nur mit historischen Völkern lassen sich Bündnisse schließen, nur auf sie ist Verlaß, und aus der Reihe der historischen Völker sind unsere geistreichen Nachbarn geschieden, als sie ihre tausendjährige Verfassung auf dem Altare des abstracten Gedankens und der Leidenschaft opferten. Das Opfer mag ja unvermeidlich gewesen sein, aber das hebt seine Wirkungen nicht auf. Wenn die letzten hier nur im Bilde zweier Schriftsteller nachgewiesen wurden, so liegt diesem Unternehmen natürlich nicht die Einbildung zu Grunde, als wäre für einen Pamphletisten und für einen Liederdichter die Nation verantwortlich. Noch weniger soll die Liebenswürdigkeit, der hohe Kunstwerth und auch die menschliche Achtbarkeit des Einen wie des Andern angetastet werden. Courier, das ist wahr, macht für mich nur Stil; ich glaube ihm politisch nicht ein Wort. Aber sein Stil ist entzückend und wo es ihm in den Kram paßt, sagt er nicht selten goldene Sprüche.

Béranger ſeinerſeits iſt auch nicht ſo ganz der harmloſe Bonhomme, für den Mancher ihn hält. Abgeſehen von ſeinen cyniſchen Späßen, über die ſich der Deutſche am beſten des Urtheils enthält, opfert er auch in ſeinen „Oden“ recht viel auf dem Altare des Effects. Aber er iſt faſt immer graziös, natürlich melodiſch, er ſpricht unendlich oft auch zum deutſchen Herzen, und wenn St. Beuve ihn durch ſeinen Refrain behindert findet und ihm hie und da Gezwungenheit und Dunkelheit vorwirft, ſo wird er für uns dennoch wohl noch lange der wirkſamſte, ſympathiſchſte Vertreter franzöſiſcher Lyrik bleiben und eine der liebenswürdigſten Erſcheinungen im Gebiet der geſammten neueren Dichtkunſt. An dem Allen werden Kriege und Friedensſchlüſſe und alle Wechſel der öffentlichen Meinung Nichts ändern. Immerhin aber, und das möchten wir zu bedenken geben, ſind ſie beide, Courier wie Béranger, alle perſönliche Beſchränkung und Selbſtſtändigkeit zugegeben, ächte franzöſiſche und Pariſer Normalnaturen. Die Welt hat ſich dort drüben mit nichten in ihrem Weſen geändert, ſeit wir Couriers Schlagwitzen gegen Gendarmen und Pfaffen und alberne Junker zujubelten und uns an dem alten Sergeanten und an der Weisſagung des Noſtradamus erbauten. Der Ballon kehrt uns augenblicklich nur die andre Seite zu und es wird gut ſein, ſie nicht zu vergeſſen, wenn nach den Crucifixen uud Todtenköpfen wieder einmal die phrygiſchen Mützen und die Amoretten an die Reihe kommen. Im Uebrigen wird die Trefflichkeit und Unentbehrlichkeit der franzöſiſchen Culturarbeit überall, wo es auf gute, bequeme Form, auf Geiſt und ſchlagfertige Anſtelligkeit ankommt, durch die unbedingte, politiſche Unzuverläſſigkeit des Volkes nicht aufgehoben. Es wird nur darauf ankommen, ſich durch die Nothwendigkeit unbedingten Mißtrauens und beſtändiger Ueberwachung nicht verbittern zu laſſen. Vor zehn Jahren ſchloß ich eine Reihe von Studien über dieſe Dinge mit der Bemerkung, man müſſe die Franzoſen nicht haſſen, nicht fürchten, vor allen Dingen ihnen in der Politik nicht über den Weg trauen und übrigens nie aufhören, ſie zu ſtudiren. Wie es mir ſcheint, geben die Ereigniſſe der letzten Jahre keine Veranlaſſung, dieſe Anſicht zu ändern.

Der fliegende Holländer.

Richard Wagner, Heinrich Heine und „Le Vaisseau fantôme“.

Von

Ernſt Paſque.

— Darmſtadt. —

I.

Peter Cornelius und der „Barbier von Bagdad“. Die beiden Franze.

Als ich in den Jahren 1856—59 in Weimar, als Regiſſeur der Oper unter Dr. Franz Liszts muſikaliſcher Direction, weilte, lernte ich Peter Cornelius, den talentvollen Muſiker und Poeten, kennen. Er war neben den beiden Hanſen (Hans von Bülow und Hans von Bronſart) ein Lieblingsſchüler Liszts und wohnte auf der Altenburg, der Reſidenz des Meiſters, dort an ſeiner Oper arbeitend. Eines Tages war er ſpurlos verſchwunden, und anfangs befürchtete man ein Unglück. Doch ſo ſchlimm war es nicht. Cornelius hatte ſich nur, um den Zerſtreuungen der Altenburg zu entgehen, heimlich entfernt und in ein thüringiſches Walddörfchen geflüchtet, dort ſeine Oper, den „Barbier von Bagdad“ zu vollenden. Als dies geſchehen, erſchien er wieder in Weimar, und ſofort begann unter Liszts Leitung auch das Studium der Oper, ſehr gegen den Willen des General-Intendanten Franz von Dingelſtedt. Am 15. December 1858 erlebte der „Barbier von Bagdad, phantaſtiſch-komiſche Oper in zwei Aufzügen (Text und Muſik) von Peter Cornelius“ unter Liszts Leitung ſeine erſte Aufführung, und wohl noch niemals hatte das Weimarer Hoftheater einen ſo tumultuariſchen Abend geſehen. Er bildete zugleich einen Wendepunkt in der dortigen künſtleriſchen Thätigkeit Liszts. Der Meiſter trat

von der Direction der Oper zurück, die er Lassen und Stör überließ und der Kampf der beiden Franze, oder vielmehr nur des einen gegen den andern, war entschieden: Franz von Dingelstedt hatte Franz Liszt besiegt. Doch nur heimlich war dieser Kampf des Herrn General-Intendanten geführt worden; hier ein kleiner Beleg dafür. In der Cornelius'schen Oper ist im zweiten Act eine große Kiste in passender Form und Ausstattung nöthig, mit deren Hilfe die Katastrophe der Handlung herbeigeführt wird. In dieser Kiste befinden sich anfänglich reiche Gewänder, Schmuckſachen ꝛc., ein wahrer Schatz, später versteckt sich Nurredin, der Liebhaber der Margiana, hinein und nun enthält die Kiste deren „Schatz". Ein solches Requisit war nicht vorhanden und in der Regie-Sitzung (welche Dingelstedt stets nur mit seinen beiden Regisseuren abhielt), trug ich auf Neu-Anfertigung desselben an. Schroff wurde mein Verlangen abgelehnt und Dingelstedt wies mich an den Waschkorb Falstaffs der lustigen Weiber. Hiergegen protestirte ich als unpassend und unmöglich, doch es half nichts. Die Verhandlungen endeten mit dem strengen Verbot von Seiten des General-Intendanten, auch nur den geringsten Gegenstand neu anfertigen zu lassen, nicht einmal aus altem, vorhandenem Material. Dennoch that ich, was Recht mir dünkte. Mit Hilfe Händels, des wackeren Malers und Maschinisten, wurde eine große Mehl- oder Haferkiste neuhergerichtet und zierlich mit Arabesken, blinkenden Metallbeschlägen bemalt. Dieselbe that vortreffliche Dienste und machte sogar noch eine gute decorative Wirkung. Als die Oper vorüber war, die Parteien sich ausgetobt, Liszt und Cornelius mit seinen näheren Freunden die Bühne verlassen hatten, erschien der Herr General-Intendant. Er stellte sich vor mich hin, schaute mich mit seinen großen, fast magnetisch wirkenden Augen durchdringend an und sagte: „Herr Regisseur, Sie haben also doch gegen meinen Befehl gehandelt und eine neue Kiste anfertigen lassen?" — „Verzeihen Sie, Herr General-Intendant, es war altes Material, eine vorhandene Haferkiste, die ich herrichten ließ," entgegnete ich. — „Die Haferkiste wäre für die Scene gut genug gewesen. Ich werde Sie für jede Ausgabe, und wenn Sie nur auf Groschen lauten wird, verantwortlich machen." — „Wie Sie es für gut finden, Herr General-Intendant, ich werde den Betrag zahlen." — „Und die Strafe dazu, welche ich Ihnen für Ihre Widersetzlichkeit dictiren werde." — „Das will ich abwarten und werde dann wissen, was ich zu thun und wohin ich mich zu wenden habe." — Damit endete das sonderbare Gespräch und unser Bühnen-Tyrann entfernte sich. Doch nichts erfolgte, Dingelstedt begnügte sich mit dem durch die Oper selbst erzielten Erfolg.*) (Schon einige Monate vorher hatte ich eine ähnliche Scene mit

*) Franz Liszt war Dingelstedt freiwillig gewichen, er hatte dem andern Franz das Weimarer Terrain überlassen, der sich jetzt erst als Nachfolger Goethes fühlte. Und doch hatte Liszt schon vor Jahren redlich gestrebt, Dingelstedt als Bühnenleiter für Weimar zu gewinnen. Bei Gelegenheit des Herderfestes, im August 1850, wo

ihm gehabt. Liszt brachte die Oper Sobolewskys „Komala" zur Aufführung. In der Regie-Sitzung, wo ich ebenfalls mehreres für die Vorstellung Nöthige zur Sprache brachte, entgegnete mir Dingelstedt in seiner scharfen und dabei doch burschikosen Weise, die indessen keinen Widerspruch zuließ: „Herr Regisseur, für diese Oper bewillige ich Ihnen nichts — höchstens ein Pfund Seife, um die Kutten der Barden waschen zu lassen!")

Schon vor dieser stürmischen Vorstellung des „Barbier von Bagdad" war ich öfter mit Cornelius zusammengetroffen, und mancherlei über Opern und Opernstoffe war bei solcher Gelegenheit besprochen worden. Eines Tages, nach einer vortrefflichen Aufführung von Wagners Oper: „Der fliegende Holländer", lenkte sich das Gespräch auf die französische Composition desselben Stoffes „Le Vaisseau fantôme", deren Libretto nach dem Scenarium Wagners angefertigt worden war, wie Wagner in seiner autobiographischen Skizze angegeben hatte, und wie man es eben nicht anders wußte. Cornelius war nicht wenig und dabei freudig überrascht, als ich ihm sagte, daß ich der ersten Aufführung jenes französischen „fliegenden Holländers" in der großen Oper zu Paris, am 9. November 1842, sogar auch noch den wenigen Wiederholungen der Oper beigewohnt hätte. „Darüber sollten Sie berichten und von dem „Vaisseau fantôme" uns erzählen," rief Cornelius in erregter Stimmung, „und einen Vergleich anstellen zwischen dem französischen und dem deutschen Werke. Das wäre interessant, und die Arbeit würde Ihnen gewiß ebensoviel Vergnügen wie Ehre machen." Der Gedanke gefiel mir; mit gleichem Enthusiasmus erfaßte ich ihn und versprach seine Ausführung. Es dünkte mir dies nicht schwer, waren doch damals erst sechszehn Jahre seit jener Pariser Première verflossen und lebhaft erinnerte ich mich ihrer mit all ihren Details. Rasch ging ich an's Werk und schrieb nieder, was mein Gedächtniß mir über die französische Oper nur in die Feder dictirte. Dies gethan, sah ich mich plötzlich vor einem Hinderniß, das sich wie eine scheinbar unübersteigliche Mauer vor mir aufthürmte. Meine Schilderungen der Aufführung des „Vaisseau fantôme" in Paris und Wagners „Fliegender Holländer" in Weimar, genügten nicht; um ein Ganzes, ein abgerundetes

---

Dingelstedt für die erste Aufführung des „Lohengrin" einen Prolog geschrieben hatte, war zwischen den beiden Franzen die Rede davon gewesen, und nach Stuttgart zurückgekehrt, schrieb Dingelstedt an Liszt: „Lieber Franz! — — Weimar — Du hast Recht — ist ein Nest; aber es läßt sich singen in diesem Nest. Stuttgart ist ein Loch, worin man nur pfeifen kann, wie die Mäuse. Obendrein pfeifen wir in vielen Dingen auf dem letzten Loch. So wiederhole ich Dir also: daß ich bereit bin das Loch mit dem Nest zu vertauschen, sobald es angeht. Gebt mir einen Vertrag bis zum Schillerfest (1859), der mich an die Spitze Eures Schauspiels stellt und ich bin der Eure. Aber bald!" — Damals wurde aus dem Plan nichts. Dingelstedt ging bald darauf als Intendant nach München, und erst 1857 zog er als General-Intendant in Weimar ein. Doch erst nach dem „Barbier von Bagdad" war er, wie bis dahin unumschränkter Herr des Schauspiels, nun auch Herr der Oper geworden.

Bild der beiden Opern zu liefern, mußte ich ihre Vorgeschichte kennen, und je mehr ich mich mit solchen Studien befaßte, mich darin vertiefte, desto mehr erkannte ich die Lückenhaftigkeit des mir dafür zu Gebot stehenden Materials. So oft Cornelius mich sah, fragte er nach dem Stand meiner Arbeit; ich theilte ihm mit, was ich bereits fertig hatte und was mir zur vollen Fertigstellung noch fehlte, und das Vorhandene billigend, spornte er mich zur Fortsetzung meines Unternehmens an. Doch andere Arbeiten verlangten meine Thätigkeit und im folgenden Jahr verließ ich Weimar. Fortan beschäftigte ich mich meistens nur mit Novellen und langathmigen Romanen; die beiden fliegenden Holländer ruhten, doch vergaß ich ihrer nicht! Oft tauchten sie lebendig vor mir auf, und was ich nur über sie zu erfahren vermochte, notirte ich und legte es zu dem bereits Gesammelten. Im Sommer des Jahres 1880 durchforschte ich in Paris das Archiv der großen Oper, mit Hilfe der dortigen Archivare, der Herren Nuitter und Lajarte, die beide mir äußerst freundlich entgegenkamen und meine Bemühungen unterstützten. In demselben Sommer suchte und fand ich den zweiten noch lebenden Textdichter des „Vaisseau fantôme", Henri Revoil, der die ganzen Unterhandlungen Richard Wagners mit Leon Pillet genau kannte, sich ihrer lebhaft erinnerte und mir Alles, was er nur darüber wußte, erzählte. Reich an Notizen und Erfahrungen kehrte ich heim — und dennoch unterließ ich die Arbeit. Anderes zu fördern erschien mir nothwendiger. Nun aber muß ich den Stoff los werden, ich kann und will ihn nicht länger mit mir herumtragen.

II.

„Der fliegende Holländer" auf der Weimarer Bühne unter Dr. Franz Liszt.

Rosalie von Milde-Senta und das Bild des Holländers.

Richard Wagners romantische Oper „Der fliegende Holländer" lernte ich zuerst in den Aufführungen des Weimarer Hoftheaters, von Dr. Franz Liszt eingeführt und dirigirt, kennen. Ich muß hier sofort einige Worte über die Vorstellungen sagen, die in mir einen Enthusiasmus für das wunderbare tiefergreifende Werk Wagners hervorriefen, den keine andere Aufführung an andern Orten in gleicher Weise in mir zu wecken im Stande war. Die Weimarer Wiedergabe war nach allen Richtungen hin weitaus die beste, welche ich seit jener Zeit gesehen. Zwei geeignetere Repräsentanten für die beiden Hauptrollen: Holländer und Senta, als das Ehepaar von Milde, konnte es nicht geben. Die schöne, gleichmäßige Stimme Feodors von Milde, ebenso klangvoll in der Tiefe wie in der Höhe, seine

musikalische Tüchtigkeit, die ihm angeborene Ruhe (freilich für andere Partien oftmals ein Hinderniß), eignete sich gerade und ganz vorzüglich für die Rolle des gespenstischen Seefahrers, dazu die richtige wirksame Wiedergabe der wohlverstandenen Intentionen des Dichter-Componisten, der genialen Andeutungen und Rathschläge Liszts, des berufensten Vertreters der Wagner'schen dramatischen Musik, dies Alles verlieh der Darstellung Mildes eine Wahrheit, eine Weihe, die überzeugend und begeisternd wirken mußte. Frau Rosalie von Milde war im Besitz eines echten Soprans von bedeutendem Umfange und wohlklingendem Timbre, wozu sich noch musikalische Sicherheit und eine nicht gewöhnliche Fertigkeit gesellten. Die Stimme hatte etwas ungemein Sympathisches, man fühlte, sie kam vom Herzen und drang zum Herzen. Tiefes Gefühl, das zu rühren, zu erfreuen vermochte, sinniges Wesen, ein poetisches Erfassen der ihr gestellten Aufgaben verklärten ihren Gesang und ihre Darstellungen, sie bildeten den Zauber, womit sie die Herzen der Hörer bezwang und für sich gewann. Dies Alles wurde noch durch eine liebliche Erscheinung unterstützt und vervollständigt. Ihr großes schönes Auge, das unergründlich zu sein schien, hatte einen wahrhaft bezaubernden Blick, der bei ihrem Auftreten als Elsa, wie als Senta im zweiten Act des Holländers auf den Zuhörer Wunder wirkte: wessen Auge ihm einmal begegnet war, er vergaß diesen sinnigen berückenden Blick nimmer! Als ich im Jahre 1881 Frau von Milde, nach einem Zeitraum von 22 Jahren, wiedersah, nachdem sie schon seit länger als sechszehn Jahren von der Bühne zurückgetreten war, und sie mit freundlichem Lächeln die Augen gegen mich aufschlug, den alten Collegen zu begrüßen, da war es noch immer der sinnig-liebliche Blick von damals, der mich traf und wie durch ein Wunder alle Erinnerungen an jene Zeiten in mir wachrief und lebendig vor die Seele führte. Ich sah Senta, Elsa, Elisabeth wieder, Agathe, Euryanthe und Fidelio, und im Klang ihrer Stimme glaubte ich ihren herrlichen ergreifenden und herzerfreuenden Gesang zu vernehmen. — Der Leser lächele nicht und schelte mich nicht einen Enthusiasten. Ich bin es nun einmal — und sogar recht froh darüber, daß ich es mit nun bald 63 Jahren und jugendfrischem Herzen noch immer sein kann! Mögen diese Zeilen der verehrten Frau und unvergeßlichen Künstlerin ein Gruß aus der Ferne sein, nicht allein ihres alten Weimarer Collegen und Regisseurs, sondern auch ihres Partners vom Sommer 1847, wo ich die Freude hatte neben der Bühnen-Novize, die damals schon die große echte Künstlerin ahnen ließ, auf der Leipziger Bühne zu singen. —

Auch die übrige Besetzung des Holländers: der Steuermann-Caspari; Erik-Knopp; Daland-Höfer, war, ohne gerade eine ungewöhnliche zu sein, doch eine durchaus gute. Liszt hatte seine Mitglieder vortrefflich geschult, ihnen seinen Geist einzuhauchen verstanden, und sie, vor dem genialen Meister sich beugend, strengten all' ihre Kräfte an, seinen Intensionen gerecht

zu werden. Das Orchester unter Liszts Leitung war selbstverständlich ausgezeichnet, und so vereinigte sich denn Alles, um die Weimarer Aufführung von Wagners „Fliegendem Holländer" zu einer wirksamen, ja wahrhaft mustergiltigen zu gestalten.

Zu einem solchen erfreulichen Ergebniß trugen auch die scenischen Einrichtungen reichlich das ihrige bei. Ich habe bis jetzt noch auf keiner deutschen Bühne die schwierige Frage der beiden Schiffe und ihrer Fahrten des ersten Acts, besonders aber die des „Portraits" des Holländers des zweiten Acts, so glücklich gelöst gesehen, wie auf der kleinen Scene des Weimarer Hoftheaters. Selbst die Einrichtung der Schiffe auf der großen Darmstädter Hofbühne durch den genialen Maschinenmeister Karl Brandt, den Schöpfer der Maschinerien des Wagner-Theaters zu Bayreuth und des Rings des Nibelungen, muß dagegen zurückstehen. Dies zu begründen, beide Einrichtungen zu schildern, ist hier nicht der Ort. Nur die Bild-Angelegenheit des zweiten Acts muß ich hier, hoffentlich zum Frommen anderer Bühnen-Einrichtungen der Wagner'schen Oper, berühren.

Es ist mir dies Oelgemälde, dies Portrait des gespenstischen Seefahrers im Hintergrunde über der Thür der Stube eines einfachen Schifferhauses in einem kleinen norwegischen Schiffer- und Fischerdorfe oder Städtchen unter den obwaltenden Umständen stets wie eine Ungeheuerlichkeit vorgekommen, die selbst Wagner vergebens versuchte annehmbar zu gestalten, die aber auf der Weimarer Bühne in einfachster und glücklichster Weise umgangen worden war.

Wagner schreibt in seinem Textbuch weiter nichts vor als: „An der Wand im Hintergrunde das Bild eines bleichen Mannes mit dunklem Bart und in schwarzer Kleidung." — In dem Heine'schen „Fliegenden Holländer" ist das Vorhandensein des Bildes erklärt und begründet, wie wir bald erfahren werden. Eine solche Motivirung fehlt in der Wagner'schen Oper. In einem Schauspiel ist sie möglich, in einer Oper kaum, deshalb mußte man auf Anderes sinnen. Wagner scheint dies gefühlt zu haben, und traf — wenn ich nicht irre für Berlin — eine andere Anordnung, die nach meiner Ansicht diese verwundbare Stelle seines Werkes nur noch mehr hervortreten läßt. Neben der Eingangsthür im Hintergrunde befindet sich in der Mauer eine Nische, in dieser ist die ganze Figur des bleichen Mannes gemalt. Beim Erscheinen des gespenstischen Holländers im zweiten Act öffnet sich die Thür nach innen, legt sich fest wider die Mauer an und verdeckt so das Bild, und an Stelle des gemalten Holländers sieht Senta nun den lebendigen.*) Abgesehen davon, daß man hier noch mit größerem Recht wie bei dem Oelbilde fragen könnte: wie kommt ein portrait-

*) Dies Alles nach der Mittheilung von Fritz Brandt, jetzigem Maschinen-Director des Wagner-Theaters in Bayreuth.

ähnliches Frescogemälde des gespenstischen Holländers in die Mauerniſche des Schifferhauses? hat dies ganze Arrangement, dies rasche klappartige Verschwinden und Erscheinen etwas Taschenspielerisches, das an das Heine'sche geflügelte Wort: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei!“ erinnern könnte — bei nur einigermaßen mangelhafter Wiedergabe auch erinnern und Heiterkeit hervorrufen würde, und somit den Eindruck der wunderbar ergreifenden Scene zerstören müßte. Und gelänge dieses scenische Experiment auch vollkommen, so wäre es erst recht des Meisters und seines herrlichen Werkes unwürdig.

Wie hat man nun in Weimar sich zu helfen gewußt, diese Bild-Klippe glücklich umschifft, an der selbst Wagner vergebens vorbeizukommen gesucht hat — genau wie es dem Original seines Holländers am Cap erging? — Wie schon gesagt: auf die einfachste, natürlichste Weise.

In dem Dorfe zieht ein fahrender Sänger ein; er bringt ein fliegendes Blatt „gedruckt in diesem Jahr“, das die Legende von dem gespenstischen Holländer enthält und über derselben, in einem derben Holzschnitt, das Bild des für seine Frevel zu ewiger ruheloser Fahrt verdammten Mannes. Der Fahrende singt das Lied und verkauft das fliegende Blatt. Ein solches gelangt in die Wohnung Sentas und findet einen Platz auf der Wand in der Nähe ihres gewohnten Sitzes. Das stille, träumerische Mädchen hat auf diese Weise die Legende und das Schicksal des armen Ruhelosen kennen gelernt; sie singt das Lied leise für sich, nur mit Widerstreben vor ihren Gefährtinnen; sie versenkt sich in ihren stillen Stunden in den Anblick des Bildes, und ihre erregte Phantasie gestaltet den unbeholfenen Holzschnitt zu dem unheimlichen und doch bannenden Bilde des Mannes, von dem sie träumt — er erhält Leben, mit seiner gespenstischen Macht nimmt er ihre Seele, ihr ganzes Sein mehr und mehr gefangen.

Der Vorhang geht auf, zum zweiten Act. Man sieht Senta, von ihren spinnenden Gefährtinnen umgeben, auf der rechten Seite der Scene (die Eingangsthüre befindet sich im Hintergrunde mehr nach links). Sie ruht träumend in dem alten Großvaterstuhl und hat den Blick zur Seite gerichtet auf eine schmale Mauerfläche neben dem Fenster, auf der sich, durch einen derben Nagel befestigt, das fliegende Blatt mit der Legende und dem colorirten Holzschnitt des gespenstischen Holländers befindet. Sie träumt von dem armen ruhelosen Mann und immer erregter wird der Blick, der sich nicht von dem einfachen fingirten Conterfei abzuwenden vermag, dem ihr Sinnen und Sehnen Gestalt und Leben zu geben scheint. — Kein Mienenspiel, kein Blick des Auges geht auf *diese* Weise, in *dieser* Anordnung dem Publikum verloren, während bei dem Bilde im Hintergrunde, sei es ein Oelbild über der Thüre, sei es eine Freske auf der Mauer, Senta ihren Zuhörern mehr oder minder den Rücken kehren muß, und diese somit von ihrer Physiognomie, dem Spiegel ihres Seelenlebens, so gut wie nichts zu sehen bekommen. — Wo hier das Bessere, das Wahre liegt, wird dem Leser jetzt wohl nicht schwer werden heraus zu finden.

Senta ſingt die Ballade und immerfort darf ſie die Blicke, dem Publikum ſichtbar, nach dem unheimlichen Blatt auf der Mauer, das ſie immerfort unwiderſtehlich anzieht und gebannt hält, ſchweifen laſſen — unmöglich iſt dies, hängt das Bild im Hintergrunde.

Daland und der Holländer treten ein. Senta hat nach dem Abgang Eriks träumeriſch den Refrain der Ballade geſungen, ſich dann wieder in den Seſſel geworfen und den Blick ſinnend dem Bilde auf der Mauer zugewendet. Bei dem Geräuſch, durch das Eintreten der Beiden verurſacht, wendet ſie ſich jäh, dabei von ihrem Sitz emporfahrend — und die Geſtalt, welche ſie in ihrem Sinnen und Sehnen träumend geſchaut, ſteht leibhaft vor ihr. Wiederum ein ſeeliſcher Vorgang, den das Publikum beobachtet, mit erlebt, was wiederum unmöglich wäre, hinge das Bild im Hintergrunde und würde Senta beim Erſcheinen und Erblicken des Holländers den Zuſchauern den Rücken kehren müſſen.

Von wem dieſer einfach geniale Gedanke, die Bildſcene alſo einzurichten, ausgegangen, vermag ich nicht für beſtimmt anzugeben. Ich fand die Scene bei meinem Eintritt in den Verband des Weimarer Hoftheaters in der geſchilderten Form vor. Nur Zweien iſt er zuzuſchreiben: Frau von Milde oder Liszt, und ſoll ich meiner Vermuthung Worte leihen, ſo ſagte ich: Frau von Milde hat den Gedanken ausgeſprochen, Liszt ihn mit Enthuſiasmus aufgenommen, zu dem ſeinigen gemacht und zur gelungenen Ausführung gebracht.

III.

Die Entſtehungsgeſchichte der Oper. — Heinrich Heines „Fliegender Holländer".

Wie iſt der fliegende Holländer entſtanden?

Richard Wagner hat es uns in ſeiner autobiographiſchen Skizze erzählt. Sehen wir zu, was er ſagt und wie er die Entſtehung ſeines Werkes zu erklären verſucht.

Im Jahre 1842 hatte Laube — mit dem Wagner von Leipzig her befreundet war, deſſen Bekanntſchaft er wenige Jahre vorher in Paris erneuert hatte — den Componiſten nach der glücklichen Aufführung ſeines „Rienzi" in Dresden gebeten, ihm einen Abriß ſeiner Lebensgeſchichte zu ſenden, damit er ſie für die von ihm redigirte „Zeitung für die elegante Welt" verarbeiten könne. Wagner folgte der Aufforderung und Laube leitete die Veröffentlichung der „vertraulichen Aufzeichnungen" mit folgenden Worten ein: „Der Pariſer Drang hat den Muſiker in aller Eile auch zum Schriftſteller gemacht: ich würde die Lebensſkizze nur verderben, wenn ich daran ändern wollte."

Dieſe Autobiographie erſchien in Nr. 5 und 6 der genannten Zeitung

vom 1. und 8. Februar 1843. 28 Jahre später, im Jahre 1871, folgte ein wörtlicher Wiederabdruck dieser Selbstbiographie in Form einer Broschüre (Leipzig, bei Franz Wagner, in 8° 30 S.) Zur selben Zeit (1871, Leipzig, bei C. W. Fritsch) ließ Wagner den ersten Band seiner „Gesammelten Schriften und Dichtungen" erscheinen und die „Autobiographische Skizze" bildete den Anfang dieser Veröffentlichungen. Auch hier liegt ein fast wörtlicher Abdruck der Aufzeichnungen vom Jahre 1842 vor — bis auf eine kleine Stelle, die Wagner durchaus änderte, die aber gerade für unseren Zweck von größter Bedeutung ist. Beide Lesarten liegen mir vor. In der Selbstbiographie vom Jahre 1842, resp. ihrem wörtlichen Wiederabdruck in der Broschüre des Jahres 1871, sagt Wagner über die Entstehung seiner Oper „Der fliegende Holländer" bei Gelegenheit seiner Ueberfahrt von Riga nach London:

„— Diese Seefahrt wird mir ewig unvergeßlich bleiben; sie dauerte drei und eine halbe Woche und war reich an Unfällen. Dreimal litten wir von heftigstem Sturm, und einmal sah sich der Capitain genöthigt, in einen norwegischen Hafen einzulaufen. Die Durchfahrt durch die norwegischen Scheeren machte einen wunderbaren Eindruck auf meine Phantasie; die Sage vom fliegenden Holländer, wie ich sie aus dem Munde der Matrosen bestätigt erhielt, gewann in mir eine bestimmte eigenthümliche Farbe, die ihr nur die von mir erlebten Seeabenteuer verleihen konnten."

In Paris, dem Ziel seiner langwierigen Reise angelangt, traf Wagner, wie sattsam bekannt, Meyerbeer, der ihn in freundlichster Weise aufnahm und in Verbindung mit dem Director der großen Oper, Leon Pillet, setzte:

„— Es war dabei auf eine zwei- oder dreiactige Oper abgesehen," erzählt Wagner an obigem Orte weiter, „deren Composition für dieses Theater mir anvertraut werden sollte. Ich hatte für diesen Fall mich bereits mit einem Sujet-Entwurf vorgesehen. Der fliegende Holländer, dessen innige Bekanntschaft ich auf der See gemacht hatte, fesselte fortwährend meine Phantasie; dazu machte ich die Bekanntschaft von H. Heines eigenthümlicher Anwendung dieser Sage in einem Theil seines „Salons". Besonders die von Heine erfundene, echt dramatische Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Oceans gab mir Alles an die Hand, diese Sage zu einem Opern-Sujet zu benutzen. Ich verständigte mich darüber mit Heine selbst, verfaßte den Entwurf und übergab ihn dem Herrn Leon Pillet mit dem Vorschlage, mir darnach ein französisches Textbuch machen zu lassen."

Also schrieb Wagner im Jahre 1842, höchstens zwei Jahre nach Fertigstellung des Gedichts und der Composition. Ganz anders aber lautet die hervorgehobene Stelle in dem Wiederabdruck der Selbstbiographie in dem ersten Bande der „Gesammelten Schriften und Dichtungen". Dort sagt Wagner, sich nach vierzig Jahren wohl verbessernd:

„— Der fliegende Holländer, dessen innige Bekanntschaft ich auf der See gemacht hatte, fesselte fortwährend meine Phantasie; dazu machte ich die Bekanntschaft von H. Heines eigenthümlicher Anwendung dieser Sage in einem Theile seines „Salons". Besonders die von Heine einem holländischen Theaterstücke gleichen Titels entnommene Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Oceans gab mir Alles an die Hand, diese Sage zu einem Opern-Sujet zu benutzen. Ich verständigte mich darüber mit Heine selbst, verfaßte den Entwurf und übergab ihn dem Herrn Leon Pillet mit dem Vorschlage, mir darnach ein französisches Textbuch machen zu lassen." —

Was konnte Wagner veranlaßt haben, die bedeutsame Stelle seiner ersten Niederschrift nach 40 Jahren also total zu verändern? Warum bestritt er jetzt Heine die Erfindung der „echt dramatischen Behandlung der Erlösung" des gespenstischen Oceanfahrers, und wies sie einem holländischen Theaterstück zu, das nicht existirt? Woher mag Wagner eine solche durchaus unwahre Kunde gekommen sein, die den todten Dichter noch im Grabe seines geistigen Eigenthums beraubt? Denn daß kein solches holländisches Stück existirt, noch jemals existirt hat, dafür werde ich sogleich den Beweis der Wahrheit antreten können und somit im Stande sein, Heine zurückzugeben, was ihm nun einmal, trotz der irrthümlichen Aeußerung Wagners, für immer und unbestreitbar gehört.

Doch sehen wir uns vorher den fliegenden Holländer Heines ein wenig näher an, was zu thun bis jetzt noch keinem der Herren Biographen Wagners eingefallen ist.

Im Jahre 1831 schrieb Heinrich Heine die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopsky, welche im „Salon" erschienen. In diesen Memoiren führt er seinen Helden von Hamburg über das Meer nach Amsterdam und läßt ihn im dortigen Theater (Capitel VII) einer fingirten Vorstellung eines Schauspiels „Der fliegende Holländer" beiwohnen. (Diese „Memoiren" erschienen in der Ausgabe von H. Heines sämmtlichen Werken vom Jahr 1867, die mir nur zugänglich ist, im IV. Bande unter den novellistischen Fragmenten.)

Heine läßt Herrn von Schnabelewopsky erzählen:

* * *

„Unvergeßlich bleibt mir die erste Seereise. Meine alte Großmuhme hatte mir so viele Wassermärchen erzählt, die jetzt alle wieder in meinem Gedächtniß aufblühten. Ich konnte ganze Stunden lang auf dem Verdeck sitzen und an die alten Geschichten denken, und wenn die Wellen murmelten, glaubte ich die Großmuhme sprechen zu hören. Wenn ich die Augen schloß, dann sah ich sie wieder leibhaftig vor mir sitzen, mit dem einzigen Zahn in dem Munde, und hastig bewegte sie wieder die Lippen, und erzählte die Geschichte vom fliegenden Holländer.

„Ich hätte gern die Meernixen gesehen, die auf weißen Klippen sitzen und ihr grünes Haar kämmen; aber ich konnte sie nur singen hören. —

„In der Nacht sah ich mal ein großes Schiff mit ausgespannten blutrothen Segeln vorbeifahren, daß es aussah wie ein dunkler Riese in einem weiten Scharlachmantel. War das der fliegende Holländer?

„In Amsterdam aber, wo ich bald darauf anlangte, sah ich ihn leibhaftig selbst, den grauenhaften Mynheer, und zwar auf der Bühne."

* * *

„Die Fabel von dem fliegenden Holländer ist euch gewiß bekannt. Es ist die Geschichte von dem verwünschten Schiffe, das nie in den Hafen gelangen kann, und jetzt schon seit undenklicher Zeit auf dem Meere herumfährt. Begegnet es einem anderen Fahrzeuge, so kommen Einige von der unheimlichen Mannschaft in einem Boote herangefahren, und bitten, ein Packet Briefe gefälligst mitzunehmen. Diese Briefe muß man an den Mastbaum festnageln, sonst widerfährt dem Schiffe ein Unglück, besonders wenn keine Bibel an Bord oder kein Hufeisen am Fockmaste befindlich ist. Die Briefe sind immer an Menschen adressirt, die man gar nicht kennt, oder die längst verstorben, so daß zuweilen der späte Enkel einen Liebesbrief in Empfang nimmt, der an seine Urgroßmutter gerichtet ist, die schon seit hundert Jahr' im Grabe liegt. Jenes hölzerne Gespenst, jenes grauenhafte Schiff führt seinen Namen von seinem Capitain, einem Holländer, der einst bei allen Teufeln geschworen, daß er irgend ein Vorgebirge, dessen Namen mir entfallen, trotz des heftigsten Sturms, der eben wehte, umschiffen wolle, und sollte er auch bis zum jüngsten Tage segeln müssen. Der Teufel hat ihn beim Wort gefaßt, er muß bis zum jüngsten Tage auf dem Meere herumirren, es sei denn, daß er durch die Treue eines Weibes erlöst werde. Der Teufel, dumm wie er ist, glaubt nicht an Weibertreue, und erlaubte daher dem verwünschten Capitain alle sieben Jahr' einmal an's Land zu steigen und zu heirathen, und bei dieser Gelegenheit seine Erlösung zu betreiben. Armer Holländer! Er ist oft froh genug, von der Ehe selbst wieder erlöst und seine Erlöserin los zu werden, und er begiebt sich dann wieder an Bord.

„Auf diese Fabel gründete sich das Stück, das ich im Theater zu Amsterdam gesehen. Es sind wieder sieben Jahr' verflossen, der arme Holländer ist des endlosen Umherirrens müder als jemals, steigt an's Land, schließt Freundschaft mit einem schottischen Kaufmann, dem er begegnet, verkauft ihm Diamanten zu spottwohlfeilem Preise, und wie er hört, daß sein Kunde eine schöne Tochter besitzt, verlangt er sie zur Gemahlin. Auch dieser Handel wird abgeschlossen. Nun sehen wir das Haus des Schotten; das Mädchen erwartet den Bräutigam, zagenden Herzens. Sie schaut oft mit Wehmuth nach einem großen verwitterten Gemälde, welches in der Stube hängt und einen schönen Mann in spanisch-niederländischer Tracht darstellt; es ist ein altes

Erbstück und nach der Aussage der Großmutter ist es ein getreues Conterfei des fliegenden Holländers, wie man ihn vor hundert Jahr' in Schottland gesehen, zur Zeit König Wilhelms von Oranien. Auch ist mit diesem Gemälde eine überlieferte Warnung verknüpft, daß die Frauen der Familie sich vor dem Originale hüten sollten. Eben deshalb hat das Mädchen von Kind auf sich die Züge des gefährlichen Mannes in's Herz geprägt. Wenn nun der wirkliche fliegende Holländer leibhaftig hereintritt, erschrickt das Mädchen; aber nicht aus Furcht. Auch Jener ist betroffen bei dem Anblick des Portraits. Als man ihm bedeutet, wen es vorstelle, weiß er jedoch jeden Argwohn von sich fern zu halten; er lacht über den Aberglauben, er spöttelt selber über den fliegenden Holländer, den ewigen Juden des Oceans; jedoch unwillkürlich in einen wehmüthigen Ton übergehend, schildert er, wie Mynheer auf der unermeßlichen Wasserwüste die unerhörtesten Leiden erdulden müsse, wie sein Leib nichts Anderes sei als ein Sarg von Fleisch, worin seine Seele sich langweilt, wie das Leben ihn von sich stößt und auch der Tod ihn abweist; gleich einer leeren Tonne, die sich die Wellen einander zuwerfen und sich spottend einander zurückwerfen, so werde der arme Holländer zwischen Tod und Leben hin und her geschleudert, keins von beiden wolle ihn behalten; sein Schmerz sei tief wie das Meer, worauf er herumschwimmt, sein Schiff sei ohne Anker und sein Herz ohne Hoffnung.

„Ich glaube, dieses waren ungefähr die Worte, womit der Bräutigam schließt. Die Braut betrachtet ihn ernsthaft und wirft manchmal Seitenblicke nach seinem Conterfei. Es ist, als ob sie sein Geheimniß errathen habe, und wenn er nachher fragt: Katharina, willst Du mir treu sein? antwortet sie entschlossen: Treu bis in den Tod."

* * *

„— — Als ich in's Theater noch einmal zurückkehrte, kam ich eben zur letzten Scene des Stücks, wo auf einer hohen Meerklippe das Weib des fliegenden Holländers, die Frau fliegende Holländerin, verzweiflungsvoll die Hände ringt, während auf dem Meere, auf dem Verdeck seines unheimlichen Schiffes, ihr unglücklicher Gemahl zu schauen ist. Er liebt sie und will sie verlassen, um sie nicht in's Verderben zu ziehen, und er gesteht ihr sein grauenhaftes Schicksal und den schrecklichen Fluch, der auf ihm lastet. Sie aber ruft mit lauter Stimme: Ich war Dir treu bis zu dieser Stunde, und ich weiß ein sicheres Mittel, wodurch ich Dir die Treue erhalte bis in den Tod!

„Bei diesen Worten stürzt sich das treue Weib in's Meer, und nun ist auch die Verwünschung des fliegenden Holländers zu Ende, er ist erlöst, und wir sehen, wie das gespenstische Schiff in den Abgrund des Meeres versinkt."

Dies der „fliegende Holländer" Heines. Daß die ganze Handlung der Wagner'schen Oper auf diesem Entwurf, dieser fingirten theatralischen Darstellung in Amsterdam aufgebaut ist, von dem Diamantenhandel, der Werbung um die Tochter des Kaufmannes des ersten Acts an, bis zu der „Erlösung dieses Ahasverus des Oceans", selbst bis auf Sentas letzte Worte: „Treu bis in den Tod!" ist nicht zu bestreiten, ebenso wenig wie, daß Heine dadurch das Verdienst zuerkannt werden muß, Wagner die eigentliche dramatische Grundlage seines Meisterwerks gegeben zu haben.

Nun bleibt uns noch übrig zu untersuchen, ob Heine seine „echt dramatische Behandlung der Sage" einem vorhandenen holländischen Stück entlehnte, oder ob sie sein unbestreitbares geistiges Eigenthum ist.

Ich hoffe, erstere Annahme entkräften, letzteres beweisen zu können.

IV.

Das nicht existirende holländische Stück. — Heines Klage über seinen Holländer-Entwurf.

In der Saison 1848 auf 49 wirkte ich als Sänger bei der deutschen Oper zu Amsterdam, die damals im großen Theater, der „groote Schawburg" auf dem Leyd'schen Plein Vorstellungen gab. Der holländische Director hatte die deutsche Gesellschaft (eine recht bunte war es und recht bunt ging es oftmals bei ihr zu), angeworben und unsere Vorstellungen fanden abwechselnd mit denen der holländischen Schauspieler statt. Unter den letzteren befand sich ein junger Mann in meinem Alter, der, einer guten Familie entsprossen, seine Studien gemacht hatte, und dann aus wirklicher Liebe zur darstellenden Kunst Schauspieler geworden war. Er hieß Veltmann und spielte Charakterrollen und da er Talent, dabei die nöthige Bildung besaß, so zeichneten seine Darstellungen sich vortheilhaft vor denen seiner Collegen aus. Zu ihm fühlte ich mich weit mehr hingezogen als zu anderen Mitgliedern des Theaters, und so wurden wir denn mit einander bekannt und befreundet. Als ich im Jahre 1855 auf 56, vor meiner Uebersiedlung nach Weimar, abermals an derselben Stelle, doch nun als Leiter der deutschen Oper weilte, sah ich Veltmann wieder, der inzwischen eine Berühmheit der holländischen Schauspielerwelt geworden war. Man rühmte mir ihn ebenso als Künstler wie als Mensch, betonte sein ehrenhaftes Privatleben, seine Gewissenhaftigkeit nach jeder Richtung hin. Nachdem ich im Jahre 1880 mich im Archiv der großen Oper wiederum mit der Fliegenden-Holländer-Frage beschäftigt hatte, dachte ich an Veltmann, der mittlerweile zum Director der großen Amsterdamer Schawburg emporgerückt war. Ich wollte über das geheimnißvolle, von Richard Wagner angezogene holländische Stück, dem Heine den schönsten poetischen Gedanken seines fliegenden Holländers entliehen haben sollte, Auskunft haben und schrieb in diesem Sinne an Velt-

mann. An wen hätte ich mich auch besser wenden können als an den gebildeten Schauspieler, den gründlichen Kenner der dramatischen Literatur seines Vaterlandes, der noch dazu seit Anfang der vierziger Jahre, also fast seit jener in Frage stehenden Epoche, der holländischen Bühne angehört hatte? Am 14. Juni 1880 hatte ich ihm geschrieben, doch erst einen Monat später empfing ich Veltmanns Antwort. Unterm 14. Juli 1880 schrieb der nunmehrige Amsterdamer Theater-Director seinem „alten Collegen“:

„Ich war einige Wochen im Auslande. Seit vier Tagen bin ich zurück. Bei meiner Heimkehr fand ich auf meinem Schreibtisch Ihre werthe Zuschrift vom 14. vorigen Monats. Ich will versuchen, Ihr Schreiben auf Deutsch zu beantworten. Wirklich für mich eine schwere Aufgabe, da ich seit meiner Jugend (etwa seit 40 Jahren) keinen deutschen Buchstaben niederschrieb.

„Sie verlangen von mir Auskunft über ein Schauspiel „Der fliegende Holländer“, das vor 1842 erschienen und aufgeführt worden sein soll. Gleich bei meiner Ankunft habe ich dreien meiner Buchhändler aufgetragen, sich darnach zu erkundigen. (Er selbst kannte also kein solches, weder aus seiner langjährigen Praxis als Schauspieler, noch aus Ueberlieferungen.) Heute empfange ich Bericht, daß weder vor noch nach dem Jahre 1842 ein solches Stück in Holland erschienen ist. Also: ein solches existirt nicht. — Im Jahre 1861 aber hat Herr Director de Vries (der Vorgänger Veltmanns und seit Anfang der vierziger Jahre Director der großen Schawburg zu Amsterdam) aus dem Roman des Capitain Marryat (der fliegende Holländer) ein Spectakelstück durch W. N. Peypers (Schauspieler und Bühnenschriftsteller) schreiben lassen, das nicht im Druck erschienen ist, aber als Manuscript auf unserer Bühne ward aufgeführt. Das Libretto dieses Stückes übersende ich Ihnen anliegend. — Voila tous les renseignements que je puis vous donner.“ —

Dies Libretto, ein gedrucktes Programm, den Inhalt des Stücks erzählend, liegt vor mir; es trägt den Titel: „Het Spookschip, groot fantastisch Melodrama in zwen Tafereelen (Bildern), naar Aanleiding van Kapitein Marryats Roman: De vliegende Hollander,“ und der Verfasser W. N. Peypers nennt es in der Vorrede ein sogenanntes „Kermis-drama“. Die Personen sind die des bekannten Marryat'schen Romans und die eigentliche Handlung hält sich mit einigen Abweichungen an dessen Inhalt. Hier erlöst der Sohn Philipp den Vater „van der Decken“ (den fliegenden Holländer), der in den Armen seines Weibes Katharina stirbt und endlich die Ruhe im Grabe findet.

Dies Stück hat nicht das geringste gemein mit dem fliegenden Holländer Wagners oder Heines. Ein anderes holländisches Stück, die spukhafte Mär wiedergebend, existirt nicht und hat nie existirt. Wagner muß durchaus falsch berichtet worden sein. — Die Erfindung der echt dramatischen und hochpoetischen Erlösung des Ruhelosen ist und bleibt somit das geistige Eigenthum Heinrich Heines.

Fünf Jahre nach Wagner, 1876, machte Herr Glasenapp in seinem Buche: „Richard Wagners Leben und Wirken", einen schüchternen Versuch, an dem geistigen Eigenthum Heines, an dessen Anrecht auf die von ihm erzählte fingirte Darstellung des fliegenden Holländers zu rütteln. Er sagt (Bd. I. p. 75 des oben genannten Werkes): „— Heine seinerseits verdankte, wie vermuthet worden ist (!), die Anregung zu seiner Darstellung einem englischen Melodram von Fitzball, das während seiner Anwesenheit in London mit großem Erfolg gegeben wurde, in der aber die Verbindung des Holländers mit einem Erdenweibe nicht zum Zweck seiner Erlösung, sondern ihres Untergangs vor sich ging. So hatte der Stoff des fliegenden Holländers schon eine Vorgeschichte, noch ehe ihn Wagner aus der frivolen Umhüllung des ihm bei Heine gegebenen Zusammenhanges löste und in ihm durch die Macht seiner Töne die welterlösende Kraft der Liebe verherrlichte." Wie gewaltsam herbeigezogen erscheint nicht diese ganze unnöthige, weil nichts beweisende Mittheilung! Erst vermuthet man nur, daß Heine das englische Melodrama (ganz sicher wiederum mit Benutzung des bekannten Marryat'schen Romans zusammengestellt) gesehen — und am Schluß der wenigen Zeilen wird dies bereits als Gewißheit angenommen, denn da heißt es: „So hatte der Stoff des fliegenden Holländers schon eine Vorgeschichte!" Und dabei enthält das oben Mitgetheilte nur das Gegentheil von dem, was dem Heine'schen Entwurf seinen eigentlichen Werth verleiht, die Erlösung durch die Liebe und Treue eines Weibes! — Dadurch, daß Herr Glasenapp die Loslösung des Stoffes aus der „frivolen Umhüllung" Heines Wagner als etwas Besonderes anrechnet, macht er dem Meister im Grunde kein Compliment. Dasselbe Kunststück findet sich auf den vorhergehenden Seiten ausgeführt und zwar nur mit Hilfe eines ganz gewöhnlichen Rothstifts und meines Copisten!

* * *

Ueber das Verhältniß Richard Wagners zu Heine wissen wir wenig, über die Art und Weise, wie er sich mit diesem über die Benutzung des von Heine erfundenen Entwurfs des fliegenden Holländers verständigt — nichts. Dafür hat uns Wagner ausführlich und mit einer erfreuenden Begeisterung erzählt, wie er sich nach dem Abbruch der Verhandlungen über das bekannte Opernproject mit dem Director der großen Oper, Leon Pillet (wovon bald des Näheren die Rede sein wird), nach Meudon zurückzog und dort im Lauf von sieben Wochen sein Meisterwerk vollendete, das nicht als geringstes Kleinod in seiner Ruhmeskrone glänzt und sicher ebenso lange die Bewunderung des deutschen Volkes erregen wird, wie nur irgend ein anderes der großen reformatorischen Werke des Meisters von Bayreuth.

Auch aus: „Eine Mittheilung an meine Freunde," 1851 geschrieben, 1872 veröffentlicht im IV. Band von Wagners „Gesammelte Schriften und Dichtungen", erfahren wir nichts über die Fragen, welche uns hier beschäf-

tigen. Dort giebt Wagner uns werthvolle und hochinteressante Aufschlüsse über seine Auffassung des ruhelos auf den Meeren Umherirrenden und des Weibes, das ihm durch Liebe Erlösung bringt. Nach der philosophisch-ästhetischen Seite hin erfährt unsere Kenntniß des Werkes reichliche Belehrung, nur dessen geschichtliche Entwickelung bleibt unberührt. Und doch hat auch diese eine Berechtigung betont zu werden; sie ist unseres Interesses würdig und dabei nöthig zur vollen Kenntniß des Kunstwerks und des Künstlers, der es geschaffen. Fahren wir deshalb fort, uns dieselbe auf anderem Wege zu verschaffen.

Durch Mittheilungen Heinrich Laubes wissen wir, daß dieser es war, der Wagner bei Heine einführte. Beide, die zu derselben Zeit, 1836, sich verheirathet hatten, trafen sich 1839 in Paris wieder. Strodtmann, der Biograph Heines, erzählt darüber: „Laube, welcher von ihm (Heine) allen französischen Schriftstellern von Ruf und Talent vorgestellt wurde, machte ihn dafür wieder mit Richard Wagner bekannt, welcher damals den kühnen Einfall gehabt, als unbekannter Musikus mit einer Frau, mit anderthalb Opern, mit einer kleinen Börse und einem furchtbar großen, furchtbar viel fressenden neufundländischen Hunde an Bord eines Segelschiffes von Riga nach London, von London nach Paris zu gehen, in der Hoffnung, dort Gold und Ehre zu erwerben. In Paris, wo halb Europa um den lärmenden Ruhm concurrirt, wo Alles erkauft, wenigstens bezahlt werden muß, auch das Verdienstvolle, wenn es auf den Markt und dadurch zur Geltung kommen will! Heine faltete andächtig die Hände ob dieser Zuversicht eines deutschen Künstlers."

Das ist die ganze Ausbeute, welche die Strodtmann'sche große Heine-Biographie über das Verhältniß Wagners zu dem Dichter des fliegenden Holländer-Entwurfs bietet. Das Wenige, welches der Verfasser weiter noch beifügt, ist der Autobiographie des Meisters entnommen.

Aus dieser erfahren wir nur noch Folgendes: „Im Winterhalbjahre 1839 zu 1840," sagt Wagner an obigem Orte, „componirte ich außer einer Ouverture zu Göthes Faust, I. Theil, mehrere französische Lieder, unter andern auch eine für mich gemachte französische Uebersetzung der beiden Grenadiere von H. Heine."

Das ist Alles. Ueber weitere Beziehungen zu Heine, über die Natur der Verständigung mit demselben im Hinblick auf dessen Holländer-Entwurf findet sich nirgendwo das Allergeringste aufgezeichnet. Indessen, Wagner betont in beiden Ausgaben seiner Autobiographie diese Verständigung mit Heine, und an den Worten des Meisters darf wohl nicht gezweifelt werden. Seltsam muß uns deshalb eine Klage Heines berühren.

Am 9. November 1842 wurde in der Pariser Académie-royale de Musique „le Vaisseau fantôme" zum ersten Male aufgeführt. Es war dies, wie schon angedeutet, die von Dietsch componirte Oper, die denselben Stoff behandelte, den Wagner, nach dem Heine'schen Entwurf des fliegenden

Holländers, in einem fertigen Scenarium dem Director der großen Oper abgetreten hatte. — Im Grunde hatte dies Scenarium nur die Anregung zu obiger Oper gegeben, denn die Führung der Handlung war eine sehr verschiedene von der des fliegenden Holländers Wagners, wie wir dies in den nächsten Abschnitten sehen werden. Die Oper von Dietsch gefiel nicht, sie mißfiel sogar, und nach wenigen Wiederholungen verschwand sie für immer von dem Repertoir der großen Oper. — Soviel ich zu wissen glaube, wurde nicht einmal ein Clavierauszug davon verlegt, und das Textbuch dürfte heute kaum noch aufzutreiben sein. —

In seinem zweiten Bericht über die Pariser „Musikalische Saison von 1843" an die „Augsb. Allg. Zeitung" vom 26. März 1843*), spricht Heine u. A. von den neuen Opern der Saison: „Don Pasquale" „Teufels Antheil" und „Charles VI." Dann macht er mit einem klagenden Seufzer seinem Herzen über das „Vaisseau fantôme" Luft und sagt:

„Der fliegende Holländer von Dietsch ist seitdem traurig gescheitert; ich habe diese Oper nicht gehört, nur das Libretto kam mir zu Gesicht und mit Widerwillen sah ich, wie die schöne Fabel, die ein bekannter deutscher Schriftsteller (H. Heine) fast ganz mundgerecht für die Bühne ersonnen, in dem französischen Texte verhunzt worden."

Seltsam, daß Heine kein Wort über die Wagner'sche Composition, die doch auf dem von ihm „mundgerecht für die Bühne ersonnenen" Entwurf aufgebaut war, hinzufügte! Er muß doch nach der Verständigung mit Wagner Kenntniß von dem Vorhandensein, wohl auch von der Vollendung des Werkes gehabt haben, und er hätte sicher mit einer freudigen Zuversicht auf einen besseren Erfolg davon reden können. Kein Wort über Wagners Benutzung seines Entwurfs, nur die Betonung, daß er ihn „mundgerecht für die Bühne ersonnen" habe, somit als sein geistiges Eigenthum betrachtete.

Von Wagner scheint Heine nur zu wissen, daß derselbe Paris verlassen hat. Denn in demselben Bericht, kurz nach der oben citirten Stelle und nachdem er Conradin Kreutzer vor Paris und den „abgefeimten Roués der Pariser Komödiantenwelt" gewarnt, sagt er gleichsam als Beleg für diese seine Warnung:

„Welche traurigen Erfahrungen mußte Herr Richard Wagner machen, der endlich, der Sprache der Vernunft und des Magens gehorchend, das gefährliche Project, auf der französischen Bühne Fuß zu fassen, klüglich aufgab und nach dem deutschen Kartoffelland zurückflatterte."

Ob Heine später sich in irgend einer Weise über den in Deutschland aufgeführten „Fliegenden Holländer" von Wagner geäußert hat, vermag ich nicht anzugeben: trotz emsigsten Forschens war ich nicht im Stande, irgend etwas darüber aufzufinden. — Strodtmann muß es wohl ebenso ergangen sein. — Der Wißbegierige muß sich mit dem Mitgetheilten begnügen und sich daraus ein Urtheil bilden.

*) H. Heines sämmtliche Werke, Hamburg 1867, Bd. IV. p. 385 u. f.

V.

Richard Wagners Wohnung und Aufenthalt in Paris; seine Beziehungen zu Leon Pillet, Director der großen Oper.

Es waren traurige Zeiten, die Wagner in Paris verlebte.

Er selbst bezeichnet sie in seiner Autobiographie als „unrühmliche“: man darf dreist weiter gehen und sie entwürdigende nennen — entwürdigend für den Mann, in dessen Haupte damals schon die gewaltigen Ideen gährten, welche das Opernwesen von Grund aus umgestalten sollten; entwürdigend für den Künstler, dessen Genius im Stande war, in der kurzen Dauer von wenigen Wochen ein Werk zu schaffen, wie der fliegende Holländer, das, als erster Schritt auf dem mit vollem Selbstbewußtsein eingeschlagenen neuen Wege, eine künstlerische That von größter, folgewichtigster Tragweite genannt werden muß, das als Meisterwerk für alle Zeiten gelten und als solches seine Bewunderer finden wird.

Es war eine traurige, entwürdigende Zeit für den jugendlichen Meister. dies künden die darauf bezüglichen Stellen seiner Selbstbiographie — weit mehr noch das, was sie uns ahnen lassen. Was Wagner in jenen Bekenntnissen nicht auszusprechen wagte, das ließ er offen und mit aller herber Bitterkeit, die sich in ihm angesammelt hatte, in den novellistischen Arbeiten jener Zeit, besonders in der ergreifenden Schilderung: „Ein Ende in Paris“ ausklingen. Denn daß es seine eigenen Erlebnisse sind, die er uns dort erzählt, daran zu zweifeln wäre Sünde gegen den Meister. Das Gesagte bekunden ferner noch die, wenn auch spärlichen Mittheilungen Laubes, wie auch das, was mir über jene Zeit und Wagners Leiden noch zu sagen übrig bleibt, einen neuen Beitrag dafür liefern wird.

Glasenapp erzählt in seinem früher angeführten Werke (R. Wagners Leben und Wirken, Cassel u. Leipzig 1876), daß Wagner sich bei seiner Ankunft in Paris, gegen Ende des Jahres 1839, in der Rue de la Tonnellerie einmiethete.*) Ich habe sie wohl gekannt, diese Straße de la Tonnellerie, noch bevor Wagner mit seiner Frau und seinem großen Hunde dort in einem Garni fast letzten Ranges (andere gab es in dieser Straße nicht) einzog. Nicht weit davon, in demselben Häuser-Carré, wohnte damals, sechs Treppen hoch unter dem Dache, ein deutscher Musiker, ein Kölner Landsmann und ein Universalgenie, oder nennen wir ihn bescheidener ein Allerweltsmusikante, denn er tractirte alle möglichen, selbst unmöglichen Instrumente: die Geige und das Clavier, Flöte und Horn, Pauken und Triangel, Guitarre und Piccolo, sogar das damals neumodische Cornet-à-Piston

*) Glasenapp schreibt wiederholt (Bd. II. p. 89 u. 91) „Tonneterie“. Eine Straße solchen Namens giebt und gab es in Paris nicht, ebenso wenig wie eine „Rue de la Bonneterie“. Es ist eben die oben angegebene Straße, womit auch alles Sonstige übereinstimmt.

und zum Ueberfluß noch den ledern Serpent; er nannte sich auf seiner Karte „Professeur de Musique", war Chef d'orchestre eines Balls der Barrière von zweifelhafter Güte und Dirigent eines deutschen, speciell kölnischen Männergesang-Vereins, der seine Proben und Concerte in den schiefen Dachappartements von Holds (dies war sein Name) bescheidener Wohnung des Hallenviertels abhielt. Dort kamen wir Abends, so oft es nur anging, zusammen, junge Arbeiter und Künstler, größtentheils kölnische Landsleute, und freuten uns unseres Daseins, plauderten, lachten und sangen. Es war ein lustiges Leben, das wir führten, bei dem petit vin, dem köstlichen weißen Brod und unsern Liedern und Chören. Hell und weit drang unser Gesang über die Dächer und thönernen Kaminwälder der Häuser und hinab in die engen Straßen und Gassen des Hallenviertels. Wagner hätte uns hören können und hätten wir gewußt, daß ein armer deutscher Musiker in unserer Nähe weilte, wir würden ihn hinaufgeholt haben in unseren lustigen kölnisch-pariser Mansardenhimmel; und wenn wir auch nicht im Stande gewesen wären, dem Ideen-Gange des Musiker-Meisters zu folgen, ebenso wenig wie ihn in seinem Ringen nach einer würdigen Stellung, gewünschter Beschäftigung und Anerkennung seines künstlerischen Wollens zu unterstützen, so würde er doch als deutscher Landsmann sich in unserem Kreise erfreut und die Sorgen des Tages vergessen haben. — Doch er hörte uns nicht, und wir hatten keine Ahnung davon, daß so ganz in unserer Nähe der Mann wohnte, der bald als Reformator der Oper auftreten und sich dadurch und durch seine Werke den Dank aller Deutschen und einen unsterblichen Namen erwerben sollte.

Ja, ich habe sie wohl gekannt, die alte, düstere Rue de la Tonnellerie, mit ihrer ganzen gleichartigen, ihr durchaus würdigen Umgebung: der Rue de la Fromagérie, de la petit Fripérie, du Marché-aux-Poires und wie sie alle heißen! Es war eine enge, schmutzig-düstere Straße, welche die Rue St. Honoré mit den Hallen verband, nicht lang, dafür von hohen, fünf- und sechsstöckigen Häusern eingesäumt, die alt und herabgekommen mit ihren schwarzdunklen engen Alleen, ihren kleinen düstern Boutiquen einen nichts weniger als einladenden Eindruck machten. Das ganze Viertel war noch genau dasselbe wie vor 50 und 60 Jahren und lieferte ein getreues Bild des Paris des vorigen Jahrhunderts. Wagner, der nach seinen eigenen Worten hier „eine neue Bahn, die der Revolution gegen die künstlerische Oeffentlichkeit der Gegenwart", betrat, hätte sich von seiner Wohnung aus ganz gut im Geiste in das Paris jener andern großen politischen, gegen das Königthum gerichteten Revolution von 1789 versetzen können. — Nur ausnahmsweise drang ein Sonnenstrahl in diese Gassen, die dafür auch selten von Schmutz und Koth, nimmer von Gemüseabfällen frei wurden. Denn schon um Mitternacht begannen die Maraîchers der Umgegend von Paris, welche ihre Gemüse nach den Hallen, dem Marché des Innocents, brachten, die Rue de la Tonnellerie polternd, mit dumpfem

Kollern zu durchfahren, um dann ihre Kohlköpfe und andere Gemüse-Häupter pyramidenartig an den Giebelwänden der Häuser fast bis zu den zweiten Stockwerken hinauf aufzubauen. So herrschte denn Tag und Nacht ein betäubendes Geräusch in den Straßen — das nur von uns, die wir ja sechs Stockwerk hoch über dem Erdboden und dem Himmel so nahe uns des Lebens und unserer Jugend freuten, nicht beachtet wurde. Dabei war die Rue de la Tonnellerie von immerwährenden penetranten Düften von Gemüse, Obst und Käse erfüllt, wie Zola sie in seinem „Ventre de Paris" besungen und verewigt hat, die Herrn Professor Jäger ganz bestimmt zu einem willkommenen Studium gedient hätten, die aber uns — und gewiß auch Wagner — einfach pestilenzialisch vorkamen.

Das war die Straße, in der Richard Wagner bei seiner Ankunft in Paris vor nunmehr bald fünf und vierzig Jahren wohnte, wo er kämpfte, hoffte und darbte und so herbe Enttäuschungen erlitt. Heute, und schon seit etwa 1850 (Erbauung der heutigen großen „Halles centrales"), ist sie mit ihrer ganzen Umgebung verschwunden: die boulevardartige Rue du Pont-neuf hat mit ihrer Fortsetzung die Rue de la Tonnellerie und die ganze Sippschaft der engen und schmutzigen Gassen und Gäßchen des alten Hallenviertels unbarmherzig verschlungen. Stünde es anders, existirte die Rue de la Tonnellerie heute noch, so hätten die Deutschen in Paris, wie allerorten, wohl ein Recht, das Haus, welches dem Meister von Bayreuth zur Zeit seiner Wander- und Leidensjahre in der entscheidendsten Epoche seines Lebens ein Obdach gewährte, mit einer Gedenktafel zu schmücken, wie eine solche das Geburtshaus Molières zierte.*)

* * *

Laube besuchte Richard Wagner in dieser Wohnung der Rue de la Tonnellerie. Er erzählt darüber: „Es war ein merkwürdiger Contrast, als ich nach einer langen Unterredung mit Meyerbeer hinüberging in die ärmliche Wohnung Wagners und nun diesen rhapsodiren hörte über die Zukunft der Opernmusik. Dort wohlausgeglichene Glätte des melodischen Meeres, hier Sturm und Ungewitter in den Wogen; dort mühsam erworbene Ruhe, hier Unruhe; dort Reichthum der äußeren Mittel, hier Armuth." — Trotz diesen Gegensätzen der Verschiedenartigkeit der künstlerischen Anschauungen und Thätigkeit der beiden Componisten, war Meyerbeer, nach Wagners eigenen Aeußerungen, doch der einzige Mensch, der dem armen thatendurstigen Musiker beistand und ihm die Wege zu dem geträumten Ziel zu ebnen trachtete. Wagner hatte Meyerbeer auf seiner Reise von London nach Paris

*) Dasselbe befand sich in der alten Rue de la Tonnellerie, Nr. 33. Heute ist es mit der Straße verschwunden. Doch hat man dafür das auf seiner Stelle in der neuen Rue du Pont-neuf erbaute Haus, mit Nr. 31 bezeichnet, mit der betreffenden Denktafel geschmückt. Hat Wagner 1839 nun wirklich in diesem Hause Nr. 33 (wie Glasenapp angiebt), und nicht in dessen Nähe gewohnt, so stünde dem Anbringen einer solchen Gedenktafel in Bezug auf die Platzfrage auch heute noch nichts im Wege.

kennen gelernt, ihn mit den beiden ersten fertigen Acten seines „Rienzi", mit seinen Wünschen und Hoffnungen bekannt gemacht, und Meyerbeer sagte dem Landsmann und Collegen „auf das Freundlichste seine Unterstützung in Paris zu".

Wagner sagt also und erzählt dann weiter. — Ich citire die Worte seiner Autobiographie, damit wir seine Beziehungen zu Leon Pillet, dem Director der Pariser großen Oper, vorerst durch ihn selbst kennen lernen. Auch halte ich dies in Bezug auf den Meister für passender, als eine schon mehrfach beliebte Umschreibung seiner Mittheilungen.

„Mit sehr wenig Geld, aber den besten Hoffnungen betrat ich nun Paris. Gänzlich ohne alle Empfehlungen, war ich einzig nur auf Meyerbeer angewiesen; mit der ausgezeichnetsten Sorgsamkeit leitete dieser für mich ein (in der Ausgabe von 1871 lautet dieser Satz: „schien dieser für mich einzuleiten"), was irgend meinen Zwecken dienlich sein konnte, und gewiß wäre ich bald zu einem erwünschten Ziele gekommen, hätte ich es nicht so unglücklich getroffen, daß gerade während der ganzen Zeit meines Pariser Aufenthalts Meyerbeer meistens und fast immer von Paris fern war. Auch aus der Entfernung suchte er mir zwar nützlich zu sein, nach seinen eigenen Voraussagungen konnten briefliche Bemühungen aber da von keinem Erfolg sein, wo höchstens das unausgesetzte persönliche Eingreifen von Wirkung werden kann."

Dieser Beistand Meyerbeers bezog sich vorerst auf Empfehlung des deutschen Musikers an den Director des Renaissancetheaters, auf welcher Bühne Wagner seine Magdeburger Oper: „Das Liebesverbot" einzuführen trachtete. Das Theater machte bankerott und die bereits eingeleitete Aufführung unterblieb. Wagner arbeitete nun wieder an seinem „Rienzi" und besuchte dabei die drei lyrischen Theater. Seine scharfe Kritik und Abweisung der damaligen italienischen Oper berührt uns hier nicht, wohl aber das, was er über die große Oper sagt. In der Autobiographie von 1842 und 1871 lautet die darauf bezügliche Stelle:

„Die große Pariser Oper ließ mich gänzlich unbefriedigt durch den Mangel allen Genies in ihren Leistungen: Alles fand ich gewöhnlich und mittelgut. Die Mise-en-scène und die Decorationen sind mir, offen gesagt, das liebste an der ganzen Académie royale de musique."

Dies harte Urtheil ergänzt Wagner in der 1872 erschienenen „Mittheilung an meine Freunde" folgendermaßen und hier klingen seine Worte über die Mise-en-scène wahrhaft begeistert:

„Wenn ich den glänzenden Aufführungen der großen Oper beiwohnte, was übrigens nicht häufig geschah, so stieg mir eine wollüstig schmeichlerische Wärme auf, die mich zu dem Wunsche, zu der Hoffnung, ja zu der Gewißheit erhitzte, hier noch triumphiren zu können: dieser Glanz der Mittel, von einer begeisternden künstlerischen Absicht verwendet, schien mir der Höhepunkt der Kunst zu sein, und ich fühlte mich durchaus nicht unfähig, diesen Höhe-

punkt zu erreichen. Außerdem entsinne ich mich einer sehr bereitwilligen Stimmung, mich an allen Erscheinungen jener Kunstwelt zu erwärmen, die irgendwie meinem Ziele verwandt sich darstellten: das Seichte und Inhaltlose verdeckte sich mir durch einen Glanz der sinnlichen Erscheinung, wie ich ihn noch nie wahrgenommen hatte."

Endlich sollte er auch mit dem Leiter der großen Oper, Leon Pillet, in Berührung kommen und seinen Wünschen in Bezug auf die Composition einer Oper für die Académie royale de musique näher treten dürfen — wenn auch wiederum ohne Erfolg — vielleicht zu seinem Heil und dem seines deutschen Vaterlandes!

Wie dies gekommen und was daraus erfolgte, erzählt Wagner in seiner Niederschrift vom Jahre 1842 also:

„Plötzlich (im Sommer 1840) erschien Meyerbeer auf eine kurze Zeit wieder in Paris. Mit der liebenswürdigsten Theilnahme erkundigte er sich nach dem Stande meiner Angelegenheiten und half, wo er nur konnte („und wollte helfen", heißt es 1871). Nun setzte er mich auch in Verbindung mit dem Director der großen Oper, Leon Pillet, es war dabei auf eine zwei- oder dreiactige Oper abgesehen, deren Composition für dieses Theater mir anvertraut werden sollte. Ich hatte für diesen Fall mich bereits mit einem Sujet-Entwurf vorgesehen. Der fliegende Holländer, dessen innige Bekanntschaft ich auf der See gemacht hatte, fesselte fortwährend meine Phantasie, dazu machte ich die Bekanntschaft von H. Heines eigenthümlicher Anwendung dieser Sage in einem Theile seines „Salons", besonders die von Heine erfundene, echt dramatische Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Oceans gab mir Alles an die Hand, diese Sage zu einem Opernsujet zu benutzen. (Die hiervon abweichende Lesart von 1871 haben wir im dritten Abschnitt kennen gelernt.) Ich verständigte mich darüber mit Heine selbst, verfaßte den Entwurf und übergab ihn dem Herrn Leon Pillet, mir danach ein französisches Textbuch machen zu lassen.*)

„So weit war Alles eingeleitet, als Meyerbeer abermals von Paris fortging und die Erfüllung meiner Wünsche dem Schicksal überlassen mußte. Bald war ich erstaunt, von Pillet zu erfahren, daß ihm der von mir überreichte Entwurf so sehr gefallen, daß er wünschte, ich träte ihm denselben ab. Er sei nämlich genöthigt, einem ältern Versprechen gemäß einem andern Componisten baldigst ein Opernbuch zu übergeben: der von mir verfaßte Entwurf scheine ihm ganz zu solchem Zwecke geeignet, und ich würde wahrscheinlich kein Bedenken tragen, in die gebetene Abtretung einzuwilligen, wenn ich überlegte, daß ich vor dem Verlauf von vier Jahren mir unmöglich Hoffnung machen könnte, den unmittelbaren Auftrag zur Composition einer Oper zu erhalten, da er erst noch Zusagen an mehrere Candidaten der

*) Eine Wiederholung dieser schon früher citirten kurzen Stelle war hier nicht zu umgehen, der Leser mag sie mir deshalb vergeben.

großen Oper zu erfüllen habe; bis dahin dürfte es mir natürlich doch auch zu lang werden, mich mit diesem Sujet herumzutragen, ich würde ein neues auffinden und mich gewiß über das gebrachte Opfer trösten. Ich bekämpfte hartnäckig diese Zumuthung, ohne jedoch etwas Anderes, als die vorläufige Vertagung der Frage ausrichten zu können. Ich rechnete auf eine baldige Wiederkunft Meyerbeers und schwieg."

Gar oft wird Wagner bei diesen Verhandlungen den Weg von seiner düstern Wohnung nach der Rue Lepelletier, oder vielmehr nach der Rue Grange Batelière (seit 1851 Rue Drouot), wo sich die Administration der großen Oper (in dem ehemaligen Hotel des Herzogs von Choiseul), befand, gemacht haben, um dort in dem Vorzimmer des Cabinets des Directors lange bittere Stunden des Wartens zu durchleben, bis es endlich dem Herrscher des Pariser Operntempels gefiel, den deutschen Musiker anzunehmen — oder abzuweisen und auf einen andern Tag zu vertrösten! Davon hat Wagner uns in seiner Selbstbiographie nichts erzählt; bittere Scham und Zorn mußten ihm solchen Bericht unmöglich machen und den Mund verschließen. Dafür redete er an anderer Stelle und machte seinem empörten Herzen über eine solche ihm widerfahrene entwürdigende Handlungsweise Luft. In der von bitterem Weh durchtränkten Novelle „Ein Ende in Paris", schildert er mit grellen Farben, mit überwallender Entrüstung solche Antichambre-Scenen, und keinen Augenblick darf daran gezweifelt werden, daß, wenn Wagner sie auch einem Dritten in den Mund legt, es seine eigenen Erlebnisse, seine eigensten Empfindungen sind, die er dort kundgiebt, und die somit eine unbestrittene Ergänzung seiner Autobiographie bilden. Wir müssen sie kennen lernen.

Der deutsche Künstler, welcher all' seine Hoffnungen grausam vernichtet sieht, der arm, verzweifelnd, dem Wahnsinn nahe, Paris durchirrt, sich in ein enges Gäßchen auf dem Montmartre verkriecht, um dort zu sterben, wird von dem einzigen theilnehmenden Freunde — einem Landsmanne natürlich! — den er in Paris getroffen, mit allem Eifer gesucht, ohne daß es diesem gelingen will, den „bejammernswerthen Freund" zu finden. „An allen Orten, die mit der Musik nur einigen Zusammenhang hatten, erkundigte er sich: — nirgends aber auch nur die geringste Nachweisung! Nur in den heiligen Antichambren der Oper entsannen sich die Untersten der Angestellten einer traurigen, kläglichen Erscheinung, die sich oft gezeigt und auf Audienzen gewartet habe, von der man natürlich aber weder Namen noch Wohnung wußte." — Endlich erhält er einen Brief, in dem der so eifrig Gesuchte und bis jetzt Unauffindbare ihm schreibt: „Lieber, komm', mich sterben zu sehen!" Die Adresse ist beigefügt und der Freund findet den Musiker in seiner Dachwohnung des engen Gäßchens auf dem Montmartre. Im Verlauf dieses letzten Gesprächs, das Beide zusammen haben, enthüllt der Musiker dem Freund sein Inneres, schildert ihm bald mit Worten, schmerzdurchzuckt, bald mit einer beißenden Ironie, was er gelitten, wie es

geschehen und durch wen. „Höre!“ — so sagt er — „wenn ich es recht überlege, und des Zustandes gedenke, in welchem Du mich jetzt antriffst, so finde ich für unnöthig, Dich versichern zu müssen, daß mein Schicksal kein schönes gewesen sei. Fast brauche ich Dir wohl auch nicht die Einzelheiten aufzuzählen, in denen mein enthusiastischer Glaube umkam. Es genüge zu sagen, daß es nicht Klippen waren, an denen ich scheiterte! — O, glücklich der Schiffbrüchige, der im Sturm zu Grunde geht! — Nein, daß es Sumpf und Morast war, in dem ich versank. Dieser Sumpf, mein Theurer, umgiebt aber alle die stolzen, glänzenden Kunsttempel, nach denen wir armen Narren mit solcher Inbrunst wallfahrten, als ob in ihnen das Heil der Seele zu erwerben wäre. Glücklich der Leichtfertige! Mit einem einzigen gelungenen Entrechat ist er im Stande, über den Sumpf hinwegzusetzen. Glücklich der Reiche! Sein wohlzugerittenes Pferd bedarf nur eines Druckes der goldenen Sporen, um ihn schnell hinüber zu tragen. Wehe aber dem Enthusiasten, der, diesen Morast für eine blühende Wiese haltend, rettungslos in ihm versinkt und Fröschen und Kröten zur Speise wird! — Siehe, mein Guter, dies böse Ungeziefer hat mich verzehrt, es ist kein Tropfen Blutes mehr in mir! — Soll ich Dir sagen, wie es mir ging? — Warum dies! — Du siehst mich unterliegen; es genüge daher nur noch zu sagen, daß ich nicht auf dem Schlachtfelde erlegt wurde, sondern daß ich — entsetzlich ist es zu sagen! — in den Antichambren vor Hunger umkam! Es ist etwas Furchtbares, diese Antichambre, und wisse, daß es in Paris deren viele, sehr viele giebt, — mit Bänken sowohl von Sammet als von Holz, geheizt und nicht geheizt, gepflastert und nicht gepflastert! —

„In diesen Antichambren habe ich ein schönes Jahr meines Lebens verträumt. Mir träumte da viel und wunderbar, tolle, fabelhafte Dinge aus „Tausend und eine Nacht“, von Menschen und Vieh, von Gold und von Schmutz. Mir träumte von Göttern und von Contrabassisten, von brillantenen Tabatièren und ersten Sängerinnen, von Atlasröcken und verliebten Lords, von Choristinnen und Fünffrankenstücken. Dazwischen war es mir oft, als hörte ich den klagenden geisterhaften Ton einer Hoboe; dieser Ton durchdrang mir alle Nerven und durchschnitt mein Herz. Eines Tages, als ich am allerverwirrtesten geträumt und jener Hoboe-Ton mich am schmerzlichsten durchzuckt hatte, wachte ich plötzlich auf und fand, daß ich wahnsinnig geworden sei. Ich entsinne mich zum wenigsten, daß ich — was ich so oft gethan — vergaß, nämlich dem Theaterdiener meine tiefste Verbeugung zu machen, als ich die Antichambre verließ — beiläufig gesagt, der Grund, daß ich nie wieder wagte, in dieselbe zurückzukehren, denn wie würde mich der Diener empfangen haben!“

Es wird unnöthig sein, ähnliche noch folgende Stellen hier mitzutheilen, das Gesagte dürfte genügen, um begreiflich zu machen, welche Demüthigungen Wagner bei seinem Antichambriren vor Leon Pillets Cabinet zu erdulden, hinunter-

zuwürgen hatte. Was war auch dem allmächtigen Director der Académie royal de Musique, der so vielfach in Anspruch genommen, von allen Seiten umschmeichelt wurde — was war diesem Manne der arme unbekannte deutsche Musiker, der da die tolldreiste Idee hatte, eine Oper für das Welttheater der Rue Lepelletier zu schreiben?

Noch Schmerzvolleres, Demüthigenderes als Wagner es an beiden Orten schilderte, war ihm bei der letzten entscheidenden Unterhandlung mit Leon Pillet zu Theil geworden. Ich erfuhr es später von einem Augenzeugen, und werde es dem Leser nicht vorenthalten. Vorerst mag Wagner die Katastrophe, welche nicht ausbleiben konnte, selbst erzählen:

Nach dem Winter 1840 auf 1841, den er durch Lohnarbeit für Schlesinger, nach seinen eigenen Worten „auf das Unrühmlichste" verbrachte, zog er auf das Land nach Meudon. Dort war es, wo sich das Schicksal seines Opern-Entwurfs, und man darf dreist sagen, sein eigenes entschied. Er sagt darüber: „Ich erfuhr, daß mein Entwurf des Textes zum „Fliegenden Holländer" bereits einem Dichter, Paul Fouché, übergeben war, und ich sah, daß, erklärte ich mich endlich zur Abtretung desselben nicht bereit, ich unter irgend einem Vorwande gänzlich darum kommen würde. Ich willigte also endlich für eine gewisse Summe in die Abtretung meines Entwurfes ein. Ich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als mein Sujet selbst in deutschen Versen auszuführen." — Nun componirte Wagner in einer mächtig auflodernden Begeisterung die ganze Oper in sieben Wochen und sandte die fertige Partitur, auf Meyerbeers Unterstützung bauend, an diesen nach Berlin. Doch er sollte hier noch lange auf das Inslebentreten seines Werkes zu warten haben. Die erste Aufführung des „Fliegenden Holländer" fand (nach dem „Rienzi") am 2. Januar 1843 in Dresden statt, Cassel folgte, dann Riga, beide noch in demselben Jahre, und erst 1844 erschien dies erste reformatorische Werk Wagners auf der Berliner Hofbühne, um dann, nach der Weimarer Aufführung unter Liszt, seinen Weg nach allen deutschen Bühnen zu finden, allüberall ungewöhnlichen, tiefen Eindruck und glühende Begeisterung erregend.

Was war mittlerweile aus dem von Wagner dem Director der großen Oper „für eine gewisse Summe" abgetretenen scenischen Entwurf des fliegenden Holländers geworden?

Meine eigenen Erlebnisse werden diese Frage beantworten.

(Schluß folgt.)

Illustrirte Bibliographie.

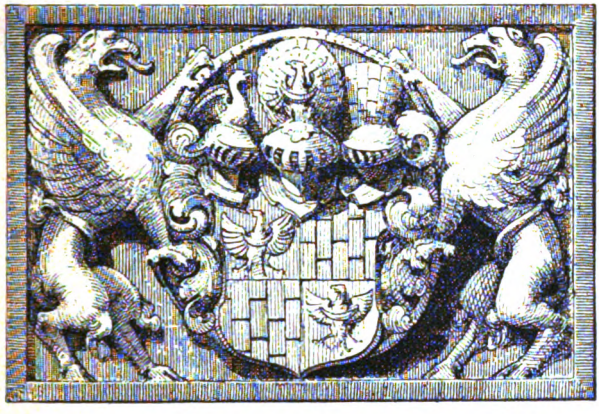
Deutsche Renaissance in Schlesien. Aufgenommen und herausgegeben von Max Bischof, Architekt in Dresden. Leipzig, E. A. Seemann

Als Separatausgabe aus Ortwein-Scheffers „Deutsche Renaissance" erscheinen unter obigem Titel sechs Lieferungen dieses schönen Prachtwerks. Die vorliegenden vier beschäftigen sich mit den Renaissance-Denkmalen der Städte Breslau, Neisse, Oels und Liegnitz.

Die Stadt Breslau hat zwar keine Kunstwerke der Renaissancezeit von hervorragender Bedeutung aufzuweisen, sie bietet aber gewisse Eigenthümlichkeiten dar, die einen sicher ausgebildeten Localstil erkennen lassen. Sowohl die bildende Kunst als das Kunstgewerbe liefern reichliches Material, ein Material, welches ein fast lückenloses Bild von den frühesten Anfängen des neuen Stils und seiner Entwickelung bis zum schließlichen Verfall der Kunstformen zu entwerfen gestattet. Im 16. und 17. Jahrhundert herrschte in Breslau eine rege Bauthätigkeit. Es waren theils heimische, theils von außen herangezogene Meister, welche in der Formensprache der Renaissance zu dem Bewohner Schlesiens redeten.

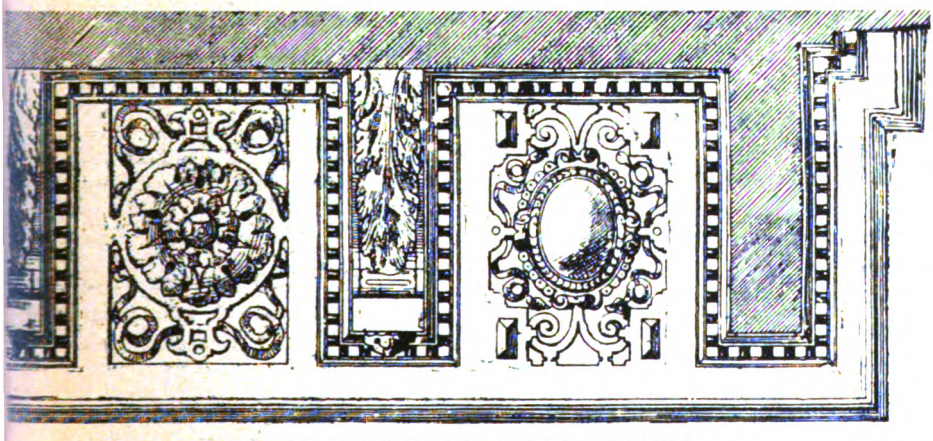
Wir können an dieser Stelle natürlich nur der hervorragendsten Denkmäler Erwähnung thun, die in der reichen Sammlung Bischofs bildlich dargestellt und in Worten erläutert sind. Zu diesen zählen wir gewisse Giebelhäuser vom Breslauer Ring, welche sich wie wenige derartige Baudenkmäler bis zum heutigen Tage ziemlich unangetastet erhalten haben. Nur selten läßt sich ein Giebelhaus des 16. Jahrhunderts in seiner ursprünglichen Form wiedererkennen, am allerwenigsten, wenn als Material Ziegelsteine mit Verputz zur Anwendung kamen. Der frei aufragende Giebel war viel zu sehr Wind und Wetter oder Brandschäden ausgesetzt, als daß nicht wiederholte Veränderungen und Erneuerungen der Façade nothwendig gewesen wären. Das Giebelhaus am Breslauer Ring Nr. 2 (Blatt 6) hat sich ziemlich unverändert erhalten: am Giebelfuß sind heraldische Greifen angebracht. Schwache Gesimse trennen die einzelnen Stockwerke und lassen vermuthen, daß die glatten Flächen einst durch Malereien belebt waren. Nach dem reich verzierten Portal zu schließen, das im „Metallbeschlagstil" gehalten ist, stammt dieses Haus aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Ein zweiter höchſt merkwürdiger Ueberreſt aus den Zeiten der Zünfte bildet die Innungsſtube der Lohgerber (Blatt 10). Wo ehedem die trüben Fluthen der Ohle durch die Stadt floſſen und noch heut die letzten Ueberreſte jener düſteren Holzbauten zu finden ſind, die in unheimlichen Gallerien und Stiegen ſich nach dem Fluſſe



1. Wappen der Stadt Liegnitz.
Aus: Deutſche Renaiſſance in Schleſien. (Leipzig. E. A. Seemann.)
Phototypiſche Reproduction.

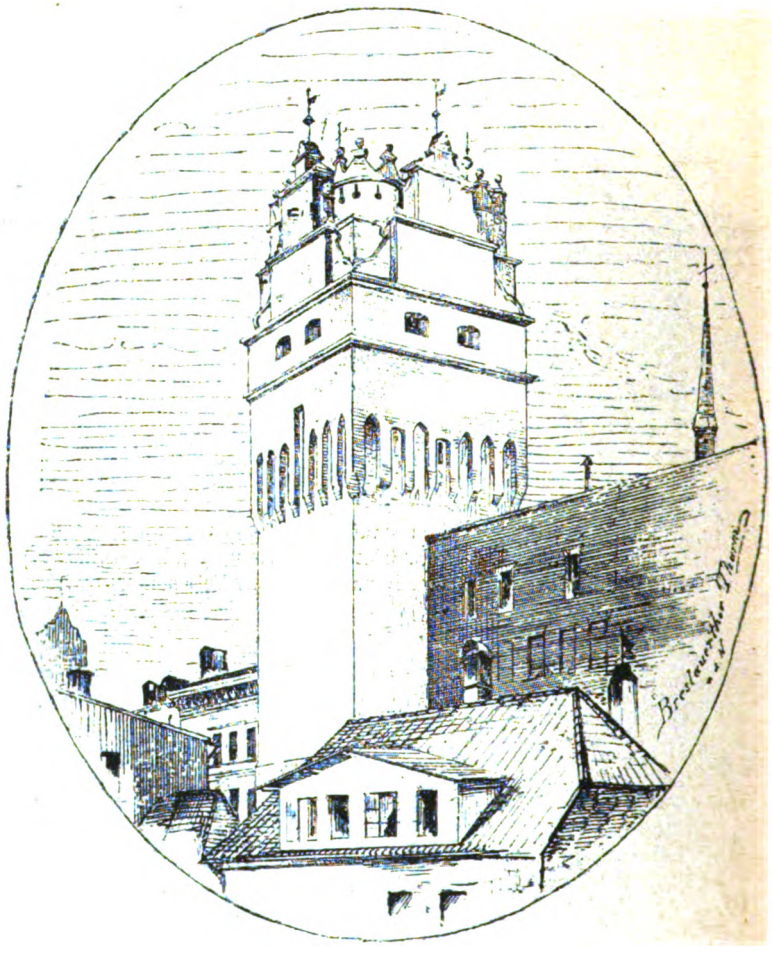
zu öffneten, haben ſich in einem maſſiven Hauſe zwei in ihren Dimenſionen allerdings ſehr beſcheidene Räume erhalten, welche dem Eintretenden ein unverfälſchtes Bild der alten Zeit vorführen. Es iſt dies die erwähnte Innungsſtube der Loh- und Weißgerber mit



2. Detail vom Grabdenkmal Caspar von Logaus in Neiſſe.
Aus: Deutſche Renaiſſance in Schleſien. (Leipzig. E. A. Seemann.)
Phototypiſche Reproduction.

einem ſchmalen Nebenraume. Sie bildete den Verſammlungsort der Genoſſenſchaft, wo die gemeinſamen Intereſſen beſprochen und ernſte Berathungen abgehalten wurden. Aber auch manch fröhliches Gelage müſſen dieſe Räume geſehen haben, wie man aus der ſtattlichen Sammlung von Tiſch- und Trinkgeräthſchaften ſchließen darf.

Von den überaus zahlreichen Arbeiten mit eingelegtem Holze giebt auch Bischof nur einige der besten wieder. Die kunstreichsten und mustergiltigsten Intarsien befinden sich in der Maria-Magdalenenkirche und in einer südlichen Seitenkapelle der Elisabeth-

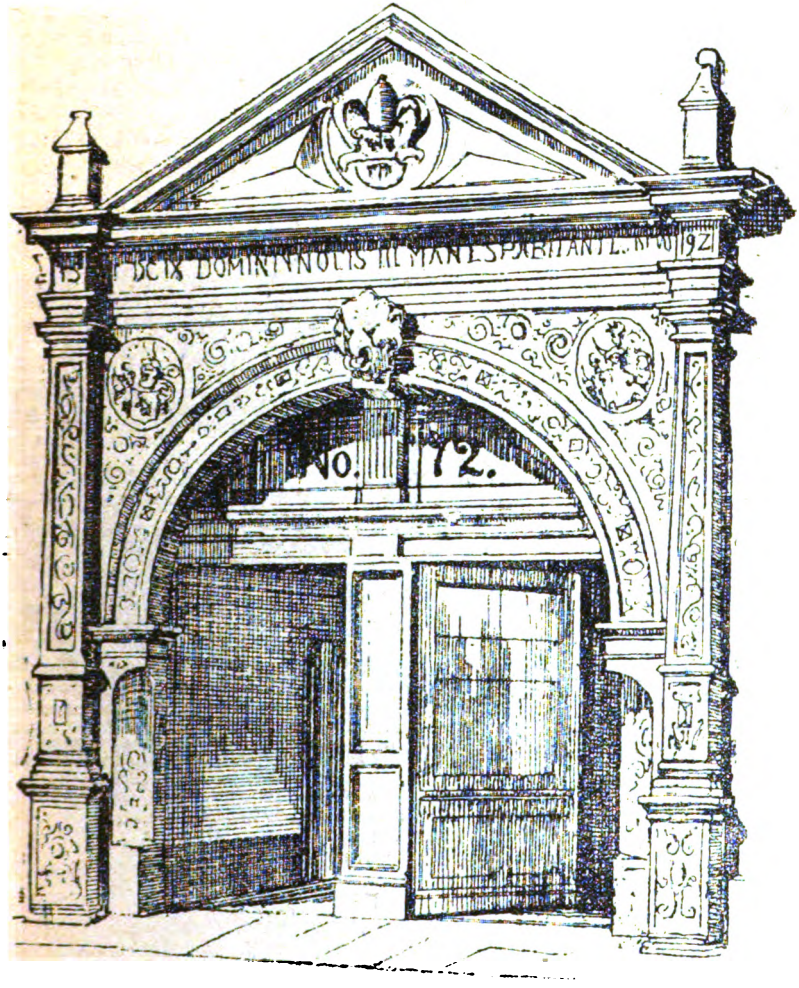


3. Breslauerthor-Thurm in Neisse.
Aus: Deutsche Renaissance in Schlesien. (Leipzig, E. A. Seemann.)
Phototypische Reproduction.

kirche (Blatt 11—14). Auch in dem Rathhause findet der aufmerksame Beschauer eine große Anzahl kunstvoller Intarsien.

Wer Möbel und Geräthe der Renaissancezeit in Schlesien (Blatt 15—18) kennen lernen will, hat sie im Museum schlesischer Alterthümer zu suchen. Das genannte Institut wurde im Anfang des Jahres 1858 gegründet und erfreut sich heut allseitig reger Betheiligung von Seiten der Provinz und des lebhaften Besuchs der einheimischen Bevölkerung und kunstverständiger Durchreisender. Eines der werthvollsten Möbel der

Alterthümersammlung ist ein (bei Bischof auf Blatt 15 abgebildeter) Tisch von quadratischer Grundform. Kräftig und solid gebaut, ist er besonders anziehend wegen der eingelegten Arbeit der Platte. Von den Ecken ausgehend, woselbst die vier Evangelisten dargestellt sind, ist sie von einem trefflich behandelten Fries umgeben, und zwar



4. Portal vom Jahre 1592 in Neisse.]
Aus: Deutsche Renaissance in Schlesien. (Leipzig, E. A. Seemann.)
Phototypische Reproduction.

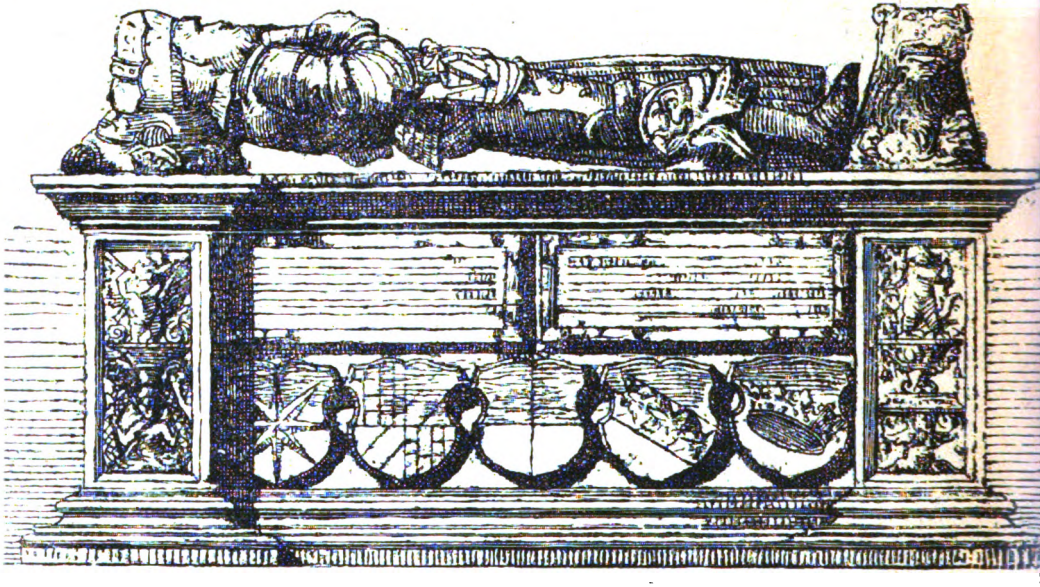
in ähnlicher Weise, wie dies bei den oben erwähnten Intarsien in der Seitenkapelle der Elisabethkirche der Fall ist. Die Form des Untergestells, ein sogenannter Hundekasten, kehrt in Schlesien öfter wieder.

Von Gefäßen des Museums erwähnen wir nur den in Kupfer getriebenen Krug des Bartholomäus von Rosenberg, dessen Name am Halse des Kruges geschrieben steht, vom Jahre 1595, mit dem hübschen Sprüchlein:

Der Neider haſſet, was er ſieht,
Und muß doch leiden, was geſchieht,
Ich laſſe neiden, wer da will,
Ich trau auf Gott, das iſt mein Ziel.

Ein hervorragend ſchöner irdener Krug befindet ſich ferner in der Privatſammlung des Herrn Sanitätsrath Grempler. Er iſt 25 Centimeter hoch und trägt in einem Wappen die Jahreszahl 1587. Grau und blau glaſirt, zeichnet er ſich vor ähnlichen Siegburger Fabrikaten namentlich durch den zierlichen Ausguß aus.

Auch die kleineren Städte Schleſiens bieten des Intereſſanten viel und mannigfaches. So verdankt Neiſſe einer Reihe geiſtig hervorragender Biſchöfe eine Blüthezeit der Kunſt und Wiſſenſchaft, des Handels und Gewerbes. Zeugen dieſer Blüthezeit ſind außer der Pfarrkirche zu St. Jacob und dem Rathhauſe die vielen ſtattlichen



5. Grabmal des Herzogs Johann in der Pfarrkirche in Oels.
Aus: Deutſche Renaiſſance in Schleſien. (Leipzig, E. A. Seemann.)
Phototypiſche Reproduction.

Giebelhäuſer, welche von wohlhabenden Bürgern erbaut wurden und der Stadt ein überaus maleriſches Gepräge geben.

Die enggewölbten Stadtthore ſind dem Bedürfniß der Neuzeit zum Opfer gefallen: nur einige Thorthürme ſtehen noch. Der ſchönſte von ihnen iſt der Breslauerthor-Thurm, den wir unſern Leſern in verjüngter Reproduction vorführen. Er ſteht beim Eingang in die Stadt, am Ende der Breslauer Straße und ſcheint im Weſentlichen eine Anlage aus dem Mittelalter zu ſein. Nur der etwas barocke Aufſatz bezeichnet eine ſpätere Periode: runde Wartthürmchen mit Schießſcharten gruppiren ſich mit vier aufſteigenden Giebeln zu einem an Kryſtallbildungen erinnernden Ganzen, deſſen Zinnen mit Steinkugeln und Wetterfahnen bekrönt ſind. Unſere Abbildung 4. ſtellt ein Portal vom Jahre 1592 dar mit biſchöflichem Wappen. Die Inſchrift des ſchönen Bauwerks lautet: Benedic domine domum istam et omnes habitantes in ea.

Unſere Abbildung 2. bietet ein ſchönes Detail von dem Denkmal des Biſchofs

Caſpar von Logau († 1547). Es befindet ſich in einer Seitenkapelle in der Pfarrkirche zu St. Jacob, einer gothiſchen Hallenkirche, die ſich durch eine Raumwirkung von ſeltener Schönheit auszeichnet. Der Weſtgiebel dieſer Kirche wurde nach einem Brande von Balthaſar von Promnitz 1543 in Holz mit Kupfer bekleidet hergeſtellt. Die Pfarrkirche zu St. Jacob iſt auch reich an Schmiedearbeiten von theils künſtleriſch hervorragender, theils für die Zeit charakteriſtiſcher Bedeutung.

In Oels zieht die Hauptaufmerkſamkeit des Kunſtfreundes das herzogliche Schloß auf ſich. Es iſt der Hauptſache nach eine Schöpfung Karls II., der es bis zum Jahre 1616 vollendete.

In der Pfarrkirche zu Oels befindet ſich das Grabmal des 1565 verſtorbenen Herzogs Johann von Münſterberg-Oels und ſeiner Gemahlin Chriſtina (Abbildung 5.), es iſt in den Formen der Frührenaiſſance von dem Meiſter Oslew aus Würzburg hergeſtellt.

Das Schloßportal zu Liegnitz zählt ſeinen Größenverhältniſſen nach zu den bedeutendſten Werken der Frührenaiſſance in Schleſien. Es wurde unter der Regierung Friedrichs II. (1488—1547) vielleicht ſchon 1527 begonnen, aber erſt nach deſſen Tode beendet. Das ganze Werk wurde in neueſter Zeit ſtark reſtaurirt und dadurch wurden die alten Formen zum Theil verwiſcht.

Der Text zu Biſchofs Abbildungen wird erſt der Schlußlieferung beigefügt werden. Wir müſſen uns demnach ein abſchließendes Urtheil bis dahin vorbehalten. Die Zeichnungen ſind treffend ausgewählt und auf dem Wege autographiſchen Druckes glücklich ausgeführt. rl.

Heinrich Heine's Memoiren und neu geſammelte Gedichte, Proſa und Briefe. Mit Einleitung herausgegeben von Eduard Engel. Zehntes Tauſend. Hamburg. Hoffmann und Campe.

Herr Engel hätte dieſem Buche ebenſogut den Titel geben können: Wie macht man einen Supplementband? Schon der äußere Anblick des Büchleins, deſſen großer Erfolg in Deutſchland durch die Notiz „Zehntes Tauſend" feſtgeſtellt zu ſein ſcheint, zeigt, daß wir es hier mit der neumodiſchen Krankheit der Buchmacherei zu thun haben, die diesmal einen Namen wie Heinrich Heine zu ihren Zwecken mißbraucht. Welchem gebildeten Deutſchen wäre nicht jeder noch ſo unbedeutende Nachtrag zu Heines Werken willkommen? Bauſcht man aber ein kleines Schriftchen des Dichters durch häßliche Reclame zu einem hervorragenden Werke auf, ſchickt man demſelben eine 79 Seiten umfaſſende Einleitung voraus, hängt man ihm „neue Briefe" an, die durchaus nicht neu ſind, ſo vergeht man ſich gegen ſein Andenken und gegen den ernſten Leſer.

Wir dürfen ſolche Vorwürfe nicht ohne Begründung laſſen.

Die eigentlichen Memoiren Heines umfaſſen nur hundert Seiten dieſes weitläufig gedruckten, mit breiten Rändern verſehenen Buches. Dieſen Memoiren folgen ſogenannte Varianten, ſo unwichtig und unbedeutend, daß ſie recht wohl unter dem Texte Raum gefunden hätten. Die Briefe aus Helgoland über die Juli-Revolution, welche in dem Supplementband volle fünfzig Seiten einnehmen, kennt das deutſche Volk ſeit vierzig Jahren; wozu ſie der Herausgeber hier wieder abdruckt, mag er und ſein Verleger wiſſen, wir verſtehen es nicht.

Noch weniger aber begreifen wir, zu welchem Zwecke Engel die Briefe an Caroline Jaubert, die aus den „Souvenirs" bekannt ſind, und ferner die reizenden Briefe an die Mouche in die Memoirenſammlung aufgenommen hat. Die Erinnerungen der Camilla Selden — ſo heißt bekanntlich die Mouche — ſind ja erſt in allerjüngſter Zeit in autoriſirter deutſcher Ueberſetzung (bei Coſtenoble in Jena) erſchienen und ſtehen Jeder-

mann für — wenn wir nicht irren — 2 Mark zur Verfügung. Hätte uns Enge wenigstens die deutschen Originalbriefe geboten! Er giebt uns aber eine Rückübersetzung aus der französischen Uebertragung — und das muß der deutsche Leser als Heines Briefe in den Kauf nehmen.

Wir wollen gerecht sein. Herr Engel hat die Briefe recht hübsch aus dem Französischen übersetzt, es hätte das gewiß Niemand besser gemacht; aber es sind nicht Heines Briefe, die wir erhalten. Ein Beispiel soll uns zeigen, wie groß noch immer der Unterschied zwischen der vorzüglichsten Uebersetzung und dem Original ist. Wir beginnen auf's Gerathewohl beim ersten Briefe, vom 20. Juni 1855.

Bei Heine heißt es:

Sehr liebenswürdige
und ehrenwerthe Person!

Ich bedauere sehr, daß ich Sie letzthin nur wenige Augenblicke sehen konnte. Sie haben einen äußerst vortheilhaften Eindruck hinterlassen, und ich sehne mich nach dem Vergnügen, Sie recht bald wiederzusehen. — Wenn es Ihnen möglich ist, kommen Sie schon morgen, in jedem Falle, sobald es Ihnen Ihre Zeit erlaubt. Sie kündigen sich an, wie letzthin. Den ganzen Tag bin ich zu jeder Stunde bereit, Sie zu empfangen. Die liebste Zeit wäre mir von 4 Uhr bis so spät Sie wollen.

Trotz meines Augenleidens schreibe ich eigenhändig, weil ich jetzt keinen vertrauten Secretair besitze. — Ich habe heftiges Ohrensausen und bin noch immer sehr leidend.

Ich weiß nicht, warum Ihre liebreiche Theilnahme mir so wohl thut, warum ich abergläubischer Mensch mir einbilden will, eine gute Fee besuchte mich in trüber Stunde. Sie war die rechte Stunde. — Oder sind Sie eine böse Fee?

Ich muß das wissen.

Ihr

Heinrich Heine.

Engels Rückübersetzung lautet:

Liebenswürdigste und reizendste Person!

Ich bedaure lebhaft, Sie neulich so wenig gesehen zu haben. Sie haben mir einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen, und ich empfinde ein großes Verlangen, Sie wiederzusehen. Kommen Sie von morgen ab, wenn es Ihnen möglich ist, unter allen Umständen. Kommen Sie so bald wie möglich. Ich bin bereit, Sie zu jeder Stunde zu empfangen, jedoch wäre mir's am liebsten von 4 Uhr bis — so spät wie Sie wollen.

Ich schreibe Ihnen selbst, trotz meiner schwachen Augen, und zwar weil ich im Augenblick keinen Secretair habe, auf den ich mich verlassen kann. Meine Ohren sind betäubt von allerlei widerwärtigem Geräusch, und ich bin die ganze Zeit sehr leidend gewesen.

Ich weiß nicht, warum Ihre liebevolle Sympathie mir so wohl thut, ich abergläubisches Wesen — bilde ich mir doch ein, mich hat eine gute Fee in der Stunde der Trübsal besucht.

Nein, war die Fee gut, so war auch die Stunde eine Stunde des Glücks. Oder wären Sie eine böse Fee?

Ich muß das wissen.

Ihr

Heinrich Heine.

Man sieht, wie viel das Original trotz der trefflichen Uebersetzung verloren hat. Dieser Umstand und der nicht minder beachtenswerthe, daß die Briefe gleichzeitig im Original geboten werden, hätte dem Herausgeber und dem Verleger klar machen müssen, daß der Text von Seite 323—340 nicht in die Memoiren Heinrich Heines aufzunehmen war. Auch noch über manches Andere, was in dasselbe Capitel schlägt, würden wir mit dem Herausgeber rechten, ohne darum sein Verdienst schmälern zu wollen. Engels Einleitung ist gründlich, klärend und belehrend, seine Anmerkungen zum poetischen und prosaischen Text treffend und unterrichtend. Den kleinen Schnitzer, den er sich auf Seite 307 zu Schulden kommen läßt, wo er zum Vers:

„Nachtwächter heiraten Nachtigall'n"

Dingelstedt und Jenny Lind statt Jenny Lutzer bemerkt, wird man ihm nicht zu schwer anrechnen.

Die Memoiren selbst haben — man darf das wohl sagen, wenn man wahr sein will — ein wenig enttäuscht. Die Schuld trifft nicht Heine. Er hatte vielleicht diese Fragmente noch gar nicht für druckreif erklärt. Einzig und allein die Reclame hatte unsere Erwartungen so hoch gespannt, daß die Enttäuschung unvermeidlich war.

Die Memoiren umfassen nicht mehr als die Knabenjahre des Dichters; der Stil, in welchem diese Ereignisse der frühesten Jugend erzählt werden, kommt zwar oft der Schreibweise in den besseren Werken Heines nahe, aber der Stoff ist doch ein viel zu unbedeutender, als daß das Ganze eine besondere Wirkung üben sollte. Zu den interessantesten Capiteln gehört die Schilderung des seltsamen Oheims des Dichters, die reizende Darstellung der Erziehungsbestrebungen der Mutter und hauptsächlich die Mittheilungen über seinen Jugendfreund Grabbe. Es macht Heines Herzen Ehre, daß er so warm für die verleumdete Mutter des im Trunke untergegangenen Dichters die Vertheidigung führt. Auch die Erzählung von seiner Liebe zu dem Scharfrichtertöchterlein mit der Gänsehaut erzeugenden Schilderung eines Scharfrichtercongresses, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, liest man mit Vergnügen.

In Summa ist die Veröffentlichung des Memoirenfragments ein Verdienst, das wir gern anerkennen: die Form aber, in der sie vor sich ging, verdient den herbsten Tadel. Sie allein hat es verschuldet, daß die Enttäuschung, die unvermeidlich war, auch dem Dichter auf Rechnung gesetzt wird. Er leidet für den Herausgeber und den Verleger. rl.

Bausteine, Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Sechste Reihe. Germanische Studien. Berlin 1884. Otto Janke.

Felix Dahn ist unstreitig der gründlichste Kenner der Periode, in welcher auf den Trümmern des Römerreichs die germanischen Staaten sich entwickelten. Als scharfsinniger Forscher ebenso wie als geschickter Erzähler hat er das Interesse der Gelehrten und der Gebildeten an jenen dunklen Kindertagen unseres Volkes unablässig wach gehalten. Darum verdienen selbst seine kleinen und kleinsten Arbeiten Beachtung. Seine „Germanischen Studien" — die sechste Reihe der „Bausteine", d. h. der gesammelten kleinen Schriften — werden allen denen willkommen sein, welche auf dem weiten Gebiete der älteren deutschen Verfassungsgeschichte thätig sind. Eine Anzahl größerer und kleinerer Artikel, welche im Laufe der Jahre in wissenschaftlichen und literarischen Zeitschriften, in der „Allgemeinen deutschen Biographie" und anderswo erschienen sind, hat Dahn in diesem Bande vereinigt: — in welcher Ordnung, ist nicht ersichtlich, da weder der Inhalt noch die Abfassungszeit für ihre Zusammenstellung maßgebend war. Neben Bemerkungen von dem Umfange einer Seite stehen stattliche Abhandlungen von mehreren Bogen. Die Entstehungsart dieser bald langen, bald kurzen Arbeiten enthält auch das Geheimniß ihrer erfrischenden Wirkung. Hervorgegangen aus der Besprechung neu erschienener Bücher, in denen nicht immer die Ansichten Dahns acceptirt waren, bringen sie eine Mischung von Referat, lobender und tadelnder Kritik und eigener Forschung. Die umfangreichste und, wie mir scheint, interessanteste Abhandlung ist die „Zur älteren deutschen Geschichte"; die Polemik gegen Georg Waitz und Heinrich von Sybel — es handelt sich um die Frage nach der Entstehung des germanischen Königthums — ist, bei aller Schärfe, maßvoll und edel. Die Gewandtheit des Ausdrucks, die bei einem Schriftsteller wie Dahn Niemanden überraschen wird, verleiht auch seinen streng wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ein eigenthümliches Interesse. — In loserem Zusammenhange mit der Hauptmasse des Buches stehen „Die Deutschen in Mähren" und „Zur Geschichte der Franzosen und ihrer Literatur". Aber gerade diese beiden Artikel wollen wir dem Leser auf's Wärmste empfehlen; mancher wird vielleicht daraus lernen, daß man ein begeisterter, energischer Patriot sein kann, und doch kein Chauvinist zu werden braucht fm.

Neue Blätter aus meinem Tagebuch in den Hochlanden. Von 1862—1882. Mit allerhöchster Autorisation aus dem Englischen übertragen von Eufemia Gräfin Balleſtrem. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anſtalt (vormals Eduard Hallberger).

Ein ſeltſames Gefühl überkommt Einen, wenn man dieſes Buch zur Hand nimmt. Kein Autor wird genannt, und doch wiſſen wir alle, daß kein Geringerer dieſes Tagebuch geſchrieben hat, als die Königin von England. Herrlichſte Ausſtattung, ſchönſtes Papier, klarer Druck, gut geſchriebene Ueberſetzung, Alles iſt vorhanden, — nur Eins fehlt: ein Inhalt, der intereſſiren könnte. Wir haben es mit einem Tagebuche zu thun, das, für den Hausgebrauch und das eigene Herzensbedürfniß geſchrieben, als ſteter Begleiter eines regen Geiſtes- und Gemüthslebens, als Erinnerungsbuch für den Schreibenden ſelbſt ein unerſetzlicher Schatz ſein mag, ein Schatz, deſſen Werth um ſo größer iſt, je höher die geſellſchaftliche Stellung des Beſitzers und je lebhafter und wechſelvoller ſein Leben iſt. Für das große Publikum ſind ſolche Veröffentlichungen — fehlgeboren. Das Tagebuch ſchildert durchaus perſönliche Dinge, die nicht einmal der Königin als ſolcher gelten. Bald iſt es die Gattin, bald die Mutter, die wir ſprechen hören, bald die liebevolle Gebieterin, kurz, das Buch gewährt nicht das, was man von dem Tagebuche einer Königin Victoria erwarten dürfte. Wir wollen trotzdem nicht daran zweifeln, daß es unter gleichgeſtimmten Frauen — und gleichgeſtimmt heißt hier ſoviel wie hochgeſtimmt — zahlreiche Leſerinnen finden wird. fd.

Vom Nordkap bis Tunis. Von Robert Davidſohn. Berlin, Freund und Jeckel.

Dieſe Reiſebriefe aus Norwegen, Italien und Nordafrika ſind, wie der Verfaſſer ſelbſt in der Einleitung ſagt, Kinder des Augenblicks. Sie waren an eine Tages-Zeitung geſchrieben und der Beifall, den ſie gefunden haben, hat ihre Veröffentlichung in Buchform veranlaßt. Davidſohn verſteht hiſtoriſche Mittheilungen über die Orte, die er beſuchte, Naturſchilderungen und Volksbeluſtigungen in prickelndem Feuilleton-ſtil und anregender Lebhaftigkeit vorzutragen. Alle dieſe Briefe leſen ſich angenehm. Man merkt es kaum, daß man ſo beiläufig dies und das lernt und doch hat man, wenn man das Buch aus den Händen legt, ein erkleckliches Sümmchen von Neuem erfahren. Es ſpricht kein Gelehrter zu uns; aber ein Reiſender, der empfänglich iſt für alles Schöne in Natur- und Menſchenleben, der Verſtändniß hat für die Eigenart der verſchiedenen Völker, den die Vergangenheit als die Mutter der Gegenwart intereſſirt, und der dieſe Gegenwart in lichtvoller Darſtellung feſtzubannen verſteht. Das Büchlein kommt gerade jetzt zur rechten Zeit, und wir möchten meinen, daß ſein erſtes Capitel, aus dem Norden, noch in höherem Grade intereſſiren wird, als das viel geſchilderte Italien; mehr noch als dieſe beiden dürfte das letzte Capitel, Tunis, den Beifall der Leſer finden. fd.

Im Lande der Phäaken. Novellen von Hans Hoffmann. Berlin. Gebrüder Paetel.

Dem liebenswürdigen Autor, dem wir bis jetzt oft und gern auf italieniſchen Boden gefolgt ſind, unter deſſen blauem Himmel er dem Volke, mit dichteriſchem Feingefühl, Eigenart und charakteriſtiſche Züge abgelauſcht, um uns in novelliſtiſcher Verſchlingung manch' reizende Gabe zu bieten, begegnen wir diesmal auf dem klaſſiſchen Boden Griechenlands. Das „von allen Göttern geſegnete, glanzumfloſſene Land der Inſel Korfu" bildet den landſchaftlichen Hintergrund der uns vorliegenden vier Erzählungen, unter dem Geſammttitel „Im Lande der Phäaken".

Wie überall der Aberglaube zu Hülfe genommen wird, wo die naive Auffaſſungsgabe des Volkes ſich die logiſche Folge der Erſcheinungen nicht zu erklären vermag, ſo auch im Lande Korfu, am Brunnen von Gaſturi; aber der Aberglaube, der um dieſen Brunnen ſeine Sagen windet, hat ſich die Jahrtauſende hindurch einen letzten Reſt aus jener glücklich klaſſiſchen Zeit altgriechiſcher Götter- und Heldenſagen gerettet;

heut wie vor tausend Jahren haust dort „die Nereide", die jeden schlägt, der zur Mittagszeit im Schatten der Platanen einschläft, und so vereinigt sich Altes und Neues zu einem reizenden Gesammtbilde, welches von dem Dichter in vollendete Form gebracht und „die Nereide" genannt, als ein kleines Juwel der Sammlung zu betrachten ist, dem die drei anderen Erzählungen sich würdig anschließen.

Hans Hoffmanns neueste Sammlung bekundet, daß die große Begabung des Dichters stetig fortschreitet und erstarkt; wir dürfen noch viel von ihm erwarten. mz.

Hochlandsbilder. Von Maximilian Schmidt. (Ges. Werke, Bd. 1.) München, Georg D. W. Callwey.

Das uns vorliegende Heft, die beiden Erzählungen „Die Schwanjungfrau" und „'s Almstummerl" enthaltend, ist der erste Band einer beabsichtigten Gesammtausgabe der Werke Maximilian Schmidts, welchem eine Vorrede aus der Feder Joseph Kürschners vorangeschickt ist. Diese Vorrede enthält auch einige biographische Notizen über den Verfasser und wir entnehmen denselben, daß er ein Kind jener Berge ist, deren grandiose Schönheit und wilde Gefahren er mit Meisterhand zu schildern versteht. Als solches kennt und versteht er das Volk seiner Heimat und hat es belauscht bei der Arbeit, bei seinen Festen und bei den Kämpfen und Leidenschaften, welche die Conflicte des Lebens bei ihm hervorrufen. Einfach und urwüchsig, wie das Volk jener Berge selbst, sind auch die Conflicte, die der Verfasser zum Ausgangspunkt seiner Novellen gemacht hat; der gesunde Ton, die Frische und Originalität der Schilderung, die Kunst, bei dem Leser stets die beabsichtigte Stimmung hervorzurufen, sind in Schmidt's Erzählungen in höherem Grade als bei vielen anderen Erzeugnissen der Dorfnovellistik vorhanden; jedes Raffinement, jede unnatürliche Reflexion ist hier glücklich vermieden, und nie wird der Leser von dem unbehaglichen Gefühle belästigt, in den Aeußerungen bäuerischen Lebens fremdem unnatürlichem Empfinden zu begegnen, der volksthümliche Ton ist überall voll und ganz getroffen. — Die Lectüre der Schmidt'schen Hochlandsgeschichten ist als eine gesunde Kost Erwachsenen wie der Jugend gleich sehr zu empfehlen. mz.

Die Geschichte eines Genies. Die Galbrizzi. Novellen von Ossip Schubin. Berlin, Gebr. Paetel.

Zwei traurige Probleme sind es, welche der Dichter seinen Novellen zu Grunde gelegt hat; die Geschichte eines Genies, oder richtiger der Untergang desselben, weil es durch eine Verkettung trauriger Lebensschicksale, mitten in seiner Entfaltung zu Tode getroffen, elend verkommen mußte, ist der Inhalt der ersten Novelle; der Wahnsinn des Sohnes, dessen Kindesliebe es nicht zu ertragen vermochte, eine moralisch verworfene Mutter zu haben, das Sujet der zweiten Novelle. — Mit der Gabe, in spannendster Form zu erzählen, versteht es der Verfasser, den Leser von Anfang bis Ende in Athem zu erhalten und für die Gestalten seiner Phantasie zu interessiren, was namentlich von der ersten Novelle gilt, die zweite „Die Galbrizzi" ist nur ein in den Umrissen entworfenes Stimmungsbild welches seine düstere Stimmung auf den Leser überträgt, ohne der berechtigten Forderung einer künstlerischen Versöhnung zu genügen. Ossip Schubin besitzt jedenfalls ein Erzählertalent ungewöhnlichen Schlages und origineller Art. mz.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher:

Auerbach, Berthold, Briefe an seinen Freund Jacob Auerbach. Ein biographisches Denkmal. 2 Bde. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütter & Loening.

Baresk, Max, Baden-Baden. Ein Sagenkranz. Stuttgart, Carl Krabbe.

Bamberger, Karl, Eduard Lasker. Seine Biographie und letzte öffentliche Rede. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller.

Bibliothek für Ost & West. Bd. 2—7. Wien, Hugo Engel.

Bird, Isabella, L., Der goldene Chersones. Frei übersetzt von A. Helms. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Blum, Hans, Junius. Schauspiel in 4 Acten. Leipzig, Duncker & Humblot.

— York. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Duncker & Humblot.

Blätter, Neue, aus meinem Tagebuche in den Hochlanden von 1862—1882. Mit Allerhöchster Autorisation aus d. Engl. übertragen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verl.-Anstalt.

Brenning, Emil, Geschichte der deutschen Literatur. Lfg. 4. Lahr, Moritz Schauenburg.

Brunetière, Ferdinand, Die Sprachforschung der Gegenwart. Uebers. von E Laur. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhdlg.

Dahn, Felix und Therese, Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Lfg. 1. Kreuznach, Verlag von R. Voigtländer.

Devrient, Otto, Luther. Histor. Charakterbilder, 7 Abtheilungen, 2. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Fürscheim, Michael. Auf friedlichem Wege. Ein Vorschlag zur Lösung der socialen Frage. Baden-B., O. Sommermeyer.

Friedmann, Adolph, Das Haus Anjou. Drama in 5 Aufzügen, Wien, Wilhelm Frick.

Friedrich, Karl, Die La Plata-Länder. Hamburg, L. Friederichsen & Cie.

Goldoni, Carlo, Memorie. Leipzig, Sigismund & Volkening.

Hamerling, Robert, Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit einem Portrait Hamerlings. 2 Bde. Hamburg, J. F. Richter.

Heine, Heinrich, Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. Mit Einleitung herausgegeben von Eduard Engel. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Henne am Rhyn, Dr., Die Kreuzzüge, Lfg. 15 bis 18 Pracht-Ausgabe in Folio (Gustav Doré). Leipzig, J. G. Bach.

Kohler, Jos., Dr., Nachwort zu Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz. Würzburg, Stahel'sche Univ.-Buchhdlg.

Kralik, Richard, Roman. Gedichte. Wien, Carl Konegen.

Krause, Albrecht, Immanuel Kant wider Kuno Fischer vertheidigt. Lahr, Moritz Schauenburg.

La Nuova Rivista Internazionale. Anno IV. No. 6., 7., 8. Firenze Succ. Le Monnier.

Langl's, Jos., Bilder zur Geschichte. Ein Cyklus der hervorragendsten Bauwerke aller Culturepochen in Lichtdrucken. Lfg. 1—2. Wien, Eduard Hölzel.

Lauw, Louisa, 14 Jahre mit Adelina Patti. Erinnerungen, Wien, Carl Konegen.

Leixner, Otto von, Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung. Lfg. 22—27. (Schluss.) Leipzig, Otto Spamer.

Loewe, Theodor, Die Geschichte des wackeren Leonhard Lobesam. Dresden und Leipzig, Verlag von H. Minden.

Lützow, Carl von, Die Kunstschätze Italiens. Lfg. 16—20. Stuttgart, J. Engelhorn.

Mandelkern, Dr. S., Die neubearbeitete, hebr.-chaldäische Bibel-Concordanz. Leipzig, Metzger & Wittig.

Mauthner, Fritz, Die Sonntage der Baronin. Novellen. 3. Aufl. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Mönckeberg, Carl, Geschichte der freien und Hansestadt Hamburg. Lfg. 1. Hamburg, H. O. Persielh.

Neuffer, Carl Th., Neuestes Räthsel- und Charadenbuch. Kannstadt, G. Ad. Stehn.

Oppel, Alwin, Landschaftskunde. Versuch einer Physiognomik der ges. Erdoberfläche. Lfg. 1. Breslau, Ferd. Hirt.

Peschkau, Emil, Hinter dem Vorhang. Neue Novellen. Berlin, Abenheim'sche Verlagshandlung.

Pfeiffer, Emily, The Rhyme of the lady of the Rock. London, Kegan Paul.

Revue Internationale. I. Année, Tome II., 3. Florence.

Revue Internationale, Première Année. Tome II. Livr. IV. Florence.

Ruder- und Segel-Almanach, Deutscher 1884 Berlin, Carl Otto.

Semler, H., Das Reisen in und nach Nordamerika und den Tropenländern. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhdlg.

Sievers, Otto, Dr., Akademische Blätter. Jahrg. I. Heft 3., 4. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.

Soden, Arthur, Freiherr Dr., von, Die Einflüsse unseres Gymnasiums auf die Jugendbildung. 2. erw. Aufl. Tübingen, Franz Fues.

Spielberg, Otto, In nomine Dei. Worte des Herzens. Zürich, Th. Schröter.

Spyri, Johanna, Heimatlos. Gotha. F. A. Perthes

Sterne, Carus, Sommerblumen. Lfg. 10—12. Mit 77 Abbildungen in Farbendruck nach d. Natur gemalt von Jenny Schermaul. Leipzig, G. Freytag.

Stolze, Adolf, Eine gute Partie. Volksstück in 5 Aufzügen. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.

Sturmhoefel. N., Neulatein als Weltsprache. Ein Vorschlag. Berlin, Walther & Apolant.

Synagogenbrand-Process, der Neustettiner, vor den Geschworenen zu Cöslin und Konitz. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. X. No. 8. 9. 10. — Bd. XI. No. 1. Berlin, Dietrich Reimer.

Voit, Carl, Professor Dr., Ueber die Ursachen der Fettablagerung im Thierkörper. Vortrag. München, M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung.

Weber, K. J., Demokritos. Namen- und Sachregister. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshdlg.

Weltbrecht. Carl, Geschichtenbuch. Stuttgart. W. Kohlhammer.

Woermann, K., Neue Gedichte. Düsseldorf, L. Voss & Cie.

Zeitschrift, internationale, für allgemeine Sprachwissenschaft. Herausgeg. von F. Techmer, Bd. 1. Heft 1. Leipzig, Joh. Ambr. Barth.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausg. von Prof. Dr. W. Koner. Bd. 18. Heft 6. — Bd. 19. Heft 1. Berlin, Dietrich Reimer.

* * 100 Räthsel. Lösungsbeflissenen dargeboten v. d. Verf. der ausfliegenden Worte. Neubrandenburg, C. Brünslowsche Buchhdlg.

* * Georg Heinrich Rindfleisch. Eine biograph. Skizze. Halle, Max Niemeyer.

* * Der Wahrspruch. Hamburg, H. O. Persiehl.

* * Emanuel Geibel. Ein Gedenkblatt. Mit einem Bildniss in Lichtdruck. Lübeck, Ferd. Grautoff.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1884er. Frische Füllung 1884 er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58,20 R.
Mühlbrunn .	44,50 R.
Schlossbrunn. .	44,60 R.
Theresienbrunn .	48,30 R.
Neubrunn . . .	49,30 R.
Marktbrunn . .	39,00 R.
Russ. Kronquelle	28,90 R.
Felsenquelle . .	47,60 R.
Kaiser Karls-Qu.	34,70 R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

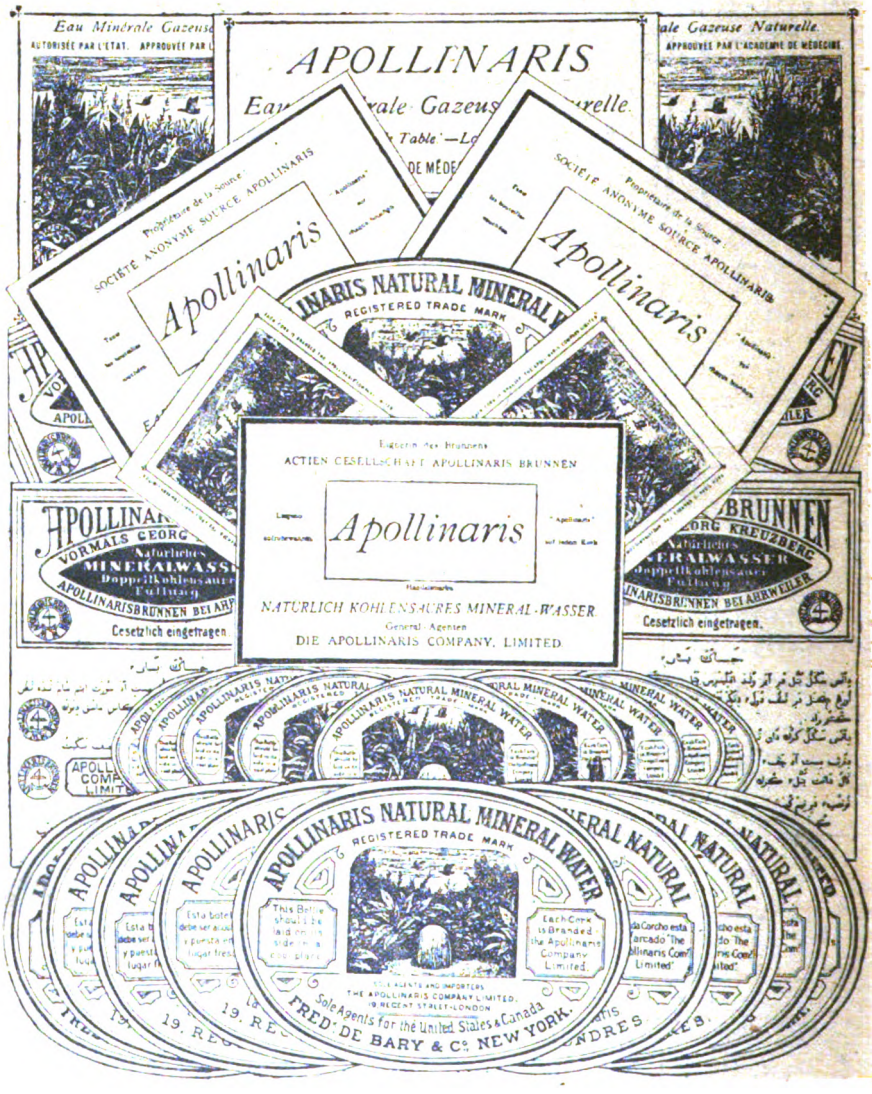
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Band 30. — Heft 89.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1884.

Breslau
S. Schottlaender.

August 1884.

Inhalt:

Seite

Helene Böhlau in Weimar.
Herzenswahn (Schluß) 145

Klaus Groth in Kiel.
Meine Beziehungen zu Emanuel Geibel 184

Ernst Pasqué in Darmstadt.
Der fliegende Holländer (Schluß) 190

Rudolf Leonhard in Halle.
Die Universität Bologna im Mittelalter 211

Albert Lindner in Berlin.
Das dänische Dichterjubiläum 227

Franz Bernhöft in Rostock.
Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum 235

Paul Lindau in Berlin.
Die neuesten Romane von Daudet und Zola. I. Sappho, Pariser Sittenbild von Alphonse Daudet..... 253

Bibliographie..... 267

Roskoschny, Russisch-Asien. (Mit Illustrationen.) — Eine neue Uebersetzung des Don Quijote von Ludwig Braunfels (besprochen v. Otto Roquette). — Karl Kehrbach, Monumenta Germaniae paedagogica. — M. Schletterer, Studien zur Geschichte der französischen Musik. — Berlepsch, Reisebücher. — Emil Peschkau, Hinter dem Vorhang.

Hierzu ein Portrait von Klaus Groth. Radirung von W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/5, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Klaus Groth.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXX. Band. — August 1884. — 89. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Klaus Groth.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Herzenswahn.

Von

Helene Böhlau.

— Weimar. —

(Schluß.)

Um halb acht Uhr am andern Tag, abends, wollte Nicolaus Käthen abholen, um mit ihr nach dem Landhaus der Baronin zu gehen, das ungefähr eine gute halbe Stunde entfernt lag, nahe dem Dorfe, auf welches die Straße zuführte.

Schon lange vor der Zeit saß Käthe bei den Andern in der Laube am Theetisch und wartete.

„Nun," begann Lilly, „die Baronin kann sich nicht beklagen, daß Du Dich nicht würdig vorbereitet hast. Du bist ja ganz versunken, hoffentlich wachst Du noch auf. Das wäre für Dich und Andere recht wünschenswerth."

Käthe lächelte halb unbewußt.

„Ich weiß nicht, was ist Dir, Käthe?" sagte die Mutter und setzte die Tasse nieder, die sie eben zum Munde führen wollte. „Du siehst mir heute gar nicht gut aus; ist Dir wohl?"

„Ja, ganz wohl. — Siehst Du, da kommt er schon."

Sie küßte, wie sie es zu thun gewohnt war, der Mutter die Hand zum Abschied.

„Gott behüt' Dich, mein Kind." Die Mutter strich ihr leicht über die Wange.

Reichlin und Käthe gingen nun durch den Garten, durch das Gitterthor auf die Landstraße und bogen einen kleinen Seitenweg ein, der längs

der Straße durch niederes Buchenholz am Berge hinführte. Stillschweigend gingen sie neben einander.

Aber was war unserer Käthe? Weshalb preßte sie die Hände fest ineinander und blickte hin und wieder scheu zu Nicolaus auf?

„Reichlin," sagte sie nach einer Weile zaghaft, „ich wollte Dich bitten, Du versprachst mir doch gestern das Köpfchen zu zeigen, — Du hast es heute noch nicht gethan; und wenn Du morgen schon so früh reist, werde ich es lange nicht zu sehen bekommen. Vielleicht stellst Du es noch heut Abend auf Deinen Schreibtisch. Dann finde ich es, wenn Du fort bist."

„Ja," sagte Reichlin lächelnd, „das will ich thun."

„Aber nicht vergessen," bat sie.

„Nein, ich vergesse es nicht," sagte er, „Du sollst es bekommen."

„Nicht wahr, ich darf manchmal in Deinem Zimmer sitzen, wenn Du nicht da bist?"

„Gewiß, thue das; ruhe Dich bei mir aus, wenn Du von der Arbeit kommst."

Nun gingen sie wieder schweigend miteinander. Käthe streifte im Gehen mit der Hand das kühle, volle Buchenlaub, das an dem Weg überhing. Hinter den Bergen stieg ein leichter Lichtschein auf, der den Mond verkündete. Der Weg war frisch und feucht von einem Regenguß, der vor ein paar Stunden niedergegangen war.

„Reichlin," sagte sie, nachdem sie lange nichts gesprochen hatte, mit fast trotzigem Ausdruck: „Wenn ich ihn nicht wiedersehen sollte, lebe ich nicht weiter."

„Gieb mir die Hand, Käthe," sagte Reichlin, „Du hast nicht an das, was ich Dir sagte, gedacht — nicht wahr?"

„Doch," sagte Käthe, „mir ist aber, als hätte ich nicht reden sollen. Man dürfte das Tiefste im Herzen nie aussprechen. Hat man es gethan, so wird es so übermächtig groß und wächst über die Worte hinaus und über Alles. Jetzt fühle ich erst ganz, wie ich gewartet habe, wie grenzenlos, von einem Tag zum andern — durch Jahre. Und wenn ich mich auch betrügen wollte, die Erinnerung läßt es sich nicht, die weiß, was ich gelitten habe, und die duldet es nicht, daß ich mich zufrieden gebe. Wenn ich es auch wollte, so sagte sie: ‚Das hast du gelitten: das und das und zu der Stunde und an den Tagen, und in den Jahren. Du darfst Dich nicht zufrieden geben, Du mußt leiden, sonst wärst Du kein Mensch, wenn all Dein heißes Hoffen im Sande verränne, und Du Nichts hättest, Nichts — und ruhig weiter leben wolltest.' So viel Leben, wie ich in mir fühle, muß zum Glück führen oder zum Tode," sagte sie ernst.

Sie drückte Reichlins Hand fest.

„Ich könnte mir denken, das Schicksal dürfte so schrecklich sein, daß ein Mensch verrückt werden müßte? Das wäre das Schlimmste, nicht wahr?" sagte sie ruhig und hart.

Reichlin erwiderte nicht gleich. Er schien durch Käthens Art zu sprechen nicht angenehm berührt zu sein. Ein eigenthümlich düsterer Ausdruck zog über seine Züge. Dann sagte er leichthin, als spräche er nur, um etwas zu antworten: „Man kann viel ertragen; so leicht bringt uns nichts um den Verstand, der hält aus."

„Das ist nicht wahr!" rief Käthe unter heißen Thränen und hielt die Hand ihres Freundes fester, so daß dieser stehen blieb und sie besorgt anblickte. „Beruhige Dich, mein Herz," sagte er, „kann denn das Köpfchen gar nicht Frieden halten?"

„Nein," schluchzte sie. „Sag' mir, daß ich ihn wiedersehe, bitte, thue das. — Mir ist so angst, ich fühle das Ungewisse, Sinnlose in meiner Hoffnung. Ich fürchte mich vor meinen Gedanken, und ich schäme mich vor Dir; was mußt Du von mir denken?" sagte sie mit weicher Stimme. „Ich habe zu lange geschwiegen."

„Mir ist es lieb, wenn Du sprichst; mit mir rede, was Du nur denkst, wie zu Dir selber; ich verstehe Dich," sagte Reichlin.

„Nicht wahr, es werden viele Menschen auf Erden zerstört? — Wohl täglich, und immer geht die Welt ruhig weiter. Kommen Viele um ihren Verstand, weißt Du das?"

„Laß Dich nicht gehen," sagte Reichlin ernst.

Käthe schien nicht darauf zu achten.

„Warum wohl?" frug sie weiter, „weil sie sich gequält haben, und aus Verzweiflung? Ach, Reichlin, was man erleben kann," begann sie mit erregter, leiser Stimme nach einer Weile. „Ich fühle Alles so in das Grenzenlose hinein."

Von jetzt ab schwieg sie. Reichlin blickte, während sie still nebeneinander gingen, manchmal besorgt auf sie hin, nahm ihre Hand und legte sie in seinen Arm. „Komm, laß Dich führen," sagte er, „da geht es sich besser."

Als sie bei der Baronin eintraten, kam diese ihnen auf das liebenswürdigste entgegen. Ihre Erscheinung machte wieder wie gestern am Pavillon den anziehenden, vornehmen Eindruck.

Sie führte ihre Gäste in ein Zimmer, in dem der Thee servirt war, und in das durch die weit offenstehende Thür die weiche Abendluft eindrang.

Die Baronin nahm am Tisch Platz, und sah Reichlin scharf an.

„Ich habe heute keinen guten Tag gewählt," sagte sie, „ich hoffe, Sie verzeihen huldvollst, wenn die Einladung ungeschickt kam."

„Finden Sie?" erwiderte Reichlin verbindlich. „Ihre Liebenswürdigkeit wird leicht überwinden helfen."

Mit eleganter Handbewegung reichte die Baronin die Tasse hinüber und sah ihn lächelnd an.

An der Unterhaltung, die sich entspann, betheiligte Käthe sich wenig. Es lag eine eigenthümliche Stimmung über der kleinen Gesellschaft. Die

Baronin bemühte sich, einen frischen, anregenden Ton hervorzubringen, doch wollte es ihr nicht recht gelingen. Nicolaus Reichlin schien in Wahrheit mit getheilten Empfindungen gekommen zu sein. Er sprach und hörte wie jemand, der seine Gedanken nicht beisammen halten kann, der sich zwischen ruhigen Reden vielleicht von erregenden Erinnerungen, von Sorgen quälen läßt.

Durch die offene Balkonthüre hörte man die Nachtigall im Garten schlagen.

„Das Schicksal meint es gut mit Ihnen; hier ist es schön," sagte Reichlin. „Vom Balkon aus, dächte ich, müßten Sie einen prächtigen Blick auf die Berge haben." Er erhob sich, sah wie in Gedanken vor sich hin und trat hinaus. Käthe blickte ihm nach.

Die Baronin führte sie nach einem Sessel und Beide setzten sich neben einander.

„Gestehen Sie, Käth, was ist Ihnen?" begann sie liebenswürdig. „Sie sehen anders aus wie gestern. Was hat Herr Reichlin?"

Käthe antwortete nicht und sah die Baronin mit matten Augen an.

„Ich habe nachgedacht, liebe Käth," fuhr diese fort, „was Sie gestern Abend im Pavillon sagten, und will Ihnen eine kleine Strafrede darüber halten."

„Weshalb?" frug Käthe, und ein leichtes Roth flog über ihr Gesicht hin. Sie sah nicht auf.

„Nun seht, was wir gleich für eine Miene machen! Nicht wahr, wir sind ein verwöhntes Geschöpfchen."

Käthe sah die Baronin groß an.

„Sie sollten mehr Ihren eigenen Gedanken und Gefühlen folgen, mein Herz. Sie stehen mir unter zu starkem Einfluß," sagte sie, legte ihre Hand leicht auf Käthens Schulter, und begann ihr die Gefahr vorzustellen, die für ein junges Ding darin liege, wenn es sich vollkommen den Ansichten und Empfindungen eines weit älteren Mannes hingäbe.

„Lassen Sie Herrn Reichlin seine Ansichten über die Gewalt der Leidenschaften; warten Sie, was das Leben Ihnen bringt, aber denken Sie selbst, mein Kind."

„Sie haben Nicolaus Reichlin mißverstanden," sagte Käthe. — „Er sprach gestern Abend nicht von sich, nicht persönlich, nur im Gegensatz zu dem, was gesagt wurde."

„Wie meinen Sie?" frug die Baronin.

Käthe blickte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf die schöne Frau und sagte: „Ich glaube, daß Nicolaus Reichlin über jeder Leidenschaft steht — und es ist ganz aus meinem eigenen Herzen gekommen, daß ich das Leben ohne Glück nicht ertragen will und kann."

Das sagte sie in einer harten, kurzen Weise, die sie oft annahm, wenn sie aus allerinnerstem Empfinden sprach.

Die Baronin schwieg, ein leichtes Lächeln spielte um ihre Lippen. „Also aus allereigenster Weisheit sind Sie solch ein unartiges Kind. Im Ernst," fuhr sie gemessen fort, „Sie sollten sich mit Ihrem Empfinden nicht so gehen lassen. Ich sah es Ihrer Mama an, wie wenig einverstanden sie mit Ihren Ansichten war. Herr Reichlin ist ein ausgezeichneter Mensch; aber lassen Sie ihn nicht zu tief auf sich wirken. Geben Sie sich nicht mit gebundenen Händen in seine Gewalt. Ganz gewiß, auch ich würde Herrn Reichlin anbeten, wenn ich das Glück hätte, ihm so nahe zu stehen wie Sie; ich würde für jedes Wörtchen von ihm vielleicht schwärmen; aber ich würde mich nicht bedingungslos ergeben, ich würde mir nicht die Freiheit nehmen lassen, meine eigenen Gedanken zu haben."

„Thue ich das?" sagte Käthe wie träumerisch. „Ach, wer ihn verstände! Wo wäre ich ohne Reichlin!"

„Sie sind allerliebst, meine Kleine," sagte die Baronin, und zog Käthens Köpfchen an sich.

„Sie kennen ihn nicht, Sie wissen nicht, wie er ist, — wenn Sie wüßten — wie gut!" Das sagte Käthe ganz verloren in der Vorstellung ihres Freundes.

Die Baronin legte sich weit in's Sopha zurück und blickte zur Decke: „Wie beneide ich Sie. Wenn Sie nur fühlen könnten, wie ich Sie beneide. Es giebt nur ein Glück auf Erden für uns Frauen — nur ein Glück! Ach, wie alt bin ich und wie wenig schön. Alles Glück des Lebens fließt Ihnen zu — Alles Glück, um das ich betrogen bin! Sie werden glücklich sein, und was so wenigen auf Erden beschieden ist, wird Ihnen im übervollen Maß zu Theil. Ach meine Käth," rief sie in leidenschaftlicher Erregung, faßte Käthens Köpfchen zwischen beide Hände, bedeckte es mit Küssen und sah ihr tief in die Augen. „Ach meine liebe, süße Kleine, wie glücklich sind wir doch, — wie beneidenswerth." Sie brachte ihre Lippen an Käthens Ohr und sagte leise flüsternd: „Und wenn Sie es selbst noch nicht wissen sollten — wie verliebt —"

Käthe machte sich beinah gewaltsam los. Wie ein Erschrecken flog es über ihr Gesicht und sie starrte die Baronin sprachlos an. — Tiefste Erregung überkam sie. Die Worte der Baronin rissen an all' ihrem Empfinden. Sie hatte halb gehört und halb verstanden. Erinnerung, Gegenwart, Zukunft war ihr übermächtig erfüllt. Sie stürzte auf den Stuhl nieder, preßte die Hände über den Knien fest in einander und blickte mit so schwerem Ausdruck vor sich hin, daß die Baronin erschrak.

„Mein Kind," rief diese — „mein Kind, habe ich Sie verletzt. — Was that ich? Sagten Sie nicht selbst, Sie hätten nur einen Wunsch, einen glühenden, verzehrenden Wunsch — Sie wollten glücklich werden?"

„Ja," antwortete Käthe tonlos und hart, „glücklich werden, oder sterben."

„Um Gottes Willen," rief die Baronin, halb erschreckt und halb in unbedachtem Scherz, „welche Leidenschaft, um Gottes Willen, beherrschen Sie sich — Sie sind verloren, wenn Sie es nicht thun — Glück oder Tod! bedenken Sie, es giebt noch einen dritten Weg — den Wahnsinn."

Käthe stand noch unbeweglich. Aus ihrem Antlitz war jeder Tropfen Blut gewichen, die Arme hingen schlaff herunter und sie sagte kalt: „Ich habe auch schon daran gedacht."

Da trat Reichlin vom Balkon herein. Die Baronin blickte ihn unsicher an.

„Was ist Dir, Käthe?" frug er scharf und blieb einen Augenblick stehen. „Nun, was giebt's?" frug er noch einmal.

Käthe sank auf den Stuhl zurück und verbarg ihr Gesicht in die Hände.

Jetzt trat er näher. Die Baronin machte ihm ein Zeichen, ihr zu folgen — Sie gingen Beide an das Fenster und sie theilte ihm, so weit sie es ihm gegenüber erklären konnte, mit, was sich eben zugetragen hatte.

Reichlin schüttelte den Kopf und sagte: „Sehen Sie zu, ob Sie einigen Einfluß auf sie haben können. — Versuchen Sie mit ihr zu reden. Vielleicht gelingt es Ihnen besser wie mir, ihr etwas mehr Ruhe zu geben. Wo ist sie jetzt?"

Sie war nicht mehr im Zimmer.

Er ging wieder auf den Balkon hinaus. Da stand sie und sah ihn ruhig an.

„Du hast Dich erschreckt, Käthe?" frug er.

Indem er das zu ihr sagte, trat ein eigener Ausdruck in ihre Züge, den er noch nie an ihr bemerkt zu haben glaubte.

„Ich denke, wie oft Hoffnungsloses auf Erden geschieht —"

„Hoffnungsvolles und Hoffnungsloses," sagte Reichlin in Gedanken versunken. „Das sind Begriffe, die für uns einem unendlichen Wechsel und unendlichen Auffassungen unterworfen sind — und von einem andern Standpunkte als dem gewöhnlichen aus gesehen, verschwinden; — Aber ich glaube, daß Du noch Gutes — das Beste im Leben erfahren wirst — weshalb nicht? — Weshalb giebst Du Dich bösen Ahnungen hin?"

„Sie liegen auf mir," erwiderte sie.

„Was hat sich meine arme Käthe schon gequält," sagte er liebreich, — „und wahrscheinlich unnöthig."

„Ich bin jetzt eben ruhig, ich denke nur," das sprach sie mit zitternder Stimme, „und will nichts weiter denken, als daß ich Dich habe, daß Du mir helfen wirst, daß Du so gut mit mir bist. — Wenn Du morgen gehst, dann kommst Du doch in fünf — sechs Tagen zurück?"

„Ich gehe morgen nicht, Käthe."

„Du mußt gehen, Reichlin, darfst es auch nicht länger aufschieben, ja nicht — und ich freue mich, wenn Du wiederkommst. — Versprich mir, daß Du gehst."

„Komm jetzt, Käthe," sagte er.

„Nicht wahr, die Baronin wird nichts fragen?"

„Nein, gewiß nicht."

Jetzt traten Beide aus dem milden Mondlicht wieder in das lampenerhellte Zimmer.

Die Baronin saß zurückgelehnt auf einem Lehnstuhl. Sie bemerkte im ersten Augenblick die Eintretenden nicht und sah sinnend vor sich hin.

Man setzte sich noch einmal um den Theetisch.

„Haben Sie schon Käthens Gärtnerei gesehen, Frau Baronin?" frug Reichlin.

„Leider noch nicht."

„Das sollten Sie thun," fuhr er fort. „Nicht wahr, Käthe, Du führst die Baronin bald einmal zu Deinen Herrlichkeiten."

„Ja, gerne," sagte Käthe, „es steht jetzt Alles wunderschön."

„Wollen wir Deinen Plan verrathen?" frug Nicolaus lächelnd.

„Wie Du meinst!" erwiderte sie mit matter Stimme.

„Sollen wir?" wiederholte er.

Sie nickte.

„Denken Sie sich," wendete Reichlin sich an die Baronin, „daß sich so ein Köpfchen wie Käthens mit närrischen Ideen abgiebt, und stellen Sie sich vor, daß sie mich mit Allerlei gequält hat, dies und jenes zu thun?"

„Das glaube ich," sagte die Baronin und nickte Käthe zu.

„Also willst Du, dann erzähle," wendete sich Reichlin von Neuem an sie.

„Soll ich?" erwiderte Käthe gedankenvoll und lehnte sich etwas in den Stuhl zurück. „Wenn Sie wünschen, gern. Ich will es ganz kurz sagen. Ich dachte mir die Frauen," sie legte die Hand auf die Stirn und lächelte, „als das, was sie sind; als Menschen, deren Fähigkeiten noch nicht ganz geweckt sind und wollte etwas finden, daß sie sich naturgemäß weiter entwickeln könnten; wie ein Volk etwa —" Sie athmete tief auf und blickte auf die Baronin. Dann sprach sie weiter. „Ich stellte mir also vor, so müßte es geschehen. Die einen Trieb in sich fühlen, etwas zu leisten, die nichts auf der Welt zu thun hätten, und auch nichts wüßten, dem sie sich besonders gern hingeben möchten, die müßten ihr ganzes Denken und Wünschen auf die Natur richten und müßten nur von ihr Heil erwarten." Sie unterbrach sich. „Reichlin, lassen wir es." Sie stützte den Kopf in die Hände.

„Bitte weiter, Fräulein Käthchen, ganz ohne Frage weiter," sagte die

Baronin, die dem, was Käthe eben berührt hatte, mit Interesse zu folgen schien. —

„Wenn Sie es wünschen, gewiß," sagte Käthe, wie es schien, war sie aber nicht mit den Gedanken bei dem, was man von ihr zu hören erwartete.

„Die Frauen," sagte sie und es zog wie ein Abglanz jener Lebhaftigkeit, mit der sie sonst sprach, dachte und wollte, über ihre Züge, „die müßten wie ein Volk, in dem das Streben erwacht ist, den Inhalt ihres Wirkens in der Natur suchen. Sie müßten zuerst das ergreifen, was wirklich ganz naturgemäß ist und den Keim zum Höchsten in sich trägt. Für ein Volk ist das der Ackerbau, darum sollten die Frauen versuchen, ob sie nicht Genugthuung im Betreiben der Gärtnerei fänden. Das klingt nicht wahrscheinlich; aber sie ist für den Menschen, der Liebe zu ihr hat, so beglückend." Hier streiften Käthens Augen Reichlin mit einem wunderbaren Ausdruck. „Ich dachte, gerade unter den Frauen müßten Gemüther sein, denen eine so lebendige Beschäftigung wohl thäte — dann müßte man darauf hinwirken, daß Lehranstalten in diesem Fache gegründet würden und müßte Alles thun, um die Beschäftigung so zu gestalten, daß auch Frauen aus höheren Ständen es für ehrenvoll hielten, sich der Gärtnerei hinzugeben. Siehst Du Reichlin," sagte sie, „ich bin wieder in all' den schönen Wendungen, mit denen ich Dich ärgere."

„Ja, ja Käthe," sagte er liebenswürdig.

„Und nun kommt es, worauf Alles hinausgehen soll: Wenn meine Gedanken Wahrheit würden, so wäre der erste, sichere Schritt gewonnen, und die Frauen hätten Jahrhunderte vor sich, die nicht spurlos an ihnen vorübergehen sollen, denn aus dem Einen, was sie errungen, könnte sich Alles ruhig, doch unaufhaltsam weiter entwickeln. Das einfache Arbeiten in der Natur würde bald manchen Geist antreiben, tiefer einzudringen, — denken Sie, was Alles daraus entstehen könnte und würde."

Sie strich sich das Haar zurück.

Die Baronin redete eifrig mit Reichlin über die Möglichkeit und Unmöglichkeit der Ausführung des Planes und sie sprach mit großer Lebhaftigkeit und schien davon sehr eingenommen zu sein.

Käthe hörte still zu, doch wich der ruhige, kalte Zug, der Reichlin vorhin auf dem Balkon wunderbar berührt hatte, nicht aus ihrem Gesicht.

Nur einmal sagte sie: „Ich wollte es Vielen wünschen, daß sie so eine glückliche Arbeit haben könnten, wie ich sie habe, so schön und ruhig."

„Ob Sie wohl Jemanden trösten könnten, Herr Reichlin?" frug die Baronin, als sie ihm die Hand zum Abschied reichte.

„Vielleicht," erwiderte Nicolaus, „wenn dessen Seele zufällig dieselbe Quelle und Kraft meiner eigenen Empfindung hätte; in dem Falle so gut und so schlecht als ich mich selbst zu trösten verstehe."

Die Baronin brachte ihre Gäste noch bis an die Treppe und sah ihnen dann vom Fenster aus nach, wie sie die mondbeglänzte Straße hinwandelten — Käthe am Arme ihres Freundes.

* * *

Schweigend ging diese neben Nicolaus Reichlin, ohne auch nur den Blick zu erheben. Nicht einen Athemzug hörte er und wartete sorgenvoll, daß sie ihr Schweigen brechen würde. — Er fühlte, wie schwer bedrückt das arme Geschöpfchen an seiner Seite ging.

Jetzt standen sie vor der Gartenthüre. Käthe blickte immer noch nicht auf. Er ließ sie eintreten. Sie ging den aufwärtsführenden Weg vor ihm her und unter den beiden Buchen vor dem Hause blieb sie stehen und reichte ihm die Hand.

„Käthe, bleib, sprich, ich bitte Dich," bat er.

„Sorge dich nicht um mich, Nicolaus Reichlin," erwiderte sie ruhig, „für mich giebt es noch Glück," sagte sie mit zitternder Stimme und lehnte, wie ermüdet, den Kopf an die Schultern ihres Freundes.

Der schlang seinen Arm um sie und sagte: „Ja Käthe — Glück und Frieden und Hoffnung. Du wirst ihn wiedersehen, glaube mir."

„Denkst Du das, Reichlin?" frug sie, „oder sprichst Du nur so, um zu beruhigen? Ich weiß sehr wohl, Hoffnung, wenn sie bis zum Tode uns treubleibt, ist ein großes Gut — einen Augenblick aber nach dem Tode ist sie entbehrlich. Jede Sehnsucht wird durch sein Berühren gestillt. — Was soll man wünschen?"

„Käthe, komme morgen bald, wir wollen mit einander arbeiten und dann sprechen; — komme früh."

„Leb' wohl, Reichlin," sagte sie, „leb' wohl," und gab ihm die Hand. „Reichlin, morgen reist Du. Du mußt morgen reisen."

„Ich bleibe, Käthe. — Es schiebt sich auf."

„Bleibe nicht," sagte sie fest, „ich bitte Dich. Weshalb willst Du bleiben, was ist denn geschehen? Nein, geh', — bitte, geh', und vergiß nicht das Figürchen mir auf Deinen Schreibtisch zu stellen — Geh, bitte. Ich kann die Zeit damit hinbringen, auf das Glück zu warten. Das thut ja alle Welt, weshalb soll ich es nicht thun?" sagte sie lächelnd.

„Geh', Reichlin, bitte," — wiederholte sie und zog die Schelle. „Geh' morgen ganz früh, wie Du wolltest. Leb' wohl." Sie preßte ihre Lippen auf seine Hand. „Ich bitte Dich, geh'."

„Leb wohl, Käthe," sagte er. „Was Du thust und denkst, schreibe es mir jeden Tag — hörst Du."

Die Fensterscheibe über der Thüre erhellte sich. Jemand kam die Treppe herab. Sie hörten leichte Schritte. Das Jüngferchen öffnete. Gespannt blickte er auf Käthens Gesicht, als der Lichtschein darüber hinfuhr.

„Käthe, was quält Dich, sprich," sagte er. „Es wird Dir wohlthun, zu sprechen. Sag ein Wort und ich bleibe — laß mich bleiben!"

„Es ist gut, wenn Du gehst," erwiderte sie leise.

Noch einmal, ehe sie in das Haus trat, sah sie mit einem langen Blick auf ihren Freund und sie streckte noch einmal die Hand aus, um die seine zu fassen; dann folgte sie Hannah, die die Thür schloß.

* * *

Reichlin ging am Hügel hin nach seiner Wohnung. Die Lampe brannte noch in dem Zimmer und Friedrich war beschäftigt, das letzte für die morgende Abreise zu ordnen. Der Koffer stand schon gepackt an der Thüre. Als Nicolaus eingetreten war, sagte der geschäftige Alte: „Haben der Herr die Schriften schon zurechtgelegt, die können noch in die Mappe obenauf kommen, dann wären wir fertig."

„Schon gut, Friedrich, das besorge ich. Leg Dich schlafen."

Als der Diener ihn verlassen hatte, setzte Nicolaus sich an seinen Schreibtisch und schrieb an die Baronin.

Verehrte Frau! Sie wissen, daß ich morgen reisen muß, Sie wissen, wie sehr mir Käthes Wohl am Herzen liegt, und daß ich in Sorge um sie bin. Sie haben heute selbst gesehen, in welch' tiefer Erregung sie lebt — und wissen auch, daß Käthe Ihnen zugethan ist. Versprechen Sie mir hin und wieder nach ihr zu sehen und sich dieser Tage ihrer anzunehmen.

Ihr ergebener

N. Reichlin.

* * *

Erster Brief Käthens an Reichlin.

Den 11. Juli.

Nun bist Du fort, Reichlin, und ich schlief als Du gingst! Hast Du es bemerkt, wie herrlich die Sonne heute Morgen schien? Als ich erwachte, wagte ich nicht die Augen zu öffnen; ich fürchtete, daß es trübe sein könnte, und es war voll Helligkeit. Da schien mir Angst und Noth und alles Böse ein Traum zu sein. Ich blieb noch ein Weilchen liegen und sah durch das Fenster die frischen Blätter funkeln.

Weil Du nicht hier bist, ist Alles um mich her mir fremd, glaubst Du das?

Ich saß heute bei der Mutter und den Schwestern und arbeitete mit ihnen. Sie thaten es so friedlich und mit Behagen und ich war unter ihnen wie eine andere Art Geschöpf als sie, voller Unruhe, mit heißer Sehnsucht und Furcht und wäre es nur Furcht vor der Nacht. Ich nähte und ich sprach auch; aber Dinge, die mir theils zu wenig, theils zu sehr am Herzen lagen. Ich fühlte, daß ich Niemanden wohlthat, daß ich die Mutter erregte und ich sah es ihr auch an, wie ihr mein Wesen zuwider war; da erfaßte mich der Wunsch, daß sie mir ihre Liebe und ihre Zufriedenheit

zeigen möchte und ich stürzte auf sie zu und küßte sie und drückte sie mit meiner ganzen Kraft, und lachte, als sie mir abwehren wollte, und hielt sie immer fester, da wurde sie bös und ich auch.

Ich ging hinaus. Draußen weinte ich und lief im Garten hin und her. Ganz verlassen kam ich mir vor. Mein Herz ist nun einmal wie es ist. Jemand muß zu mir sagen: „Käthe, ich bin froh, daß Du da bist, Du bist mir sehr lieb — Du wirst doch bleiben." Wenn ich keine Menschenseele habe, die so zu mir spricht, bin ich augenblicklich ganz haltlos, sehe mich auf der Welt um, wie verirrt, kein Schimmer von Freude ist dann in mir; Nichts ist für mich vorhanden, keine Schönheit, kein Glück, und kein Gedanke. Ich müßte vergehen und sterben, wenn mich Niemand lieb hätte, wenn ich Niemandem zur Freude da wäre. Du bist so gut, das fühle ich ganz und sehne mich nach Dir — Du weißt es ja. Bleibe ja nicht länger als Du wolltest, denkst Du an mich? Vielleicht begegnest Du ihm? Vielleicht? Weshalb nicht? Es wäre doch möglich.

Ich schreibe an Dich in Deinem Arbeitszimmer. Die Fenster sind offen und der Wind spielt in dem Geranke. Gerade vor mir steht das schöne Köpfchen. Ich danke Dir, daß Du nicht vergaßest, es für mich herauszustellen.

Jetzt ist es vor Sonnenuntergang und nirgends kann es stiller sein wie hier. Hier denke ich an Vieles, was Du mir sagtest und stelle mir vor, wie Du hier gelitten hast und wie manche schwere Stunde Du verbrachtest.

Während ich sitze und schreibe, durchlebe ich Alles, was ich von Dir weiß, und wäre es nur das Eine, daß Du zum Höchsten bestimmt wurdest, daß Du so viel Schönheit, so viel Größe fühltest, um damit Dir eine Welt zu schaffen, die Dir zur Heimat werden sollte und daß Du Alles hingabst, weil Du uns helfen wolltest. Du gabst Deine Freiheit. Nun gehst Du unbekannt und belastet, wie tausend Andere auch, Dein Lebtag einher. Mir macht das das Herz schwer.

Ach, Reichlin, gestern war es, daß wir zu der Baronin gingen!

Ein Zweifel steigt in mir auf, ob ich noch glücklich werden kann; ich erhoffe es zu oft und zu mächtig. Versteh mich. Mir ist das Glück nicht um des Glückes Willen wünschenswerth; denke ich an Glück, so denke ich, daß es Sorgen, Sehnsucht und Qualen überwinden soll. Der Künstler aber wird nie die Gewalt der Schönheit rein und voll genießen, der durch sie Zwecke verfolgen will und wären es die edelsten, vortrefflichsten. Schönheit soll um der Schönheit Willen da sein und das Glück um des Glückes Willen.

Leb' wohl, Nicolaus Reichlin!

Nein, noch nicht. Wie ich bei dem Schreiben aufschaute, fielen meine Blicke auf die grauen Hefte, die ganz zu oberst auf dem Bücherbrette stehen,

und ich dachte, die hat er seit Jahren nicht aufgeschlagen, keinen Blick hinein gethan. Und ich sah im Geist, wie Du sie an einem einsamen Abend hinauflegtest. Ich sah Deinen Ausdruck und Deine Bewegung, wie Du sie wegstelltest, um Dich von ihnen zu trennen. Beinah glaub' ich, daß es auf Erden nichts Größeres giebt, als einen Menschen, der ganz im Stillen seine Hoffnungen, das geahnte Erreichen, sein Göttliches, sein Bestes Anderen zu Liebe aufgiebt und ohne Bitterkeit mit dem Geringsten sich begnügt. Und nichts Größeres hätte er schaffen können, als er dann selbst geworden ist.

Sieh nur, ich schreibe zu viel. Nun ist es schon dämmerig und hier im Zimmer so still und beinah dunkel, kaum daß ich zum Schreiben sehe. Ich fühle mich nicht froh und nicht sicher. Gedanken, Gefühle, die mich unendlich quälen könnten, kommen, wenn mir leise meine Einbildungskraft berührt wird. Leb' wohl, Reichlin, leb' wohl! Im Freien wird mir besser.

Kennst Du das Gefühl, wenn man nicht wagt, sich umzuwenden?

Ach, mein Reichlin, das Glück ist es, nach dem ich mich sehne und der Friede.

Noch einmal, leb wohl.

Deine Käthe.

Erster Brief Reichlins.

Ich stelle mir vor, daß Du gleich am Morgen geschrieben haben wirst, und daß ich tagsüber Deinen Brief bekommen werde. Ich denke bald wieder bei Dir zu sein. So lange ich fort bin, bleib hübsch fleißig.

Denke nicht allzuviel über Dich selbst nach, das thut nicht gut. Ich möchte, Du achtetest inniger auf das Leben um Dich her, auf Alles, was mit Dir leidet und sich mit Dir freut. Hast Du einmal wieder daran gedacht, was ich Dir sagte, damals, als Du in der Nacht mit mir vor dem Hause saßest? — Ich hätte Dich gern getröstet.

Als Du gegangen warst, blieb ich noch eine Zeitlang und sah die Sonne aufgehen, da hatte ich einen Gedanken, der halbwegs entstanden war, als ich meiner Käthe zum Troste sagte, — erinnerst Du Dich? — Du solltest Dir vorstellen, unsere Gedanken stiegen wie aus der Erde auf und zögen über uns hinweg, über Unendliche hin, und wir müssen stille halten und Glück und Unglück, das sie uns bringen, über uns ergehen lassen.

Die Sonne geht auf, über dem Berg der erste Schimmer. Stell Dir vor, der Fleck Erde, der uns trägt, dreht sich der Sonne zu, und mit ihm alle Millionen, die auf demselben Längengrade wohnen, nach Norden und Süden bis zu den Polen. Hast Du es Dir schon vorgestellt? — Ein Streifen um die ganze Erde hat Morgenröthe. Die Vögel sind die Ersten, die sich ermuntern, dann kommen wir daran. „Guten Morgen, Käthe," „Guten Morgen, Herr Nachbar," und mit uns wieder Millionen Andere,

in allen Sprachen, haben denſelben Gedanken und heute nicht zum erſten Male, ſeit tauſend Jahren ſchon — nicht wahr? Seitdem die Welt ſteht. Immer Neue, immer Andere haben ihn.

Nun denke: die Sonne geht auf — da heißt es: auf, an die Arbeit — an die Jagd, an's Leben — die Qual geht an. Was giebt's zu thun? Erbeute.

Und der Gedanke, von dieſem noch nicht ausgedacht, wälzt ſich weiter, wälzt ſich mit der Sonne weiter, über die Wipfel der Bäume, in die Schlupflöcher von Thieren und Menſchen, fort über die Lande, die Berge, das Meer, die Wüſte, fort von Weſen zu Weſen ohne auszuruhen, ohne einen Augenblick inne zu halten — und ſteht nicht ſtill und iſt ſo alt wie die Sonne ſelbſt. Und die Sonne ſteigt höher, allmählich höher, und mit ihr wachſen und wechſeln die Gedanken. — Sie fällt — des Tages Spiel iſt aus; da heißt es: Erreicht, ſatt, unbefriedigt, müde.

Und ſo, ſeit Ewigkeiten, ewig ſo lange wir denken, und auch ohne uns Menſchlein. Merkſt Du nun, worauf ich hinaus will? Sind es wohl Deine und meine Gedanken? Oder ſind es gar die Gedanken der Mutter Erde? — Und wir plappern ſie nach und bilden uns ein, wir dächten ſelber?

Und mache Dir klar, gleichzeitig iſt auf Erden Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Daſſelbe, das dem Einen Sonnenaufgang iſt, iſt dem Anderen Sonnenuntergang. Von je und gleichzeitig denkt die Erde die Gedanken.

Jeder Denkende iſt nur das Medium der Gedanken, die die Erde umfluthen. — Weshalb ich Dir das wohl jetzt gerade ſchreibe, haſt Du aufgemerkt? Verſuche es einmal, darüber nachzudenken, wenn Du vielleicht heut Nacht nicht ſchlafen könnteſt.

Sei hübſch artig, beſuche die Baronin, und ſchreibe mir bald wieder. Vielleicht muß ich weiter reiſen.

Dein

Nicolaus Reichlin.

Zweiter Brief Reichlins.

Bis an den Hals in Geſchäften, liebe Käthe. Fortwährend heißt es, die Augen offen halten, immer ſich bewußt ſein, daß alle Pläne, alle Vermuthungen, alle Unternehmungen es mit den niedern, niedrigſten Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes zu thun haben. Kein Vertrauen, immer gerüſtet, ſein Recht zu wahren. Keine Offenheit, immer den Vortheil, der doch offenkundig das Ziel jedes Erwerbenden iſt, auf den Alles hinausläuft, verdecken und wie eine Ungerechtigkeit verleugnen!

Wahrſcheinlich bin ich ein beſſerer Geſchäftsmann, als es den Anſchein hat, denn ich ſehe alle landesüblichen, zeitgemäßen, gröberen und feineren Lügen, Hinterliſten, bedenkliche Gebräuche, hübſch klar vor Augen, vergnüge

mich damit zu beobachten, wie sie ausgenutzt werden, wie sie durch ehrenwerthe Herren, die sich ihrer bedienen, ehrenwerth erscheinen.

Es ist ganz interessant, der Sache unbetheiligt zuzuschauen; aber mitten darinstecken, so gut es geht, Alles mitmachen, überall sich wehren, sich eindrängen, das ist schon übler und für Manchen unleidlich. — Die Existenz ist die Sünde — das erläutert sich hier auf Schritt und Tritt.

Es ist ein unerträglicher Lärm in der Stadt. Ich will mich freuen, wenn ich mit meiner Käthe wieder in unserm stillen, friedlichen Garten sitzen kann.

Weshalb schreibst Du nicht, daß die neuen Rosen nun aufgeblüht sind. Sie müssen es sein. Du versäumst doch nichts. — Wie steht es mit Friedrich jetzt?

In meinem letzten Briefe, auf den Deine Antwort wohl schon unterwegs sein wird, gab ich Dir einen Gedanken, der tiefstem Ernste entsprungen ist, und sich in Poesie gewandelt hat und keinen üblen Tausch machte. — Und ich sehe im Voraus, wie Du nicht ruhen wirst, bis Du ihn durchgrübelt hast.

Laß das jetzt; wir wollen mit einander darüber reden, wenn ich zurückkomme. Oft habe ich versucht, Dich in die Tiefe der Poesie zu führen, in der die gehetzten, bezweifelten, ewig verfolgten Gedanken untertauchen und in Verklärung, als angebetete Gottheiten wieder erstehen. Du wicheſt gerne aus und ließest Dich nicht gefangen nehmen.

Poesie ist ahnungsvollste Beschränktheit, strebt nicht nach Wissen, verträgt kein zweifelndes Forschen, verlangt ganz unser Herz. In Poesie liegt für uns Seligkeit, Hoffnung und Erlösung. —

Nun höre, meine Käthe, was ich mir ausgedacht habe. Wir wollen uns einmal eine Zeit lang frei machen, wenn der Herbst kommt, da wollen wir noch vollsten Sommer genießen. Wir reisen mit einander weit hinunter in den Süden, wollen viel Schönes sehen, lauter Schönes, wärmsten Sonnenschein genießen, wenn bei uns längst Alles grau und trübe ist. — Ich habe nachgedacht, wie es gehen wird — ich glaube, daß es möglich ist. — Wir reden darüber. Wir sehen vielleicht ein frohes Stückchen Zukunft vor uns.

Fasse Hoffnung, mein Herz. Was Dein Reichlin Dir helfen kann, das wird er thun.

Leb' wohl!

Zweiter Brief Käthens.

Vielleicht verstehe ich, was Du sagtest und mir jetzt schriebst, Reichlin. Ich glaube, daß ich es verstehe und glaube, daß man durch solchen Gedanken demüthig werden kann. Ich gab mich ihm hin, wollte Alles ruhig über mich kommen lassen, ohne danach zu streben. Mit der Sonne, dem Monde, dem Wachsen und Welken wollte ich denken. Das Alltäglichste wurde mir

neu und ich freute mich über jede Erscheinung. Alles gewann mir an Bedeutung.

Es gab ein Gewitter, ich stand in unserem Pavillon. Bei jedem Blitz, bei jedem Donnerschlag hörte ich einen gewaltigen Chor, der die Erscheinung begleitete und von ihr hervorgerufen wurde, die Gedanken der Menschen. Sie rollten mit dem Donner vermischt über die Erde. Es war ein großer Eindruck, aber Reichlin, welche Kraft gehört dazu, im Bewußtsein solcher Ideen zu leben.

Gestern Abend empfand ich, wie Alles noch weit verstärkt auf uns eindringt, wenn wir uns die Gedanken wie aus der Erde aufsteigend denken, sie gleichsam mit den Athemzügen einziehen. Doch ist es das einzige Mal gewesen, daß mich das Versenken in diese Vorstellung nicht beruhigte. Die Todesangst war es, die mich, als ich nicht schlafen konnte, überfiel. Sie stieg auf, erfüllte Alles, marterte mich, ängstigte mich und ließ sich nicht abschütteln. Es lag wie furchtbare Ahnung über mir. Entsinnst Du Dich, ich sagte, daß ich zum ersten Mal mich der Vorstellung vom Tode hingab, als ich durch sie mir einen großen Schmerz verdecken wollte.

Reichlin, denke an Deine Käthe. Sobald Du kannst, kommst Du zurück, das weiß ich. Ich sehne mich nach Dir.

Deine Käthe.

Ich schreibe jetzt ein Geschichtchen und denke dabei an alles Gute, was Du mir gesagt hast und suche es zu befolgen. Aber wunderlich genug wird es dennoch ausfallen. Sobald ich fertig bin, schicke ich es Dir.

Dritter Brief Käthens.

Deinen Brief habe ich Tag und Nacht bei mir; ach, Du bist gut und es soll Dir auch gut gehen. — Was Dir das Liebste ist, wirst Du noch erreichen. Dir kann das Leben nicht so traurig verstreichen — Dir nicht.

Mache Dich frei, Reichlin — ach, es müßte möglich sein! Du brauchst doch zum Leben nicht viel. Heinrich soll Deine Stelle hier einnehmen. Der paßt besser dazu als Du. Du sollst Dich nicht länger plagen. — Wer dankt es Dir? Glaubst Du wohl, sie wissen es, was für ein Opfer Du für sie gebracht hast? — Glaub' mir, sie würden es nicht verstehen, daß Du ihnen Dein Leben, Dein Bestes gegeben hast. Sie denken bei sich: Er ist zu einer ruhigen, festen Arbeit gekommen, was will er mehr? — und in seinen Freistunden kann er treiben, was ihm behagt.

Ach, Reichlin, käme für uns Beide Glück!

Deine Käthe.

Vierter Brief Käthens.

Mein lieber, lieber Reichlin!

Ich sehne mich nach Dir, ich möchte Dir entgegen und Dir zu Füßen fallen und die Lippen Dir auf die Hände drücken — und Dir sagen, wie Du unsagbar gelitten, daß Du den größten Schmerz empfunden haben mußt.

Ich weiß es und glaube es und dennoch bist Du so gut mit mir, so gut!

Ach, wenn Du hier wärst, Du müßtest mir sagen, was Du verloren hast, was Dich so getroffen hat. Ich würde Dich nicht lassen, bis Du mir vertrautest.

Du darfst nicht bös auf mich sein, daß ich nicht widerstand und nach einem von Deinen Heften griff, und es aufschlug — einmal aufschlug! — ein einzig Mal.

Ich suchte nach Frieden, als ich den ersten Blick hinein warf, und das, was ich aufschlagen würde, sollte mir wie ein Orakel sein.

Da las ich:

Erbarmungslos sind die Götter,
bar alles Mitleids.
Lächelnd schauen sie
aus wolkigen Höhen
auf das Getriebe
ihrer Geschöpfe. —
Nichts reicht von der Erde
zu den ehernen Herzen:
Unbemerkt verwehen
Opferdämpfe,
und ungesehen
bleiben erhobene Hände,
ungehört verhallen Klagen,
und kindliche Wünsche,
und was der Verzweifelnde
aufschreit in Angst
zu den sonnigen Höhen.
Und was tief im Herzen
unausgesprochen
eine Welt von Qualen birgt —
reicht nicht über die Wolken,
über die Räume.
Es dringt kein Gebet
und kein Fluch zu den Göttern.
Schweigend schauen die Hehren
auf das Elend
ewig elender Menschen.
All' Jammer auf Erden
verhallt — ein Mißton,
der in den urewigen Einklang
schmeichelnd sich fügt.*)

Das schriebst Du. — O Gott, Reichlin.

Deine Käthe.

Dritter Brief Reichlins.

Als ich das Gedicht schrieb, war ich elend und allein; in einer ruhigen Stunde will ich von dieser Zeit mit Dir reden. Das Schicksal hatte mich

*) Das Gedicht ist von Arnd-Kürenberg (bisher ungedruckt).

beraubt, und ich mußte den Entſchluß faſſen, mich von Allem abzuwenden, was mir bis dahin Glück und Frieden geweſen war.

An jede Stunde weiteren Lebens konnte ich nur mit Grauen denken.

Was ich ſeitdem gelebt und erreicht habe, Du weißt es — was mir an Glück zu Theil wurde — die Käthe weiß es.

Erbarmungslos ſind die Götter!

Vielleicht können wir es Beide einmal zurücknehmen.

Dein N.

Fünfter Brief Käthens.

Da legt man ſich Abends nieder, mit all ſeinen Gefühlen, ſeinen Erfahrungen, ſeinen Hoffnungen; meint nicht anders, als Herr von allen dieſen zu ſein, in ſo weit Herr, als man ſeiner Natur nach Ereigniſſe und Gefühle in Uebereinſtimmung zu bringen ſucht, alſo ſowohl gar nicht Herr, denn die Ereigniſſe fordern die Gefühle, doch fordern ſie nicht willkürlich und fordern mächtig; ihr Verlangen durchdringt uns ganz und gar, ſo daß wir das, was wir geben müſſen, freiwillig zu geben meinen, — nicht wahr, Reichlin?

Nun aber kommt der Schlaf und der Traum — und die Harmonie zwiſchen uns und unſerem Schickſal ſteht nicht mehr feſt. Das, was unſere Eigenthümlichkeit ausmacht, das perſönliche Hoffen, Urtheilen, Fürchten, verkehrt ſich oft in ſein Gegentheil — Alles, was mit uns zuſammenhängt, verſchwimmt und verändert ſich und wir ſind nicht mehr unerbittlich auf die eigene Perſönlichkeit beſchränkt. Es kann geſchehen, daß wir uns in den Empfindungen eines anderen Geſchöpfes heimiſch fühlen. Mir iſt es oft im Traume ſo ergangen. Bei dem Erwachen erſchien mir dann oft mein eigenes Weſen als fremd.

Heute hat mich ein Gefühl im Traum erſchreckend und kränkend berührt. Ich ſah Ernſt Santi, ganz ohne Theilnahme, als hätte ich nie im Leben je an ihn gedacht. — Mir iſt, als hätte ich noch kein einzig Mal von ihm geträumt, und habe es ſo oft gewünſcht — — und nun mußte es ſo geſchehen. — Ich kann den ganzen Tag von dem kalten Eindruck nicht frei werden. —

Keine Freude zu fühlen, ihn wiederzuſehen! — Daß ich ſo träumen mußte! Wie wenig mag uns unſer Herz gehören! Mir iſt ſeit dem Erwachen, als trüge ich eine unbekannte Macht in mir und ich kann nicht aufhören, an den dummen Traum zu denken. Die Baronin läßt Dich grüßen, Sie war heut lange bei mir.

Deine Käthe.

Sechſter Brief Käthens.

Denſelben Tag.

Vorgeſtern ſagte ich Dir, daß ich etwas geſchrieben hätte. Als ich es that, hab ich an Dich und was Du mich lehrteſt immer gedacht. Wie es mir gelungen iſt, weiß ich nicht. —

Es war einmal eine Gärtnerstochter, die hieß Yarmandel, die hatte es noch nicht erfahren, was Glück sei und dachte darüber nach, Tag und Nacht, und wenn sie über der Arbeit saß und Kränze band für Lebendige und Todte.

Und auf der Straße sah sie sich die Leute darauf an, ob sie wohl das Glück kennen gelernt hätten.

Sie wohnte bei ihrer Mutter in einer engen Gasse, da hatten sie einen kleinen Laden, in dem sie ihre Blumen verkauften, und vor dem Thore gehörte ihnen ein Garten.

Da war auch eine schöne Schwester, die mit ihnen wohnte, die hatte viele Freier und war immer guter Dinge. Die Mutter hatte es gern, wenn diese ein Weniges im Hause nachsah und bei ihr saß.

Yarmandel aber besorgte den Garten und band in dem dunklen Lädchen Sträuße und Kränze und so wunderschön verstand sie sie zu binden, wie Niemand sonst in der ganzen Stadt es konnte. Sie hatte eine glückliche Hand und Alles gerieth ihr wohl; doch war sie ein stilles Mädchen und hatte vollauf zu thun, so daß die Nachbarsleute sie kaum bemerkten und Niemand von ihr sprach. Dabei dachte sie immer, was es mit dem Glücke wohl auf sich habe. Wie es Einem wohl zu Muthe ist, wenn das Glück kommt, — und ob sie es gleich erkennen würde.

Alles ging gut im Hause. Es mangelte nicht an Geld; im Garten gedieh, was gesäet und gepflanzt war und Yarmandel hatte von früh bis zum Abend zu thun, kam kaum zum Reden. Sie merkte es nicht, daß keine Menschenseele sich tagsüber um sie kümmerte.

Und Abends, wenn die Schwester sich noch vergnügte, war sie todtmüde und ging schlafen.

Doch ehe sie einschlief dachte sie an das Glück und hoffte, daß es kommen würde. So verging Tag um Tag und sie hatte es noch nicht kennen gelernt und ging manchmal aus es aufzusuchen; denn so ein wundervolles Ding wie Yarmandel meinte, daß das Glück sei, will man gern finden.

Waren Blumen zu einem Feste bestellt, so ließ sie es sich nicht nehmen und trug sie selbst zu den Leuten, um vielleicht etwas davon, wonach ihr Herz sich sehnte, zu erfahren.

In den Häusern aber, in denen das Fest gegeben wurde, ging es immer munter und hoch her. Da war viel Unruhe und Hast, da mußten sie alles auf's Beste vorbereiten. Yarmandel sah dem Treiben oft zu. „Es sind ihrer zu Viele," dachte sie, „das wird das Rechte nicht sein. Später auf dem Fest aber würde ich es schon zu sehen bekommen."

Sie wartete und wartete.

Die Zeit kam, daß sie der schönen Schwester den Brautkranz binden sollte. Das that sie. Die Schwester heiratete Einen aus der Nachbarschaft und hätte wohl auch einen Andern genommen.

Yarmandel setzte ihr am Morgen den Kranz in das Haar, da schien die Sonne zum Fenster herein auf die kleinen Myrtenblättchen, daß sie funkelten und glänzten. Sie waren so grün und feucht und die Blüthen schneeweiß.

Yarmandel sagte: „Ich wünsche Dir Glück."

So viele Leute hatten das der Braut schon gesagt, daß sie es überhörte. Die Schwester war schön und fröhlich an ihrem Hochzeitstage, plauderte mit aller Welt, wie sie es jeder Zeit gethan, und lachte von Herzen.

„Wo nur das Wunder ist?" dachte Yarmandel.

Da war in der Stadt ein vornehmes Fräulein in schönster Jugend gestorben. Yarmandel hörte von den Leuten, die bei ihr Kränze bestellten, Klagen darüber. Sie erzählten dies und jenes, rühmten die Jugend, die Schönheit, die Anmuth, die Güte des Mädchens und sagten mit viel Bedauern, daß sie verlobt gewesen sei. „So mitten im Glück zu sterben," meinten sie, „daß Gott erbarm!"

Und Yarmandel trug am Abend spät ihre Kränze zu der verstorbenen Braut. Wie sie in das Haus trat, war es überall still und einsam, die Thüren offen und Alles hell und klar; aber keine Menschenseele begegnete ihr auf den Treppen, und Niemand hielt sie auf und gab ihr Bescheid.

Da trat sie in einen schönen Saal ein, in dem lag die Todte. Hohe goldgelbe Wachslichter brannten; vor denen stand der Sarg, und ein Priester kniete nahe dabei und murmelte Gebete.

Yarmandel schlich näher mit ihren frischen Kränzen — und konnte das weiße Kleid und die gefalteten Hände der Braut sehen, und schlich noch näher und konnte ihr Gesicht sehen. — Da erschrak Yarmandel und dachte „Da ist das Wunder — da." — Sie konnte den Blick nicht wegwenden von dem schönen Gesicht, auf dem das Glück wie ein Schein lag, daß Aller Augen es schauen konnten. — Yarmandel fing an zu weinen, als sollte ihr das Herz brechen, und flüsterte: „Wollte Gott, ich hätte es bei den Lebendigen gefunden." Ihre Kränze legte sie auf den Erdboden und ging nach Hause.

— — — — — — — — — — — — — —

Yarmandel aber war ein schönes Mädchen, und man mußte sich verwundern, daß sie jetzt erst glaubte, das Glück nun gefunden zu haben, und es nicht schon besser wußte, und daß sie es sich so zu Herzen nahm. Doch war sie immer schöner geworden, und lief, wie die Leute sagen, geraden Wegs in das Glück hinein, und ahnte es nicht. —

Als sie wieder in ihrem Lädchen saß und hatte die Augen noch voll Thränen, trat ein junger Mann bei ihr ein, schön und vornehm. Der rief: „Einen Strauß!"

Als er aber das Mädchen anschaute, da erstaunte er und trat näher und faßte ihre Hand, sprach zu ihr und sie antwortete ihm gern.

„Warum bist du traurig, Mädchen?"

„Herr," sagte sie, „ich suchte mein Lebtag das Glück und hab' es nicht finden können, und heute, da hab' ich es bei Einer gefunden, und die war todt."

„Was soll das bedeuten?"

„Ach Herr, doch wohl, daß erst der Tod das Beste bringt."

„Du armes Närrchen."

„Es wird so sein, glaubt mir."

„Doch nicht," sagte er und bog sich zu ihr nieder.

„Weißt du auch, daß man sein Glück nicht verplaudern darf? — Weißt du's?"

„Ich weiß nicht," antwortete sie.

„Es ist so wie ich sage, das Glück muß man verschweigen."

„Dann wird es so sein, Herr. Ist man erst todt, so ist das Schweigen nicht schwer. Wer frägt dann. Leicht mag das Glück nicht zu tragen sein und nicht leicht zu verschweigen."

Da küßte er sie heiß auf Mund und Wangen.

„Nun, sag', ob du schweigen kannst? Glaubst du? — Sprich doch?"

„Ja Herr, schweigen" — sagte sie zitternd. — —

Und nun geschah es, daß Yarmandels Herz nicht mehr an das Glück dachte, und an nichts auf der Welt mehr, als an den Lieben. Sie band ihre Kränze wie sonst, doch nur, weil sie bei der Arbeit die schönsten Blumen für ihn bei Seite legte.

Und sie hörte, wie jede Stunde zu der andern sagte: „Vergeh' nur, vergeh' nur," bis die kam, in der sie ihn sehen konnte.

Weil er es wollte, schlich sie oft aus dem Haus und huschte durch das Gäßchen und ging scheu mit ihren Blumen unter den Leuten hin.

Wie sonst ging sie aus, das Glück zu suchen, doch wußte sie jetzt, wo sie es finden konnte. — —

Und wenn sie bei ihm war, das Schönste unter all' seinem Reichthum, das er sorglich vor Jedermanns Augen verborgen hielt, wollte ihr das Herz vor Wonne zerspringen, und ihr gefiel die Pracht um sie her über alle Maßen. Ihr Herz aber wurde immer glühender und unruhevoller, und es schien ihr, daß die Liebe ein Feuer sei.

„Nun kennst du das Glück," sagte er zu ihr.

Da sah sie ihn an und lachte, daß ihre weißen Zähnchen glänzten.

„Herr, sagte sie, ich bin eine Schlange, und was weiß die von Glück, die braucht es nicht!" und sie schlang die Arme um seinen Hals, und preßte ihr Köpfchen ihm an die Brust, daß ihre Haare sich wie ein Schleier um ihn legten.

„Sieh zu, ob ich eine bin?" rief sie und lachte, machte sich los, und er ergriff sie und hielt sie am Arm. Da wandte sie sich hin und her und bog ihr Köpfchen, hob es, entschlüpfte ihm und hing ihm am Hals, war nah und fern in einem Augenblick.

„Du liebe Schlange!“ rief er.

„Nein, Herr, ich bin ein Dieb, der eine ſchöne Krone ſich geſtohlen hat und ſie verborgen trägt. — Was hilft's ihm? — Kein Menſch weiß es und Keiner erfährt es — das iſt hart.“ Und ſie begann zu weinen, und weinte und ſchluchzte: „Dem Lebenden wird es doch ſo ſchwer, zu ſchweigen.“

Da hob er ihr das Köpfchen in die Höhe und ſagte: „Wie werd' ich mein Yarmandelchen nur wieder los? — Noch lange — lange nicht!“

Und ſie ſtand auf und ſah ihn an, und er wußte nicht, daß ſie ihm bis in ſein tiefſtes Herz ſchaute. Dann ſtürzte ſie auf ihn zu und küßte ihn, als ſollte er ſterben. „Leb wohl,“ ſagte ſie, ſteckte ſich das Haar in die Höhe und gab ihm die Hand.

Ein goldenes Kettchen, das er ihr geſchenkt hatte, nahm ſie vom Hals und legte es auf den Tiſch.

„Weshalb thuſt du das?“ frug er.

„Lebt wohl, Herr,“ ſagte ſie, küßte ihm die Hand und ſchlich zur Thür hinaus. — — —

Und da ſaß ſie nun in ihrem Lädchen und wollte vor Sehnſucht vergehen. Die Blumen, die ſie für ihn bei Seite that, welkten, und immer wieder legte ſie neue und ſchöne bereit. — Und ſie erſtaunte, daß ſie ihn nicht wiederſah und wollte es nicht glauben; aber ein Tag kam zum andern, ohne daß ſie ihn geſehen hätte. Da dachte ſie: „Wie es nur möglich iſt?“ — Es iſt Nichts — das Glück taugt für die Lebenden nicht. Es kommt und bringt tauſend Dinge und nimmt, was es brachte, wieder, läßt uns reich werden, um uns arm zu machen, macht uns froh, damit wir traurig werden“.

Sie wartete und wartete. — Und weil ſie gar nichts von ihm hörte ihn nicht zu ſehen bekam und er ſie ganz vergeſſen hatte, ſagte ihr Herz: „Das ertrag ich nicht, thue das, wer es kann.“ Und ſie aß und trank nicht, ſchlief und ſprach nicht mehr, ſaß in ihrem Kämmerchen und ſah vor ſich hin. „Das Glück wird bei den Todten ſein,“ dachte ſie wieder, „ich möchte es finden!“ Die Mutter wußte nicht, was ſie von Yarmandel halten ſollte, denn die verplauderte nichts. Die Schweſter aber meinte: „Yarmandel wird ſterben.“ Das ging ihnen ſehr zu Herzen.

Die aber wartete geduldig, was aus ihr werden würde, war krank und matt.

Als ſie eines Abends am Einſchlafen war, da ſagte ſie zu ihrer Schweſter, ſchon halb im Traume: „Wenn die letzte Stunde noch Glück bringt, dann iſt es gut und keine andere wird kommen, es wieder zu nehmen.“ —

Yarmandel ſchlief ein und ſtarb im Schlaf. Am Morgen lag ſie ſtumm und ſtarr in ihrem Bette. — — —

Das ist meine Geschichte, Nicolaus. Sie sollte ein fröhliches Ende haben und ist doch traurig gerathen, fast gegen meinen Willen.

Uebermorgen Abend sind wir Alle bei der Baronin eingeladen, die läßt Dich herzlich grüßen und hofft, Du kämst bis dahin auch zurück.

Ach, komme, ich bitte Dich, es ist hier gar zu öde.

Deine Käthe.

* * *

Die Mutter und die drei Schwestern waren, wie es Reichlin geschrieben hatte, bei der Baronin Abends zum Thee eingeladen, schon zwei Tage vorher, da die Baronin Besuch erwartete, und es ihr, wie es schien, darauf ankam, einige Menschen dann gerade bei sich zu sehen. Sie sprach ihr größtes Bedauern aus, Reichlin, auf den sie gerechnet hatte, nicht mit eintreten zu sehen.

Das Balconzimmer war angenehm erleuchtet; auf den Tischen und Tischchen standen in Vasen schöne Blumen. Es war ein wunderbar farbenprächtiger Sommer. Aus dem Nebenzimmer klangen noch einige volle Clavieraccorde, die verstummten, als die Baronin Mutter und Schwestern begrüßte, und ein junger Mann mit eleganten Manieren trat ein und wurde von der Wirthin vorgestellt.

„Er kommt aus Rom," sagte sie, „direct aus Rom, der Beneidenswerthe."

„Ja, gnädige Frau," wandte er sich an die Mutter, „ich danke meinem Schöpfer, daß ich hier bin. Der lange Sommer, den wir dort schon hatten, wirkt angreifend auf uns Nordländer."

Käthe sah ihn eigen an und sagte, als hätte sie das Vorhergehende nicht gehört: „Von Rom kommen Sie?"

„Ja, gnädiges Fräulein, von Rom," wiederholte er. Kennen Sie Rom?"

„Ich?" frug sie. „Nein, ich nicht."

„Wer denn?" frug er lächelnd, angeregt zu dieser Frage durch die eigenthümliche Betonung, mit der sie „Ich nicht" erwidert hatte. Käthe blickte vor sich hin, ohne zu antworten.

Man setzte sich zum Thee. Der Gast der Baronin wußte angenehm und liebenswürdig zu plaudern. Er malte, hatte lange Zeit in Italien gelebt, war musikalisch begabt, wußte allerlei aus der römischen Gesellschaft zu erzählen. Er schien dort wohl aufgenommen, war eine angenehme Erscheinung, und mochte einer von den Menschen sein, gegen die sich Nichts sagen läßt.

Nach dem Thee setzte er sich an das Clavier und trug vor, was die Baronin von ihm erbat. Alle waren in dem Zimmer, in dem der junge Künstler spielte, versammelt; nur Käthe hatte sich auf den Balcon geschlichen.

Die Melodien drangen milde zu ihr hinaus. Sie hatte den Fremden, währenddem er ihr gegenübersaß, oft forschend angeblickt; er war ja daher gekommen, von wo aus ihr Glück und Ruhe zurückkehren sollte.

Er schien dort so gut bekannt zu sein; sie ahnte es, er hatte ihn, den sie seit Jahren täglich erwartete, vielleicht gesehen vielleicht gesprochen, vielleicht kannte er ihn näher — vielleicht würde er den Namen plötzlich nennen.

Käthe war mit innerster Erregung dem Gespräch gefolgt. Er mußte ihn ja kennen; Beide waren Künstler, sie mußten einander in Rom begegnet sein; es war kaum anders möglich.

Er hatte von den verschiedentlichsten Menschen gesprochen, wußte von Jedem, kannte Jeden, nach dem die Baronin, die vor Jahren sich auch in Rom aufgehalten hatte, frug; aber den einen sehr geliebten Namen hatte er nicht genannt.

Nun saß Käthe draußen auf dem Balcon, ganz Sehnsucht und Verlangen. Sie sprach den Namen, den sie so gern gehört hätte, leise vor sich hin. —

Die Musik klang ununterbrochen sanft in die Nacht hinaus und begleitete Käthens Träume, belebte sie und erhöhte jedes Gefühl, das sich in ihr regte.

Sie sah die Vergangenheit sich in ihrer Seele abspielen. Von Neuem nahm sie von dem Geliebten Abschied, fühlte dabei die ganze Macht der Liebe in ihrem Herzen erwachen. Alles, was ihr von dem vollblühenden Strauch zugeflüstert und was sie nie einer Menschenseele vertraut hatte, bekam neue Kraft und tiefere Bedeutung.

Ganz versunken war sie in die Vorstellung, daß er zurückgekehrt sei und sie mit seiner Liebe, seinem ganzen Wesen beglücken würde, und träumte erregt Musik-Beseeltes.

Käthe athmete tief auf. Unendlich bemitleidenswerth kam sie sich vor, daß sie ihr Glück so ganz im Unbestimmten suchen mußte.

Die Musik verstummte, und alle Gedanken, alle Gefühle, die von ihr durchdrungen, zu verlockenden Träumen, hinschmelzender Sehnsucht geworden waren, wandelten sich bei ihrem Verstummen zu Sorgen und Hoffnungslosigkeit.

Käthe saß matt und müde auf der Bank, lehnte den Kopf zurück und ließ den Abendwind in ihrem Haare spielen.

Sie mußte wieder hineingehen. Ja, sie wollte hineingehen und nahm sich vor, klug zu sein und recht vernünftig. Die Mutter und Alle sollten Nichts an ihr zu tadeln finden; wenn sie es nur nicht schon bemerkt hatten, daß sie sich wieder bei Seite geschlichen.

Der Art willkürliches Benehmen, wie Käthe es liebte, war der Mutter fatal.

Käthe fand Niemanden; sie hörte aber im Saal sprechen. Auf dem von einer Hängelampe erhellten Tisch stand ein Strauß blauer Iris in einem schön geschliffenen Glas, die waren auffallend beleuchtet und von überraschender Wirkung. Käthe war fast bewegt durch diesen Anblick.

„Was giebt es für Herrlichkeiten hier — auf Erden," sagte sie leise und strich sanft über die leuchtenden Blumenblätter.

Sie trat in das andere Zimmer ein; die Damen waren allein. Die Baronin wandte sich zu ihr, zog sie auf den Stuhl neben sich nieder und sagte eigenthümlich bewegt:

„Mein Vetter holt uns jetzt etwas Wunderbares. — Wo haben Sie gesteckt liebe Käthe?"

„Sagen Sie, Frau Baronin," frug die Mutter, „war der arme Mensch vor seinem Tode lange leidend?"

„Er trug den Kern seines Uebels schon in sich, als er von hier abreiste," erwiderte die Baronin, „und er muß sich, nach dem Abguß, den man im Tode von ihm genommen hat, zu urtheilen, sehr verändert haben. Die Maske ist dennoch von wahrhaft ergreifender Schönheit. — Nun. Sie werden es ja sehen. Im Leben machte er einen frischen, übermüthigen Eindruck; sie entsinnen sich seiner?"

Die Mutter nickte. „Merkwürdig, daß wir nie wieder von ihm hörten."

„Es war ein reizender Mensch," sagte Marianne. „Käthe, Du erinnerst Dich des jungen Santi, der vor zwei Jahren bei uns war."

Käthe veränderte sich bei diesen Worten äußerlich nicht, wurde nicht bleicher, fuhr nicht wie tödtlich getroffen auf, blieb regungslos in ihrem Stuhl lehnen, und sagte ruhig: „Ist der todt?"

In dem Augenblicke ging die Thüre auf und der junge Künstler trug vorsichtig in beiden Händen einen Gypsabguß, den man von einem jugendlich edlen Kopf genommen hatte. Die Züge waren im Tod erstarrt.

Alle, außer Käthe, erhoben sich und standen um den Tisch, auf den der Gast seine traurig schöne Last niedergesetzt hatte.

Der sagte mit gedämpfter Stimme: „Er war ein prächtiger Mensch — solche müssen sterben."

Man schien tief ergriffen. Lilly hatte Thränen im Auge. „So lustig war er," flüsterte sie. „Wißt Ihr noch, wie er immer unsern Berg wie toll hinaufrannte. Er lachte so nett."

Sie sprachen im leisen Ton, bewegt von dem ernsten, fast großen Eindruck, der Alle bei dem Anblicke der stillen, kalten Züge überkam.

„Ja, er war ein großes Talent," sagte die Baronin seufzend und rückte das Licht dem starren Antlitz näher.

„Uns Allen kam er schon lange bedenklich vor; aber wer dachte daran, daß es so schnell zu Ende gehen konnte. Als ganz junger Mensch soll er schon einmal ein Lungenleiden soweit ganz gut überstanden haben; entsinnst Du Dich?" wandte der Gast sich an die Baronin.

„Ja wohl," sagte diese, „er mochte damals so etwa achtzehn Jahre alt gewesen sein."

„Der hat kein leichtes Leben gehabt," fuhr der Gast fort. Ich habe davon sprechen hören, als hätte er wirklich das, was man Noth leiden

nennt, kennen gelernt. Niemand mag es recht gewußt haben. Es hat ſich kein Teufel um ihn gekümmert und er hat ſich nicht darüber ausgeſprochen. Santi war ein ſeltener Menſch und beſaß in hohem Maße die Eigenſchaft, von ſich und ſeinen Angelegenheiten zu ſchweigen."

„Was für gute Kraft," ſagte die Baronin, „geht im Kampf um die Bedürfniſſe des armſeligſten Daſeins verloren."

Sie ſprachen noch lange über das nun abgeſchloſſene Leben, das einſt das ſchöne, nun erſtarrte Antlitz, das vor ihnen lag, gebildet hatte.

Käthe ſaß immer noch in ihren Stuhl zurückgelehnt, die Augen niedergeſchlagen und hütete ſich aufzublicken.

Sie konnte den Anblick, von dem ſich die Andern mit feſſelnden Schauern hinnehmen ließen, nicht ertragen.

Niemand ſchien auf ſie zu achten.

„Laſſen Sie uns in das nächſte Zimmer gehen," ſagte die Baronin, „auf dem Balcon iſt es jetzt ſchön; wir wollen die Lampen hinaus ſetzen laſſen."

Marianne und Lilly flüſterten miteinander, Marianne zuckte die Achſeln und deutete auf Käthe.

Neben deren Stuhl lag ein aufgeſchlagenes Buch. Die Mutter nahm es im Vorübergehen in die Hand.

„Was machſt Du denn? Haſt Du jetzt darin geleſen?" frug ſie kalt.

„Nein," ſagte Käthe.

Alle gingen hinaus. Der Gaſt der Baronin folgte mit Käthe.

„Sie kannten Santi?" frug er.

„Ich kannte ihn," ſagte ſie.

„Ihnen iſt kühl," frug er, „nicht wahr?"

Er ſah, daß ſie mit einem Mal auffallend bleich wurde.

„Darf ich Ihnen Etwas zum Einhüllen bringen?"

„Ja, mir iſt kühl," erwiderte ſie.

Er ging und Käthe ſchlich haſtig in das verlaſſene Zimmer zurück.

Da ſtand einſam, ernſt und erhaben das Bild, das ihr der Inbegriff des Todes war.

Zaghaft legte ſie die Hand auf die ſchöne kalte Stirn, blickte ſich ſcheu um und ſagte eigenthümlich ruhig: „Das iſt mir keine Freude, Dich zu ſehen!"

Dann ſchlich ſie wieder davon und ging zu den Andern auf den Balcon.

Der Gaſt brachte ihr ein Tuch und legte es ihr ſorglich um die Schultern.

* * *

Die Baronin und ihr Verwandter begleiteten die Mutter und die drei Schweſtern nach Hauſe.

Es war eine ſchöne, milde Nacht. Den Staub auf der Landſtraße

hatte ein warmer Regen gelöscht und wunderbar erfrischend ließ es sich auf dem ebenen sanften Weg dahingehen.

Ein gut Stück waren sie schon gegangen, Käthe stillschweigend neben der Baronin. Da kam ihnen Jemand entgegen. „Onkel Nicolaus," rief Lilly. „Onkel Nicolaus, Herr Reichlin," rief es von allen Seiten.

„Guten Abend, guten Abend," erwiderte Reichlin.

„Glücklich zurück? Jetzt erst gekommen? Wie geht es?" und die Boronin Marianne, die Mutter und Lilly, Alle umringten ihn. Es gab ein Händeschütteln und ein Bewillkommnen ohne Ende.

„Und Käthe?" frug Reichlin.

Sie trat vor und reichte ihm stumm die Hand. Die hielt er fest und innig eine Weile in der seinigen.

Die Baronin stellte ihren Gast vor, bedauerte, daß Herr Reichlin nicht eher kommen konnte; erkundigte sich nach dem Verlauf der Reise und wurde durch Reichlins Ankunft noch zu guter letzt sehr animirt.

Als ein Augenblick Ruhe eingetreten war, sagte Lilly: „Denke Dir, Onkel Nicolaus, der junge Santi, der vor zwei Jahren bei Dir war, ist in Rom gestorben."

Reichlin sagte kein Wort und war augenblicklich an Käthens Seite, als wollte er sie schützen und bewahren.

Er faßte ihre Hand.

Sie flüsterte ängstlich, fast unhörbar: „Schweig, Nicolaus."

Sein Arm zitterte, als er sie hielt. Käthe hatte das gefühlt, und entzog ihm sanft die Hand wieder. Daß sie an Reichlins Erregung ihre eigene spürte, hätte sie fast außer aller Fassung gebracht.

„Ja, er ist gestorben," erwiderte die Mutter, und nun erzählte Jedes, was es wußte, und Niemand achtete recht darauf, daß den Berichten von Reichlins Seite kaum ein Zeichen der Theilnahme und des Erstaunens entgegengebracht wurde.

Er hielt Käthens Hand fest und flüsterte zu ihr gewendet: „Käthe, meine Käthe!" empfand aber nicht, so sehr er auf den leisesten Druck ihrer Hand auf den geringsten Seufzer geachtet haben würde, daß sie ihn hörte. —

Die Baronin sprach mit ihm, er erwiderte kaum.

Die Mutter, Lilly und der junge Künstler waren noch recht in's Unterhalten gekommen und Marianne ging träumend neben ihnen her. — Vor der Gartenthür nahm man Abschied von einander.

Reichlin konnte kein Wort an Käthe richten. Sie ging neben ihrer Mutter und reichte ihm zum Abschied wieder stumm die Hand.

In ihrem Zimmer sank Käthe auf einen Stuhl und sah starr in das Lichtflämmchen. — Marianne und Lilly waren rasch eingeschlafen. Nichts regte sich.

Da erhob sich Käthe, öffnete die Thüre, die von ihrem Zimmer aus in den Garten führte und trat hinaus.

Auf einer Bank ihrem Fenster gegenüber saß Reichlin. Der ging ihr rasch entgegen, legte den Arm um ihre Schultern und zog sie sanft an sich, daß ihr Kopf an seiner Brust lag.

„Käthe," sagte er. „Er ist gestorben —"

„Sprich nicht mit mir," flüsterte sie leise. „Du glaubst nicht, was ich sagen könnte. — Denke aber an mich. Ich bitte Dich, denke an mich, so lang Du kannst." Sie hatte die Hände in einander gelegt und sah ihn flehend an.

„Ja, Käthe. — Ich bleibe bei Dir. — Sprich, was Du sprechen willst, mein Herz; jedes Wort, so schmerzlich es ist, wird Dir wohl thun. Schon morgen, wenn der Tag anbricht, findet Alles eine andere Gestalt — morgen früh."

„Nein, nein, Reichlin," unterbrach sie ihn hastig, „sprich nicht von morgen, da durchläuft mich ein Grauen, das ich Dir nicht beschreiben könnte." Sie umfaßte seinen Arm fest.

Sie waren unter die Buchen vor dem Haus getreten. Ermattet ließ sie sich auf die Bank nieder und stützte die Stirn in die Hände.

„Soll ich reden?" frug sie und hob den Kopf.

„Ja, rede, rede, Käthe."

„Sag' das nicht, denn mir ist, als ob ich verloren wäre, wenn ich spräche."

„Denk, Dir, Reichlin, mir ist so ganz unerhört todtenangst zu Muthe." Das sprach sie hastig und legte ihre Hand in Reichlins, der sich neben sie gesetzt hatte. „Ich fühle vor lauter Schreck und Schmerz, wie die Kraft, die Seele, in der ich mich empfinde, sich vom Körper losmachen möchte — nicht wie zum Tod — nein, nicht so, wie sie nichts Zusammengefaßtes sein möchte und wie sie drohend in mir auf- und niederwogt, wie sie unaufhaltsam strebt in das Unendliche sich zu ergießen und mich allein zu lassen, lebendig oder todt. Ach, Reichlin, das sind Worte; aber die Gedanken, die daran hängen! Hilf mir doch!"

Reichlin zog sie wieder an sich.

„Sprich Käthe."

„Wenn es nicht Nacht wäre — da kommen die Gefühle so unaufhaltsam."

Er empfand, wie sie durch und durch zitterte und sich fest an ihn preßte.

„Ach, Reichlin, laß mich reden," fuhr sie hastig fort. Wundere Dich auch nicht, daß ich in Worten rede, die ich sonst nicht gebrauche. Ich spreche von Unglaublichem, ganz Unglaublichem; — Du mußt nicht denken, daß ich im Allerentferntesten daran glaube."

„Still, meine Käthe, versuch's einmal, nimm Dich zusammen. Thue es Deinem Reichlin zu Liebe. Wir haben uns doch immer gut verstanden. Du weißt nicht, wie Du mich bekümmerst."

„Reichlin," sagte sie ruhig. „Ich habe von Dir viel Gutes empfangen

und ich habe, was ich von Dir hörte, wie ein Heiligthum bewahrt. Ich will ruhig sein, glaub mir. — Nichts hab ich aus mir selber, Alles, Alles habe ich von Dir. Meine ganze Seele hat sich an Dir geschaffen — und jetzt bewegt sie sich so eigenthümlich, als wollte sie mir unter den Händen entwischen. — Du kannst ja keine Ahnung haben von dem, was ich im Voraus fühle, wenn ich an die große Verwirrung denke, die über ein Geschöpf kommen könnte."

Das sagte sie gefaßt, aber mit zitternder Stimme.

„Sterben, das ist ein Entfliehen; aber kein Zerreißen der innersten Kraft. — Wäre er nur leben geblieben! — Ich schrieb Dir, daß ich geträumt habe, ich sah ihn wieder und hatte keine Freude daran."

Sie seufzte.

„Jetzt will ich schlafen gehen. Man kann ja ruhig schlafen, wenn man nichts mehr zu erwarten hat. — Nicht wahr?

„Sonst schlief ich oft nicht — aber nun — Leb wohl." Sie preßte seine Hand an ihre Lippen. — „Ich will Dir keine Noth machen.

„Laß mich jetzt gehen, Reichlin."

„Willst Du nicht bleiben?" Er hielt sie zurück.

„Sieh mich an," sagte sie, „ich bin müde — ich gehe."

Das sagte sie so fest und ruhig, daß er sie nicht aufzuhalten wagte und sie gewähren ließ.

* * *

Sie trat in ihr Zimmer, stellte das Licht auf einen Stuhl, setzte sich auf den Rand ihres Bettes nieder und sah vor sich hin.

„Nein, es ist unmöglich," sagte sie, „ganz unmöglich," und athmete tief auf.

Dann erhob sie sich leise und schloß die Thüre, die zu dem Zimmer der Schwestern führte.

„Wir sind getrennt," sagte sie dumpf und ging im Zimmer auf und nieder, blieb plötzlich wie gebannt stehen und flüsterte seufzend:

„Da kommen die Gedanken aus allen Ecken, da ist kein Aufhalten mehr."

Sie stürzte vor ihrem Bett nieder und preßte ihre Stirne in die Kissen.

Immer tiefer brannte das Licht herab, sie rührte sich nicht.

Die Morgendämmerung brach herein; draußen wurden die Vögel munter.

Da, nach stundenlanger Regungslosigkeit erhob sie sich und sagte tonlos:

„Nein, das ist unmöglich zu ertragen — Herr Gott, was denkst Du denn von Deinen Geschöpfen. — Gieb es nicht zu, daß sie so namenlos gequält werden."

Sie löschte das Licht und trat an das Fenster. Schon war es ganz

hell. Sie ſah den röthlichen Schimmer auf den Wipfeln der Bäume liegen. Käthe trat zurück, ihre müden Augen waren geblendet vom erwachenden Tag. — Wieder ging ſie im Zimmer auf und nieder, bei jedem Schritte rauſchte ihr Kleid.

„Ach, das Kleid," ſagte ſie, legte es ab und verſuchte noch ein Weniges zu ſchlafen; aber kaum daß innere Ruheloſigkeit ihr die Augen ſchließen ließ.

Nach und nach wurde es laut im Haus. Thüren und Fenſter wurden geöffnet. In der Küche, die zu ebner Erde lag, wurde gelärmt und geklappt. Darauf trat wieder für eine Weile Ruhe ein, bis im Nebenzimmer bei den Schweſtern Stimmen laut wurden.

„Käthe," rief Lilly und rüttelte am Thürſchloß. „Du haſt ja zugeſchloſſen. Steh raſch auf. Wir fahren heute für Marianne die Möbel auszuſuchen. Wir werden mit Heinrich zuſammentreffen; die Mutter ſchickt eben. — Eil Dich nur, wir müſſen bald fort."

Käthe erhob ſich, kleidete ſich raſch an und öffnete den Riegel.

„Was iſt denn?" frug Marianne, als Käthe in das Zimmer trat. — Nein, was haſt Du? Iſt Dir nicht wohl?"

„Mir iſt ganz wohl," erwiderte ſie. „Ich habe heute Nacht nicht gut geſchlafen und bin nun müde."

„Du Armes," ſagte Lilly ſchmeichelnd, legte ein Packet, das ſie eben zuſammengepackt hatte, nieder und ging auf Käthe zu, die wie träumend in der Thüre ſtehen geblieben war. „Da wirſt Du wohl nicht mitfahren wollen?"

„Ich glaube nicht — wenn es anginge, daß ich zu Hauſe bleiben könnte," erwiderte ſie; „ich bin ſehr müde." Sie ließ ſich ermattet auf einen Stuhl nieder.

Hannah ſteckte den Kopf zur Thür herein.

„Sind die Fräulein's fertig?" frug ſie. „Die Frau Mama ſitzt ſchon beim Frühſtück. In einem Viertelſtündchen wird der Wagen da ſein."

Als die Mädchen heraustraten, ſaß die Mutter ſchon unter den Buchen am gedeckten Tiſch.

„Nun kommt Ihr endlich," rief ſie den Dreien mit ihrer klaren, lebensfriſchen Stimme entgegen. „Heute giebt es genug zu thun, wenn wir mit all dem zu Ende kommen wollen, was Marianne ſich vorgenommen hat. Aber eins ſage ich, getrieben wird nicht, werden wir heute nicht fertig, dann ein ander Mal. Es iſt reichlich und überreichlich Zeit und bei dem Beſprechen mit dem Tiſchler darf nicht gehaſtet werden." Die Mutter war in gütigſter, friſcheſter Stimmung.

Jetzt ruhten ihre Augen auf Käthen.

„Ich ſollte doch meine Käthe kennen," ſagte ſie liebevoll. „Dir iſt nicht wohl, was haſt Du denn?"

„Ach, Mütterchen," sagte diese mit innigst erregter Stimme und fiel ihr um den Hals.

„Was fehlt ihr?" wandte sich die Mutter an Marianne.

„Sie hat nicht geschlafen," sagte diese, „und will nicht mitfahren."

„Komm, Käthe." Die Mutter nahm ihre Tochter wie ein Kind an der Hand und ging mit ihr ein Stück den Weg abwärts.

„Fühlst Du Dich krank," frug sie.

„Nicht ganz wohl," sagte Käthe.

„Wenn es sich doch machen ließ, daß wir bleiben könnten," sagte die Mutter und setzte sich wieder auf die Bank unter den Rothbuchen, „ich möchte Dich nicht gern allein zurücklassen; aber Heinrich wartet und der kann keinen andern Tag."

„Da steht der Wagen schon," rief Marianne und zeigte hinunter nach der Landstraße.

„Da wird nichts helfen," seufzte die Mutter. „Kinder, habt Ihr Eure Sachen? Trinkt nur ruhig noch fertig. — Und Du, Käthe, versuche zu schlafen, vielleicht holst Du noch nach, was Du heut Nacht versäumt hast. Wird es mit Deinem Kopfschmerz besser in der freien Luft?"

„Noch nicht," erwiderte Käthe.

„Jedenfalls kommen wir heut Nacht sehr spät zurück; erwarte uns ja nicht."

Käthe geleitete sie durch den Garten bis zum Wagen. Als sie Abschied nahmen, fiel sie der Mutter wieder um den Hals und diese fühlte, wie das Mädchen in ihren Armen zitterte und wie ihr Käthens Kopf schwer auf der Schulter ruhte.

„Kommt gesund zurück, behütet mir die Mutter, daß sie sich nicht zu sehr abmattet." Wie im Traum sagte sie das. „Seid ja vorsichtig."

„Was soll uns denn begegnen?" erwiderte etwas ungeduldig Marianne.

„Rede nicht so," unterbrach Käthe sie erregt, dann wurde eingestiegen.

„Du bist ein gutes, liebes Ding," sagte Lilly und gab ihr zum Abschied einen Kuß.

Der Wagen rollte fort, die Landstraße entlang — und Käthe ließ sich auf der steinernen Stufe vor dem geöffneten Gitterthore nieder und verbarg ihr Gesicht in beide Hände. So saß sie ganz versunken, wurde nicht gewahr, daß schon seit geraumer Zeit Reichlin in ihrer Nähe stand. Seine Blicke ruhten auf ihr.

Zwei-, dreimal machte er Miene, sie anzureden, schüttelte wie im tiefsten Nachdenken den Kopf und schwieg. Endlich klang es fast tonlos von seinen Lippen:

„Siehst Du, Käthe — daß der Morgen gekommen ist."

Langsam wandte das Mädchen sich nach ihm um, ohne ihm zu antworten, erhob sich und ging neben ihm her.

„Nach so einer Nacht," sagte sie, ohne daß sich ein Zug in ihrem Gesicht

veränderte, „giebt es keinen Morgen mehr. Nach so einer Nacht giebt es keine Sicherheit mehr — nirgends.

„So kann ich nicht leben, so zerrissen, so arm!“ Und sie blickte zu Reichlin auf mit einem Ausdruck, der ihm tief in's Herz drang.

In den jetzt so matten Augen lag ein Jammer, eine Verzweiflung, daß sie um die Noth, in der sie lebte, kein Wort zu verlieren brauchte.

„Willst Du mit mir gehen?“ frug Reichlin.

„Ja,“ erwiderte sie. — „Nein, laß mich lieber allein. — Oder laß mich ganz still am Fenster sitzen, wenn Du arbeitest. Mir ist's, als wär ich dort noch am liebsten.“

„Ganz wie Du willst, Käthe.“

Sie gingen auf Reichlins Haus zu, traten in sein Arbeitszimmer ein, darin war es kühl und mildes Licht drang durch das grüne Laub vor dem Fenster.

Er rückte ihr den Stuhl an ihren Lieblingsplatz und wie schwer ermüdet ließ sie sich darauf nieder, lehnte ihr Köpfchen zurück und schloß die Augen.

Reichlin setzte sich an seinen Schreibtisch und versuchte zu arbeiten, schlug ein Buch auf und schien zu lesen, klappte es wieder zu und verfiel zuletzt in eine dumpfe Ruhe.

Die Zeit verstrich — kein Laut wurde im Zimmer gehört. Der Wind spielte mit den Blättern vor dem Fenster und ein Fink sang unermüdlich von Neuem sein altes Lied. Jetzt war es Reichlin, als würde er leise an der Schulter berührt.

Er fuhr zusammen und blickte sich um. Käthe stand hinter ihm, die Augen fest auf ihn gerichtet. Sie hielt ein Blatt Papier in der Hand.

„Es ist in's Tiefste gedrungen,“ sagte sie. „Es ist gar nicht unmöglich, daß das Schrecklichste über ein Geschöpf kommen kann. Hier — Du hast es ja selbst geschrieben.“ Sie hielt ihm sein eigenes Gedicht hin.

Erbarmungslos sind die Götter,
bar alles Mitleids.

Mit eigenthümlicher Stimme las sie die letzten Zeilen:

All Jammer auf Erden
verhalle — ein Mißton —
der in den urewigen Einklang
schmeichelnd sich fügt.

Ich glaube, nur so trägt man ruhig, was kommen wird. — Die Größe und Unerreichbarkeit über mir und um mich her ist mir klar durch Deine Worte. Ich behalte das Lied und werde es immer wieder lesen und über nichts mehr erstaunen. Leb wohl, Reichlin.“

„Willst Du nicht bleiben, Käthe?“

„Nein,“ erwiderte sie feierlich, „ich muß jetzt für mich allein sein.“

* * *

Wie ein Tag dahin geht! — Unter den Händen entweicht er Millionen und entreißt Jedem unerbittlich ein Stück seines Lebens. Viele bedenken es nicht, wie unaufhörlich sie beraubt werden. Viele sehen aufathmend den Tag vergehen. Viele bedauern es, doch gar Mancher fühlt mit dem letzten Tagesschimmer seine Lebenskraft zerrinnen und beugt sträubend oder gelassen sein Haupt der unbekannten grauenvollen Macht, die er über sich kommen fühlt.

Die Sonne war am Sinken. Reichlin saß mit einem Buch, das er achtlos in der Hand hielt, wieder in seinem Arbeitszimmer. Unverwandt waren seine Augen nach der Thür gerichtet. Bei jedem Geräusch wandte er die Blicke nach dem Fenster, erhob sich halb und sank wieder zurück.

„Sie muß jetzt kommen," sagte er dumpf vor sich hin und stand auf, bog den Epheu vor dem Fenster auseinander, da leuchtete der Abendhimmel in das dämmrige Gemach herein, aber Niemand kam des Wegs daher. Kein entfernter Schritt war auf dem Kies zu hören. Kein Laut unterbrach die Stille. Eine Holztaube girrte auf der hohen Edeltanne, die dem Fenster gegenüberstand.

Wiederholt hatte Nicolaus Reichlin es heute versucht, Käthen zu sprechen. Hannah hatte ihm gesagt, daß das Fräulein sich in ihrem Zimmer eingeschlossen habe, wahrscheinlich, um zu schlafen. Das Mädchen war ganz besorglich gewesen. „Ich kenne Fräulein Käthchen," hatte sie gesagt, „der muß es sehr schlecht sein, ehe man ihr etwas anmerkt, und heute sah sie ganz verändert aus. Wäre doch die Frau Mama schon zurück." —

Als er wieder einmal kam, nach ihr zu sehen, fand er sie auf der Bank vor dem Hause sitzen. Sie trug, wie sie es an schönen Sommertagen zu thun pflegte, ein weißes, leichtes Kleid. Wie er sich ihr näherte und sie ihn gewahr wurde, sah er, daß es wie ein bitterer Schmerz über ihr Gesicht zog. Es war ihm, als richtete sie hilfesuchend ihre Augen auf ihn.

„Wie geht es Dir, Käthe?" frug er sie.

„Ich weiß es nicht, laß mich lieber noch allein — bitte, verzeih mir."

Er strich ihr sanft über das Haar. „Ich warte auf Dich, liebe Käthe — Du mußt kommen." Dann war er durch den weiten Garten nach Haus zurückgekehrt.

Jetzt aber nun wartete er schon seit Stunden auf sie und sie kam nicht. Er trat an's Fenster, schaute hinaus, ließ sich wieder an seinem Schreibtisch nieder und stützte den Kopf auf. Da öffnete sich leise die Thüre. Er fuhr auf. Doch ehe er sich noch erheben konnte, lag Käthe zu seinen Füßen und umfaßte seine Hände.

„Reichlin, Reichlin!" rief sie angstvoll. „Bald geht die Sonne unter.

Die Nacht kann ich nicht wieder ertragen; mir iſt's, als verginge mir der Athem, je mehr die Sonne ſinkt. Es ſteht nicht mehr außer mir, nein, das Gewirre und Gewoge iſt in mir, von mir aus geht es über die ganze Welt. — Wie bin ich nur hineingerathen?" frug ſie leiſe und ließ ſeine Hände los. „Reichlin, es geht nicht vorüber. Ich fühle eine fremde Macht über mir, die jeden Augenblick über mich herfallen kann."

Sie ſprang auf. „Siehſt Du, — ich bin fortgeriſſen in ein gräßlich geſtaltloſes Bewegen hinein — und wenn die Nacht kommt, bin ich verloren. Du mußt mich retten!" rief ſie und klammerte ſich feſt an ihn. — „Du kannſt es. — Weißt Du noch, was Du ſagteſt, was Du von den Gedanken ſagteſt, wie ſie uns mit ſich fortreißen, unaufhaltſam. — Wie Alles um mich her wirbelt, Reichlin — — Du wirſt mir doch helfen. — Ach, der Schmerz und der böſe Schreck — ſo plötzlich." Sie ließ ihn los und ſprach haſtig weiter: „Ich jammere aus tiefſter Seele zu Gott, und wie ich es thue, kommt es mir ſo unbegreiflich vor, daß ich laut aufſchreien möchte. Dann wird mir's, als erwachte in mir Unerhörtes, als empfände ich mit einem Schlag alle Unendlichkeit — ich fühle, wie meinem Geiſte eine ungeahnte Kraft des Faſſens und Begreifens zuwächſt; aber verſtehe mich, nur einen Augenblick, eine ſehr trügeriſche, dann kommt's wie tiefſte Angſt und Dumpfheit über mich, dann ſeh' und fühle ich nichts mehr." — Zitternd ſank ſie an ſeine Bruſt, es war ihm als wollte ſie weinen; aber ſie hob den Kopf und ſagte mit ſtarren Augen: „Es iſt vorüber gezogen. Es wird bald dunkel werden."

Hoch richtete ſie ſich auf und zeigte mit ausgeſtreckter Hand vor ſich hin. „Da aus der Dämmerung kommt, ſo wie die Sonne fort iſt, die Todesangſt. — Weißt Du, das iſt das Schrecklichſte auf der Welt?"

Sie preßte ihre Stirn an Reichlins Arm.

„Wenn noch eine Nacht wiederkommt, da erbarme ſich — —. Der Tod iſt nichts, ich bitte um ihn ſtundenlang, ſtundenlang; aber ſein gräßlich unerhörtes Bild, wem das vor der Seele ſteht — und gar in der Nacht, — der iſt bejammernswerth, der müßte nicht weiter zu leben brauchen. Sag' doch, werd' ich heut Nacht erleben müſſen? Was red' ich denn? — Was denn? Es ſind noch Sätze und Worte. — Nach dem, was ich fühle, dürfte es nicht mehr ſo ſein. — Nur Schreie könnten das ausdrücken. — Rette mich, Reichlin!" Sie fiel auf die Kniee und preßte ihre Lippen auf ſeine Hände.

„Käthe, hör mich," ſagte er ernſt und legte ſeine Hand auf ihre Schulter. „Kein Menſch auf Erden verſteht Dich ſo gut, wie ich. Ich weiß es, wie Du Dich quälſt; aber glaub' mir, es iſt nicht unmöglich, daß Du Dich zuſammen nimmſt, daß Du die Qual beſiegſt. — Unſere Kraft iſt größer, als wir glauben. Unendlich Schweres iſt ſchon ertragen worden — und im Entſchluß, es zu ertragen, liegt das Maß unſerer Leiden. — Käthe, ſei tapfer, Du kannſt es ſein — ich weiß es."

„Rette mich," schrie sie laut. „Fühlst Du, wie es auf mir liegt? — Ach ich bitte Dich, hilf mir. Ich kann heut Nacht nicht mehr leben." Sie drückte die brennende Stirn von Neuem auf seine Hände.

„Käthe," rief er laut, „Schweig, Du mußt jetzt schweigen."

„Ich kann nicht, Reichlin, bei Gott, ich kann nicht. — Es ist ganz unmöglich."

Jetzt ging sie an das Fenster und schob die Ranken mit einer Hand auseinander.

„Bald gehen dort über die Tannen die letzten Strahlen. — Sieh hin."

Das sagte sie fast tonlos.

Er trat zu ihr und blickte sie durchdringend an.

„Reichlin," begann sie ruhig, „Du mußt mich retten. — Herr Gott, Du könntest es. — Ich will weiter nichts, nur heut nicht wachen. — Ach, was ich schwatze. Es wird Alles kommen, und ich werde es ertragen müssen. Es ist doch wohl zum Ertragen geschaffen?" frug sie und blickte wie in Todesangst zu ihm auf — „und ich werde es müssen — ich werde es müssen —"

„Vielleicht" — sagte er, faßte ihren Kopf zwischen seine Hände und sah ihr fest in die Augen. „Vielleicht brauchst Du es nicht zu ertragen."

„Reichlin, das wage nicht mir jetzt zu sagen; Du mußt behutsam sein. Ich versteh' Dich nicht," sagte sie. — „Ich versteh Dich wirklich nicht. Wenn ich glaube, daß ich Dich verstände," frug sie heftig. — Nein — dann gäbe es keine Worte dafür.

Er ging hastig im Zimmer auf und nieder.

Käthe hatte beide Hände vor das Gesicht gepreßt.

„Reichlin!" schrie sie laut, „wie es mich packt! Wie es mich durchrinnt! Was ich sehe! Wahrhaftig, ich bin in das Bewegen der Wellen hineingerissen. Es reißt an meinem Geiste, alles Gewaltige, alles Entsetzliche, alles Unaussprechliche stürmt um mich her. — Ach so elend," schrie sie wieder laut und sank vor ihm nieder.

Er bog sich zu ihr herab und flüsterte: „Wenn Du von irgend einem Menschen etwas zu erbitten hast, — dann bin ich es."

„Ja, von Dir möchte ich es erbitten, aus tiefster Seele. — Ruhe, nur Ruhe," sagte sie sanft, — „und wie mich dürstet. Die Lippen brennen mir, gieb mir Wasser."

Er blickte sie angstvoll an.

„Es ist nicht Fieber," sagte sie. „Fühl doch die Hände, wie kalt die sind — und die Stirn, — nein. Das ist allertiefster Schmerz. Gieb mir Wasser. Ach Reichlin, wie meine ganze Seele, meine Augen, meine Lippen zu Dir flehen, — Dich bitten, — fühlst Du es nicht? und sie umschlang ihn.

„Ich fühl es, Käthe." Er löste sanft ihre Arme, die ihn umklammert hielten. „Ach, Käthe, Käthe," flüsterte er und preßte sie fest an sich.

„Bring mir Waſſer," bat ſie innigſt.

Er brachte es ihr und ſie trank in langen Zügen, — ſetzte es dann nieder auf den Tiſch.

„Wenn ich ruhen könnte," ſagte ſie eigenthümlich. „Hörſt Du, Reichlin, — vielleicht — großer Gott, was will ich denn, was verlangen meine innerſten Gedanken von Dir. Ach, ich muß Dich um Vergebung bitten. Ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche."

Sie ließ Reichlin los und warf ſich vor einen Stuhl nieder und vergrub ihr Geſicht in die Hände

* * *

Trotz der gewaltſamen Kraft, die ſich hier vernichtend regte, war jetzt im Zimmer tiefſte Stille.

Jeder Augenblick quälte Reichlin hart, brachte ihm Befürchtung, Sorgen, bedeutungsvolle Erinnerung, die von der Gegenwart vor ſeinen Augen zu furchtbarer Angſt verwandelt wurde.

Unbewußt, widerſtrebend blickte er manchmal nach Käthe hin und war jedesmal von Neuem von dem Eindruck ihres Weſens erſchüttert. Er empfand ſie in tauſend Momenten auf einmal, in denen ihre liebenswürdige Kindlichkeit, ihre Hingebung, ihre leichte Erregbarkeit, ihr Muthwille, ihre Sanftmuth, ihr ſtilles tiefes Leid zur Erſcheinung kam. Zu gleicher Zeit aber empfand er auch, wie in jeder Kundgebung ihrer ſelbſt etwas Geheimnißvolles, mächtig Strebendes lag.

Es war ihm, als ſchien es unmöglich, weiter auf ſie zu wirken. Die Gewalt des Schmerzes riß jedes Wort, das ſich ihr entgegenſtellen wollte, unhemmbar mit ſich fort. Er ſprach Nichts mehr und ſah ſchweigend, wie die ſchöne reiche Natur durch ihre eigene Kraft ſich ihm vor den Augen zerſtörte. Sie ſchien in der Leere, in die ſie ſich geſtoßen fühlte, rettungslos zu verſchmachten.

Er erinerte ſich, wie er ihr zu helfen gedacht hatte. Welch ſchwache Mittel ſtanden ihm gegenüber ſolcher Kraft, wie ſie in Käthe lebte, zu Gebote.

Er dachte daran, wie er ihr die Idee, daß wir die Gedanken der Erde denken, gegeben, und wie er wunderlich auf die eigenartige Natur damit gewirkt.

Er ſelbſt hatte in der Vorſtellung, daß die Gedanken gleichſam außer uns liegen, etwas Feſſelndes gefunden, etwas, was dem Denkenden die Dinge nun vor Augen ſtellt. Die Erſcheinungen wurden ihm dadurch, daß eine Jede dahin ſtrebt, in uns ihren Gedanken zu erwecken, belebter und wirkungsvoller.

Von jeher hatte Reichlin gewünſcht, das Umgebende Käthen intereſſant und anziehend zu machen und er wußte, daß es ihm einigermaßen gelungen war. Käthens Brief, in dem ſie ſich darüber ausſprach, hatte er im Anfang mit Freude geleſen, doch war es ihm ſchwer auf das Herz gefallen, daß ſie das Hingeben an ſeinen Gedanken zu beängſtigenden Vorſtellungen getrieben

hatte, mächtiger, als es ohne sein Zuthun der Fall gewesen wäre. Jede heftige Erregung, jeden Kummer hatte sie wunderlicher Weise dadurch zu beschwichtigen und zu betäuben gesucht, daß sie ihre Phantasie mit dem Bilde des Todes erfüllte und zwar, wie sie selbst sagte, mit dem, was grauenhaft fürchterlich an ihm ist. Sie schien sich von solchen erregenden Vorstellungen überwältigen, beruhigen zu lassen.

Reichlin hatte die Gefahr dieser Neigung erkannt, hatte deshalb Sorge um Käthe getragen und nun war er es selbst gewesen, der in ihr die Kraft verstärkt hatte, die Dinge übermäßig zu empfinden.

Wie er auf Käthe hinblickte, die immer noch zusammengesunken vor dem Stuhl kniete, erschien sie ihm gebrochen, schwer verwundet und wie ausgestoßen aus dem Leben. Er fühlte ein namenloses Mitleid mit ihr und blickte starr auf sie hin.

Die Arme waren ihm matt herabgesunken und er saß wieder unbeweglich.

Jetzt trat Käthe auf ihn zu und legte ihre Hand leicht auf seine Schulter und mit der andern berührte sie seinen Finger. —

„Was ich hoffe," sagte sie, „ist so unerhört. Ich hoffe es von einem göttlichen Geiste. — Ich hoffe Unglaubliches. — Hörst Du mich, Reichlin?" das sprach sie langsam und feierlich. „Reichlin, Reichlin, Du wirst mich nicht verlassen," rief sie laut.

Sie stellte sich an die Thür. „Mir ist's, als drängte sich schon Unendliches zwischen uns. — Es liegt mir auf der Stirne."

Nicolaus sagte: „Ich verlasse Dich nicht, Käthe."

Wie in Gedanken verloren war sie verstummt. Sie stand jetzt vor seinem Schreibtisch und ihre Blicke hafteten unbeweglich an einer Stelle.

„Käthe," sagte er, „Käthe!"

Sie hörte ihn nicht. Draußen sangen die Vögel und der Abendwind bewegte die Ranken vor den Fenstern.

„Reichlin," sagte sie leise und wunderlich zaghaft, erhob den Arm langsam wie vom Schlaf befangen und zeigte nach dem Büchergestell.

„Da ist es noch," flüsterte sie aufathmend. Zwischen zwei Bänden stand verstaubt das Fläschchen, das ihr vor Wochen als ein gefährliches, sorgsam zu bewachendes Ding erschienen war.

Reichlin sprang auf; sie wandte ihm ihr Gesicht zu. Er faßte hastig ihre Hand, mit der sie ihn lächelnd wie scherzend abwehrte und griff mit der andern nach dem Fläschchen. Sie tastete danach, denn ihre Augen waren flehend, jammernd auf Reichlin gerichtet, mit einem Ausdruck, der im Augenblick überwältigen mußte.

Sie hatte sich gestreckt, um es erreichen zu können. Jetzt hielt sie es in der Hand.

„Da ist es," flüsterte sie.

„Hüte Dich, Käthe," sagte er und drängte in diese Worte Alles, Unendliches, was er hätte sagen können, „Nimm Dich zusammen. — Komm jetzt mit mir."

„Wohin willst Du?“ frug sie. „Ach, mein Reichlin!“

Sie küßte seine Hand und strich sich das Haar zurück; ihre Augen hatten einen wunderbaren Glanz voller Leben.

„Komm mit,“ wiederholte er.

Sie hielt das Fläschen fest in der Hand.

Er nahm ihren Arm in den seinigen und sie traten hinaus in das Freie.

Wie ein röthlich-goldner Duft lag es noch über dem Garten. Kein Laut unterbrach die Stille der Stunde, in der die Welt vom Licht sich schied.

„Sag, ob es schön ist?“ frug Reichlin.

„Unendlich schön,“ erwiderte sie ihm.

Sie gingen weiter. Die warme Sommerluft duftete.

Reichlin und Käthe sprachen kein Wort mit einander. Sie gingen den Weg hinauf, der zum Pavillon führte; als sie auf dem Hügel standen versank die Sonne eben am Horizont.

Der ganze Himmel leuchtete und strahlte; berauschende Farben durchdrangen Alles, wohin man blickte — und die Rosen auf dem grünen Wiesenplatz glühten vom Himmelswiederschein wie Feuer.

„Ach, wie schön sie sind,“ rief Käthe — trat an einen vollblühenden Busch und beugte ihr Gesicht über frische Blüthenmassen.

Dann brach sie ganze Zweige los, hielt sie gegen den Himmel und sagte: „Wie die Welt herrlich ist — doch dürfte man nur Augen für alles Schöne haben und — kein Herz —

„Was kümmert mich das jetzt. — Sieh nur, wie der Thau heute glänzt, der wartet, daß ihn morgen die Sonne wegküssen soll —

„Ach, der wartet,“ flüsterte sie innig und schmiegte sich fest an Reichlins Arm.

„Und das Alles willst Du verlassen?“ frug er.

„Ich bin schon nicht mehr hier, Reichlin, sei still.“ Sie küßte wieder seine Hand und das Fläschchen, das sie fest in den Fingern hielt.

„Ein Wunder ist es!“ rief sie. „Die Zeit birgt alles Elend. Mir ist die Zeit genommen. Ich stehe nicht mehr in ihr — das ist Seligkeit — Wonne — Glück! — Wer es verstände, wie ich fühle. Hör' nur, Reichlin. Wie hab' ich gehofft und mich nach Glück gesehnt, von einer Stunde zur andern. —

„Nun gehen mich die Stunden und die Tage nichts mehr an. — Und Liebe und Schmerz und Furcht und Hoffnung und Alles — Alles bleibt in der Zeit weit hinter mir zurück.

„Wie ich mich erschreckt habe, als ich ihn wiedersah. — Jetzt lächele ich darüber. — Um Gottes Willen, Reichlin, was sag' ich!“ — Sie athmete tief auf. — „Nicht wahr, Du verstehst?

„Wer es wüßte, wie es sich so leben läßt — so von Allem losgelöst. Das ist Freiheit.

„Es tödtet doch gleich?“ frug sie und hielt das Fläschchen an ihre Wange gedrückt.

„Ob er wohl auch so frei gestorben ist? Ach, was blieb mir von

ihm — Nichts — Nichts!" flüsterte sie jammernd — Reichlin, sieh die Rosen hier."

Sie hielt ihm ihren vollen Strauß hin und blickte ihn strahlend an.

„Mir ist's, als wären die mir jetzt so lieb, als er mir je gewesen ist Verstehst Du mich — so mächtig fühle ich im Augenblick.

„Und wie ich Dich ansehe — und Dich empfinde und Dich begreife! Es ist furchtbar, so zu fühlen und nur der Tod soll solchen Reichthum bringen." —

Die arme zerrissene und gequälte Seele Käthes war, indem sie das aussprach, schon von aller Schwere, allem Schmerz und Schrecken gelöst.

Der gewaltige Sturm in ihr hatte sich Angesichts ewiger Ruhe gelegt, und sie war im Augenblick ganz von der Nähe ihres Freundes erfüllt.

Sie empfand seine liebevolle Sorge wie einen namenlosen Reichthum, der ihr alles Entsetzen, alle Qual verdeckte, der eine Welt ihr darstellte voller Rettung und Ruhe. — Sie träumte dumpf davon, als müßte sie nach dem Tode in einem seligen Reich erwachen, in dem solche Güte herrschte, und in der sie tief durchdringenden Vorstellung der Persönlichkeit ihres Freundes versank ihr alle Unruhe. Wie eine wunderbare Offenbarung lag sein ganzes Wesen, die Liebe, die sie von ihm erfahren, aller Trost vor ihr als das Einzige, das ihr die unendliche Oede vor und nach dem Tode belebte; — und so athmete sie, noch erregt und zitternd, dennoch Friede ein. Reichlin hielt Käthe fest mit seinem Arm umschlungen und faßte nach ihren Fingern, die das Fläschchen umschlossen. Es wäre ihm leicht gewesen, es zu ergreifen, denn sie glaubte, daß er es ihr nehmen wollte und sie ließ die Hand kraftlos in der seinigen liegen, blickte ihn aber wie erstaunt an.

Reichlin sah durchdringend auf sie hin und frug: „Du weißt doch, wen Du verläßt?"

Das sagte er tief ernst.

Ueber Käthens Züge ging bei dieser ruhigen Frage eine zaghafte Bewegung.

Sie preßte ihr Gesicht an seine Brust und schwieg.

Da hob er ihr das Köpfchen und sah sie eigenthümlich lächelnd an und wendete den Blick nicht von ihren Augen. Sie konnte die ihren nicht niederschlagen, sah, wie das geheimnißvolle Lächeln sich zu großem Schmerze wandelte. So blickten die Beiden auf einander ohne zu reden.

* * *

Und es ist ein Ereigniß, wenn zwei Menschen in tiefbewegter Stunde sich in die Augen sehen können. Da offenbart sich innerstes Leben.

„Hör mich, meine Käthe," sagte Reichlin. Er legte den Arm ihr fest um die Schulter. Ihre Hand ruhte immer noch in der seinigen.

„Was bleibt mir, wenn Du gehst? Hörst Du mich?" Das frug er mit zitternd erregter Stimme.

Da schlang sie die Arme leidenschaftlich um Reichlins Hals, das Fläschchen glitt ihm, wie von ihr unbeachtet, in die Hand.

„Reichlin," rief sie laut, „erbarm' Dich! — Was willst Du?"

„Ich will Dich im Leben behalten," sagte er fest, — „das Beste, was der Tod bringen kann, hat er Dir gebracht, — tiefste Einsicht — Du kannst nun leben. Tausende fänden in der letzten Stunde, in der sie schon vom Tod befangen sind, erst voll die Kraft zu leben — wenn ihnen noch zu leben vergönnt wäre. Dir ist es noch geschenkt — Du kannst noch bleiben, — denke, wie ich Dich kenne. — Ich weiß, daß Du es kannst. — Vertraue mir."

Da schlang sie die Arme fester um ihn und schluchzte.

Reichlin fühlte, wie ein heftiges Zittern sie durchrann und zum ersten Male seit der furchtbaren Erregung drang ein heißer Thränenstrom ihr in die Augen.

„Käthe, meine Käthe!" rief er.

„Ach, Reichlin," flüsterte sie unter Thränen kaum vernehmlich.

Sie weinte immer heftiger und konnte sich kaum aufrecht halten.

Er hielt sie und und führte sie langsam dem Pavillon zu.

Der Abend war göttlich schön, daß man mit jedem Athemzug Wohlthat einsog.

„Sieh auf!" sagte er sanft. — Da sah sie durch Thränen die Herrlichkeit um sich her.

Sie traten in den Pavillon ein und setzten sich neben einander auf den Sitz an der Seite des Kuppelbaues. — Da lehnte Käthe ermattet den Kopf an Nicolaus Schulter. Er hatte sie zu sich herangezogen.

Er empfand, wie sie weinte, immer leiser, unmerklicher, und daß Ruhe über Käthe wie die Dämmerung draußen hereinbrach.

Der leichte Abendwind bewegte die Baumwipfel, die über die Mauer und durch die schlanken Säulenfenster blickten und sie schien in ihren Thränen eingeschlafen.

Die vom Weinen brennenden Lippen waren leicht geöffnet. Das Haar tief in die Stirn hereingesunken, die vollen Rosenzweige waren aus der Hand gefallen und sachte heruntergeglitten und halb am weißen Kleide hängen geblieben.

So ruhte sie im Schutz und unter den Augen ihres Freundes. Und als sie, nach einer Weile sanft von ihm geweckt, den Blick zu ihm aufschlug, da wurde es Beiden inne, daß ein Wunder geschehen war.

Meine Beziehungen zu Emanuel Geibel.

Von

Klaus Groth.

— Kiel. —

Als der Telegraph die Nachricht brachte, daß Geibel gestorben sei, da waren meine ersten Empfindungen — Vorwürfe gegen mich selbst: daß ich meinen Vorsatz nicht ausgeführt, ihn am Schlusse des letzten Jahres noch einmal zu sehen und zu sprechen. Um die Weihnachtszeit nämlich kamen Nachrichten über seinen Zustand, die das Schlimmste befürchten ließen, und ich hatte schon mit meinem jüngsten Sohne besprochen, daß wir die Ferientage zu einem Ausfluge nach Lübeck benutzen wollten. Es handelte sich nur noch um Feststellung der geeignetsten Tage, da kam von Geibels Nichte und Pflegerin Botschaft der Besserung; wir Freunde, die ihn so lange kränkelnd und leidend gesehen, athmeten wieder auf, ich hoffte, daß seine kräftige Natur auch diesmal Siegerin bleiben würde, und verschob meinen Besuch bis auf die Osterferien.

Da, mit ihrem Eintritt, war er heimgegangen, von wo kein Wiederkommen, die Osterglocken läuteten über seinem frischgeschlossenen Grabe, ich konnte nur noch trauernd mit meinem Knaben hinter seinem Sarge wandeln und wehmüthig alter schöner Zeiten gedenken, die mit ihm dahin.

Zum letzten Male sah ich ihn im Sommer zwei Jahre vorher. Auch damals gingen trübe Nachrichten um über sein Befinden. Ich fuhr nach Lübeck und eilte schon Vormittags, wo man ihn selbst kaum jemals zu sehen bekam, nach seiner Wohnung, um mich zu erkundigen, wie es stände, und fast hätten mich die Klagen seines alten Hausmädchens, das ich unten an der Hausthür traf, zur Umkehr bewegt: Herr Professor ist sehr krank, er sieht Niemand, kann Niemand sprechen, rief sie kopfschüttelnd und abwehrend.

Dennoch ging ich die Treppe hinauf, indem ich entgegnete, daß Fräulein Geibel gewiß einige Augenblicke für mich über hätte, ich müßte sie wenigstens

durchaus einmal sprechen. Das geschah denn, trotz Widerstrebens der treuen Magd. Fräulein Geibel, die Nichte Emanuels, bestätigte mir deren trübe Aussagen und erzählte mir ausführlich von ihrem Onkel: wie die Kräfte abnähmen, die periodischen Schmerzen sich mehrten und vor Allem die Stimmung des Kranken gedrückter und muthloser würde, so daß er sich selten entschließen könnte, einen Freund zu sehen und zu sprechen, auch ich würde wohl umsonst gekommen sein.

Da, als ich selbst in trübster Stimmung die Hände in den Schooß sinken ließ, öffnet sich die Thür und Emanuel selbst steht in derselben einen Augenblick still, erstaunt wie ich selbst. Ja, das war er! Das gute Gesicht wohl leidend, doch die Gestalt ungebeugt. Er schien mir nicht gerade verändert seit dem Frühling, wo ich ihn in Kiel täglich wochenlang sah. Freilich, er trug einen pelzverbrämten Schlafrock dicht zugeknöpft in warmer Sommerszeit, aber seine schönen blauen Augen leuchteten in gewohntem Glanz.

„Klaus," rief er eintretend, „ich erkannte Deine Stimme und mußte Dich doch einmal sehen und begrüßen. Und sein prächtiges Organ klang so volltönend, daß ich alle Klagen seiner Angehörigen im Augenblick vergessen hatte und freudig dachte: Mit dem hat's noch keine Gefahr. Das sprach ich ihm auch scherzend aus, neckte ihn als argen Hypochonder und bald saßen wir im lebhaften Gespräch wie sonst. Er behielt mich zum Frühstück, wir tranken vortrefflichen Bordeauxwein und ich bekam den tröstlichen Eindruck, daß wenigstens noch ein bedeutender Rest von Lebenskraft in diesem Körper mit vollkommen gesunden Sinnen, mit einer vortrefflichen Brust und Lunge, wie man aus der Stimme heraushörte, ohne eigentliche Zeichen des Alters, abgesehen vom spärlichen Haar, aufgespeichert sei und kein besonderer Grund zu der Furcht, den lieben Freund bald verlieren zu müssen.

Nebenbei sei bemerkt, daß, wer Geibel nicht mit Augen gesehen, sich keine lebendige Vorstellung von seiner körperlichen Erscheinung machen kann. Keines seiner vielen Portraits ist recht eigentlich ähnlich, selbst das vor der neulich erschienenen hundertsten Auflage seiner „Gedichte", das er selbst für das beste erklärt haben soll, giebt die Eigenthümlichkeit dieses bedeutenden Gesichtes nicht wieder. Das Martialische, das man in den meisten vorwiegend findet, trat in Wirklichkeit zurück vor einem Zuge ernster Milde, bürgerlicher Einfachheit neben geistiger Hoheit. Seine Gestalt schwebte mir in der Abwesenheit immer als eine stattliche, hohe vor, während er in der That nur mittelgroß war, so daß auch ich jedesmal gewissermaßen erstaunte, ihn kleiner zu finden, wenn ich ihn wieder sah. Bedeutend war seine Erscheinung vom Kopf bis zum Fuß, in strammer Haltung, fester Bewegung und im Antlitz mit den durchdachten Mienen. Wer ihn etwa in Lübeck unter seinen Mitbürgern auf der Straße ohne ihn zu kennen gesehn, der hat gewiß sogleich den Eindruck einer ungewöhnlichen Persönlichkeit gehabt, die sich von allen andern abhob.

Doch ich habe mit dem Ende begonnen. Gehn wir über zum Anfang meiner Bekanntschaft mit Geibel.

Seine „Gedichte“ lernte ich im Anfang der vierziger Jahre kennen, fast zehn Jahre vor dem Erscheinen meines Quickborn, der erst mir die Berechtigung gegeben, mich dem verehrten Manne persönlich zu nähern. Es war auf einer Reise, in Kiel. Dort pflegte ich mir wohl, was ich in meinem kleinen abgelegenen Geburtsorte, Heide in Ditmarschen, ganz im Südwesten Schleswig-Holsteins, für meine Lern- und Leselust nicht bekommen konnte: seltene Werke aus der Universitätsbibliothek und literarische Neuigkeiten aus der Buchhandlung, zu holen. Diesmal fand ich unter den neueren deutschen Dichtungen die von Emanuel Geibel. Noch fühle ich den milden Zauber, den gleich die ersten Strophen seiner Sammlung auf mich übten:

Endlich ist das Werk vollendet,
Und der fromme Meister sendet
Seinen Dank zu Gottes Thron:
Da erbraust in mächt'gen Wogen
Durch des Domes stolze Bogen
Schon Gesang und Orgelton.

Es war spät am Abend, als ich in meinem unbehaglichen Wirthshausstübchen dazu kommen konnte und meine Stimmung durch eine widrige Erfahrung am Tage vorher mehr als prosaisch. Dennoch las ich, bald selbstvergessen, mich hinein in das schöne Buch und in dichterische reine Träume. Ich war noch von Heines „Buch der Lieder“ her, das ich verschlungen hatte und fast auswendig zu recitiren im Stande war, wie berauscht, aber dieser neue Klang deutscher Verse, die Schönheit der Sprache Geibels, der ausgefeilte Versbau vor Allem übten eine neue Macht und rissen mich hin, daß ich mich selbst und alles Uebel vergaß, unter dem ich litt und gelitten.

Als mein Quickborn erschien, war Geibel längst in München. Sein Töchterchen sah ich einmal bei einem Besuche in Lübeck bei seinem Schwager Dr. Reuter. Ich entschädigte mich gleichsam an dem Kinde für meine Sehnsucht ihn selbst kennen zu lernen, indem ich die Kleine viel betrachtete und herzte. Persönlich traf ich ihn erst nach mehreren Jahren. Schon war er leidend. Dr. Reuter, an den ich mich zur Vermittelung wandte, schlug mir vor, daß wir uns bei ihm in der Familie am Abend treffen möchten.

So geschah es.

Ich war damals, von einem mehrjährigen Aufenthalt in Bonn, Düsseldorf, Dresden zurückgekehrt, kein Neuling mehr im Verkehr mit berühmten Leuten. Dennoch fühlte ich mich mehr als gewöhnlich erregt, als die Stunde meiner ersten Begegnung mit Geibel herannahte. Da trafen wir auf dem Hausflur seines Schwagers zufällig gleichzeitig ein und zusammen, und im nächsten Augenblicke, das fühlte ich mit Entzücken, waren wir Freunde für's Leben. Fast sein erstes Wort war: Wir können uns wohl „Du“ nennen, und ihm folgten freundliche Worte der Anerkennung, deren Wahrheit ich dem Tone anhörte, in dem nur Geibel sprechen konnte. Ich will nicht leugnen, daß sie mich rührten und erhoben.

Ueber unseren späteren Verkehr ist nicht viel zu berichten, er betraf zum

Theil Verhältnisse und Personen, über die sich nicht sprechen läßt, ohne Lebende in ungebührlicher Weise zu berühren. Möge das für später aufbewahrt bleiben. Im Uebrigen sahen wir uns seltener, als man erwarten dürfte und ich wünschen mochte, und Briefe wechseln, wie es vor hundert Jahren unter Dichtern Gebrauch war, ist aus der Mode gekommen. Es sei nur noch erwähnt, daß Geibel mir seine Sophonisbe mit den trüben Worten übersandte, er habe dieses kleine Werk, wie er sich bescheiden ausdrückte, geradezu seiner Schwäche abringen müssen.

Längere Zeit verweilte er vor drei Jahren in Kiel, um sich hier von Professor Quincke behandeln zu lassen. Damals sah ich ihn jeden Tag, entweder in seinem Logis oder bei seinem Jugendfreunde und Schulkameraden Professor Litzmann.

Zuweilen brachte ich eine Flasche Rothwein mit, wenn ich ihn Abends besuchte. Wehmüthig beklagte er dann, daß er sich in Acht nehmen müsse; wir leerten sie indeß doch und geriethen dabei in lebhaftes Gespräch, bei dem man nicht merkte, daß er alternd und leidend sei.

Nun ist er dahin. — Bei der ersten Nachricht von seinem Tode schrieb ich an Theodor Storm: Wenn möglich, triff mich in Aschеberg. Wir sind es Geibel schuldig, daß wir ihn zu Grabe geleiten. Storm konnte nicht. Aber die Geburtsstadt des Dichters hatte ihrem großen Sohne ein Ehrenbegräbniß bereitet, so großartig und erhebend, daß es mich fast über die Trauer hinweghob. Ich habe nur einmal ein ähnliches Begräbniß erlebt, es war in Bonn 1856, als wir Robert Schumann zu Grabe geleiteten. Damals auch strömte die ganze Stadt zusammen, und ein Menschenmeer wogte andächtig, wie jetzt in Lübeck, mit uns durch die Straßen, still gerührt und bewundernd aufblickend zu dem stillen Manne, der unter Blumen und Kränzen bedeckt dahingefahren wurde, dessen Stimme aber forttönen wird, so lange vernehmliche Ohren und Herzen vorhanden sind.

Unter dem Eindruck der ersten Nachricht von Geibels Tode schrieb ich auf Wunsch eines Freundes einige Zeilen nieder, die im Auszuge oder in extenso durch die Zeitungen gegangen sind, die ich aber an diesem Orte mir zu wiederholen erlaube, da ich sie nicht besser neu zu geben weiß.

Vor einer Reihe von Jahren wurde in Lübeck ein Schiff vom Stapel gelassen, das den Namen: „Emanuel Geibel“ trug. Ein Lübecker Kaufmann, der dabei gegenwärtig war, äußerte sein Mißfallen über solchen Gebrauch eines Dichternamens, indem er sagte: Er ist nichts, er hat nichts, er kann nichts. Mein Gewährsmann für diese Aeußerung ist Professor Georg Curtius, Bruder von Ernst Curtius, dem Freunde Geibels, mit welchem zusammen er Griechenland hat kennen lernen.

Der Mann hatte Recht von seinem Standpunkt aus und Geibel hat dafür gesorgt, daß er Recht behielt bis zu seinem Tode. Denn unser Heimgegangener war nichts — als ein Poet, Idealist in einem Sinne, wie sie kaum mehr angetroffen werden. Wir freilich sagen, leider in der Vergangenheit: Er

war ein großer Dichter, er hatte ein edles Herz und er konnte Tausende rühren und erheben, ohne an irdischen Lohn zu denken, und hier sagen wir: kann es noch.

Geibels Vaterstadt hat ihn übrigens immer in hohen Ehren gehalten, seine näheren Freunde ihm mit Liebe und Treue angehangen und ihm seine Zurückgezogenheit angenehm und seine Krankheit erträglicher gemacht. Wenn er mitunter Abends im Rathskeller in ihrem Kreise erschien, so war es für sie immer eine besondere Freude und er blieb wohl mehrmals über Bürgerbettzeit in der behaglichen Gesellschaft bei einem guten Glase. Der Abend war nämlich seine beste Zeit, am Tage litt er oft stundenlang Schmerzen. Mir sagte er gleich bei der ersten Begegnung, Abends bei seinem Schwager Dr. Reuter: „Am Tage bin ich gar nichts mehr werth, lieber Freund," und wir saßen dann allerdings bis spät in die Nacht beim Punsch, indem Geibel bemerkte: „Büßen muß ich morgen doch, laß uns jetzt also das Gute noch mitnehmen." Der Verkehr mit ihm hatte etwas sehr Eigenthümliches. Sein Gespräch war immer bedeutend, Stimme, Aussprache und Betonung sehr ausdrücklich, oft pathetisch. Man durfte an Klopstock denken, der nach Goethes und Anderer Beschreibung die Würde des deutschen Dichters zuerst auch in seiner äußeren Erscheinung ausprägte. Doch fehlte Geibel der priesterliche Anstrich.

Bei dieser unserer ersten Zusammenkunft redete ein zweiter Verwandter uns in wohlgesetzten Reimen neckend darauf hin an, daß wir nur in gemeiner Prosa sprächen und forderte uns auf, auch Verse hören zu lassen. Da sprach Geibel sogleich, und fast ohne Stimme und Sprechweise zu ändern oder zu erheben, in schönen Vierzeilen los, die man alle hätte niederschreiben und drucken lassen können.

Pathetisch wurde er auch in Mienen und Geberden, wenn auf Richtungen in der Poesie und Literatur, die im großen Publikum en vogue, ihm aber zuwider waren, die Rede kam. Er hatte das schärfste Feingefühl für wirkliche Schönheit in seiner Kunst und eine eben so starke Abneigung gegen alle Scheinpoesie, unproductive Nachahmerei und gewandte Mittelmäßigkeit. Ich könnte mehrere weltbekannte Namen anführen, bei deren Nennung er sogleich in hellen Zorn gerieth. Als er hier vor drei Jahren ärztliche Hülfe suchte und eine Zeit lang in einem Privatkrankenhause wohnte, pflegte ich ihn Abends zu besuchen und wir geriethen dann sogleich in ein lebhaftes Gespräch. Da passirte es denn fast täglich, daß Emanuel über irgend eine Berühmtheit des Tages, Dichter oder Dichtwerk, in Zorn gerieth und mit geballter Faust auf den Tisch schlug. „Onkel, Onkel," rief dann seine Nichte besänftigend, „Du weißt ja, unten liegt ein Kranker."

Bei der Abfahrt von hier, auf dem Bahnhofe unterhielten wir uns noch in den letzten Augenblicken über Friedrich Hebbel. Er hatte, wie ich, dies und das einzuwenden, dann aber hob er seinen Cylinderhut feierlich in die Höhe und sagte mit lauter Stimme, die im Wartesaal widerklang: „Ja, vor dem Dramatiker nehme ich den Hut ab!" So etwas geschah ohne Ostentation, ganz naiver Weise.

Vor Jahren besuchte ich ihn mit Frau und Kindern auf seinem Sommeraufenthalt in Schwartau, meine Frau kannte ihn persönlich schon länger als ich. Am Abend schlenderte er mit uns durch den Ort, wo bei schönem Wetter die Leute vor den Thüren saßen, bis zur Eisenbahnstation, da wir abreisen wollten. Plötzlich fing er mit erhobener Stimme an, mein eigenes Lob zu singen, namentlich über meinen Heisterkrog in sehr starken Ausdrücken sich zu ergehen. Ich darf das ja mittheilen, da es unseren herrlichen Heimgegangenen auf's Beste charakterisirt, denn sein Urtheil, durch das er mir damals den großen Goethepreis erworben hat, ist gedruckt und öffentlich bekannt geworden. Ich aber war so erstaunt, ja freudig ergriffen, daß ich ihm in's Wort fiel und sagte: „Emanuel, bedenke, was Du sagst, jedes Deiner Worte hebt mich einen Zoll hier über das Steinpflaster, Du mußt das verantworten, damit ich nicht herunterfalle. Da rief er meine drei Söhne herbei und sagte: Hört zu, Jungens, Ihr könnt es behalten. Und dann redete er noch lauter, indem er seine Worte wiederholte und die Aufmerksamkeit der guten Schwartauer nebst ihren Badegästen nicht wenig erregte. — Wie sollt ich sein nicht mit Liebe gedenken und seinen Verlust mehr noch als viele Andere beklagen und gern erzählen, wie Liebe und Achtung zwischen uns gegenseitig war. — Ueber seinen nichts Ungewöhnliches, nichts Romantisches bietenden Lebenslauf wird ja doch noch in jeder Zeitung berichtet, und zur Charakteristik des Dichters und Mannes etwas zu sagen, dessen Werke, der Spiegel seines Wesens, in vieler Tausende Hände sind, wäre nicht am Platz und überflüssig. Nur ein liebendes Wort zu seinem Angedenken möchte hier ein Freund des Hingeschiedenen noch aussprechen, ehe das Grab sich über ihn schließt. —

Zum Schluß theile ich hier noch ein Sonett mit, das ich im Jahre 1864 an Geibel richtete, da wir auf's Neue im Kampf mit den Dänen unsere Nationalität in Gefahr sahen:

Wer Stimme hat — nun heißt es nicht zu schweigen;
Wer keine hat, der mag die Glocken läuten,
Die Trommel schlagen, mit den Fingern deuten,
Mag's zeichnen, malen, meißeln oder geigen.

Den Blinden und den Tauben muß man's zeigen,
Einträuken mit dem Labetrunk den Leuten,
Daß Jeder weiß, und ist nicht umzudeuten:
So wollen wir: Das Recht und unser Eigen!

Der Erste Du, der laut für uns gesungen,
Emanuel, wo hast Du Deine Zither,
Die mahnende, mit Worten uns des Lebens?

Zweimal umsonst — so, meinest Du, vergebens?
Mit nichten! Wie in Noth sie uns geklungen
Trostreich — jetzt hilf uns lösen das Gewitter.

Der fliegende Holländer.

Richard Wagner, Heinrich Heine und „Le Vaisseau fantôme“.

Von

Ernſt Pasqué.

— Darmſtadt. —

(Schluß.)

VI.

Im Archiv der großen Oper zu Paris.

Es lag mir daran, das Verhältniß Wagners zu Leon Pillet genauer kennen zu lernen, insbeſondere die Bedingungen, unter denen Erſterer dem Director der Académie royal de musique ſein, nach Heines Entwurf gefertigtes Scenarium des fliegenden Holländers abgetreten hatte. Näheres hierüber war nur an einem Orte zu finden: im Archiv der großen Oper zu Paris.

Im Sommer des Jahres 1880 führte mich meine Ferienreiſe über Brüſſel nach Paris. Gevaert, der Director des Brüſſeler Conſervatoires und bis 1870 erſter muſikaliſcher Director der großen Oper, empfahl mich durch ein Schreiben Herrn Nuitter, Archivar jener erſten Pariſer lyriſchen Bühne und bekannter Operntextdichter und Ueberſetzer (auch Wagner'ſcher Opern); der Akademiker Ernſt Reyer, Opern-Componiſt und Nachfolger Berlioz im muſikaliſchen Feuilleton des Journal des Débats, ſchloß ſich in gleicher Weiſe dieſer Empfehlung an, und von Herrn Nuitter, wie von deſſen Collegen, Herrn de Lajarte, wurde ich auf das Freundlichſte aufgenommen. Ich theilte Beiden meine Wünſche mit und in zuvorkommendſter Weiſe ſuchten ſie dieſelben zu verwirklichen. Herr Nuitter übergab mir alle auf die Oper „Le Vaisseau fantôme“ bezüglichen Acten und ich begann meine Nachforſchungen. Ich fand u. A. eine Anzahl Briefe des Dichters Paul Foucher

(nicht Fouché) an Henri Revoil, die, mit dem Manuscript-Textbuch der Oper zu einem Bande vereinigt, von Revoil dem Archiv der großen Oper übermacht worden waren. Aus diesen Briefen ging hervor, daß Foucher noch einen Mitarbeiter (Revoil) gehabt hatte, der indessen weder auf dem Zettel der Oper, noch auf dem Titel des Textbuches genannt worden war. Revoil, Journalist und weniger bekannter Schriftsteller als Foucher, dafür ein intimer Freund Leon Pillets, hatte hauptsächlich an dem Scenarium gearbeitet, während Foucher die Verse geliefert. Beide einigten sich unter Bewilligung des Directors der großen Oper dahin, daß Paul Foucher, dessen Namen guten Klang hatte, der damals schon Verfasser von etwa 50 Stücken verschiedenster Art für die Boulevardtheater, und noch dazu ein Schwager Victor Hugos war — daß dieser allein als Textdichter auf dem Zettel genannt werden sollte, wofür er sich verpflichtete, Revoil eine bestimmte Summe zu zahlen — die dieser indessen nie empfing. Anstatt sich nun an das vortreffliche Scenarium Wagners zu halten, welches Leon Pillet seinem Schützling Revoil schon lange bevor die fragliche Abtretung stattgefunden, eingehändigt hatte, nahm dieser den Marryat'schen Roman, den Pirat von Walter Scott zur Hand und aus diesen drei Stoffen knetete er ein ganz neues Scenarium in zwei Acten, das kaum noch in einzelnen Stellen Aehnlichkeit mit dem Heine'schen Entwurf und dem Wagner'schen Scenarium hatte.

Der Titel dieses neuen französischen fliegenden Holländers lautete in dem Revoil'schen Manuscript-Textbuch echt melodramatisch also:

„Le Vaisseau fantôme, ou le Maudit des Mers. Opéra fantastique en deux actes. Poëme de Mrs. Paul Foucher et Benedict H. Revoil. Partition de Mr. Dietsch."

Auch die Namen der handelnden Personen waren geändert, Walter Scotts Pirat hatte einige derselben liefern müssen. Der Holländer hieß Troïl (die Oper sollte anfänglich diesen Namen als Titel führen). Senta war eine Minna geworden und ihr Vater hieß Barlow, der Kaufmann. Den Marryat'schen Namen des gespenstischen Holländers „van der Decken" hatte man natürlich nicht gebrauchen, weil nicht aussprechen können. Noch war eine ganz neue Figur, der Tenor Magnus, hinzugekommen, Minnas Geliebter, der in's Kloster geht und Mönch wird. Auch der Holländer hatte für sein Gespensterschiff einen „hölischen Piloten" erhalten, der den schönen Namen „Scriften" trug. — Ueber den Inhalt dieses seltsamen Textbuches später, bei Besprechung der Oper.

Welche Gründe Leon Pillet hatte, die Composition dieser Oper Herrn Dietsch zu übertragen, darüber vermochte ich weder einen Nachweis zu finden noch irgend etwas von den Herren Archivaren zu erfahren, denen beiden die Oper und ihr Componist so gut wie fremd waren. Dietsch muß ebenfalls ein großer Günstling Leon Pillets gewesen sein. Sein Lebenslauf ist kurz folgender:

Am 17. März 1808 zu Dijon geboren, kam Dietsch (Peter Ludwig Philipp), 1822 nach Paris und wurde dort ein Schüler Chorons. 1830 gelangt er in das Conservatoire, studirt Contrapunkt bei Reicha und nebenbei den Contrebaß. 1831 erhält er eine Anstellung als Contrabassist an der italienischen Oper, dann an der großen Oper und wird endlich deren Chef du Chant (Chor-Director). Von 1830 bis 42 fungirt er als Capellmeister an der Kirche St. Eustache und liefert für diese viele Kirchenmusiken, componirt 1842 seine erste und letzte Oper „le Vaisseau fantôme" und vertauscht zu gleicher Zeit seine Capellmeisterstelle an St. Eustache mit der an der Madeleine. 1860 folgt er Girard als Chef d'orchestre der großen Oper: Direction Alphonse Roger. Als dieser 1862 zurücktritt, wird Dietsch von Rogers Nachfolger, Perrin, „brutalement" von seiner Stelle als Orchesterdirigent entfernt und pensionirt. — Er starb zu Paris am 20. Februar 1865. Nach dem Zeugniß seiner Zeitgenossen war Dietsch ein guter Theoretiker und Lehrer, doch auch ein Pedant, ebenso wenig Schöpfer wie Praktiker, seine Kirchenmusiken sollen passabel gewesen sein; daß seine weltliche Musik nichts taugte, hat er durch die Oper bewiesen, welche ihm von Leon Pillet auf Kosten Wagners zur Composition anvertraut worden war.

Leon Pillet war indessen keineswegs der unumschränkte allmächtige Beherrscher der großen Oper, als den die Bittsuchenden, welche sein Antichambre füllten, ihn betrachteten. Er hatte eine Behörde über sich, der er verpflichtet war Rechenschaft von Allem zu geben, was er zu unternehmen gedachte und deren Urtheil er sich unterwerfen mußte. Es war dies die Special-Commission der königlichen Theater zu Paris, an deren Spitze als Vice-Präsident damals der Pair de France, Graf Keratry, stand, und die wiederum ihrerseits von dem Minister der schönen Künste ressortirte. Die Aufführung des „Vaisseau fantôme" liefert dafür einen sehr charakteristischen Beleg. Zu den von Leon Pillet übernommenen Verpflichtungen gehörte auch die Vorführung einer bestimmten Anzahl kleinerer Opern, die zu einem Ballet gegeben werden konnten. Nachdem nun Pillet geglaubt hatte, in dem Wagner'schen Scenarium einen passenden Stoff für eine solche zweiactige Oper gefunden zu haben, richtete er ein Gesuch an den Vice-Präsidenten der Commission der königlichen Theater, Graf Keratry, in dem er diesem mittheilte, daß er beabsichtige, das „Vaisseau fantôme" zur Aufführung zu bringen, resp. den Text seinem Chef du Chant, Dietsch, zur Composition zu übergeben, und bat um Billigung seines Vorhabens. Graf Keratry unterstützte das Gesuch Leon Pillets bei dem Minister, doch fügt er hinzu: „— lebhaft bedauernd, daß er (Leon Pillet) dasselbe so spät eingereicht hat, und Sie (den Minister) bittend, ihn aufzufordern, in Zukunft pünktlicher einer Verpflichtung nachzukommen, die, in dieser Weise aufgefaßt, sich als illusorisch erweisen würde." Jetzt erst war die Aufführung der Oper in der Dietsch'schen Composition möglich geworden.

Ueber Verhandlungen Wagners mit Leon Pillet fand sich weder in den

Acten noch in den Rechnungen jener Jahre, trotz des emsigsten Suchens, nicht das Allergeringste vor, und doch stand mir dabei Herr Nuitter zur Seite, der ja die Papiere des Archivs genau kannte und wußte, wo das Gesuchte hätte gefunden werden können. Und dennoch mußte sich etwas darüber vorfinden, denn Wagner sagt ja, daß er sein Scenarium „für eine gewisse Summe" dem Director Leon Pillet abgetreten habe. Hatte er eine solche Summe erhalten, so mußte sie sich irgendwo gebucht finden. Dies war klar und Herr Nuitter mußte die Richtigkeit meines Schlusses anerkennen. Für diesen ersten Tag war ein weiteres Suchen unmöglich geworden, die Räume des Archivs mußten geschlossen werden, denn die Pforten der Oper öffneten sich für die heutige Vorstellung. Herr Nuitter ersuchte mich, in zwei Tagen wiederzukommen, während dieser Zeit wolle er selbst noch genau nachsehen und mir die sämmtlichen Rechnungen mit ihren Belegen vorlegen.

Als ich nach dieser Frist wiederkehrte, in der Hoffnung, nun die gewünschte Aufklärung zu erhalten, fand ich einen ganzen Berg gebundener Rechnungen vor, auf den Herr Nuitter lächelnd deutete und dann mir sagte: „Ich habe nochmals alle Rubriken, die eine derartige Ausgabe enthalten könnten, genau durchgesehen und nichts gefunden. Wollen Sie die Arbeit noch einmal unternehmen, so habe ich Ihnen die betreffenden Stellen bezeichnet und will ich nur wünschen, daß Sie glücklicher sein werden als ich — wenn ich dies auch bezweifeln möchte."

„Aber Wagner sagt doch positiv, daß er eine gewisse Summe für sein Scenarium empfangen habe."

„Es mag sein," lautet die lächelnd mit einem Achselzucken gegebene Antwort. „Doch dann ist es auf jeden Fall ein ganz unbedeutender Betrag gewesen, den Leon Pillet ihm aus seiner Tasche zahlte, den er als Privatausgabe betrachtet hat und der somit nicht gebucht worden ist."

Ich verstummte nachsinnend und mußte bald diese Deutung als im Bereich der Möglichkeit liegend anerkennen. Da sprach Herr Nuitter in freundlicher Weise weiter: „Ich wüßte einen Weg, auf dem Sie sichere Auskunft über diese Angelegenheit erhalten könnten, vielleicht noch vieles Andere erfahren würden, das Sie interessiren dürfte."

„Reden Sie, ich bitte!"

„Einer der Mitverfasser des Textes, Henri Revoil, lebt noch — Paul Foucher ist vor einigen Jahren, 1875, gestorben. Suchen Sie Revoil auf, er allein wird Ihnen heute noch Antwort auf Ihre Fragen geben können."

„Vortrefflicher Gedanke! Nennen Sie mir seine Wohnung."

„Die kann ich Ihnen angeben, doch verhehle ich Ihnen nicht, daß es viele Jahre her sind, seit die Administration der Oper mit ihm in Verbindung stand. Er befindet sich indessen sicher in Paris, denn ich sah ihn noch vor einigen Wochen. Hat er die alte Wohnung verlassen, so haben Sie doch immerhin einen Anhaltspunkt und können Ihre Nachforschungen fortsetzen."

„Und ſollte ich ihn Tage lang durch ganz Paris ſuchen müſſen, ich werde ihn finden!“

Herr Nuitter ſchrieb auf einen Briefbogen die Frage: „L'adresse de Mr. Revoil?“ gab das Papier einem Diener des Archivs und ſandte dieſen hinab in die Bureaux der Adminiſtration. Bald darauf kam der Mann zurück und unter der Frage ſtand die Antwort: „59, Rue des Martyrs.“

Das genügte mir vollkommen. Ich ſteckte den Zettel ein, empfahl mich den beiden Herren, dankte ihnen für freundliche Aufnahme und Unterſtützung, ihnen zugleich verſprechend, das Ergebniß meiner Bemühungen mittheilen zu wollen. Dann ſtieg ich recht zufrieden die zahlloſen Treppen nieder und verließ das Rieſen- und Prachtgebäude der großen Oper.

VII.

Ein Beſuch bei Henri Revoil, Mitverfaſſer des Textbuchs zum Vaisseau fantôme.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Nachdem ich zur Vorſorge das rieſige, wie Doctor Fauſts Höllenzwang an einer Kette liegende Pariſer Adreßbuch meines Hôtels vergebens durchſtudirt hatte, trat ich gegen neun Uhr meine Suche, die zu einer tragi-komiſchen Reiſe durch einen Theil des nördlichen Paris werden ſollte, an. Die Rue des Martyrs war mir nur zu wohl bekannt; hatte ich doch dort während der letzten Jahre meines Pariſer Aufenthalts als Schüler des Conſervatoires gewohnt. Das Haus mit der Nummer 59 war bald gefunden, doch deſſen Portière wußte mir keine weitere Auskunft zu geben, als daß ein Herr Revoil nicht in ihrem Hausbereich wohne. Ihren Mann müßte ich fragen, der ſei länger im Hauſe wie ſie, doch zur Zeit drüben bei dem Marchand de Vin, wo er dejeunire. Wenige Augenblicke ſpäter befand ich mich ebenfalls in der angedeuteten Wein-Boutique und fand den Geſuchten bei ſeinem erſten Frühſtück, das aus einer „Servelat“, Brod und mehreren „Canons“ beſtand. Der alte Concierge entſann ſich des Herrn Revoil wohl, der vor vielen Jahren bei ihm gewohnt hatte, doch wohin er gezogen ſei, dies ſchien er nicht mehr zu wiſſen, oder nicht wiſſen zu wollen. Nachdem ich ſeinem Gedächtniß durch ein „Demi-Setier“ nachgeholfen hatte, erfuhr ich denn endlich auch die neue Wohnung Revoils, die ziemlich entfernt in der Rue Valois du Roule, nahe bei dem Park Monceaux lag — oder doch liegen ſollte. Mit friſchem Muth, mein Ziel zu erreichen hoffend, trat ich die neue, nicht kleine Reiſe an. Es war ja noch früh am Morgen, der Tag ſchön und die Bewegung erquickte mich. Endlich hatte ich das Haus mit der genannten Nummer, ein ſtattliches Gebäude, gefunden, doch — o weh! hier ſchien ich bereits am Ende meiner Suche angelangt zu ſein. In der Portierloge fand ich ein junges

Ehepaar, das erst seit zwei Jahren dort thronte und als Cordonniers den Cordon handhabte. Die Leutchen wußten von nichts, was vor dieser Zeit im Hause geschehen war. Als die Frau meine traurige enttäuschte Miene sah, schien sie ein menschliches Rühren zu fühlen und meinte, daß schon seit vielen Jahren in der vierten Etage eine ältere Dame, eine ehemalige Künstlerin, wohne, die mir gewiß gewünschte Auskunft geben könne; Madame Dubois sei ihr Name. Kaum hatte ich diesen erfahren, als ich auch schon die Treppe erstieg, mit dem festen Vorsatz, dieser älteren Künstlerin ihr Adressen-Geheimniß zu entreißen, koste es, was es wolle. Rasch war die vierte Etage — über dem Entresol natürlich! — erreicht. Die Thüre des Appartements stand offen und eine nicht ganz sonntäglich-saubere Magd säuberte das Vorzimmer. Auf meine Frage nach Madame Dubois schaute die Person mich groß an, dann meinte sie, Madame sei noch im Negligé und bei ihrem Café au lait. Ich deutete lächelnd auf meinen langen weißen Vollbart, der Madame Dubois doch ganz gewiß die nöthige Garantie böte, daß ihr Negligé von mir nichts zu befürchten habe. Die Magd lächelte ebenfalls, verschwand im Innern des niederen, doch recht wohnlich sich darstellenden Appartements und bald darauf introducirte sie mich bei ihrer Herrin. In einem kleinen Salon mit etwas veralteter und verstaubter Einrichtung saß Madame Dubois, eine große stattliche Person, die in ihrer Jugend eine Schönheit gewesen sein mußte, deren immer noch regelmäßiges volles Gesicht in einer natürlichen Röthe der Gesundheit strahlte, die sie um einige Jahre jünger erscheinen ließ, als sie wohl sein mochte. Ihr Negligé, in einem halboffenen Schlafrock von verschossenem blauen Seidendamast bestehend, war aber ein so gewagtes, daß ich überrascht, sogar verblüfft auf der Schwelle stehen blieb. Die sich nun zwischen mir und Madame Dubois, der ehemaligen Künstlerin, entwickelnde Scene zu schildern, wage ich nicht, da dies nicht in den Rahmen einer musikgeschichtlichen Studie passen würde, sondern in das Gebiet des Romans gehörte. Ich erfuhr von Madame Dubois, die sich äußerst freundlich neben mich auf das Sopha setzte, alles Mögliche, nur das nicht, was ich zu wissen verlangte und was sie doch sehr gut zu wissen vorgab: die Adresse Revoils. Sie war mit ihm und seiner Frau intim befreundet gewesen, von Kindesbeinen an, denn diese ihre Kinderbeine waren in der Balletschule der großen Oper, für welche Monsieur Revoil Operntexte dichtete, ausgebildet worden, derart, daß aus einer spindeldürren, doch sehr hübschen Ballerine, die Madame Dubois mir in einem verblaßten Aquarellbildchen vorführte, die heute so stattliche, sogar außerordentlich stattliche Dame geworden war. Sie erinnerte sich sogar der Aufführung des mich so sehr beschäftigenden Vaisseau fantôme — wie merkte ich auf! — doch sei sie damals noch eine kleine „rat“ gewesen, habe sich weit mehr mit ihren Balletcostümen befaßt als mit dem Gesang auf der Bühne, und so wisse sie denn von der Oper des Herrn Revoil außer dem Titel so gut wie gar nichts. Die Zeit verging und ich mußte das Ge-

plauder anhören, ohne die Adresse zu erfahren. Es schien, als ob die stattliche Madame Dubois mich bis zum Diner und wohl noch länger hätte halten wollen — mein großer Bart mußte es ihr angethan haben! Endlich entrang ich ihr die Adresse durch eine List und nun hielt es mich nicht länger. Ich mußte fort, denn es hatte längst elf Uhr geschlagen — fort und hinaus, und wenn ich meinen Ueberzieher hätte zurücklassen müssen. Endlich — endlich war ich auf der Straße, doch nun mußte ich einen Fiaker nehmen, denn die Unterredung, oder vielmehr der Kampf mit der stattlichen ehemaligen Ballerine hatte mich hart angegriffen und die Stunde des Dejeuners war da. Doch den Magen ließ ich knurren und setzte dafür als Ersatz meine Suche, wenigstens bis zur nächsten Station, zu Wagen fort.

Wiederum mußte ich zurück von woher ich gekommen, wie es schien, hatte Herr Revoil sich nicht von dem Quartier oder vielmehr von dieser nördlichen Pariser Region trennen können. In der Rue Duperré fand ich das Haus, welches mir Madame Dubois bezeichnet hatte, doch Niemand, weder der Portier noch irgend ein Locataire vermochte mir Auskunft über den Gesuchten zu geben. Es war zum Verzweifeln! Schon dachte ich, daß Madame Dubois mir absichtlich eine falsche Adresse gegeben habe, um mich zu nöthigen, ihr noch einmal als Bittender einen Besuch zu machen, als ein anderer Gedanke in mir auftauchte. „Hat Herr Revoil wirklich hier gewohnt," so sagte ich mir, „so muß er für seine Haushaltung Gemüse, Brot und Fleisch gebraucht haben und diese Leute werden mir gewiß gewünschte Auskunft geben können." Gedacht — gethan! Bei der nächsten Frutière trat ich ein und — gesegnet sei dein altehrwürdig Haupt, denn es barg die richtige Weisheit, die der zahnlose Mund mir kündete: „Batignolles, Cité des Fleurs, Nummer 20, dorthin zog er von hier aus und dort wohnt er noch heute, denn vor ein paar Tagen habe ich einen Brief, der hier für ihn anlangte, nach der Cité des Fleurs gesandt." Also sprach die gute Alte und ich hätte sie für diese erlösenden Worte umarmen, auf die runzelige Wange küssen können. Ein warmer Händedruck that's auch und fort rannte ich nach den Batignolles, die Rue de Paris entlang und nach der Cité des Fleurs, die dicht bei der Rue de la Felicité — der Glückseligkeit, welch schönen Namen! — liegt. Die Cité verdiente eine solche Bezeichnung und Umgebung, denn das Ganze war ein großer, mit blühenden Blumen, einem süßen Duft erfüllter Garten, in dem die villenartigen Wohnhäuser kokett aus ihrem Blättergrün und Blumenschmuck hervorlugten. Das mit Nummer 20 bezeichnete Haus ward leicht gefunden. Der Anblick, der mir beim Eintritt wurde, überraschte mich höchst angenehm, das Treppenhaus bildete gleichsam eine Fortsetzung der Idylle der lieblichen Vorgärten. Die Wände fanden sich von oben bis unten mit leicht colorirten Schildereien und Stichen bedeckt, Landschaften Frankreichs und Amerikas darstellend, wo Herr Revoil längere Zeit geweilt hatte und als Journalist thätig gewesen war. Er selbst war zu Hause und hatte just dejeunirt — es war mittlerweile

ein Uhr geworden, so lange hatte meine Suche bereits gedauert! — Ich gab einer Dienerin meine Karte und ließ den Hausherrn um eine Unterredung bitten. Man führte mich in einen recht behaglich ausgestatteten Raum der ersten Etage, halb Salon, halb Arbeitszimmer und bald darauf stand Herr Revoil, der gesuchte Mitverfasser des „Vaisseau fântôme"-Textes vor mir. Er war ein kleiner, sehr lebendiger Herr von vielleicht sechszig und einigen Jahren, mit weißem buschigen Haar und Augen, die ebenso intelligent wie lebensfrisch mir entgegenleuchteten. Nachdem ich ihm meine Wünsche dargelegt, ihm gesagt hatte, von wo ich komme, und wer mich zu ihm gesandt, da lächelte er äußerst freundlich, mein Verlangen schien ihn angenehm zu berühren und in lebhafter Rede meinte er, daß er mir über dies Alles genaueste Auskunft geben könne und auch mit Vergnügen geben würde. Nach einer weiteren einleitenden Unterhaltung setzten wir uns und er erzählte. — Ich führe seine eigenen Worte an, wie ich sie mir sofort nach dem Besuch niederschrieb.

„Foucher und ich," also begann er seinen Bericht, „hatten Leon Pillet zu jener Zeit bereits mehrere zweiactige Opern — denn um ein solches Werk handelte es sich, zu dem noch ein größeres Ballet gegeben werden konnte — sowohl fertig ausgeführt, wie auch nur im Entwurf vorgelegt und keine derselben wollte unserem Freunde, dem Director, behagen und für die Scene der großen Oper passend erscheinen. Das ihm zuletzt eingereichte Libretto hieß: „Sainte Marie des fleurs", die Handlung spielte in Florenz im XIV. Jahrhundert und ihre Hauptträger waren der Florentiner Maler Andrea Orcagna und dessen Geliebte, Maria von Medici, die Tochter Cosimos. Es war ein ganz vortreffliches Sujet. Doch auch dies Buch lehnte Leon Pillet ab, weil er eine solche „Sainte Maria" nicht auf die Scene der großen Oper zu bringen wagte. Da wurde Paul Foucher unwirsch und nach einer ziemlich heftigen Scene mit Pillet sagte dieser zu uns: „Ich habe einen anderen Stoff, den ich, passend ausgeführt, auf alle Fälle acceptiren würde. Da ist ein „fou entêté" — Meyerbeer hat ihn mir zugeführt — der mich Tag für Tag überläuft und mit seinen „Opéras impossible", Rienzi, La novice de Palerme und wie sie sonst noch heißen, quält, der hat mir ein Scenarium übergeben, das, gut bearbeitet, mir dienen könnte und ganz gewiß auch einen guten Erfolg haben würde. Es enthält besonders eine Idee, die mir gefällt, die aber nicht von ihm selbst ist, sondern einem Andern, Heine, gehört. Macht mir dies Buch und ich acceptire es sofort." Nach einigem Zaudern erklärte Foucher sich mit diesem Vorschlag einverstanden und Leon Pillet übergab uns das Scenarium Wagners. Ich nahm das Manuscript, um die scenische Bearbeitung vorzunehmen. Da ich kein Wort Deutsch verstehe, so ließ ich mir den Inhalt nur von einem Employé unserer Zeitung Le Courrier français, einem Elsässer, erzählen und ich fand, daß es genau einem scenischen Entwurf Heines entsprach, den ich kannte. Nun brauchte ich keine Uebersetzung mehr und begann meine Arbeit."

„Und das Manuscript Wagners, wo ist es geblieben?“ warf ich, von meiner Leidenschaft als Sammler getrieben, ein.

„Bah! ich habe mich nie mehr darum gekümmert, hielt es nicht der Mühe werth — es wird wohl in einem der Papierkörbe des Courriers sein Ende gefunden haben,“ lautete die in wegwerfendem Ton gegebene Antwort. Dann fuhr Revoil in seinem Bericht fort. „Ich studirte den Marryat'schen Roman „le Vaisseau fantôme“, „le Pirate“ von Walter Scott und so entstand denn — ich will es nicht in Abrede stellen, mit Benutzung einiger, doch sehr weniger Scenen des Heine-Wagner'schen Entwurfs, unsere Oper, die bei ihrer endlichen Aufführung, hauptsächlich der monotonen Musik halber, keinen Erfolg hatte. Es war für mich eine durchaus vergebliche Arbeit, eine mißlungene Speculation gewesen, denn ich hatte noch dazu meinem Collaborateur Foucher meine Autorenrechte gegen eine bestimmte Summe abgetreten, die er mir bis an seinen Tod schuldig geblieben, und mir von seinen Erben erst recht nicht ausgezahlt worden ist. Da haben Sie die Geschichte unseres „Vaisseau fantôme“ und des Scenariums Ihres Richard Wagner.“

Ich wollte mehr wissen, und nach einigem Zögern fuhr Revoil in seinem Bericht also fort:

„Ich will Ihnen noch einen andern Grund unseres Mißerfolgs mittheilen. Sie kennen das Wort Merys: „cherchez la femme.“ Dasselbe war auch auf unseren Fall anwendbar. Leon Pillet stand unter dem Einfluß, oder richtiger gesagt, unter der Herrschaft einer leidenschaftlichen Frau, seiner ersten Sängerin, Madame Stolz. Sie werden ihrer Zeit davon gehört haben. (Wohl war mir das Verhältniß und dessen Folgen bekannt*.) Nun, alle unsere Bemühungen in Bezug auf einen wirksamen Operntext

*) Madame Rosine Stolz gehörte der großen Oper etwa seit 1838 an, wo sie am 5. März die Rolle der Ricciarda in der Première von Halevys „Guido und Ginevra“ sang. Ihre weiteren „Creationen“ bis zu der Epoche des „Vaisseau fantôme“ waren: Ascanio, in Berlioz' „Benvenuto Cellini“, erste Aufführung am 3. September 1839; Marguerite, in Aubers „Feensee“, 1. April 1839; Lazarillo, in „La Xacarilla“, von Marliani, 28. October d. J.; Pauline, in Donizettis „Märtyrer“, 10. April 1840; dann die Favoritin; Agathe, im „Freischütz“ von Berlioz mit Recitativen ꝛc. versehen, und am 22. December 1841 die Catarina in Halevys „Königin von Cypern“. — Sie war mit die Ursache, daß Leon Pillet, sehr zum Schaden der großen Oper, Processe führte mit: Duprez, Baroilhet, Gardoni, Fanny Elßler u. A. m. Endlich empörte sich das Publikum gegen die Primadonna assoluta, welche die ganze Oper, Mitglieder, Direction und Abonnenten tyrannisirte, und am 30. December 1846, bei der ersten Aufführung von „Robert Bruce“, ein eigens für die Stolz aus allen möglichen Opern Rossinis zusammengestoppeltes Machwerk, kam der langverhaltene Groll und Grimm zum Ausbruch. Madame Stolz wurde nach jedem Gesangsstück ausgezischt und ausgepfiffen, bis die leidenschaftliche Sängerin endlich vor Wuth ihr Schnupftuch in Fetzen riß, dem Publikum einen Fluch entgegenschleuderte und die Bühne verließ. Diese scandaleuse Scene war die Ursache ihres Rücktritts von der Bühne, sowie auch die Leon Pillets von der Direction der großen Oper.

galten in erster Linie dem Verlangen der Stolz nach neuen guten Rollen. So war sie es nun auch im Grunde gewesen, die unsere früheren Texte verworfen, und sich erst recht nicht als Sainte Marie des fleurs dem Publikum hatte zeigen wollen, das sie ja als die Geliebte des Directors kannte. Ihren größten Erfolg hatte sie in Donizettis „Favoritin" gefeiert (erste Aufführung in der großen Oper am 2. December 1840) und nach Rollen mit ähnlichen Effecten strebte sie. Das „Vaisseau fantôme" schien ihr eine solche dankbare Rolle zu bieten; dies allein war die Veranlassung gewesen, daß Leon Pillet dies Scenarium acceptirt hatte, daß wir das Buch, Dietsch die Musik dazu liefern mußten. Der Himmel weiß es, was Paul Foucher und ich bei dieser Arbeit ausgestanden haben, und als die Oper endlich fertig war, da verwarf sie die Composition des armen Dietsch. Die Dorus-Gras mußte die Minna singen, und das war mit Schuld am Untergang unseres „Vaisseau fantôme".

Damit war das Thema der Oper erschöpft. Dann fragte ich:

„Haben Sie auch Kenntniß von der Uebereinkunft zwischen Leon Pillet und Wagner in Bezug auf die Abtretung des Scenariums und die Summe, welche Wagner dafür gezahlt wurde?"

Revoil lachte. Dann sagte er: „Freilich! Ich war bei der letzten Zusammenkunft der Beiden zugegen — lange, nachdem wir den Auftrag von Leon Pillet erhalten hatten. Wagner reclamirte, protestirte in einer fast wahnsinnigen Aufregung und wir entgegneten ihm, daß er im Grunde gar kein Recht auf den bestrittenen scenischen Entwurf habe, da derselbe ja fast wörtlich Heine nachgebildet sei, und wenn Jemand eine Entschädigung zu fordern hätte, so wäre es Heine und nicht er. Endlich, um den Tobenden los zu werden, griff Leon Pillet in die Westentasche („dans la poche de son gilet") und gab ihm — „fünf Napoleons". Es war keine Entschädigung, kein Honorar, nur „une aumône faite au pauvre musicien allemand."

„Unmöglich! Ein Almosen! — Und er hat die fünf Napoleon nicht —"

„Nein! Er hat die hundert Francs eingesteckt und ist davon gegangen, und wir waren ihn los für immer!"

„Abscheulich!" rang es sich aus mir hervor, dann vermochte ich im ersten Augenblick keine Worte mehr zu finden, denn schwere Gedanken überkamen mich. Eine solche Demüthigung — eine solche Entwürdigung hatte Wagner erdulden, hinnehmen müssen! Er war zu arm, stak zu tief in der Noth und durfte die elenden Goldstücke dem Herrn Director nicht vor die Füße schleudern; er mußte sie annehmen, denn er mußte leben — schaffen! Doch Leon Pillet sollte seiner Strafe nicht entgehen und Wagner Genugthuung werden für diese entwürdigende Behandlung, wie wir dies bald sehen werden.

Ich erhob mich und es bedurfte einiger Zeit, um in freundlicher Weise von dem Manne scheiden zu können, der mich durchaus zuvorkommend und liebenswürdig aufgenommen hatte. Beim Abschied überreichte er mir noch

als Erinnerungszeichen eine kleine Novelle „Une île qui n'existe plus," die just erschienen war. Dann verließ ich ihn und die hübsche Cité des Fleurs und kehrte mit der Ausbeute des heutigen ereignißreichen Tages nach meinem Hotel zurück — vorerst aber in dem ersten besten Restaurant ein, denn es war zwei Uhr vorbei und ich hatte noch immer nicht dejeunirt!

* * *

Zwei Jahre später las ich im Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 16. Juni 1882 eine Feuilleton-Notiz, deren Inhalt etwa also lautete:

Am 14. Juni, Abends, starb plötzlich in Paris Henri Revoil, Bruder der bekannten französischen Dichterin Colet (Louise Revoil). Ein Krampfanfall hatte ihn auf der Straße überfallen, doch behielt er noch soviel Kraft, um in eine Apotheke zu eilen, wo man ihm Aether reichte. Indem er diesen einathmete, fiel er um und war todt.

Friede seiner Asche! — —

Und nun zu unserer letzten Aufgabe, zu dem „Vaisseau fantôme", dem französischen fliegenden Holländer.

VIII.

Le Vaisseau fantôme. Handlung, Musik, Première.

In der zweiten Novemberwoche des Jahres 1842 kündeten die Anschlagzettel der Pariser großen Oper:

„Mercredi, 9 Novembre 1842. Première Représentation: „Le Vaisseau fantôme", Opéra en deux actes, suivi de La fille mal gardée, Ballet-Pantomime en deux actes, de d'Auberval, Musique de Herold."

Die zweite Aufführung am 11. November brachte die Ergänzung des Zettels der Première. Nun hieß es: „Opéra en deux actes, Paroles de Mr. Paul Foucher. Musique de Mr. Dietsch. Decorationes de Mrs. Philastre et Cambon", und diesmal folgte der Oper das Ballet: „La Tarantule" (eine Glanzrolle der Fanny Elßler) von Scribe und Coralli.

Das Personen-Verzeichniß der Oper lautete:

„Troïl, le Maudit — Canaple (Bariton); Magnus — Marié (Tenor); Barlow, negociant — Ferd. Prevost (Baß); Eric, Matelot — Octave (Tenor); Scriften, pilote infernal du Vaisseau fantôme (Baß, Nebenrolle); Minna, fille de Barlow — Mad. Dorus-Gras. — Matelots du Vaisseau fantôme. — Habitans et matelots de Shetland. — La scene se passe à Shetland, la principales des Iles Orcades."

Sehen wir uns nun die Handlung dieses französischen „fliegenden Holländers" an.

Beim Aufziehen des Vorhangs stellt die Scene ein großes gothisches Gemach in dem Hause des reichen Kaufmanns Barlow dar. Durch die Fenster Aussicht auf Felspartien. Es ist Nacht. Barlow ist mit seinem

Handelsſchiff draußen auf der See und Minna, von ihren Geſpielinnen, Bewohnern der Inſel umgeben (Beginn des 2. Acts der Wagner'ſchen Oper), gedenkt ſeiner, wie ihres Jugendgefährten Magnus, der ihrem Herzen nahe ſteht und ſeit mehreren Wochen verſchwunden iſt, ohne daß man eine Ahnung hat, wohin er gerathen ſein könnte. Eric, ein junger Matroſe auf den Schiffen Barlows, fordert Minna auf, irgend eines jener ſchauerlich-ergreifenden Lieder zu ſingen, die ſo gut zu einem Spinnabend wie der heutige paſſen, und nach einigem Sträuben ſingt Minna die Ballade von dem fliegenden Holländer Troïl. Nach der zweiten Strophe erſcheint plötzlich Magnus unter den erſchrockenen Anweſenden. „Ihr wißt nicht Alles," ſagt er, und erzählt nun in einer dritten Strophe, daß der Pilote des Schiffes ſich gegen das gottesläſterliche Beginnen ſeines Patrons (Umſchiffung des Caps mit Hilfe des Satans) aufgelehnt habe und darob von Troïl ermordet und in das Meer geſtürzt worden ſei. Doch in dem Kampfe habe er Troïl an der Hand verwundet und nie ſchließe ſich dieſe Wunde des zur ewigen Fahrt Verdammten. „Und dieſer Pilote, von Troïl getödtet, war mein Vater — ich hatte damals kaum das Licht der Welt erblickt." Mit dieſen Worten endet Magnus die Ballade und mit ihr iſt auch die Nachtwache vorbei. Der Chor und Eric entfernen ſich und Magnus bleibt mit Minna allein.

In einer nun folgenden Duett-Scene ſagt Magnus Minna, daß er ſie liebt — was dieſe übrigens ſchon längſt weiß. Doch ſeiner Liebe habe er entſagen ſollen, um ſich dem Dienſte Gottes zu weihen, und in das Kloſter ſei er eingetreten. Dort habe er indeſſen keine Ruhe finden können, denn nur an ſie mußte er denken. So ſei er denn den heiligen Mauern entflohen, um zu ihr, der Geliebten, zurückzukehren. Nun möge ſie ſein Urtheil ſprechen. „Ich liebe Dich mit der Zärtlichkeit einer Schweſter," antwortet Minna, „und wenn mein Vater einwilligt, folge ich Dir zum Altar." — „Durch Deinen Mund verzeiht Gott mir die an ihm begangene Sünde!" ruft Magnus, und beruhigt und beglückt eilt er ab.

Minna iſt allein; der Sturm beginnt, immer ſtärker ertönt ſein Heulen und Ziſchen und Minna ſingt eine große colorirte Arie, die u. A. aus vierundzwanzig zweifüßigen Reimzeilen beſteht und in ihrem hüpfenden Rhythmus mit ihren dreifach verſchlungenen Klappreimen ſich ganz vortrefflich zu einer brillanten (erſt recht zu einer luſtigen) Coloratur-Arie eignete, — die der Componiſt jedoch nicht zu ſchaffen verſtand, trotzdem er ſie für Madame Dorus-Gras, die Nachtigall der großen Oper, zu ſchreiben hatte! — Der Sturm ſchweigt endlich und der Tag bricht an. Da erſcheint Eric und meldet freudig, daß Barlow gelandet ſei. Sein Fahrzeug ging im Sturm der Nacht unter, doch ein fremdes Schiff nahm ihn auf und führte ihn hierher. Jubel Minnas, die, bevor ſie dem ihr wiedergeſchenkten Vater entgegeneilt, natürlich erſt in dem Allegro ihrer Arie Gott für dieſe Rettung danken muß. Dann eilt ſie ab und — undankbares Publikum! — wird

nicht einmal für ihren schönen Gesang und ihre feurige kindliche Liebe herausgerufen!

Verwandlung. — Vor dem Städtchen Shetland, Barlows Wohnort. Vor den Häusern Tische und Bänke, im Hintergrund das Meer.

Barlow kommt mit seiner Tochter Minna und erzählt ihr die erlebten Abenteuer, wie er Schiffbruch gelitten und ein schwedischer Capitain Namens Waldemar ihn gerettet und auf seinem Schiff hierher geführt habe. „Ich werde ihm meinen Dank für Deine Rettung nicht vorenthalten," sagt die gute Minna. „Du mußt mehr thun," meint der Vater. „Ich zeigte ihm Dein Bild (Barlow trägt es an einem Bande am Halse), er liebt Dich, verlangt Dich zum Weibe und ich habe ihm Deine Hand zugesagt." Minna ist erschrocken, doch der Vater sucht sie zu beruhigen, indem er ihr sagt, daß der schwedische Capitain ihr gefallen werde; er sei ein schöner Mann und besitze ein schmuckes Schiff, das so schnell segle wie — das Gespensterschiff. „Doch Magnus?" wagt die gute Minna einzuwerfen. Da braust der wackere Barlow auf. „Wie, der Sohn eines armen Matrosen wagt Dich zu lieben, an eine Verbindung mit Dir zu denken? Der Freche! Daraus kann nun und nimmer etwas werden. Du wirst das Weib des Schweden." Nach diesem intimen Familiengespräch auf offener Straße, sogar vor den Wirthshäusern, treten Vater und Tochter in ihre eigene Wohnung ein.

Auf diesen Augenblick haben die Shetländer und die Matrosen des vermeintlichen Schwedenschiffes gewartet, um von allen Seiten hereinzubrechen und ihr bekanntes, Wagner entlehntes hölliſches Trinkgelage und ihre Wettgesänge zu beginnen. Eric führt als Tenor die nur Tenorstimmen besitzenden Shetländer an, Scriften, „der hölliſche Pilot", steht an der Spitze seiner gespenstischen Gesellen im Baßschlüssel. Wie sie im besten Singen und Trinken sind — die falschen Schweden haben die armen Shetländer beinahe schon unter ihre Lieder-Tafeln gesungen — da erscheint plötzlich Troïl-Waldemar und mit „furchtbarer Stimme" gebietet er Ruhe und befiehlt seinen Matrosen, an Bord zurückzukehren. Nun erscheint die arme Minna. Sie kann sich nicht entschließen, von dem Geliebten ihrer Jugend zu lassen und dafür den fremden schwedischen Capitain einzutauschen. Dieser erblickt sie, nähert sich ihr und beginnt ihr in einem Arioso seine Klagelieder zu singen. Er schildert ihr sein rast- und ruheloses Umherirren auf den Meeren — ohne dabei seinen eigentlichen Namen zu nennen — sagt ihr, daß er den von Gott erbetenen rettenden Stern auf ihrer Stirne leuchten sehe und bittet sie schließlich, ihm der „Engel des Gestades, die Madonna des Hafens" werden zu wollen. („Sois l'ange du rivage, La Madonne du port!") Canaple hatte eine schöne, wenn auch nicht fehlerfreie Stimme, er sang elegant, mit Gefühl und gerade diese Stelle mit ganz besonderer Wirkung, und Minna hätte etwas Anderes als eine leichte Coloratur-Sängerin sein müssen, um da zu widerstehen. Sie findet sich mit dem armen Magnus in Gedanken ab, so gut es eben geht: „Bin ich nicht mehr an seiner Seite, so wird er

weinen," sagt sie sich. — „Und ich werde sterben, wenn Du von mir gehst!" raunt der Capitain ihr, im Widerspruch mit dem über ihn verhängten Fluche, zu. Das entscheidet — nur meint Minna mit einem letzten Zaudern: „Später!" — „Nein, heute muß es sein!" entgegnet der Capitain, „denn nach des Mächtigen Wille, dem ich unterthan bin, muß ich mit meinem Schiff noch heute Abend in See."

Da naht der vortreffliche, nur etwas zu hartherzige und selbstsüchtige Vater Barlow, von Magnus, der ihn nicht zu erreichen vermochte, gefolgt. Ersterer sieht, daß zwischen seinen lieben Kindern Alles in Ordnung und gut ist, befiehlt die Hochzeit an, auf die er sich jetzt schon freut, während Magnus in dem Geschehenen den Finger Gottes erblickt, der ihn wieder zurück in sein Kloster weist, womit denn auch der erste Act der Oper glücklich — oder vielmehr nicht ganz glücklich zu Ende ist.

Zweiter und letzter Act! — Die Spitze der Insel. Auf der einen Seite das Kloster des heiligen „Olla", auf der andern ein hoher Felsen und hinter demselben in den Fluthen das gespenstische schwedische Schiff (von dem indessen kaum etwas zu sehen war!). Dunkler, wolkenbedeckter Himmel.

Magnus, im Mönchsgewande, kniet vor dem Eingang des Klosters und bittet in einer Romanze zu Gott um Vergebung seiner Sünden, daß er die „heiligen Altäre" geflohen. Mönche mit ihrem Abt und Volk umgeben ihn; der Abt hebt verzeihend Magnus empor, führt ihn wieder in die heiligen Mauern ein und das Volk geht zufrieden nach Hause. (Solche Mönchs- und Klosterscenen waren damals durch Donizettis „Favoritin" stark in Mode gekommen und hier mit Absicht herbeigeführt worden.) Nun steigt die arme Minna über den Felsen auf die Scene nieder. — Weshalb sie auf diesem nicht gewöhnlichen Wege, den Keiner der heimkehrenden Shetländer eingeschlagen hat, zu dem Kloster kommt, erfahren wir nicht, wohl aber, warum sie kommt, auch sie will vor dem heiligen „Olla" beten, doch nur, weil sie heirathet. Zum Beten kommt es indessen kaum, denn Magnus, der Mönch, erscheint und anstatt einer Preghiera entwickelt sich eine Duett- und Romanzen-Scene. Magnus erklärt der ehemaligen Geliebten, weshalb er Mönch geworden sei: der Geist seines, von dem Capitain des Gespensterschiffes ermordeten Vaters sei ihm erschienen, habe ihm von der Wunde berichtet, die er dem ewig Verfluchten in jenem Kampf an der Hand beigebracht, die immerfort blute, und ihn aufgefordert, der Welt zu entsagen und dem Herrn zu dienen, um eine „schmerzliche, doch heilige Pflicht" zu erfüllen. Nun singt er ihr eine „Entsagungs-Romanze", in der er verspricht, die blutende Wunde seines Herzens unter seiner härenen Mönchskutte zu verbergen, und Minna alles Glück zu ihrer Vermählnng wünscht, mit der Versicherung, daß er für sie beten und sie segnen werde. Der gespenstische Bräutigam naht; er entfernt Magnus, da er mit seiner Braut allein sein will, und nun enthüllt er sich der armen Minna, sagt ihr, daß er Troïl, der Verfluchte, sei. — Jetzt wird

der poetische und echt dramatische Gedanke Heines, welcher Leon Pillet so gut gefallen hatte, in Scene gesetzt. — Troïl eröffnet ihr, daß nur ein Weib, das ihn treu bis zum Tode liebt, ihn und seine Seele vor der Hölle erretten könne. — „So werde ich Dich retten!" entgegnet Minna. Troïl sucht sie von solchem Gedanken abzubringen, trotzdem er ihm sehr gefallen muß, denn „mehr als Eine hat es versucht, doch vergebens und erfolglos!" Minna läßt sich indessen weder durch den von Troïl entwickelten Edelmuth, noch durch die abschreckenden Enthüllungen irre machen, und vermöge ihres Bittens und Betens gedenkt sie den Zorn Gottes zu beschwören.

Nun beginnt ein abermaliger Sturm, glücklicherweise der letzte! Blitze durchzucken die Luft — Troïl muß fort: Gott ruft ihn; er zeigt und erhellt ihm durch seine Blitze den Weg auf den Fluthen, den er mit seinem gespenstischen Schiff rastlos zu verfolgen hat. Minna will ihm nacheilen, denn sie liebt ihn jetzt, um ihn zu retten. Er stößt sie zurück — Schluß des Duetts, wobei in Troïl denn doch der Gedanke aufdämmert, daß er durch dieses Weib, das ihn wirklich in allen Treuen liebt, die Verzeihung des Ewigen erlangen könnte.

Zweites und letztes Finale. Barlow, die Hochzeitsgäste und die Shetländer kommen, der Trauung beizuwohnen, die Hochzeit lustig zu feiern. Magnus tritt mit den Mönchen aus dem Kloster; er, der ehemalige Geliebte der armen Minna, ist von seinem Abt beauftragt worden, an ihr und ihrem Bräutigam die bekannte „heilige Handlung" zu vollziehen und Beide für ewig zu verbinden. Beim Wechseln der Ringe (!) muß Troïl seine Hand entblößen und man sieht seine blutende Wunde, erkennt ihn als den ewig Verdammten. — Allgemeines Entsetzen — Verfluchen des Unseligen durch den ganzen Chor, einen Theil der Solisten und das volle Orchester. Troïl ruft seine gespenstischen Genossen herbei — und der armen Minna ein Lebewohl zu, dann eilt er auf sein Schiff. Minna umarmt ihrerseits den Vater zum Abschied, und ihrem unheimlichen Bräutigam zurufend: „Ich rette Dich, denn ich liebe Dich bis in den Tod!" stürzt sie sich von dem Felsen in's Meer.

In diesem Augenblick versinkt unter erschreckendem Donnern, Prasseln und Krachen das Gespensterschiff. — Das heißt, das Wenige, was man davon sieht; die düsteren Wolken zerstreuen sich und man erblickt nun in einer „lichtdurchstrahlten Apotheose" — von der ebenfalls sehr wenig zu bemerken war — Minna, die den Verfluchten zu den Füßen des Ewigen leitet, von dem Troïl, durch ihr Opfer gereinigt und gerettet, die ersehnte Verzeihung empfängt. — Wie man sich dies Alles hinzudenken konnte.

Das ist die Handlung des französischen fliegenden Holländers! Das war das Machwerk, welches die beiden französischen Dichter aus dem echt dramatischen Heine'schen Entwurf, aus dem genau ausgeführten und so bühnenwirksamen Scenarium Wagners, wie wir es in seiner Oper kennen gelernt, zusammengestoppelt hatten!

Und darum dieſe demüthigende, unwürdige Behandlung des deutſchen Dichter-Componiſten durch Leon Pillet! Doch erſterer ſollte bald eine Genugthuung, letzterer ſeine nur zu wohlverdiente Strafe erhalten. —

Die Muſik der Oper war dieſes Textbuches durchaus ebenbürtig. Ich erinnere mich nicht, in meinem ganzen Leben eine monotonere, farbloſere Oper gehört zu haben, wie dieſes Vaisseau fantôme, und doch hat es mir noch an keinem Abend auf irgend einer Bühne ſo viel und ſtark gedonnert, geblitzt und gepraſſelt, wie auch der Sturm auf der Scene der großen Oper noch nie ſo anhaltend gewüthet, geheult und gepfiffen hatte. Es war dieſe Zugabe zu der Muſik eine ſo reichliche, wenn auch wiederum eine durchaus monotone, daß eine Zeitung ſagen konnte: „Das Vaisseau fantôme iſt mehr ein Sturm in zwei Acten als eine Oper.“ Zu dieſem wenig vortheilhaften Eindruck, den das Werk hervorbrachte, hatte das ungeſchickt verfertigte Textbuch mit ſeiner traurig-düſtern Handlung das Seinige redlich beigetragen, denn dieſe durch ſeine Muſik zu beleben, intereſſanter zu geſtalten, war dem Componiſten nicht gelungen, weil eben ſein Können dafür nicht ausreichte. Dazu kam noch, daß die einzige weibliche Rolle, Minna, von der erſten Coloraturſängerin, Frau Dorus-Gras, der „Perſiani“ der großen Oper dargeſtellt und geſungen wurde. — Weshalb, wurde früher angedeutet. — Dieſelbe war eine ganz vorzügliche Repräſentantin der Königin in den Hugenotten, der Prinzeſſin in der Jüdin, die ſie creirt hatte, und ähnlicher Rollen, doch durchaus keine dramatiſche Sängerin; man hörte von ihr wohl deutlich jeden Ton, jeden Lauf, doch von den Textworten verſtand man ſo gut wie nichts. Die brillante äußere Form des Geſanges dünkte ihr die höchſte Aufgabe ihrer Kunſt, der dramatiſche Ausdruck kam erſt in zweiter Linie und erhielt auch dann nur die Berückſichtigung, welche ihre Mittel ihr dafür geſtatteten. Und dieſe waren für den dramatiſchen Geſang geringe; es fehlte ihr die Hauptſache: Gefühl und Esprit! In früheren Jahren mochte ſie wohl mehr Leidenſchaft entwickelt haben. Ihrer Kehlfertigkeit hatte der Componiſt Conceſſionen machen müſſen, oder ſich auch gerne dazu zwingen laſſen, ohne im Grunde im Stande geweſen zu ſein, dies mit voller melodiſcher Wirkung thun zu können. Daß dies Alles der Rolle der Minna in keiner Weiſe förderlich ſein konnte, daß ſie unverſtanden hätte bleiben müſſen, ſelbſt bei einer beſſeren textlichen Behandlung, war unausbleiblich. Der ſeltſamen Arie dieſer Minna-Senta, in der ſie des geſpenſtiſchen Holländers gedachte, geſchah ſchon früher Erwähnung, die zahlloſen Läufe und Triller in derſelben hatten wohl das raſtloſe Umherirren des Ruheloſen auf den Meeren durch Sturm und Wetter andeuten ſollen? Eine ſolche Auffaſſung des Charakters und der Situation dürfte dem franzöſiſchen Componiſten ſchon zugetraut werden, zum wenigſten erhob ſich keine öffentliche Stimme gegen die ungehörige, wahrhaft verletzende Form dieſes Muſikſtücks. Bei der Aufführung konnte dieſe Geſangs-Scene dem Geſammt-Eindruck, den das Werk doch zu erzielen bemüht ſein mußte, nur ſchaden.

Der Chor der Mädchen, womit die Oper begann (bei Wagner der Anfang des zweiten Acts), die darauf folgende Ballade vom fliegenden Holländer, von Minna gesungen, waren matte, und im Hinblick auf die Wagner'sche Composition, erst recht farblose Piecen. Der Auftritt des Holländers und sein Werben um Minna war scenisch und musikalisch so prosaisch und ungeschickt als möglich behandelt — nur das Arioso Canaples gefiel als Gesangspiece. Heute erscheint mir diese ganze Scene wie eine Carricatur auf die Situation, die Wagner uns so meisterhaft und tief ergreifend vorgeführt hat. Am meisten Effect machte die von dem Tenor Marié sehr schön gesungene „Entsagungs-Romanze." Bei den Doppelchören der shetländischen und holländischen, hier schwedischen Matrosen hatte sich der Componist durch sehr einfache Mittel zu helfen gesucht: Die Shetländer sangen Tenor und die Holländer brüllten Baß, doch charakterisirten sich ihre Gesänge mehr durch zerrissene barocke Rhythmen als durch originelle, frappante Harmonien und Melodien. Die Verarbeitung der beiden Themen zu einem Chor erscheint mir in der Erinnerung unbedeutend, nichtssagend gegenüber der gleichen Scene in der Wagner'schen Oper. Es war oder sollte dies eine der Hauptnummern des Werkes sein, doch machte sie nicht viel mehr Wirkung als alles Uebrige, und das heißt: wenig oder gar keine.

Eigenthümlich, fast auffallend ist es, wie die verschiedenen Kritiker über dies bedeutendste Musikstück der Dietsch'schen Oper urtheilten. Ich will die Aussprüche zweier Berichterstatter, Hector Berlioz in den Debats und H. Prevost im Moniteur hier mittheilen.

Prevost sagt: „— Es handelte sich darum die Weisen der jungen und ehrsamen Shetländer den wilden Gesängen der Gefährten des gespenstischen Capitains gegenüber zu stellen und dann diese beiden Chöre zu einem mächtigen und originellen Musikstück zu verschmelzen. Der Componist aber hat den Fehler begangen, den Gegensatz nur durch die Wahl der Stimmen zwischen den Shetländern — Tenore — und den Schweden (Holländern) — Bässe — auszudrücken. Der abgebrochene, unzusammenhängende Stil der beiden Motive zeichnet nicht mit der nöthigen Schärfe den Unterschied der Personen, ihrer Sitten, Verhältnisse und Stimmungen." —

Berlioz, der mit Dietsch befreundet gewesen sein mag, während Dietsch auf alle Fälle die Neuerungen Berlioz' auf musikalischem Gebiet nachzuahmen suchte, so weit sie ihm geboten, urtheilt milder, gewiß zu milde über das Musikstück. Er sagt darüber:

„— Eine gute Nummer, welche allein genügte, um das Talent, das Wissen und Können des Herrn Dietsch zu beweisen, ist der Doppelchor der shetländischen und der schwedischen (holländischen) Matrosen. Das ist kräftig, klangvoll und dramatisch. Die Stimmen sind übrigens mit großer Gewandtheit und vollständigstem Verständniß ihrer verschiedenen Klangwirkungen verwendet; die Vereinigung der beiden verschiedenen Chöre ist

mit künſtleriſchem Geſchick bewerkſtelligt. Die Nummer wurde ſehr applaudirt und hätte verdient, es noch mehr zu werden." —

Wenn ich nach meinen Erinnerungen urtheilen ſoll, ſo möchte ich Prevoſt Recht geben: Das Muſikſtück war weit entfernt davon, die beabſichtigte Wirkung zu machen. Berlioz, den es durch die Situation anregen mußte, hatte es vielleicht in dem Sinne beſprochen, wie ſein geiſtiges Ohr es hörte, wie es hätte ſein können — und Wagner es in Wirklichkeit ausgeführt hat.

Auch die Mise-en-scène, Decorationen und ſonſtige Ausſtattung boten nichts Ungewöhnliches, ſie waren der Pariſer großen Oper kaum würdig. Hätte Wagner der Aufführung als unbetheiligter Zuſchauer beiwohnen können, er würde die „wollüſtich ſchmeichleriſche Wärme" nimmer empfunden haben, die, nach ſeinen Worten, dort bei glänzend ausgeſtatteten Opern in ihm aufſtieg; nimmer würde er den ſceniſchen Effecten jenes Theaters die früher citirten ſbegeiſterten Worte gewidmet haben. Die beſte Kritik über die Ausſtattung des Vaisseau fantôme, die ſchärfſte Verurtheilung derſelben und des Veranlaſſers des verfehlten Werkes aus berufenem Munde werden wir am Schluſſe dieſer Abhandlung kennen lernen.

Die Stimmen der Preſſe über die Oper und ihre Aufführung lauteten meiſtens tadelnd, wenn auch in wohlwollender Form. Berlioz, deſſen Beurtheilung der Chorſcene bereits angeführt wurde, tadelt das Werk im Ganzen nur leicht und mit einem Anflug von Humor. Er zeigt in ſeinem Artikel, daß ihm der Heine'ſche Entwurf wohl bekannt war — von dem Scenarium Wagners hingegen weiß er nichts.

Hippolyte Lucas ſagt im Siècle: „— Herr Dietſch, der ſich bis heran nur mit Kirchenmuſik nährte, iſt aus St. Euſtache herausgetreten, um ſich auf die Bühne zu wagen. — Vornehme Muſik, aber wenig Abwechslung. — Eher ein Sturm in zwei Acten, als eine Oper. — Ein Succès d'estime, der ſich hoffentlich befeſtigen wird."

Prevoſt, deſſen Beſprechung im „Moniteur" bereits erwähnt wurde, tadelt noch ganz beſonders die „Apotheoſe", welche unbeſtreitbar eine Erfindung Wagners iſt. Er ſagt darüber, daß derartige Verklärungen und Apotheoſen veraltet und nichts weniger als dramatiſch ſeien. — Dieſe Apotheoſe machte übrigens auch gar keine Wirkung, ſie war beſcheidener als die kleinſte deutſche Opernbühne ſie im fliegenden Holländer ihrem Publikum vorführt.

Die „Preſſe" kennt und citirt Heine's Entwurf, nennt die Muſik gelehrt und bewundert nur von Kennern. — Nur im Courrier français, mit dem Revoil in Verbindung ſtand, lobt E. Guinod (Pierre Durand), Buch und Muſik.

Die Oper hatte keinen, aber gar keinen Erfolg, nicht einmal einen Succès d'estime erzielte ſie, wie mehrere Zeitungen ihn dem Componiſten doch zuerkennen wollten. Ich habe alle Vorſtellungen mitgemacht und darf

somit aus eigener Erfahrung obiges Urtheil fällen. Der ersten Aufführung am 9. November 1842 folgte die zweite am 11. desselben Monats, die dritte am 3. December und die vierte — und letzte! — am 2. Januar 1843. Das war Alles! Der französische fliegende Holländer war todt — erlöst — und das Pariser Publikum ward es von ihm. Das Vaisseau fantôme verschwand für immer in der Untermaschinerie und die Partitur seines musikalischen Vaters, Herrn Dietsch, wurde ohne großes Wehklagen in der Bibliothek der Académie royale de musique begraben, wo sie unter fast vierzigjährigem Staub und Moder ruhte, bis ein Enthusiast meiner Sorte den abermals, doch nunmehr zu unfreiwilliger ewiger Ruhe verdammten, schwedischen fliegenden Holländer wieder auf ein Stündchen herauf an's Licht beschwor.

Versunken und vergessen, das war des Sängers — ich möchte wohl sagen: Wagners Fluch!

IX.

Ein Nachspiel. Leon Pillets Strafe und Wagners Genugthuung.

Die Dietsch'sche Oper sollte indessen noch ein Nachspiel haben, für den eigentlichen Veranlasser, Leon Pillet, sogar ein sehr ernstes.

Die „Commission speciale des théatres royaux" war sehr wenig erbaut von dieser neuen künstlerischen That des Directors der „Académie royale de musique". Repräsentirt durch den Grafen und Pair de France Keratry, hatte sie dieser ihrer Unzufriedenheit in einem berichtlichen Schreiben an den Minister Ausdruck gegeben und auf einen Verweis an die Adresse des Herrn Leon Pillets angetragen. Dies Schreiben ist ein so merkwürdiges, sein Inhalt giebt uns eine so genaue Kenntniß von den durchaus ehrenhaften künstlerischen Gesinnungen dieser Commission, wie auch über die administrativen Verhältnisse der damaligen großen Oper, daß ich dasselbe hier (mit Billigung des Herrn Archivars), in extenso und in so viel als möglich wörtlicher Uebersetzung mittheilen will.

Es beginnt also:

„Herr Minister!

„Berufen, Ihnen unsere Ansicht über die Angemessenheit der für die Académie royal de musique bestimmten Werke auszusprechen, ist die Commission der königlichen Theater weiter noch gehalten, Rechenschaft über die Wirkung ihrer Aufführung abzulegen, wodurch sie allein im Stande ist, den Werth oder Unwerth der Inscenesetzung in Bezug auf die Natur der Handlung, wie die der Wichtigkeit der betreffenden Bühne zu bestimmen.

„Das Vaisseau fantôme, Oper in zwei Acten, Text von Herrn Paul Foucher, Musik von Herrn Dietsch, wurde am 9. dieses Monats aufge-

führt. Nach der jüngst mit dem Guerillo*), einer Oper von gleichem Umfang und ebenfalls ernster Natur, gemachten Erfahrung, wäre es vielleicht angemessener gewesen, auf Werke leichterer Gattung zurückzukommen, wie Graf Ory**) und der Liebestrank (le Philtre)***). Die Commission hatte übrigens keine Einrede gegen das Sujet der neuen Oper zu erheben, das speciell in das Gebiet einschlägt, welches der Académie royal de musique eigen ist. Es bleibt ihr, der Commission, also nur noch übrig, zu untersuchen, ob die Inscenesetzung im Einklang stand mit dem Text der Handlung, ob die erzielte theatralische Wirkung dem entsprach, was der Titel des Werks voraussetzen ließ.

„Von diesem doppelten Gesichtspunkt aus bedauert die Commission sich zu der Erklärung genöthigt zu sehen, daß die Aufführung des Vaisseau fantôme ihre Erwartung getäuscht hat; sie hat weder in den Decorationen, noch in den Costumen und sonstigen Requisiten den Charakter des Graziösen und Prächtigen wiedergefunden, durch den sich unsere erste lyrische Bühne auszuzeichnen berufen ist, und dessen die Handlung der neuen Oper nicht entbehren kann. Das phantastische Genre stellt Bedingungen, deren Erfüllung man sich nicht entziehen kann; man darf ihm nicht näher treten wollen, ohne den festen Entschluß gefaßt zu haben, all' seinen Anforderungen nachzukommen; und wenn die Erträgnisse einer Oper in zwei Acten nicht im Verhältniß zu den Kosten stehen, welche dieses Genre verursacht, so müssen die Mittel aufgespart werden für die großen Werke, und für die kleineren hat man sich an Stoffe zu halten, die eine einfachere Mise-en-scène vertragen und weniger Ausgaben beanspruchen.

Von den drei Decorationen, die für das Vaisseau fantôme gemalt wurden, stellt die erste einen gothischen Saal (soll heißen: „Gemach in gothischem Stil", denn von einem wirklichen „Saal" war in der betreffenden Decoration des ersten Acts nichts zu entdecken), dar, und kann dieselbe nur als eine Zwischen-Decoration (rideau d'attende), betrachtet werden; die beiden andern Decorationen, welche Landschaften der Insel Shetland mit dem Meer im Hintergrunde vorführen, leiden, gelinde gesagt, unter dem Fehler der Monotonie. Das Schiff, welches dem Werke seinen Namen giebt, figurirte nur auf dem Zettel und die Zuschauer suchten es vergebens auf der Scene.

„Schließlich endet das Stück mit einer Apotheose, ganz und gar unwürdig der Opera, deren Dürftigkeit (mesquinerie) sogar ein weniger verwöhntes Publikum als das, welches für gewöhnlich dieses Theater besucht, hätte überraschen und enttäuschen müssen.

„Diesen Umständen Rechnung tragend, glaubt die Commission, daß es

*) Von Ambroise Thomas, am 22. Juni 1842 zum ersten Mal aufgeführt.
**) Von Scribe und Rossini, erste Aufführung am 20. August 1828.
***) Von Scribe und Auber, erste Aufführung am 20. Juni 1831.

angezeigt wäre, Herrn Leon Pillet, Director der Académie royal de musique, den Wortlaut des Artikels 28 des Verzeichnisses der von ihm übernommenen Verpflichtungen (cahier de charge) in's Gedächtniß zurückzurufen, der ihm anbefiehlt, sein Theater zu erhalten:

„in dem luxurieusen Zustande (état de luxe), der es vor anderen Theatern auszeichnet in Bezug auf den Reichthum der Decorationen und Costüme."

„Die Commission hat geglaubt, daß diese Vorführung des Vaisseau fantôme, das die Serie der Werke eröffnet, welche Herr Leon Pillet verpflichtet ist in der zweiten Periode seiner Directionsführung zur Aufführung zu bringen, die beste Gelegenheit bietet, um ihn über die Wahl dieser Werke aufzuklären, desgleichen über die Grundsätze, welche ihn bei deren Inscenesetzung zu leiten haben.

Genehmigen Sie, Herr Minister, die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung.

Der Pair von Frankreich, Vice-Präsident
Keratry."

Diese rückhaltlose Kritik der neuen Oper und Leon Pillets Directionsführung wurde diesem durch den Minister zugesandt, mit einem begleitenden sehr strengen Schreiben, in dem der Minister dem Director der Académie royal de musique u. A. sagen ließ:

„— Wenn Aehnliches für die Folge vorkommen sollte, so wird der Minister sich genöthigt sehen, über Herrn Leon Pillet eine Geldstrafe zu verhängen."

Mit dieser — Warnung fand das Schicksal des unglücklichen Vaisseau fantôme und seines Directors ihr passendes Ende. Herr Leon Pillet hatte eine zweite empfindliche Strafe und Richard Wagner durch sie eine zweite Genugthuung empfangen. — Ersterer verließ die Direction der großen Oper im Jahre 1847 und hinterließ seinen Nachfolgern Dupouchel und Nestor Roqueplan die hübsche Schuldenlast von 350,000 Francs. Eine weitere und wohl die beste Genugthuung für das, was Wagner in den Jahren seines Pariser Aufenthalts zu erdulden gehabt hatte, dürfte dem Meister noch nach dem Tode werden. Denn wie sein Lohengrin auf einer der Pariser lyrischen Bühnen erscheinen soll und heute dort richtige Würdigung finden würde, so hält auch wohl eines Tages der „Fliegende Holländer" in Frankreichs Hauptstadt seinen Einzug und vielleicht — es wäre eine treffende Ironie des Schicksals — auf derselben Bühne, deren kurzsichtiger, engherziger Director das traurige Vaisseau fantôme dem herrlichen Meisterwerke des jungen Wagners vorziehen konnte.

Ainsi soit-il!

Die Universität Bologna im Mittelalter.

Von

Rudolf Leonhard.

— Halle. —

Aus Sage und Dichtung ist der Schiffer wohlbekannt, der träumend auf das Wasser hinstarrt und zwischen den schwankenden Schaumwellen in der blauen Tiefe das Bild einer einstmals in das Meer versunkenen Stadt erblickt. Allein schwerlich mögen Alle, welche eine derartige Vision als ein Gebilde ihrer Phantasie nachzuempfinden im Stande sind, die wunderbare Erscheinung in derselben Gestalt erblicken, sondern das Bild wird gewißlich bei einem Jeden mehr oder weniger die Züge derjenigen Umgebungen tragen, mit welchen gerade er die angenehmsten Erinnerungen zu verknüpfen pflegt. Greift doch der Mensch in dem scheinbar so selbstlosen Spiele der Phantasie in der Regel zunächst nach denjenigen Gestalten, welche seinen persönlichen Empfindungen und Erlebnissen am nächsten stehen. Und bis zu einem gewissen Maße thut er es auch bei dem Rückblicke in frühere Zeiten. Sobald wir in das Meer der Vergangenheit hinabblicken, werden wir am liebsten nach denjenigen Bildern Umschau halten, welche als der Hintergrund rühmlicher Großthaten einstmals unser eigenes Herz erwärmt haben. Das mittelalterliche Bologna wird in dieser Hinsicht wohl gegen manchen andern Ort zurückstehen. Der Jurist aber, der, um zu einem größeren Kreise zu reden, aus der Geschichte seiner Wissenschaft eine Vermittelung zwischen seinem Berufe und den allgemein menschlichen Interessen sucht, wird in der mittelalterlichen berühmten Juristenschule jenes Ortes in erster Linie ein solches zu finden glauben. Freilich sind uns zur Wieder-

herstellung ihres Bildes nur sehr mangelhafte und zum Theile recht unglaubwürdige Quellen überliefert. Wir werden uns deshalb damit begnügen müssen, über das minder Zweifelhafte einen Gesammtüberblick zu suchen, der uns die Frage beantworten soll, was die mittelalterliche Universität Bologna der Rechtswissenschaft und was sie uns Allen gewesen ist.

Eine geschäftige Sagenbildung hat auch hinsichtlich der Entstehung dieser Hochschule die Unterlassungssünden der Geschichtschreibung auszugleichen gesucht. So galt es durch Jahrhunderte für eine ausgemachte Sache, daß der byzantinische Kaiser Theodosius II. diese Unterrichtsanstalt gegründet haben soll. Obwohl Theodos damals nicht in Italien herrschte, so ist die erwähnte Tradition doch erst in neuerer Zeit der Geschichtskritik zum Opfer gefallen. So wie nun die Entstehung der Universität Bologna in das unerforschliche Dunkel des Alterthums hineinragt und ihr Ruhm sich in den letzten Jahrhunderten allmälig im Sande verläuft, so ist die Geschichte ihrer Größe ein treffendes Abbild der vermittelnden Natur des geistigen Lebens innerhalb des Zeitraumes, welchen sie ausfüllt und dessen Eigenthümlichkeit in seiner Benennung als „Mittelalter" einen wohl nicht beabsichtigten, aber darum nicht minder zutreffenden Ausdruck gefunden hat. Eben durch diese Vermittlerrolle unterscheidet sich die Universität Bologna in jener Zeit von den Unterrichtsstätten des klassischen Alterthums wie von denjenigen, welche wir vor unseren Augen sehen, und hat auch andererseits mit beiden gewisse Eigenthümlichkeiten gemein. Der antiken Wissenschaft war es vergönnt, nur wenig beschwert durch den Ballast unverständlicher Ueberlieferungen, mit dem herrlichen Vorrechte der Unbefangenheit geradewegs auf ihr Ziel loszugehen, frei von der Leitung einer obrigkeitlichen Macht, freilich auch ohne die Pflege des Unterrichtes, welche wir heutzutage als die Vorbedingung eines befriedigenden Culturzustandes betrachten. Es ist nun zwar das Verdienst der Theologie des Mittelalters, diesen Gedanken einer Fürsorge für die Wahrung und Vermehrung der Geistesschätze in ihren Klosterschulen und in den vorwiegend theologischen Unterrichtsstätten, namentlich in der Universität von Paris, wenigstens für kirchliche Zwecke verwirklicht zu haben. Allein dies geschah in einer einseitigen und übertriebenen Weise. Die Macht der Autorität wurde dort so sehr überspannt, daß die Sorbonne späterhin nicht mehr als eine Quelle, sondern nur noch als ein Hemmniß der geistigen Fortentwickelung galt. Dieser Richtung entsprach ein grausames Disciplinarverfahren, das nicht ohne Vorbilder im römisch-byzantinischen Rechte war; — sowohl in Paris als auch schon früher in den kaiserlichen Schulen zu Rom wurden Studirende zur Strafe ausgepeitscht. Diesem Geiste entsprach ferner in Paris eine Beförderung klosterartigen Zusammenlebens, aus welcher sich die sog. bursae, gemeinsame Studentenwohnungen, von deren Namen das Wort „Bursche" herrührt, entwickelt haben.

Allen diesen Tendenzen gegenüber stellte sich Bologna von vornherein in den denkbar schärfsten Gegensatz. Gleich den Rhetorenschulen der Antike

nur zusammengehalten durch die Lust am Lehren und Lernen, verfolgte diese Hochschule ursprünglich den Grundsatz unbedingter Lehr- und Lernfreiheit. Selbst der Papst Alexander III. vertheidigte dieses ihr eigentliches Hauptziel gegen die Anmaßung von Prälaten, weil die Gabe zu lehren ein Geschenk Gottes sei, welches Niemandem verkümmert werden dürfe. Allein nicht nur dadurch, daß dieser Grundsatz nicht allzulange in seiner vollen Reinheit aufrecht erhalten werden konnte, sondern auch noch durch einen andern entscheidenden Punkt, wichen die Aufgaben Bolognas von denjenigen der antiken Schulen ab. Die griechischen Akademien waren zur Zeit ihrer höchsten Blüthe den Barbaren grundsätzlich verschlossen; Bologna dagegen hatte wie das römische Kaiserreich und das Christenthum einen durchaus internationalen Charakter. In charakteristischer Weise zeigte sich dies durch die Thatsache, daß man sogleich nach der Entdeckung von Amerika für das neue Land, welches damals auch dort Indien hieß, eine besondere Abtheilung in der Studentenschaft einräumte. Andererseits war aber damals der Fremdling in seinem Aufenthaltsorte nicht mit dem Einheimischen gleichberechtigt, und diesen Grundsatz konnte man auch in Bologna nicht fallen lassen, sonst würde die Stadt in der Studentenschaft, welche bisweilen über zehntausend Mitglieder gezählt haben soll, aufgegangen sein. Dabei konnte man den Gästen, welche Reichthum und Blüthe der Stadt mit sich brachten und zum Theile in ihrer Heimath Rang und Würden besaßen, die gedrückte Stellung bloßer Schutzverwandter nicht zumuthen. Allein noch ein anderer Umstand trieb dazu, der Studentenschaft eine Selbständigkeit zu verleihen, wie sie weder die früheren noch die späteren Zeiten gekannt haben.

Die althellenischen Schulen lagen wie die heutigen meist in geordneten Gemeinwesen und konnten sich in denselben ruhiger Entwickelung erfreuen. Bologna aber befand sich mitten in dem Tummelplatze der nachbarlichen Eifersucht kleiner Gemeinden. Der ganz Italien erschütternde Gegensatz von Guelfen und Ghibellinen fand in dieser Stadt in doppelter Hinsicht einen Anhaltspunkt, zunächst in dem Antagonismus zwischen den päpstlich-canonischen und den römisch-kaiserlichen Juristen, sodann in einer scharfen Bildung zweier Parteien, die sich, wie in dem bekannten Beispiele von Verona, an je eine Adelsfamilie anschlossen. Bologna stand außerdem als Sitz eines Archidiakonus mit Rom in ständigen Beziehungen sehr verschiedenartigen Charakters; bald bestätigte der Papst die Universitätsstatuten oder pries Bologna als ein zweites Bethlehem, die geringste unter den Städten, von welcher aber der Herzog, nämlich die weltbeherrschende Jurisprudenz, ausgehe, bald schleuderte er seinen Bannstrahl gegen Stadt und Universität. Zugehörig zu den lombardischen Städten, den hartnäckigen Feinden des Kaisers Barbarossa und zu wiederholten Malen eine Station auf den Römerzügen lag Bologna an einer Stelle, an welcher die gewaltigsten Weltmächte voll Ingrimm auf einander zu platzen pflegten. In solcher Lage war es nur eine Achtung gebietende Gewalt, welche die Studien und die Person der

Scholaren vor Unterjochungen und politischen Racheacten zu schützen, „die Tyrannen zu schrecken und den Pöbel im Zaume zu halten" vermochte. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß auch hier die Göttin der Weisheit vom Kopfe bis zum Fuße bewaffnet aus dem Haupte des Zeus entsprang. Es bildete sich nämlich in Bologna inmitten der Gebundenheit des Lehnsstaates und der fast despotischen Kirchenverfassung des Mittelalters die höchst eigenartige Erscheinung einer bewaffneten, wohlgegliederten, internationalen und republikanischen Eidgenossenschaft. So dürfen wir wohl die Universität von Bologna nennen; denn der Eid hielt ihre Mitglieder zu Schutz und Trutz zusammen. Richtiger freilich sprechen wir von zwei Universitäten in Bologna, welche sich im Hinblicke auf die Scheidemauer der Alpen bildete, derjenigen der Citramontani, d. h. der Studenten, welche diesseits der Alpen heimisch waren, und der andern der Ultramontani, das sind, vom Standpunkte der Italiener aus, die nicht italischen Völkerschaften. Beide Universitäten spalteten sich in Nationen, welche ihre eigenen Vorstände hatten, jede von beiden besaß als Spitze des Ganzen einen eigenen Rector. Die Macht dieser Republik mag durch ihre Zweitheilung gemindert worden sein, sie erscheint aber dann als doppelt gewaltig, wenn man bedenkt, daß dieser Körperschaft sehr mächtige und angesehene Mitglieder aus allen Weltgegenden angehörten, Fürsten, Grafen, Cardinäle und Prälaten, deren Einfluß in ihrer Heimat ihnen nicht verloren ging und ihren Feinden im Nothfalle gewisser maßen in den Rücken zu fallen vermochte. Diese weltumspannende Studentengemeinde also hieß universitas oder universitas scholarium, auf die Gesammtheit der Wissenschaften deutete das Wort Universität damals noch nicht hin. In derselben Bulle spricht der Papst Honorius III. von der universitas der Scholaren, d. i. der Studentengemeinde, und der universitas von Bologna, der Gemeinde dieses Ortes. Eine universitas doctorum, also eine organisirte Genossenschaft von Professoren, wie wir sie von unseren Hochschulen kennen und schon damals in Paris vorfinden, kam erst in späterer Zeit auf. Um dies zu begreifen, bedenke man, daß die wichtigsten Aufgaben der gegenwärtigen Universitätsverwaltung jener Zeit noch fremd waren. Davon, daß die Lehrkräfte durch Sachverständige in planvoller Weise berufen werden sollten, war noch nicht die Rede. Staatsprüfungen gab es noch nicht; ebenso wenig wie die Verwaltung werthvoller Lehrinstitute. Es wird uns als etwas Besonderes berichtet, daß man in Bologna Experimente über Magnetismus mit kleinen Schwänen aus Metall angestellt habe. Hieraus bemesse man den Werth der damaligen Apparate. Ueberhaupt war von einem irgendwie bedeutenden Stiftungsfonds, der verwaltet werden mußte, nicht die Rede. Aus der Nothwendigkeit einer Machtentfaltung und aus den durchaus anderen Bedürfnissen des Universitätswesens in unserer Zeit im Vergleiche zum Mittelalter ist es also zu erklären, daß in der Universität von Bologna die Studenten herrschten und nicht die Lehrer. Zur Erläuterung dieses Zustandes dürfte der Umstand, daß die Studenten damals durchschnittlich älter

waren, als heutzutage, wohl für sich allein nicht genügen. Wir erfahren allerdings von Studenten, welche decrepita aetate, also, wie die neuere Studentensprache dies übersetzen würde, als stark bemooste Häupter, mit Weib und Kind ihr Leben in der liebgewordenen Universitätsstadt beschließen, andererseits durften sich Manche, z. B. der große Dichter Petrarca und die späteren Hauptsäulen der Jurisprudenz Bartolus und Baldus, rühmen, schon in dem zarten Alter von vierzehn Jahren der Studentenschaft angehört zu haben. Entscheidend war vielmehr, daß es zur Leitung der bewaffneten Studentenmyriade weit weniger der Weisheit und der Milde des Alters, als jugendlicher Thatkraft und Wehrhaftigkeit bedurfte. Ein junger Edelmann, welcher von Jugend auf die Kunst zu gebieten beobachtet und geübt hatte, mochte daher damals als das Musterbild eines Rectors erscheinen. Die uns erhaltenen Universitätsstatuten verlangen demnach, daß der Rector ein Scholar der Universität sein soll, ehrenhaft, tactvoll, besonnen und gerecht. Er sollte wenigstens fünfundzwanzig Jahre alt sein und sich durch ein mindestens fünfjähriges Studium mit den Verhältnissen des Ortes vertraut gemacht haben. Als eine Concession an die Macht des Papstes müssen wir die Vorschrift ansehen, daß der Rector ein Kleriker sein sollte. Mit Unrecht sträubt man sich dagegen, diese Mittheilung wörtlich zu verstehen, da ein streitbarer Gottesmann im eigentlichen Sinne des Wortes in der Zeit des Mittelalters nichts Unerhörtes war. Außerdem sollte der Rector Vermögen haben, um den großen Kosten des Amtes genügen zu können; denn die Rectorwürde verlangte gleich den römischen Ehrenämtern einen großen Aufwand; hier, wie vielfach sonst, wurde die republikanische Institution zur plutokratischen. Daß der Rector späterhin das Recht hatte, umsonst zum Doctor promovirt zu werden, mochte ihm schwerlich für die Kosten seiner Herrschaft einen ausreichenden Ersatz gewähren. Der Rector hatte in jedem Augenblicke einen ungehinderten Zutritt zu den beiden Hauptbeamten der Stadt, dem podestà und dem capitaneo, welche auch ihrerseits Rectoren, nämlich rectores civitatis, hießen; auch konnte er jederzeit eine Volks-Versammlung berufen lassen. Dem Rector zur Seite stehen außer einigen andern Beamten namentlich die sog. consiliarii der verschiedenen Nationen und die mindestens drei Mal jährlich berufene Generalversammlung der universitas, welche mit schwarzen und weißen Bohnen abstimmte. Die Studentengemeinde gab sich selbst ihre Gesetze und, wie sie selber einer häufigen inneren Umwandlung unterlag, so ließ sie auch ihre Statuten alle zwanzig Jahre neu revidiren. Ihre Gesetze enthalten Bestimmungen über ihre Organe, über die Kleiderordnung, über die Sorge für den Verkauf unverfälschter Bücherabschriften und für das Bücherleihwesen, welches vor der Erfindung der Buchdruckerkunst von ungleich größerer Bedeutung war, als es heutzutage ist. Aber sogar die Ordnung der Examina, welche freilich ursprünglich nicht zu Staatsämtern, sondern nur zu akademischen Ehren den Weg bahnten, unterlag dem Beschlusse der Studentenschaft, also der Exa-

minanden. Man kann dieſen einen gewiſſen Tact in der Ausübung der genannten Befugniß nicht abſprechen und es ihnen gewiß nicht verargen, daß ſie zu ihren Gunſten den Satz aufſtellten, ein jeder Examinator ſolle den Candidaten ſo behandeln, als wenn dieſer ſein eigener Sohn wäre.

In dieſer gewaltigen Studentengemeinde erblickte die Stadt Bologna einen Gaſt bei ſich, den ſie mit gemiſchten Gefühlen betrachtete. Einerſeits ſuchte ſie ihn an ſich zu feſſeln und zwar nicht nur durch Privilegien, ſondern oft auch durch recht kleinliche Maßregeln, z. B. durch Beſtrafung eines Jeden, welcher Scholaren nach andern Univerſitäten lockte, ſogar durch Einſchränkung der Bücherausfuhr. Andererſeits wurde ihr die bewaffnete Jugend in mehrfacher Hinſicht recht unbequem. Nicht blos von unerquicklichen Rangſtreitigkeiten zwiſchen den anziani, den Vorſtehern der ſtädtiſchen Zünfte, und den Vertretern der Univerſität wird uns berichtet, auch ernſtliche Reibereien wiederholten ſich. Einmal, im dreizehnten Jahrhundert, kam es ſo weit, daß auswandernde Studenten die Univerſität Padua gründeten, das quartier latin von Venedig, wie Ernſt Rénan es nennt, eine Hochſchule, welche hiernach in ähnlicher Weiſe von Bologna her entſtanden iſt, wie ſpäterhin die Leipziger Univerſität von Prag aus. Ein anderes Mal ſchworen die Studenten, daß ſie auf fünf Jahre auswandern wollten, wenn die Stadt nicht ihren Willen thäte; als aber die Stadt nicht nachgab, ließen ſie ſich auf Befehl des Papſtes von ihrem Eide entbinden und blieben.

Am deutlichſten aber zeigte ſich die Macht der Univerſität von Bologna in ihrem Verhältniſſe zu den beiden Mächtigſten unter den Hohenſtaufen; Friedrich Barbaroſſa bewarb ſich um ihre Gunſt und Friedrichs des Zweiten Wille ſcheiterte an ihrer Macht. Auf den Roncaliſchen Feldern erließ Barbaroſſa im Jahre 1158 ein berühmtes Geſetz, die ſog. authentica „habita“ zu Gunſten der Scholaren; er ſicherte ihnen eine privilegirte Gerichtsbarkeit und ein freies Geleit zu. Letzteres war beſonders in einer Zeit wichtig, in welcher, wie richtig bemerkt worden iſt, den Reiſenden die Obrigkeiten gefährlicher waren, als die Straßenräuber. Darum wurde auch zu Bologna der Jahrestag des roncaliſchen Reichstages durch Ausfall der Vorleſungen gefeiert. Friedrich II. dagegen hob im dritten Jahrzehnte des dreizehnten Jahrhunderts die der päpſtlichen Geſinnung verdächtige Univerſität auf und befahl ihr, nach Neapel überzuſiedeln, woſelbſt er eine neue Hochſchule geſtiftet hatte. Die Bologneſer Studentenſchaft achtete deſſen ſo wenig, daß ſie zum Trotze ausnahmsweiſe auch während der Ferien in dem Sitze ihrer Hochſchule verblieben iſt. Der mächtige Kaiſer, deſſen Arm ſich von der Nordſee bis in das heilige Land hinein Achtung zu verſchaffen wußte, mußte gute Miene zum böſen Spiele machen und die Univerſität bald darauf wieder zu Gnaden annehmen.

Wenn ſo ſelbſt der Kaiſer mit der Macht der Studentenſchaft rechnete, ſo darf es uns nicht verwundern, daß auch die Profeſſoren den Schutz, welchen die Corporation der Scholaren ihnen gewährte, durch eine gewiſſe

Abhängigkeit bezahlen mußten. Sie bedurften z. B., wenn sie verreisen wollten, des Urlaubs bald seitens des Rectors, bald seitens der Studentenschaft; sogar Geldstrafen mußten sie unter Umständen an die letztere zahlen. In der Universität von Padua, deren Einrichtungen denjenigen von Bologna nachgebildet waren, wurden sogar die Lehrer von den Studenten jährlich neu gewählt und auch in Bologna wurden zwei Lehrstellen, welche man am Ende des dreizehnten Jahrhunderts schuf, von den Studenten besetzt. Diese eigenthümliche Unterordnung der Lehrer unter die Studenten mag es, wenn auch nicht verzeihlich, so doch erklärlich erscheinen lassen, daß die Professoren von Bologna den Scholaren gegenüber ihre Würde nicht immer genügend gewahrt zu haben scheinen. Nach Mittheilungen italienischer Novellendichter bewegte sich der Verkehr zwischen Lehrern und Zuhörern bisweilen in einer Vertraulichkeit, deren Schilderung komisch wirken soll, sehr leicht aber den entgegengesetzten Eindruck machen kann. Dahin gehört auch, daß ein Sohn des Rechtslehrers Accursius, selbst Professor der Jurisprudenz, dem Papste um Ablaß bittend beichtet, daß sein Vater und er für Examina Geld von Studirenden angenommen, auch diesen Summen als Darlehen vorgestreckt haben, um sie dadurch als Zuhörer zu gewinnen. Auch sonst soll es vorgekommen sein, daß Lehrer sich auf diese Art ihre Zuhörer, wie es in treffender Weise bezeichnet worden ist, „mietheten". Auch die Gerichtsbarkeit, welche der Kaiser den Professoren über die Studenten verlieh, vielleicht, um ein Gegengewicht gegen ihre Abhängigkeit zu schaffen, soll, insoweit sie sich überhaupt erhalten hat, was recht zweifelhaft ist, in sehr laxer Weise ausgeübt worden sein. „Gott gebe," so klagt unser Gewährsmann, „daß die Studenten nichts Böses thun; denn die Strafjustiz der Professoren taugt nicht viel."

Trotz aller dieser Thatsachen, welche wir zu den Schattenseiten der Universitätsverhältnisse rechnen müssen, dürfen wir doch nicht annehmen, daß die Lehrer von Bologna sich in einer gedrückten Stellung befunden haben. Das directe Gegentheil wird uns bezeugt. Wer eine bewaffnete Macht lediglich durch die Macht seines Geistes zu beeinflussen versteht, ist oft mächtiger, als wer selbst Schwert oder Scepter schwingt und damit Verantwortung und Mißgunst auf sich nimmt. So scheinen in der That die Professoren von Bologna nach außen hin, wie in der Stadt, einen wahrhaft königlichen Einfluß genossen zu haben. Von der Entscheidung der sog. quatuor doctores, der damals berühmtesten vier Rechtslehrer Bolognas, machte der Kaiser Barbarossa seine Ansprüche auf Italien, von dem Schiedsspruche Bolognesischer Gelehrter machten Fürsten und Erzbischöfe die Schlichtung ihrer Händel abhängig. Der berühmte Jurist Azo soll sich in der Stadt, nicht anders gezeigt haben, als von Klienten begleitet und unter dem Vortritte seines Pedellen. Auch für die Aufstellung von Bildern und Statuen angesehener Lehrer sorgte die Studentenschaft; es herrschte sogar die eigenthümliche Sitte, daß das zu diesen Ehrenbezeugungen erforderliche Geld jährlich am

Tage des ersten Schneefalles von den Scholaren in der Stadt durch Erbittung von Beiträgen gesammelt wurde. Ein engerer Kreis der Professoren, die sog. doctores collegiati, erhielt in späterer Zeit Ritter- und Pfalzgrafenwürde. In dem engeren Gemeinderathe der Stadt, welchem sie ohne Weiteres angehörten, spielten sie die erste Rolle, und wenn der Jurist Odofredus im dreizehnten Jahrhunderte ein Mal voll Unmuth den Ausspruch that, daß die Plebejer der Stadt auf ihre Gelehrten nicht mehr hörten, als auf Esel, so müssen wir doch nach anderen Zeugnissen annehmen, daß ihn nur der Unmuth über irgend einen besonders ärgerlichen Vorfall zu diesem nicht eben geschmackvollen Vergleiche hingerissen haben kann.

Andererseits gab die Angehörigkeit zu der Studentengemeinde den Professoren einen starken Rückhalt gegen die Anforderungen der Gemeinde von Bologna, welche ihre berühmten Rechtslehrer in ungebührlicher Weise zu Gesandtschaften ausnützte und sie sogar unter Umständen zwang, den Lehrstuhl mit dem Schlachtrosse zu vertauschen. Darum ließ sich die Studentenschaft durch ein besonderes Gesetz Freiheit vom Kriegsdienste für sich und für ihre Lehrer zusichern.

So lebten die Professoren von Bologna, befreit von allen Verwaltungssorgen, keinem Menschen für ihre Lehrthätigkeit und ihre Geistesschöpfungen verantwortlich, lediglich ihrem wissenschaftlichen Berufe, nicht gestützt auf irgend welches Privileg, sondern lediglich auf den Ruhm und Erfolg ihrer Leistungen, und bildeten hierdurch eine Aristokratie nicht der Geburt noch des Ranges, wohl aber eine solche der Tüchtigkeit, vor welcher selbst die Großen jener ungelehrten Zeit ihr Knie beugten. Später freilich entstand unter berühmten Rechtslehrern eine Unzufriedenheit über ihren geringen unmittelbaren Einfluß. Sie lehrten, daß von Rechtswegen die Studenten den Lehrern gegenüber genau so stehen müßten, wie der Lehrling zum Zunftmeister. Der Papst war diesem Streben nicht freundlich gesinnt, aber die Stadt Bologna unterstützte es und, da es mit der Aenderung der politischen Lage immer mehr gerechtfertigt erschien, die Universitätsmacht aus der Hand der bewaffneten Studentenschaft in diejenige ihrer Lehrer zu legen so wurde das eine Hauptquelle der Annäherung an diejenigen Zustände, welche in unserem heutigen Universitätsleben bestehen. Eine zweite Hauptquelle dieser Umwandlung ging dagegen geradezu vom Papste aus. Honorius III. beklagte sich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts darüber, daß die Studirenden Lehrer annehmen, denen es an der nöthigen Gelehrsamkeit fehle und beauftragte den Archidiakonus, die Zulassung der Lehrer prüfend zu beaufsichtigen. Hier finden wir die ersten Anfänge einer obrigkeitlichen Besetzung der Lehrstellen, der Bestellung eines Kanzlers oder Curators, eines, Amtes, welches später, als Bologna päpstlich wurde und die geistliche Regierung der Stadt die Unterhaltung der Hochschule abnahm, dem Legaten des Papstes zufiel.

Sehr viel älter als diese Oberaufsichtsbehörde war das Unterpersonal der Universität, welches schon damals in ähnlicher Weise thätig war, wie heutzutage, und den Namen bedelli oder bidelli führt; das P als Anfangsbuchstaben unseres Pedellen ist deutschen Ursprunges. Räthselhaft ist die Entstehung des Namens bedellus. Manche wollen in demselben die Bezeichnung des Fußsoldaten, Andere diejenige des Stabträgers sehen. Leider können wir uns in diese interessante etymologische Controverse nicht vertiefen; wir wollen jedoch unseren Blick von diesen werthvollen Gehilfen der akademischen Thätigkeit nicht abwenden, ohne hervorzuheben, daß auch Bologna einen im wahrhaften Sinne klassischen Bedell besaß, nämlich denjenigen des Azo, Namens Gallopressus. Dieser zeichnete sich theils durch seinen wunderlichen Namen, theils durch seine Mißgestalt so aus, daß berühmte Rechtslehrer es für angezeigt hielten, in ihren Gesetzescommentarien sein Andenken der Nachwelt aufzubewahren und sogar die nicht unbedeutende Summe anzugeben, welche er in seinem Berufe erworben hat.

Unter den Lehrgegenständen, welche die Lernbeflissenen bewogen, mit Mühen und Gefahren, wie Barbarossa in dem erwähnten Gesetze hervorhob, den Musensitz aufzusuchen, stand in Bologna die Jurisprudenz obenan. Wie die hohe Schule von Salerno vorwiegend dem medicinischen, diejenige von Paris dem theologischen Studium diente, so war Bologna die eigentliche Juristenuniversität. Neben der Rechtswissenschaft kamen andere Lehrgegenstände erst später in größerem Umfange auf; so die Medicin, unter deren Lehrern Thaddäus mehrfach hervorgehoben wird, so auf päpstlichen Antrieb die Theologie; auch die Philosophie findet in späterer Zeit Berücksichtigung. Auch einen approbirten Astrologen, Cecco d'Ascoli, finden wir im vierzehnten Jahrhunderte unter den Universitätslehrern; freilich schützte ihn seine Approbation nicht davor, wegen seiner Lehrthätigkeit von der Inquisition verbrannt zu werden. Die nichtjuristischen Studenten traten schließlich zu einer besonderen dritten Universitas zusammen, indem sie die Gemeinden der Citra- und Ultramontani lediglich den Rechtsbeflissenen überließen. Die mit besonderen Schwierigkeiten verknüpfte Auslegung der römischen Quellen war damals die populärste aller Wissenschaften, so daß der Papst die Geistlichen mit Gewalt von ihr zurückhielt, damit sie nicht dem theologischen Studium verloren gingen. Namentlich ist es für alle Erklärer unseres corpus juris civilis erfreulich, daß an der Geschichte seiner Wissenschaft auch das weibliche Element nicht unbetheiligt ist. Nach einer später wohl mit Unrecht angezweifelten Nachricht soll eine Frauenhand zuerst auf die Pandecten, den wichtigsten Theil der Rechtssammlung Justinians, als die reichste Fundgrube juristischen Denkens und Wissens hingewiesen haben; denn der Gräfin Mathilde, der berühmten Feindin Heinrichs IV., wird die erste Anregung zur Auslegung dieses Rechtsbuches zugeschrieben. Höchst ehrenvoll ist es ferner für jeden Pandecten-Exegeten, in der Tochter des berühmten Professors Accursius, der Accursia, eine Vorgängerin gehabt zu haben.

Schon frühe schlug sie durch die Kunst der Quellenauslegung ihre Brüder aus dem Felde. Später soll sie als Stellvertreterin ihres Vaters Vorlesungen gehalten haben. Das Loos des Schönen auf der Erde ereilte auch sie in ihrer Blüthe durch einen Tod an der Pest. Mit Unrecht hat man ihre mehrfach bezeugte Existenz bestritten.

Der Vater dieses hochbegabten Mädchens bildet den Abschluß der ersten der beiden hinter einander in Bologna blühenden Schulen von Rechtsgelehrten, der sog. Glossatoren, welche des gewaltigen römischen Rechtsstoffes durch erläuternde Anmerkungen (Glossen) Herr zu werden suchten. Ihre Aufgabe war eine sehr schwierige. Die Werke der klassischen römischen Juristen hatte man in Byzanz zerstückelt und in einer vielfach geradezu widersinnigen Weise durch einander geworfen. Sie enthalten außerdem zumeist Entscheidungen, welche die allgemeinen Sätze, auf die sie sich gründen, nicht mittheilen, sondern voraussetzen, so daß sie uns die höchst schwierige Aufgabe zumuthen, verloren gegangene Gedankenreihen wiederherzustellen. Indem sich nun die Glossatoren bemühten, diesen Stoff in seinen einzelnen Theilen mit Fleiß und Unbefangenheit zu verstehen und der übrigens wahrhaft beklagenswerthen Sprache ihrer geistesarmen Zeit anzupassen, machten sie es durch ihre mühevolle Arbeit überhaupt erst möglich, später aus den Trümmern der römischen Werke wieder ein Ganzes aufzubauen. Schon die folgende Schule der Postglossatoren, welche auch in Bologna blühte, bemühte sich, auf den Resultaten der Glossatoren weiterbauend, die vielen Einzelheiten zu allgemeinen Sätzen zusammenzufassen, ohne welche sie in der Praxis nicht zu brauchen sind. Wie aber ein jeder Systematiker von der philosophischen Grundanschauung abhängig ist, welche er bewußt oder unbewußt in sich aufgenommen hat, so auch damals. Die Jurisprudenz gerieth in den Bann der in jener Zeit herrschenden scholastischen Philosophie. Nicht ohne Grund sind wir gewohnt, diese mit einer gewissen Scheu zu betrachten; es erscheint uns jenes unheimliche, aber doch großartige Gemisch christlicher, orientalischer antiker und germanischer Ideen, welche man ohne geschichtliche Kritik durch subtile Kunstgriffe zu einem einheitlichen Gesammtbau zusammenfügte, oft wie ein gewaltiger Sarkophag des gesunden Menschenverstandes. So erklärt es sich auch, warum die Jurisprudenz sich damals in ihren Grundzügen von der nüchternen römischen Weltauffassung entfernte und eine starke Beimischung von Schwerfälligkeit und Spitzfindigkeit erhielt, Fehler, deren letzte Nachwirkungen man hier und da noch heutzutage spüren kann. Darin lag aber auch der Keim des Verfalles der Jurisprudenz von Bologna, daß sie, festhaltend an der überlieferten Lehre, sich am Ende des Mittelalters zwei dringenden Anforderungen entzog, der Rücksicht auf die inzwischen aufgeblühte humanistische Philologie und auf die Verdrängung der scholastischen Methode durch eine einfachere und natürlichere Systematik. So lenkte denn im sechszehnten Jahrhunderte das glänzende Doppelgestirn des klassischen Philologen Cujacius und des Systematikers Donellus den Strom wissen-

schaftlicher juristischer Fortentwickelung von Italien nach Frankreich hinüber, von wo er sich später nach Holland und Deutschland ergossen hat.

Im Mittelalter wurde freilich, wie uns mitgetheilt wird, ein deutscher Meister in Bologna nicht viel mehr geschätzt, als ein beanus, dies bedeutet etwa so viel, wie das Wort „Fuchs" in unserer Studentensprache. Damals saßen die Juristen aller Länder zu den Füßen der Glossatoren und Postglossatoren in Bologna, interpretirten mit äußerster Gründlichkeit die Quellen, später leider vorwiegend nur deren Commentare und schrieben sog. summae nach, d. h. Ueberblicke über die verschiedenen Rechtsgebiete. Da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so ging mit überflüssigem Nachschreiben viel Zeit verloren. Nachgeschriebene Vorlesungen sind uns mehrfach erhalten. Wir ersehen daraus unter Anderem, daß bereits der berühmte Professor Odofredus die noch heute übliche Anrede gebraucht hat, nämlich: „or signori" (also meine Herren"). Die Professoren scheinen ursprünglich in ihren Häusern gelesen zu haben; im Nothfalle wurde der Gemeindepalast zu Hilfe genommen. Schon in jener Zeit findet sich eine Eintheilung der Professoren in ordentliche und außerordentliche; doch ist die damalige Bedeutung derselben sehr zweifelhaft und entspricht der jetzigen jedenfalls nicht.

Neben den Professoren durften, jedoch nur unter Aufsicht ihrer Magistri und nur zu anderen Stunden als diese, die Baccalaureen lesen. Das Wort hieß ursprünglich bachalarius, im Altfranzösischen bachelier und bedeutet so viel wie „Gehülfe"; mit dem Lorbeer (laurea) soll es, so wird behauptet, nichts zu thun haben, doch dürfte es nicht unmöglich sein, daß seine Verstümmelung durch eine sogenannte Volksetymologie in Hinblick auf das Wort laurea geschehen ist, weil man die Erreichung der Baccalaureatswürde als des zuerst zu erstrebenden akademischen Grades unter Bezugnahme auf den Lorbeer des Dichters mit dem Namen: laurea prima (in der Sprache der Prosa: „das erste Examen") verherrlichte. Die Baccalaureen werden auch Lizentianden genannt, d. h. solche, welche die volle Lehrerlaubniß, Licenz, erst bekommen sollen, im Gegensatze zu den Licentiaten, welche sie schon besitzen. Diese letzteren hießen abwechselnd doctores und magistri, also Lehrer und Meister. Beide Ausdrücke waren auch in den Klosterschulen gleichbedeutend; am Ende des Mittelalters tauchte übrigens die Ansicht auf, daß ein bloßer Uebermittler fremder Ideen sich mit dem Titel des Doctors begnügen müsse, Meister solle sich nur Derjenige nennen, welcher eigene Geistesschöpfungen aufweisen könne. Der bekannte Ausruf des Faust: „Heiße Magister, heiße Doctor gar" steht damit nicht im Einklange.

Wer in Bologna lesen durfte, dem gestattete ein päpstliches Privileg dies auch an andern Orten. Allein diese Lehrbefugniß hörte auf, das alleinige Ziel der Promotionen zu sein, vielmehr kamen neben den lesenden Doctoren (doctores legentes) bloße Titeldoctoren auf. Dabei erleichterte man die ursprünglichen strengen Anforderungen, welche sich auf ein fünfjähriges Rechtsstudium, ein examen rigorosum und die öffentliche Vertheidigung

einer Vorlesung in der Kirche des heiligen Petrus gerichtet hatten. Statt der Prüfung nahm man mit einer Sicherheit von 37 Goldstücken vorlieb, was wir als ein Vorbild des späteren Doctors in absentia ansehen können. Allen Widerspruch hiergegen sollte ein Gnadenbrief Theodosius des zweiten aus dem Felde schlagen, eine zweifellos unechte Urkunde, deren innere Unwahrscheinlichkeit man vermuthlich dadurch zu heben suchte, daß man sie in der Kirche des heiligen Dominicus zu Bologna in Marmor eingraben ließ. Schließlich erhielten gewisse Familien, z. B. die Sforza, vom Kaiser das Recht, Doctoren zu creiren. Mit dieser Verweltlichung einer gelehrten Würde, einem Seitenstücke der in der Kirche eingerissenen Mißbräuche, geht es Hand in Hand, daß die Privilegien der Doctorwürde und der Aufwand der Promotion sich mehr und mehr steigern. Der Doctor der Rechte besaß das Privileg, Kleider mit Gold und Pelzwerk zu tragen, die Vorrechte des Adels, Freiheit von Steuern und Kriegsdienst; auch durfte er, was damals nicht wenig werth war, auf keinen Fall gefoltert werden. Bei der Promotion mußte der Candidat den Decan und die Prioren mit goldenen Ringen, Biretten und Handschuhen ausstatten. Der promovirende Professor erhielt Tuch zu einem Kleide von derselben Farbe, welche der Candidat trug, offenbar um das Auge des Zuschauers nicht zu verletzen, wie man etwa heutzutage die Farbe des Blumenstraußes mit derjenigen des Kleides in Einklang bringt. Petrarca schildert es als echter Dichter, wie ein thörichter Jüngling bei Glocken- und Trompetenschall unter dem Jauchzen der Menge mit dem Doctorhute gekrönt als ein Weiser von dem Meisterstuhle herabsteige, auf welchen er als Thor hinaufgestiegen sei, eine größere Metamorphose, als Ovid sie kenne. Selbst das Concil von Vienne fühlte sich veranlaßt, eine Beschränkung der Promotionskosten anzuempfehlen.

Bildete hiernach die Doctorpromotion ein reich mit Prunk ausgestattetes Eingangsportal zu der Professorenwürde, so wurde auch das Leben der Lehrer von Bologna in späterer Zeit ein immer glänzenderes. Von den sehr bedeutenden Honorarien für ihre Unterrichtsthätigkeit und die Ertheilung von Gutachten, sowie von den später aufkommenden Gehältern erwarben sich die Professoren prächtige Häuser und Landgüter. Odofredus nahm von zwei Zuhörern eine Summe, von welcher ein junger Mann damals ein ganzes Jahr hätte leben können, und doch beschloß derselbe Gelehrte eine Vorlesung mit der Bemerkung, daß er keine außerordentlichen Vorlesungen mehr halten werde, weil die Studenten zwar gern etwas lernten, aber ungern bezahlten. Wegen rückständiger Honorare durften die Professoren sogar die Bücher der Studirenden abpfänden. Gehaltszusicherungen erhielten die Professoren erst im dreizehnten Jahrhundert von der Gemeinde. Da sie nicht eigentlich staatlich approbirte Beamte waren, sondern nur als ein Mittel, die Studentenschaft zu fesseln, angesehen wurden, so ist es nicht wunderbar, daß man bei ihrer Besoldung in Italien vielfach, wie es heutzutage bei den dramatischen Künstlern geschieht, auf die Gunst des Publikums Rücksicht nahm und nur

für eine gewisse Zeit und auf sehr verschiedene Summen mit ihnen contrahirte. Bisweilen war die Verlängerung des Vertrages sogar davon abhängig, daß der berufene Gelehrte etwas Neues entdeckte; selbst ein Galilei vermochte seine Stellung in Padua nur durch immer neue Entdeckungen zu behaupten.

Die Einnahmen der Professoren erscheinen dann als doppelt bedeutend, wenn man sie mit den außerordentlich geringen Preisen der Lebensmittel vergleicht; hundert Eier kosteten z. B. damals fünf Bolognien, das sind etwa sieben Pfennige, waren somit ungefähr hundertmal billiger, als sie es zur Zeit in Göttingen sind. Jeder Antrag auf Herabsetzung der Promotionsgebühren war bei Strafe verpönt. Nur ein Candidat, und zwar der würdigste, sollte jährlich „um Gotteswillen" umsonst promovirt werden.

Da man von den Professoren durchaus eine selbstständige wissenschaftliche Production verlangte, so bedurften sie auch der Möglichkeit einer ununterbrochenen, zusammenhängenden Arbeit und einer umfangreicheren Erholungszeit; beides sicherten sie sich durch lange Sommerferien. Andererseits scheint man es schon damals empfunden zu haben, daß in der Lehrthätigkeit Unterbrechungen nur im äußersten Nothfalle zulässig sein können; wenigstens gehört dahin die etwas eigenthümliche Bemerkung des Odofredus, der große Jurist Azo sei so gewissenhaft gewesen, daß er immer nur in den Ferien krank war und, wie es heißt, demgemäß auch in den Ferien gestorben ist.

Auch für das leibliche Wohl der Studenten war in mehrfacher Weise gesorgt. Der Ertrag einer besonderen Steuer wurde dazu verwendet, den Studirenden jährlich eine allgemeine Lustbarkeit zu gewähren; die Miethspreise wurden alle Jahre von vier vereideten Taxatoren revidirt, damit nicht die reicheren Studenten sie in ungebührlicher Weise in die Höhe trieben. Brannte ein Haus ab, so wurde der Student von der Stadt aus einquartiert. Auch durfte er, falls er einen Ersatzmann stellte, ausziehen, sobald er mit seinem Wirthe in Streitigkeiten gerieth. Für den Credit der Studenten sorgte ein der Universität gehöriges Leihhaus und eine Anzahl von Pfandleihern, welche auffallender Weise magni nuntii, d. h. große Boten, hießen; die sog. kleinen Boten waren die Personen, welche den Verkehr der Studirenden mit der Heimat vermittelten und durch Zusicherung des Kaisers und der Stadt freies Geleit genossen. Zu den Hauptunkosten der Studien mochte wohl die Anschaffung der Bücher gehören, deren Preise zwar gleichfalls in Bologna gesetzlichen Taxen unterlagen, aber im Mittelalter sehr hoch gewesen sein müssen. Als Beweis hierfür hat man öfters das Testament einer Wittwe citirt, welche gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts ihrer Tochter als hauptsächliches Erbtheil ein Exemplar des corpus juris hinterließ und ihr anrieth, einen Doctor der Rechte zu heirathen, damit ihr werthvolles Erbgut eine angemessene Verwendung finde.

Wenn wir auf das Bild zurückblicken, das bisher zu entrollen versucht wurde, so werden wir nicht bestreiten können, daß es viele Züge trägt, welche sich zwar aus geschichtlichen Gründen erklären, uns aber trotzdem einen wenig befriedigenden Eindruck hinterlassen. Wir dürfen es sicherlich als einen Fortschritt bezeichnen, daß die deutschen Universitäten von vornherein sich nicht blos Bologna, sondern auch Paris zum Vorbilde genommen haben. Wir würden uns jedoch sehr täuschen, wenn wir nicht einsehen wollten, daß trotzdem aus den zunächst befremdlichen und aus gutem Grunde wohl für immer beseitigten Eigenthümlichkeiten der erstgenannten Universität und den ihr nachgebildeten italienischen Unterrichtsstätten zum großen Theile die Entstehung unserer heutigen Culturzustände und der wesentlichsten Grundlagen unseres höheren Unterrichtswesens erklärt werden muß. Diese völlige Unabhängigkeit der Studentenschaft von Bologna, welche nur eine Folge der Unvollkommenheit der mittelalterlichen Zustände war, erwies sich als ein Hauptausgangspunkt ihrer Beseitigung; sie hat den Humanismus, die Renaissance und die Reformation vorbereitet. Auch wo die Wissenschaft von Unbildung und Ignoranz erstickt ist, zeigen sich trotzdem stets und überall die Keime zu ihrer Wiederbelebung; denn unvertilgbar ist das Bedürfniß nach Erhaltung des Lebens, welches die Medicin, und dasjenige nach einer menschenwürdigen Gestaltung der Existenz, welches Theologie und Jurisprudenz nach sich zieht; das letztere wurde sogar im Mittelalter — und dies können wir sicherlich nicht tadeln — dem ersteren weit vorangestellt. Jene praktischen Doctrinen bedürfen jedoch eines hohen Standes der anderen Wissenschaften, um daraus ihre Lebensluft zu schöpfen. Glücklicher Weise läßt sich bei ihnen nicht die Theorie von der Praxis, noch das Besondere von dem Allgemeinen trennen. So trieb das Elend der mittelalterlichen Wirren zur Wiederbelebung des römischen Kaiserrechts, bei dessen Geltung Ordnung im Lande geherrscht hatte. Als Kaiser Rothbart auf dem Roncalischen Reichstage Gericht hielt, nahten sich ihm unzählige Schaaren, welche ihm ein Kreuz als das Zeichen der Hilfesuchenden entgegenstreckten. „Wie kommt es," sagte der Kaiser, „daß hier in dem Lande des Rechtes so Viele nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten." Allen diesen durch Wiederbelebung des römischen Rechtes zu helfen war das Gebot der Menschenliebe wie der Herrschsucht. Betrat man aber erst einmal hier die Bahn freier wissenschaftlicher Forschung, so war kein Halten mehr. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht eine Fabel über die Entstehung der Rechtsschule von Bologna. Der Philologe Irnerius soll nach der Bedeutung des Wortes as, der Bezeichnung einer sehr bekannten römischen Münze, geforscht haben; zu diesem Zwecke habe er, so heißt es, die sämmtlichen Rechtsquellen durchstudirt und dadurch die Glossatorenschule begründet. Dies ist sicherlich unglaubwürdig und enthält doch einen tieferen Sinn, nämlich die Wahrheit, daß Philologie und Jurisprudenz sich schlechterdings nicht von einander trennen lassen. Weit mehr noch zeigte sich dies in der Fortentwickelung der Rechtslehre, als in ihrer Entstehung. Die Auslegung der

juristischen Quellen trieb zur römischen Philologie und indirect zur römischen und griechischen Dichtung und Philosophie hin. Was man am Rechte gelernt hatte, verwerthete man auf anderen Gebieten. Zu den Füßen der Rechtsgelehrten Bolognas saßen in älterer Zeit Abälard, gegen Ende des Mittelalters Petrarca und Ulrich von Hutten, letzterer freilich nicht ohne aus dem „Accursianischen Absynthe", wie er das schlechte Glossatorenlatein nannte, eine heilsame Erbitterung gegen die mangelhafte Latinität der Dunkelmänner in sich einzusaugen. Durch die Förderung der Auslegungskunst wurden Tausende von Laien in den Stand gesetzt, später durch Kritik der heiligen Schrift die Lehren der Reformation selbst zu prüfen. Das kirchliche Monopol der Alleinherrschaft auf dem Geistesgebiete wurde durchbrochen; neben den Klerikern breitete sich eine gewaltige Schicht von gelehrten Juristen und Aerzten aus, welche ihnen geistig ebenbürtig war und der Reformation als feste Grundlage diente. Aus ihr und vornehmlich mit Hilfe der Doctoren beider Rechte ist auch der moderne Staat herausgewachsen, eine Vereinigung des praktisch-politischen Sinnes der Römer und der wohlwollenden Fürsorge für die Armen und Schwachen, deren sich das canonische Recht rühmen darf. Wir können daher geradezu behaupten, daß in Bologna antike und christliche Ansichten zu einer neuen Weltanschauung verschmolzen worden sind. Alles dies geschah nicht als das Ergebniß irgend welcher absichtlichen Berechnung, aber es war die unabwendliche Folge davon, daß die Autoritäten jener Zeit eine große Gemeinde dulden mußten, welche sich inmitten der Finsterniß des Mittelalters in dem Lichte wissenschaftlicher Freiheit sonnte. Ebenso unbeabsichtigt und doch segensvoll waren die Folgen der anscheinend so verkehrten und längst glücklich überwundenen Unterordnung der Lehrer unter die Scholaren. Ihr verdanken wir es, daß im Widerspruche zu dem Geiste der Klosterschulen sich Grundsätze entwickelten, welche noch heutzutage unser höheres Unterrichtswesen beherrschen. Zunächst der Satz, daß auf der höchsten Stufe des Wissens das Bild des Ueberlieferten ohne stete Erneuerung verblaßt und folgeweise hier nicht die bloße Reproduction, sondern die Originalschöpfung herrschen muß. Hier ist ein steter Fluß der Fortentwickelung; es giebt keinen ruhigen Besitz, sondern nur Vervollkommnung oder Rückschritt. Ferner stammt aus Bologna der Grundsatz, daß der Werth der akademischen Leistungen in erster Linie nicht nach obrigkeitlichen Approbationen geschätzt wird, sondern nach den offen zu Tage liegenden Erfolgen der wissenschaftlichen Production und des Unterrichts. In dieser Hinsicht sind die Lernbeflissenen bis zu einem gewissen Grade noch heute die Herrschenden. Ferner stammt aus jener Zeit die Erkenntniß, daß eine disciplinarische Controle des Studiums mit der vollen Unbefangenheit eines wahrhaft wissenschaftlichen Unterrichts unverträglich ist. Endlich aber wurde in Bologna im Gegensatze zu der nationalen Beschränktheit des antiken Geisteslebens der herrliche Grundsatz verwirklicht, daß die Wissenschaft zu allen Nationen reden soll. Merkwürdig und erfreulich ist es aber,

daß in Bologna gerade die Deutſchen vor allen anderen Nationen durch viele Privilegien bevorzugt waren und nicht blos eine gaſtliche, ſondern geradezu eine heimatliche Stätte fanden. Nicht blos Rückſicht auf den Stifter der Gloſſatorenſchule Irnerius, auch Wernerius oder Warnerius genannt, welcher ein Deutſcher geweſen ſein ſoll, nicht blos Reſpect vor dem Kaiſer können die Urſache hiervon geweſen ſein. Dieſe lag vielmehr in der Anerkennung eines beſonderen Eifers und einer hervorragenden Veranlagung für das unbefangene Verſtändniß des Fremden und Vergangenen, welche man unſeren Landsleuten zuſprach. Nun iſt es eine merkwürdige Erſcheinung, daß gerade in der letzten Zeit die italieniſche Wiſſenſchaft des römiſchen Rechtes aufmerkſam nach der deutſchen herüberblickt, wie einſt dieſe im Mittelalter nach Italien hinüber ſah. Faſt alle Erzeugniſſe auf dem Gebiete der deutſchen romaniſtiſchen Rechts-Wiſſenſchaft finden jenſeits der Alpen eine eingehende Berückſichtigung. Kann ſomit Deutſchland hierdurch vielleicht für die einſt empfangene Gaſtfreundſchaft eine Gegengabe darbieten, ſo müßten wir doch undankbar ſein, wenn wir die Annäherung der benachbarten Nation, welche ſich neuerdings in dieſer Form, wie in vielen anderen, vollzieht, nur aus dem genannten Geſichtspunkte betrachten und nicht vielmehr mit der ganzen und vollen Herzlichkeit begrüßen wollten, welche als Nachklang des einſtigen eifrigen Zuſammenarbeitens an der Bologneſer Hochſchule uns geziemt. Der Boden aber, auf welchem uns das Recht wiedergewonnen wurde, welches uns jetzt ſchützt und ſchirmt, ſoll uns heilig ſein und bleiben als eine Stätte, mit deren Wirken das Edelſte und Beſte, was wir beſitzen, in erkennbarem Zuſammenhange ſteht.

Das däniſche Dichterjubiläum.

Von

Albert Lindner.

— Berlin. —

Gegenwärtig iſt, wie mir ein Reiſender berichtet, in Kopenhagen nichts weiter zu ſehen als Häuſer, Waſſer und Holbergbilder, d. h. Reproductionen der wenigen Portraits, die ſich aus des großen Dichters eigener Zeit bis in die unſrige gerettet haben. In unſerem Deutſchland iſt noch Alles ſtill, und wir ſind doch dafür bekannt, daß wir wachſamen Auges nach Allem ausſpähen, was internationale Literaturintereſſen berührt. Wir Deutſche, die redlichen Makler — um einen Ausdruck Bismarcks zu brauchen — der Weltliteratur, ſonſt ſo wachſam auf dem literar-hiſtoriſchen Vorpoſten, hätten dennoch beinahe verſäumt, uns des zweihundertjährigen Geburtstages eines Comödiendichters zu erinnern, der tief einſchneidend in die geſchichtliche Entwickelung unſerer und aller Comödie geweſen iſt, wenn nicht plötzlich im März dieſes Jahres die flüchtige Notiz in unſere Preſſe gelangt wäre, daß der däniſche Cultusminiſter im Folkething den Antrag eingebracht hätte, zur Jubiläumsfeier des däniſchen Nationaldichters Ludwig Holberg 70,000 däniſche Kronen zu bewilligen. Geladen ſind zu dem Nationalfeſte der ganze königliche Hof, die Miniſterien, die Kunſtinſtitute, die Repräſentanten der Volksvertretung.

Außerdem hat die Regierung die Abſicht, vom Auslande diejenigen Schriftſteller zu der Feier einzuladen, natürlich mit Gewährung der Koſten für Hin- und Zurückreiſe, Verpflegung und Logis für 8 Tage, welche ſich bisher mit Holberg kritiſch und eingehend befaßt haben. Dieſer gute Wille wird aber auf Schwierigkeiten ſtoßen. Wer hier von außerdäniſchen Schriftſtellern in Betracht kommen könnte, wären höchſtens ein franzöſiſcher, kein engliſcher, kein ruſſiſcher, italieniſcher und kein deutſcher; denn was uns betrifft, ſo iſt der Letzte und zwar auch der bedeutendſte von allen, die je

existirten, mit Robert Prutz längst gestorben. Eine Feder, außer der des Unterzeichneten, hat sich bei Anlaß des dänischen Festes bis jetzt nicht gerührt. Und dennoch ist der dänische Dichter für die Entwickelung unserer (der germanischen) Nationalliteratur von größerer Einwirkung gewesen, als selbst die Literarischgebildeten des Volkes bei uns ahnen. Daß Holberg sogar in seinem Vaterlande bisher nicht die volle Würdigung erfahren hat, die er verdient, und daß er nun auf einmal der Held des Tages, der Held einer Nationalfeier wird, hat seinen guten Grund in den politischen Beziehungen zu den Nachbarländern, besonders seit 1864 bei uns. Noch ist die Erbitterung mit den Kämpfen vom Alsensunde und bei Düppel, die der dänische Uebermuth in den fünfziger Jahren hervorrief, nicht ausgetragen. Der Dichter selbst war, außer bei wenigen unserer ältesten Bühnenkünstler, eine vergessene Größe, da erinnert ein Wort der dänischen Regierung an das bevorstehende Jubiläum, und der Antrag des dänischen Cultusministers schlägt wie eine Bombe sogar in die deutsche Geisterwelt ein.

Wann das Nationalfest stattfinden soll? In diesem Jahre; weiter weiß man nichts. Die dänische Regierung und die ganze Welt hat keinen Termin zur Verfügung, denn der Geburtstag des Dichters ist, wie dänische Federn berichten, gar nicht überliefert. Die Feier wird also den Umständen oder der Willkür überlassen bleiben müssen.

Selbst sein Geburtsjahr war lange Zeit strittig, indessen an der bezüglichen Stelle der Vermischten Briefe, die er im 60. Lebensjahr niederschrieb, giebt er seine auffällige Gedächtnißschwäche zu, so daß die Dänen wohl im Rechte sein werden, wenn sie das traditionelle Jahr 1684 als giltiges annehmen.

Ludwig war der jüngste Sohn eines armen dänischen Soldaten, der sich durch Tüchtigkeit zu dem Range eines Obersten emporgearbeitet hatte. Vor ihm lebten noch sechs Geschwister. Ein Vierteljahr nach seiner Geburt brach eine Feuersbrunst in Bergen aus und vernichtete fast gänzlich den Besitz der Familie, welche jetzt auf die Mildthätigkeit der Verwandten, besonders der mütterlichen, die von einem Bischof von Bergen abstammte, angewiesen war. In Norwegen war es damals Sitte für Offizierssöhne, daß sie schon in der Wiege in die Armee eingeschrieben wurden, wofür die Regierung eine geringe Löhnung zahlte. Ludwig wurde mit seinem zehnten Jahre in das upländische Regiment aufgenommen, und zwar gleich als Corporal, wahrscheinlich infolge der Verdienste seines Vaters. Da ihm aber die Bildung für den Corporal noch abging, that man ihn in das Haus eines Onkels zu Upland, wo er, ohne sonderliche Begabung zu zeigen, am Unterricht der Kinder seines Verwandten theilnahm. Da blieb aber plötzlich der Sold für ihn aus, und er mußte nach Bergen zurückkehren, womit zu gleicher Zeit das Band, das ihn an den Militärstand geknüpft hatte, für immer gelöst war.

Nachdem er unter Entbehrungen ausstudirt hatte, war er genöthigt, nach damaliger Sitte Hauslehrerstellen zu suchen. In einer solchen, im

Hauſe des Vicebiſchofs von Bergen, las er die Reiſetagebücher deſſelben, und damit war ſein Schickſal beſiegelt: eine unbezwingliche Reiſeluſt überfiel ihn und mit 60 ſauer erſparten Thalern ging er nach Holland. Dort nöthigten ihn körperliche Leiden, die Bäder von Aachen aufzuſuchen. Da ihm aber die Mittel im Bade ausgingen, brannte er durch. Er wurde eingeholt und mit Schimpf behandelt. Nach der Heimat in äußerſter Dürftigkeit zurückgekehrt, gab er Sprachſtunden in Chriſtiania, ſchiffte ſich bald darauf nach Oxford ein, um die dortigen Bibliotheken zu ſtudiren, und kehrte nach zwei Jahren nach Kopenhagen zurück, um ſich als Docent an der Univerſität zu habilitiren. Seine Vorleſungen gefielen, aber die Zuhörer bezahlten nicht. Nach zwei Jahren trieb ihn die Wanderluſt abermals fort. 1714 ging er nach Amſterdam, von da nach Paris, um die Bibliothek zu durchforſchen, von da mit 20 Thalern nach Rom. Noch hatte Holberg von einer dichteriſchen Ader nichts verrathen, aber es ſcheint, daß ſie mit allem ihrem Humor dadurch geweckt worden ſei, daß er mit einer wandernden Comödiantenbande Wand an Wand wohnte und ihr tolles Treiben belauſchen konnte. Wieder nach Kopenhagen zurückgekehrt, wurde er endlich zum ordentlichen Profeſſor befördert. In dieſer Stellung publicirte er ſein erſtes poetiſches Product, das komiſche Gedicht „Peter Paars“. Da er damit weder Vorgänger noch Concurrenten hatte, ſo erlebte er einen ſolchen Erfolg, daß er mit einem Schlage der erklärte Liebling ſeines Volkes wurde. Nur wenige Jahre ſpäter brach das dramatiſche Fieber bei ihm aus. Bis dahin exiſtirte kein däniſches Theater, nur ein franzöſiſches für den Hof. Man behalf ſich auf dieſer Bühne aus Mangel an Originalſtücken mit Molière, Marivaux, Destouches u. A. Da trat Holberg mit wahrhaft kaninchenhafter Fruchtbarkeit hervor, zuerſt mit dem „Politiſchen Kannengießer“, dem erſten Originalſtück in däniſcher Sprache. In demſelben Jahre folgte „Die Wankelmüthige“, „Jean de France und Jeppe vom Berge“. Das Jahr 1723 brachte „Geort Weſtphaler“, „Der elfte Juni“ und „Die Wochenſtube“. 1724 war ſein fruchtbarſtes, er producirte 9 Stücke: „Das arabiſche Pulver“, „Die Weihnachtsſtube“, „Die Maskerade“, „Jacob von Tyboe“, „Ulyſſes von Ithacia“, „Die Brunnenreiſe“, „Melampe“, „Weder Kopf noch Schwanz“, „Heinrich und Pernille“ und „Dietrich Menſchenſchreck“. 1726 entſtanden nur zwei Stücke: „Der verpfändete Bauernjunge“ und „Der Mann, der keine Zeit hat“. Da wurde die Bühne wegen mangelnder Einnahme geſchloſſen. Zum Unglück ſtarb um dieſe Zeit (1730) der prachtliebende König Friedrich II.; ſein Nachfolger Chriſtian II. war ein Kopfhänger und Pietiſt, und von Wiedereröffnung des Theaters war keine Rede. In dieſer Zeit ſchrieb Holberg nur die ſcharfe Satire „Unterirdiſche Reiſe des Niels Klim“. Erſt mit dem lebensluſtigen und galanten Chriſtian III. erfolgte die Wiedereröffnung des Theaters.

Sofort kehrte Holberg zum Theater zurück und ließ 1747 „Die honette Ambition“, 1748 „Erasmus Montanus“ und „Die Unſichtbare“ aufführen. 1749

wurde das Theater, bisher in Privathänden, zum königlichen Institut erhoben und nach dem Königsneumarkt verlegt, wo es sich noch heute befindet. Hier in diesem erweiterten und verschönerten Bau ging Holbergs „Abracadabra", 1750 „Hexerei oder blinder Lärm", 1751 „Plutus" und „Sganarells Reise", 1752 „Don Ranudo de Colibrados", 1754 „Der unglückliche Schiffbruch", „die Republik" und „Der Philosoph in der Einbildung" in Scene. Die letzten beiden Stücke sind Holbergs Schwanengesänge gewesen, er war einige Monate vor der Aufführung gestorben.

In seinen letzten Jahren hatte er es zu einem ziemlich bedeutenden Vermögen gebracht; er besaß Landgüter von mehr als tausend Tonnen Aussaat, eine große Bibliothek und 13,000 Thaler baar. Seltsamerweise überging er im Testament alle seine Verwandten und vermachte sein Vermögen der Akademie zu Sorve zur Unterstützung von 6 Akademikern. Diese besteht jetzt noch. Um den Landgütern gewisse Rechte zu sichern, bewarb sich Holberg um den Adelsbrief, den ihm Friedrich V. bewilligte. Nun fuhr aber der Neid und die Mißgunst gegen ihn los. Er entledigte sich der Anfeindungen nach der Weise eines Genies: er schrieb „Don Ranudo de Colibrados", eine der gesalzensten Comödien der Welt, worin er den Adelsstolz verhöhnte. Der Dichter starb, 70 Jahre alt, am 28. Januar 1754; er wurde beigesetzt in Sorve neben der Gruft des Bischofs Absalon, des Zeitgenossen Waldemars des Großen, des Gönners des Saxo Grammatikus.

Die Comödien Holbergs hatten sich in Deutschland seit 1740 so nachdrückliche Bahn gebrochen, daß sie bis 1770 geradezu das deutsche Theater beherrschten und zahlreiche Dichter und Schauspieler, vor allen Eckhof und Schröder, ausbildeten.

Erst als die Periode der Sentimentalität mit Millers „Siegward, eine Klostergeschichte", anbrach und mit Goethes „Werther" ihren Zenith erreichte, war es mit Holbergs Ansehen zu Ende. Tiecks Vorlesungen konnten das Interesse nicht am Leben erhalten, und Oehlenschlägers Uebersetzung war zu ungelenk. Erst Robert Prutz hat sich ein unsterbliches Verdienst damit erworben, daß er uns den dänischen Dichter würdigen lehrte.

Was Holberg als Reformator der germanischen Comödie gethan, hat seinen Schwerpunkt darin, daß er das Volk selbst zum dramatischen Material nahm, während die bisher herrschende Richtung, die von Frankreich und Italien dictirt wurde, entweder nur die bourbonischen Hoffiguren in Puder und Reifrock zuließ oder die unfläthigen Clowns der Commedia dell'arte. Holberg hatte nichts weiter gethan, und damit ein genialisches Problem gelöst, als daß er hinaus in die Gassen der dänischen Hauptstadt griff und sich von da die Repräsentanten seines populären Humors holte. Was dieser ebenso kühne, wie glückliche Griff in das unmittelbare nationale Leben an Wirkung hatte, wird einmal ersichtlich an der Wirkung auf die großen genialen Darsteller, deren ich oben zwei anführte, sodann an der Wirkung auf unser eigenes deutsches Lustspiel.

Wenn Schiller meinte: „In welchen Sumpf hat uns nicht Holberg geführt!“ ſo wiſſen wir zu gut, daß Schiller für die komiſche Poeſie nicht Sinn und Verſtändniß beſaß. Goethe aber hat ihn kaum dem Namen nach kennen gelernt. Wir erſehen dieſe Wirkung bei uns zunächſt an Iffland und Kotzebue, die ihre vis comica nur auf die aus dem Volke unmittelbar herausgeholten Figuren baſiren. Noch iſt eine Art von Holberg'ſcher Theaterfigur nicht vergeſſen, die unſer Luſtſpiel bis in die letzten Jahrzehnte beherrſcht hat. Ich meine die ſogen. Naturburſchen, denen erſt die moderne Comödie Frankreichs ein Ende bereitet hat.

Es wäre wirklich der Mühe werth, nachzuweiſen, nach welcher Richtung Holberg der dramatiſchen Idee Bahnen gebrochen hat. Ich will mich blos auf ſein Erſtlingswerk, den „Politiſchen Kannegießer“, beziehen. Der Reflex, den dieſes Stück von der Politik der damaligen Zeit zurückwirft, iſt ungeheuer. Und nun denke man ſich eine Comödie aus den patriarchaliſchen Zuſtänden von damals in unſer modernes Verfaſſungsleben verſetzt, ſo wird man begreifen, was uns zu einer nationalen Comödie fehlt. Nur ein Einziger hat in neuerer Zeit in dieſer Richtung einen großen Wurf gethan, ohne bis jetzt Nachfolger zu finden. Das iſt Guſtav Freytag mit ſeinen Journaliſten. Das Genie Holbergs erſcheint um ſo zweifelloſer, als es mit Bühnenzuſtänden der primitivſten Art zu ringen hatte. Das däniſche Theater war um keinen Zoll weiter fortgeſchritten ſeit der engliſchen Bühne Shakeſpeares. Dazu kam bei Holberg, daß er, wie groß auch der Bruch war, der ſich durch ihn mit der franzöſiſchen Comödie vollzog, doch über das eine Princip der Einheit der Zeit und des Ortes nicht hinweg kam. Im Ulyſſes von Ithacia kommt der ſchiffbrüchige Diener auf die Bühne und will wiſſen, wo er ſich befinde. Er nimmt ein Licht und beleuchtet damit die Couliſſe des Hintergrundes. Daran ſteht: „Troja“. Von den Mätteln der Decoration und Coſtümirung, worin uns bekanntlich die Meininger verwöhnt haben, war nicht im Entfernteſten die Rede. Was die Meininger betrifft, ſo haben ſie auch in dieſer Richtung einmal ihre ſceniſche Kunſt bewieſen, indem ſie im „Eingebildeten Kranken“ von Molière uns die Primitivität der Bühne jenes Zeitalters vorführten.

Ganz charakteriſtiſch für Holberg iſt es, daß er in der Comödie dem weiblichen Einfluſſe zu wenig Spielraum läßt, wobei man nicht vergeſſen ſoll, daß er bis an ſein Ende unverheiratet geblieben. Wenn er ſich den Kopf wüſt gearbeitet hatte, ſo ging er in der Regel zu einem alten Weibe der Nachbarſchaft, trank mit ihr Kaffee und unterhielt ſich über Gänſe und Hühner. Als ein Verehrer des Dichters mit ſeiner Frau vom Lande hereinkam und eine Holberg'ſche Comödie beſucht hatte, beklagte ſich der Mann brieflich, daß ſeine Frau ganz entrüſtet ſei über die Zotenhaftigkeit der Perſonen in der Comödie. „Ja, dann führen Sie Ihre Frau,“ war Holbergs Antwort, „nur nicht in's Theater, ſondern laſſen Sie ſie in ihrer Küche und an dem Waſchfaß.“

Und das war doch noch lange nicht so schlimm, als in unsern Tagen, wo die vornehmsten Damen in die Komödien der Franzosen gehn, um Unzucht und Zote mit heimlicher Wollust zu goutiren. Holberg war die Natur seines Volkes und seiner Zeit selbst, und darum ist er trotz aller Kraftsprache nie unsittlich. Eine nackte Venus von Praxiteles oder Titian ist es auch nicht, nur die verschleierte Venus reizt, ist Unzucht, und zwar die gefährlichste.

Bezeichnend ist ferner folgende Stelle in seinen Vermischten Briefen: „Ich habe bereits früher die Frage aufgeworfen, ob ein Theaterstück, welches keine Liebeshändel enthält, mit Beifall und gutem Erfolg dargestellt werden könne. Ich habe auch selbst, um einen Versuch zu machen, einige Comödien dieser Art verfertigt; als ‚Jeppe vom Berge' u. A. und dadurch meine Ansicht bestärkt, indem diese Stücke, ungeachtet darin nicht das Geringste von Liebe vorkommt, dennoch mit sehr gutem Erfolg gegeben worden sind." Für heute muß diese Meinung als eine Schrulle gelten, seit uns die französische Comödie des zweiten Kaiserreichs belehrt hat, daß die Zuschauer da sind, um zu sehen, die Actricen, um gesehen zu werden.

In nahem Zusammenhange damit steht auch Holbergs Abneigung gegen den Vers auf der Bühne, an den uns die Franzosen als an ein unumgängliches Element gewöhnt hatten. Diese Abneigung entsprang bei Holberg der Liebe zum Naturgemäßen, Einfachen und Schlichten. Volksfiguren in Versen reden zu lassen, dünkte ihm ebenso absurd, als gleichzeitig zu weinen und zu lachen. Das lag zum großen Theil an dem Geschmacke jener Zeit; wo bei uns Gottsched seinen berüchtigten, so erfolgreichen Krieg gegen die Oper begann, die in ähnlicher Weise als etwas dem gesundem Menschenverstande Widersprechendes bekämpft ward, dagegen bestand er darauf daß Trauerspiele in Versen abgefaßt würden. „Dazu, sagt er in den Briefen, ist aber viele Zeit und nicht geringe Arbeit erforderlich", und setzt ironisch hinzu: „Das Theater wird dadurch in große Kosten gesetzt, indem man für weit geringeren Preis 10 Comödien als ein einziges Trauerspiel haben kann."

Neu und kühn war allerdings diese Ansicht für Holberg, aber nicht für seine Zeit. Denn gerade in denselben Jahren ließ in England Lillo das erste bürgerliche Trauerspiel in Prosa erscheinen. Fast gleichzeitig that Diderot in Frankreich dasselbe, und Lessing in Deutschland mit Miß Sara Sampson, wodurch eine vollständige Umwälzung der Kunstansichten bewirkt wurde. Heutzutage beklagen sich unsere Gebildeten über die Plumpheit und Unanständigkeit der Holberg'schen Sprache. Aber das sind dieselben Gebildeten, welche die Unzucht der Demimonde-Comödie in Glacé und Patschuli mit wahrem Behagen genießen. Eben diese Derbheit, die nichts als die getreu copirte Natur seines Volkes war, ist es gewesen, die unseren Schiller zu der oben citirten Entrüstung fortriß.

Unsere Romantiker, die um der berührten Eigenheiten willen dem Holberg spinnefeind waren, haben gleichwohl mit ihrer Spürnäsigkeit verwandte

Seiten auch in dieſem Dichter entdeckt; ich meine die gefliſſentliche Zerſtörung der künſtleriſchen Illuſion, worin die Romantiker wahre Virtuoſen geweſen ſind; ſo, wenn Holberg mitten im Stück ſich unmittelbar an die Zuſchauer ſelbſt wendet oder gar einen Schauſpieler den andern mit ſeinem wahren bürgerlichen Namen anreden läßt. Das galt bei den Romantikern als der wahre Hautgout, als die geniale Selbſtzerſtörung und als die höchſte Manifeſtation der Kunſt. Man weiß, wie oft Tieck ſelbſt in ſeinen Comödien dieſes alberne Kunſtſtückchen anwendet. Nur daß es bei Tieck eine widerwärtige Conſequenz des damaligen Volksgeſchmackes war. Man muß ſich von der Leichtigkeit des Holberg'ſchen Comödientones nicht irre machen laſſen. Es ſei ein Irrthum, ſagt der Dichter, als ob zum Comödienſchreiben nichts weiter nöthig, als blos natürliche Luſtigkeit und gute Laune. Vielmehr gehöre dazu (und das können ſich unſere modernen Luſtſpieldichter geſagt ſein laſſen) das Studium der Philoſophie und die Erkenntniß deſſen, was am Menſchen thöricht und lächerlich ſei; ferner das Talent, die Leute ſo zu verſpotten, daß ſie ſelbſt noch Gefallen daran finden könnten; ferner die Kenntniß der Bühne und ihrer Wirkungen, und endlich, daß man gute Stücke ſtudire und ſämmtliche Regeln lebendig im Kopfe habe. Etwas übertrieben müſſe in der Comödie freilich werden, doch nicht ſo, daß der Held darüber zum Narren werde (ein Wort gegen unſere Poſſe!); auch ſolle der Dichter darauf achten, daß die Figuren den Sitten ihres Landes entſprächen. So ſeien die italieniſchen Doctorcomödien, Molière nicht ausgeſchloſſen, hier zu Lande ungereimt, weil ja die Mediciner hier lauter honette und geſcheidte Leute wären. Ebenſo unſinnig fand er die romantiſchen Liebesſtücke für Dänemark, weil ſich hier Niemand vor Liebe aufhänge. Das Alles iſt ohne Widerrede ganz geſund, aber unſere verfeinerte Zeit würde ſagen, es ſei hausbacken. Dabei vergißt aber dieſe Zeit, daß alle Wiedergeburt der Kunſt ausgehen muß von der Wiedergeburt reiner und ſchlichter Natur. Hätte Holberg dieſer letzteren nicht folgen wollen, ſo ſtäken wir vielleicht heute noch im Gift und in der Unnatur des franzöſiſchen Afterdramas.

Holberg erlebte noch den Niedergang der Bühnenkunſt in ſeinem Vaterlande, während ſein Anſehn bei uns bis 1775 unerſchüttert blieb. Die deutſchen Poeten waren einig in der Bewunderung ihres däniſchen Collegen, und bekannt iſt Hagedorns Epigramm:

„Wer nicht beim Holberg lacht,
Kann beim Goldoni weinen."

Der Gewinn, meint der letzte deutſche Holberg-Kritiker, wäre dennoch nur gering geweſen, wenn ſich die Begeiſterung auf die Schriften der Gelehrten und auf die Zeitungen beſchränkt hätte. Das Theater ſelbſt arbeitete allermeiſt für ihn. Von 1742—43 kommen im Hamburger Theater auf 190 Vorſtellungen 44 Abende auf Holberg. Vom 1. Februar bis 1. März wurden allein 15 Stücke von Holberg geſpielt. Und man muß

nicht glauben, daß es nur die unterste Hefe des Volkes war, die an den Comödien des Dänen Gefallen fand. Als die Königin Karoline Mathilde, die Freundin von Struensee, 1773 in Celle schwermüthig wurde, machte man den Vorschlag, ihr Holberg'sche Stücke vorzuspielen, „an welche sie gewöhnt sei." — Von dem Hofe in Cassel bemerkt Schröder ausdrücklich, daß Trauerspiele daselbst kein Glück gemacht hätten, desto mehr aber Molière und Holberg, und es ist gewiß ein starkes Zeugniß für Holbergs Popularität, daß 1741 und 20 Jahre später Schulrectoren in Annaberg und Oldenburg Holbergs Jean de France als Schulcomödie mit Scholaren aufführen ließen.

Auch viele Lustspieldichter sind bei Holberg in die Schule gegangen und empfingen von ihm den ersten Anstoß, so Bretzner, Großmann, selbst Kotzebue. Den Theaterleitern ist Holberg als unerschöpfliche Fundgrube komischer Erheiterung niemals entgangen. Was ihn aus unserm Repertoire verdrängt hat, das ist nur die Primitivität seiner Bühne, von der ich oben Belege anführte, und die allerdings den heutigen Bühnenleitern große Schwierigkeiten bereitet. So hat Goethe 1808, wie wir einer handschriftlichen Notiz von Riemer entnehmen, den „Politischen Kannegießer" auf die weimarische Bühne gebracht, und das dürfte auch wohl das geeignetste Stück sein, womit die deutschen Bühnen das Andenken des großen Dänen in diesem Jahre zu ehren vermöchten.

In gewissem Sinne ist Holberg kein Originalgenie, und dennoch rangirt er unter den allerersten komischen Dichtern der Welt. Die Pläne seiner Comödie sind in der Regel nach fremden Mustern gebildet; auch einzelne Scenen hat er entlehnt, und es scheint, daß die Unbefangenheit solcher Entlehnungen von jeher ein Privilegium der komischen Muse gebildet hat. Seine Quellen und Muster waren vor allen Plautus und Terenz. Dem Range nach folgt als Vorbild Holbergs Molière, seine Hauptquelle aber war das Théatre Italien de Gherardi, der bekannten Quelle auch für spanische und deutsche Comödiendichter. Von englischen Dramatikern hat er nur Beaumont und Fletcher gekannt, aber den Shakespeare nicht, höchstens dem Namen nach, wie aus einer Stelle im Ulysses von Ithacia hervorgeht. Seine Größe liegt ein für alle Mal in der Zeichnung der Figuren aus seinem Volke, die er so siegreich gegen die Unnatur des Rococo-Lustspiels in das Feld führte. Sie liegt damit in dem Verdienste, sein Volk zuerst zur Selbsterkenntniß und damit zur politischen Selbsterziehung herangebildet zu haben. Das aber erst ist das Resultat, wodurch die bessern Consequenzen der politischen Revolution auch für Dänemarks Zukunft und Stellung unumgängliche Vorbedingungen geworden sind.

Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum.

Ein Beitrag zur Frage der Frauen-Emancipation.

Von

Franz Bernhöft.

— Roſtock. —

Es iſt eine weit verbreitete Anſicht, daß die Frauen in der modernen Welt eine ungleich höhere Stellung haben als im Alterthum. Man führt dafür herkömmlich eine Reihe von Gründen an, welche auf Treu und Glauben hingenommen zu werden pflegen, obgleich ſie mit den geſchichtlichen Thatſachen keineswegs übereinſtimmen und theilweiſe ſogar unter einander im Widerſpruch ſtehen.

Am häufigſten kann man hören und leſen, daß das weibliche Geſchlecht erſt durch den Einfluß des Chriſtenthums zur vollen Geltung gelangt ſei. Nun iſt allerdings richtig, daß das Chriſtenthum im Verhältniß zu dem Mohamedanismus und vielen heidniſchen Religionen die Frauen begünſtigt; aber gerade hinter denjenigen Religionen, welche im Alterthum auf europäiſchem Boden herrſchten, ſteht es in dieſem Punkte entſchieden zurück. Es gab bei den Griechen, den Römern und Germanen Prieſterinnen vom höchſten Anſehen, und in dem Cultus einzelner Gottheiten nahmen die Frauen eine leitende Stellung ein, während den Männern ſogar die Theilnahme an den Hauptfeſten derſelben unterſagt war. Der römiſche Flamen Dialis mußte verheiratet ſein und dankte bei dem Tode ſeiner Frau ab; die Flaminica hatte gewiſſermaßen an dem Amte ihres Mannes Theil und wurde in Folge deſſen einem ähnlichen umſtändlichen Ceremonial wie dieſer ſelbſt in Bezug auf ihre ganze Lebensweiſe unterworfen. In Athen war die Frau des geiſtlichen Archonten (ἄρχων βασιλεύς) ſelbſt Prieſterin und hatte wichtige Opfer für die Gemeinde zu verrichten. Vergleicht man hiermit die Inſtitutionen der chriſtlichen Kirche, ſo glaubt man faſt eine den Frauen feind-

liche Tendenz zu erkennen. Mulier taceat in ecclesia, die Frau hat keine Stimme in kirchlichen Angelegenheiten, sie kann kein Priesteramt bekleiden und ist im Cultus auf eine passive Rolle beschränkt. Die verheirateten Männer haben keine besondere Qualification zum Kirchendienst, sondern die römisch-katholische Kirche schließt sie sogar von den höheren Weihen aus, und von der Theilnahme der Frau an dem Amte des Mannes findet sich keine Spur. Auch pflegt noch heute von der Kirche die Unterordnung und Gehorsamspflicht der Frau im Einklange mit der Bibel etwas stärker betont zu werden, als es im Rechte, und viel stärker, als es im socialen Leben üblich ist.

Wir finden ferner die Ansicht, daß die Frauen um so höhere Achtung genießen, je höher die Cultur des betreffenden Volkes ist. Sie scheint von den Franzosen auszugehen, die hier, wie auch sonst bisweilen, das, was bei ihnen gilt, ohne Weiteres zu dem Vollkommensten gestempelt und auf diese Weise einen neuen Titel für den Anspruch beigebracht haben, an der Spitze der Civilisation zu marschiren. Hätten die Erfinder dieses Satzes sich mit den geschichtlichen Thatsachen etwas genauer bekannt gemacht, so würden sie sich überzeugt haben, wie mißlich alle Abstractionen bei unzureichendem Material sind. Es würden, wenn sie Recht hätten, noch keineswegs die Franzosen an der Spitze der Civilisation stehen, sondern eine Reihe von Völkerschaften auf den allerunterſten Stufen der Gesittung. Zu den ersten möchten dann die Ureinwohner der Balearen gehören, von denen Diodorus Siculus erzählt, daß sie die Weiber viel höher als die Männer schätzten und für eine gefangene Frau gerne mehrere Männer zur Lösung gaben, übrigens aber nackt gingen und in Höhlen wohnten.

Es ist indessen unnöthig, zu so entlegenen Beispielen zu greifen, denn auch für diejenigen Völker, deren Geschichte allgemein bekannt ist, trifft jener Satz nicht zu. Während der höchsten Blüthe von Kunst und Wissenschaft nahmen die Frauen in Athen in juristischer und socialer Beziehung eine durchaus untergeordnete Stellung ein. Der Vater konnte in seinem Testamente über seine Tochter wie über ein Vermögensstück verfügen, indem er sie einem beliebigen Manne zur Ehe bestimmte. Machte er von diesem Rechte keinen Gebrauch, so entschied trotzdem bei der Heirat nicht der Wille der Waise, sondern die nächsten Agnaten hatten einen juristischen Anspruch auf die Ehe, den sie nöthigenfalls gerichtlich geltend machen konnten. Das Mädchen wurde durchaus wie eine Sache behandelt, und wenn mehrere Prätendenten auftraten, so hatten sie ihren Streit im Wege des gewöhnlichen Prozeßverfahrens zum Austrag zu bringen. Es ist ferner bekannt, daß Frauen und Mädchen bei den Athenern in orientalischer Weise eingeschlossen gehalten wurden; die freiere sociale Stellung, welcher sich eine Klasse von ihnen, die Hetären, erfreute, werden wir Modernen kaum geneigt sein, auf die Achtung vor der weiblichen Würde zurückzuführen. Dagegen lebten die Spartanerinnen in einer Freiheit, die an Zügellosigkeit grenzte, und hatten

eingestandenermaßen nach allen Richtungen hin einen ungeheuren Einfluß. Dennoch wird man gewiß nicht die Spartaner für das civilisirtere Volk erklären können. Uebrigens räumten selbst die ionischen Griechen der Vorzeit, die wir aus Homer kennen, trotz ihrer ziemlich primitiven Culturstufe ihren Frauen eine sehr viel höhere Stellung ein, als die ihnen verwandten, aber ungleich gebildeteren Athener der geschichtlichen Zeit.

In Rom beobachten wir eine stetige Verbesserung der Rechtslage der Frauen bis zur vollkommenen Emancipation in privatrechtlichen Angelegenheiten. Das scheint auf den ersten Blick zu der soeben erwähnten Ansicht zu stimmen. Aber die Verbesserung dauerte fort, nachdem unter dem Kaiserthum Bildung und Gesittung längst begonnen hatten zu entarten. Die Frauen, welche in der goldenen Zeit der römischen Sitten von Lucretia bis zu der Mutter der Gracchen lebten, standen unter der Gewalt ihrer Väter, Männer oder Vormünder, und die Frauenvormundschaft kam gerade in der berüchtigtesten Epoche der römischen Sittengeschichte ab. Unter dem späteren Kaiserthume waren die Frauen juristisch und social so selbstständig geworden, daß kein anderes Zeitalter, auch das unsrige nicht, damit verglichen werden kann. In socialer Beziehung möchte höchstens die Zeit des Ritterthums in Betracht kommen, die ja wegen dieses Zuges oft verherrlicht worden ist, aber doch ganz gewiß nicht nur in Künsten und Wissenschaften, sondern selbst in Gesittung auf einer ziemlich niedrigen Stufe steht.

Endlich hat man behauptet, daß der Einfluß des Germanenthums den Frauen eine höhere Stellung gegeben habe. Richtig ist davon, daß die Germanen, wie namentlich durch das unverdächtige Zeugniß des Tacitus feststeht, in dem Wesen des Weibes etwas Heiliges zu erkennen glaubten, unrichtig, daß sie sich in dieser Beziehung vor den anderen Völkern auszeichneten. Es handelt sich vielmehr um eine bei allen verwandten Stämmen zu allen Zeiten wiederkehrende Erscheinung, um die von dem Alterthum bis auf unsere Tage sich hindurchziehende Tendenz, dem Weibe neben dem Manne eine gleiche oder wohl gar eine höhere Stellung einzuräumen.

Demnach ist es falsch, wenn man bei der Frage nach der Stellung der Frauen die einzelnen Völkerstämme oder wohl gar Alterthum und Neuzeit einander schlechtweg gegenüberstellt. Das Beispiel der Athener und Spartaner zeigt, daß nah verwandte Völkerschaften bisweilen schroffe Gegensätze aufweisen, und bei genauerem Eingehen ist es nicht schwer, auch in demselben Staate verschiedene Strömungen zu constatiren. In Athen war eine Aspasia möglich, und der Athener Plato ging in der Frage der Frauenemancipation noch weit über die Spartaner hinaus.

So verschiedenartig auch die Erscheinungen sein mögen, so lassen sie sich dennoch alle auf zwei einander entgegengesetzte Strömungen zurückführen, die sich im Alterthum ebenso bekämpften, wie sie sich noch jetzt bekämpfen, von denen oft nur die eine an der Oberfläche des Volkslebens sichtbar wird und daher als die herrschende erscheint, während die andere sich auf die

niederen Schichten beschränkt und daher zeitweilig dem Auge des Geschichtsforschers entgeht. Es ist bekannt, daß die meisten Sprachen, welche heute in Europa, und viele, welche in Asien gesprochen werden, mit einander verwandt sind. Die Verwandtschaft wird nicht nur durch eine große Gleichmäßigkeit in der Grammatik, sondern auch durch eine so namhafte Zahl übereinstimmender Worte bewiesen, daß neuerdings der Versuch gemacht worden ist, die gemeinschaftliche Muttersprache zu reconstruiren. Man hat aus jener Thatsache auf die Verwandtschaft der betreffenden Völker geschlossen und diese von den beiden bedeutendsten Stämmen des Ostens und des Westens die Indogermanen genannt. Wo die Heimat des Urvolkes war, darüber haben wir allerdings nur Vermuthungen; sicher ist aber, daß sich von ihm ein Zweig, aus dem die Inder und Perser entsprossen sind, ablöste, um einen großen Theil Asiens in Besitz zu nehmen, während ein anderer sich über Europa verbreitete. Auf europäischem Boden unterscheidet man wieder zwei näher verwandte Völkergruppen: eine nördliche, zu welcher die Germanen, Slaven und Letten gehören, und eine südliche, welche aus den Kelten, Italikern und Griechen besteht.

In der Urzeit der Indogermanen und sogar lange nach ihrer Spaltung in die einzelnen Völker gab es noch keine Staaten im modernen Sinne. Häufig lebten die einzelnen Familien für sich, und selbst wenn sich Gemeinden bildeten, war das Band, welches sie umschloß, ein so loses, daß die einzelnen Familien mit einander in Fehde liegen konnten. Kurz und treffend schildert Homer, von den Cyklopen sprechend, jenen Zustand: „Sie haben keine berathenden Volksversammlungen und keine Gesetze, sondern wohnen auf den Gipfeln hoher Berge in Höhlen, und jeder waltet über Weib und Kind, ohne sich um die andern zu kümmern.“ Noch Plato waren viele barbarische und selbst einige griechische Völkerschaften bekannt, welche in dieser Weise lebten. Ja, mit der Schilderung von Homer stimmt fast wörtlich überein, was der russische Annalist Nestor ums Jahr 1100 nach Christus von den Polen erzählte. „Die Polen,“ sagt er, „wohnten für sich besonders auf diesen Bergen und herrschten über ihre Geschlechter, sowie bis auf diese Stunde ihre polnischen Brüder gethan haben, und es lebte ein jeder mit seinem Geschlechte an seinen Orten und herrschte über seine Familie.“

Eine solche patriarchalische Familie bildete unter dem Manne beziehungsweise Vater einen kleinen monarchisch beherrschten Staat, welcher nach außen hin eine große Selbstständigkeit behauptete. Es gab keine über ihr stehende Macht, die das Recht besessen hätte, in die inneren Verhältnisse durch ihr Gebot einzugreifen. Freilich war es nicht nothwendig, daß das Familienhaupt in autokratischer Weise herrschte. Im Gegentheil konnten Frau und Kinder gewiß in der Regel ihren gebührenden Einfluß und unter Umständen auch wohl noch mehr ausüben; Pantoffelhelden hat es auch zur Zeit der patriarchalischen Familie gegeben. Aber die Gemeinde ignorirte diese inneren

Verhältnisse. Die Familie als Ganzes wurde von ihrem Haupte vertreten; das Familienvermögen erschien juristisch als Vermögen des Familienvaters; der Einzelne war ohne Rechte und was er immer erwarb, gehörte dem Hausherrn. Freilich traten die waffenfähigen Söhne als Krieger in unmittelbare Verbindung mit der Gemeinde, als solche stimmten sie mit gleichem Rechte neben ihrem Vater in der Volksversammlung und durften ihrerseits zu allen Aemtern gewählt werden. Die weiblichen Mitglieder waren aber naturgemäß auch hiervon ausgeschlossen: die Frau hat keinerlei Stellung im antiken Staat. Kommt ihr doch sogar nach dem officiellen Sprachgebrauch der römischen Republik nicht einmal ein Individualname, sondern lediglich ihr Geschlechtsname zu. Daher erbt auch die Namenszugehörigkeit lediglich im Mannsstamme, und jeder bezeichnet sich im öffentlichen Leben ausschließlich als Sohn seines Vaters, nicht seiner Mutter.

Um das Wesen der patriarchalischen Familie klar zu legen, ist es erforderlich, auf den Unterschied von juristischer Construction und Auffassung des Lebens etwas näher einzugehen. Vom juristischen Standpunkt aus werden Frau und Kinder zwar nicht für Sachen erklärt, aber doch nach Analogie der Sachen behandelt.

Am deutlichsten zeigt sich dies bei den Formen für die Eingehung der Ehe. Man tritt in eine Familie ein, indem man in die Gewalt des Familienhauptes kommt, und diese Gewalt wird ganz so behandelt wie das Eigenthum. Daher kann nach ältestem Rechte die Ehe dadurch abgeschlossen werden, daß der Mann die künftige Frau von Demjenigen kauft, in dessen Gewalt sie als Tochter steht. Diese Institution ist für die Verhältnisse, unter denen sie entstanden ist, nicht ganz so roh, wie es scheint. Daß es formell nur auf den Willen des Gewalthabers der Braut, nicht auf den Willen der Braut selbst ankommt, ist eine Folge des patriarchalischen Princips, es ist dadurch aber keineswegs ausgeschlossen, daß der Gewalthaber der Sitte gemäß auf den Willen der Braut Rücksicht nimmt. Und wenn für die Frau ein Preis bezahlt wird, so ist daran zu erinnern, daß in jenen Zeiten die Kinder als Arbeiter und Aufseher der Sklaven einen bedeutenden Vermögenswerth hatten. Die Familie der Frau verlor durch die Heirat auch in pecuniärer Hinsicht, während die Familie des Mannes eben so viel gewann, und es hat gewiß nichts sittlich Anstößiges, wenn man der Ersteren diesen Verlust vergütete, um so mehr, als sie die Kosten für die Erziehung getragen hatte. Nur in diesem Sinne hat man den sogenannten Brautkauf aufzufassen; denn, woran wir beim Kaufe zuerst zu denken geneigt sind, ein Verhandeln an den Meistbietenden kommt nirgends vor.

Daß der Brautkauf in der That diesen Sinn hatte, beweist sein Verschwinden unter veränderten Verhältnissen. Als die Cultur zunahm und damit die Ansprüche an vornehme Haushaltungen stiegen, hörte die Arbeit, welche die Frau am Webstuhle und als Aufseherin der Mägde verrichtete,

auf, die Kosten ihres Unterhaltes an Werth aufzuwiegen. Das Verhältniß kehrte sich jetzt um, die Heirat wurde ein pecuniärer Vortheil für die Familie der Frau und ein entsprechender Nachtheil für den Mann. Hielt man daher an dem Princip fest, daß kein Theil an der Heirat einen materiellen Vortheil haben sollte, so mußte jetzt der Mann von der Familie der Frau eine Entschädigung erhalten. Auf diese Weise entwickelte sich das Institut der Mitgift (lat. dos), und der Brautkauf verschwand.

Wie diese Aenderung sich vollzog, das können wir an den Sitten sehen, welche Homer schildert. Der Brautkauf war damals noch erhalten, und es wurden ganz bedeutende „Geschenke" gezahlt, aber zugleich war es üblich geworden, daß die junge Frau aus ihrem elterlichen Hause eine ebenfalls sehr bedeutende Mitgift mitbrachte. Man sieht schon hieraus, daß es den Alten fern lag, die Kaufehe als ein Verhandeln des Mädchens zu betrachten. Noch später hörte der Brautkauf überhaupt auf. Auch bei den Römern fand das Institut der Mitgift schon in sehr früher Zeit Eingang und wurde so allgemein, daß die Anschauung des gewöhnlichen Lebens darin das Kennzeichen einer echten Ehe sah. Allerdings erhielt sich noch sehr lange eine Art der Ehe, welche in den Formen eines Kaufes abgeschlossen wurde, die coëmtio, aber ein wirklicher Preis wurde bei derselben nicht mehr bezahlt, sondern man gab nur, um den Kauf zu markiren, eine kleine Münze.

Viel schärfer tritt die Rohheit des alten Rechtes in dem Brautraube hervor. Zur Erklärung ist aber daran zu erinnern, daß bei den alten Völkern der Raub ursprünglich gar nicht oder wenigstens nicht, wenn er gegen Fremde gerichtet war, für ein Verbrechen galt. Bei Homer werden die Seefahrer oft ohne jede beleidigende Absicht gefragt, ob sie Räuber seien: Telemach spricht mit Stolz von den vielen Sklaven, welche sein Vater Odysseus zusammengeraubt habe. Auch von Thucydides wissen wir, daß bei vielen Nationen der Raub sogar für ehrenvoll galt. Natürlich konnten auch Menschen geraubt werden, die dann einfach zu Sklaven wurden. Unter diesen Umständen bleibt die Möglichkeit des Brautraubes immerhin eine Härte, da über das Mädchen ohne ihren und ihrer Angehörigen Willen verfügt wird, aber eine Entwürdigung der Weiber kann darin nicht gefunden werden, wenn diejenige, die von Rechtswegen zur Sklavin gemacht werden durfte, statt dessen Hausherrin wurde. Die Richtigkeit dieser Auffassung beweist die Thatsache, daß der Brautraub sich noch in geschichtlicher Zeit bei den Spartanern erhalten hat, also gerade bei demjenigen Volke, welches den Frauen eine besonders hohe Stellung einräumte. Auch bei unseren eigenen Vorfahren ist er lange in Uebung geblieben und konnte kaum durch die härtesten Strafandrohungen unterdrückt werden. Im Uebrigen hörte er meistens von selbst auf, sobald man sich gewöhnte, in der Ehe eine pecuniären Last zu sehen, die der Ehemann nur gegen Entschädigung übernahm.

Daß in der juristischen Construction der Ehe bei den Alten nur scheinbar

eine Herabwürdigung der Frau liegt, zeigt sich, sobald wir auf die Auffassung der Ehe vom Standpunkt des Sacralrechts und des gesellschaftlichen Lebens eingehen. Die Ehe ist nach der Erklärung der römischen Juristen, die allerdings für die spätere römische Zeit recht schlecht paßt, die Vereinigung von Mann und Weib zu ungetheilter Lebensgemeinschaft. Die Gatten leben in vollständiger Gütergemeinschaft, so daß ein Diebstahl zwischen ihnen unmöglich ist, ferner in Opfergemeinschaft, so daß die Frau an den Familienheiligthümern und, wie eben bemerkt, bisweilen sogar an dem priesterlichen Amte des Mannes theilnimmt. Wenn der Mann paterfamilias genannt wird, so heißt die Frau, und zwar gerade die unter der juristischen Gewalt des Mannes lebende Frau, materfamilias. An den politischen Angelegenheiten hat sie keinen Theil, dafür aber genießt sie gegen Beleidigungen vielfach einen stärkeren Rechtsschutz als der Mann. Nirgends wird vielleicht die Abhängigkeit der Frau mehr betont, als bei den Indern, und doch wagt noch heute kein Inder, eine Frau zu beleidigen. In Rom wich selbst der Consul der Matrone aus. Es scheint, als ob die Frau gerade da, wo sie juristisch völlig abhängig ist, einen besonderen Rechtsschutz genieße.

Wenn schon die der patriarchalischen Familie zu Grunde liegende Idee, obgleich sie unser heutiges Familienleben in hohem Grade beeinflußt, etwas Fremdartiges für uns hat, so ist dies noch viel mehr bei einem anderen Ideenkreise der Fall. In dem ganzen Bereich der indogermanischen Rasse und weit über denselben hinaus zeigen sich nämlich mehr oder weniger deutlich Spuren von Anschauungen, welche fast wie ein phantastisches Gegenbild jener patriarchalischen Ideen erscheinen. Am reinsten treten sie bei Negervölkern im Innern von Afrika und bei den Nairen, d. h. dem Adel der Malabaren in Indien, auf. In dem Bereich der indogermanischen Völkerfamilie sind sie von Bachofen in mehreren Schriften (Mutterrecht, die Sage von Tanaquil, Antiquarische Briefe) nachgewiesen worden.

Charakteristisch ist für diese Anschauungen, daß nach ihnen die Kinder nur mit der Mutter und deren — mütterlichen — Verwandten, namentlich deren Brüdern verwandt sind. Die Familie besteht also aus den Geschwistern, welche von Einer Mutter abstammen, Brüdern sowohl wie Schwestern, ferner den Kindern der Schwestern, den Kindern der Töchter der Schwestern u. s. w. Sie ist das gerade Gegentheil der agnatischen Familie des älteren römischen Rechtes. Zwischen Bruder und Schwester, die von derselben Mutter stammen, besteht ein so inniges Verhältniß, wie in der patriarchalischen Familie zwischen den Ehegatten. Vielleicht könnte man es sogar noch als ein edleres bezeichnen, da das geschlechtliche Band durch die Blutsverwandtschaft ersetzt wird. Der Bruder schützt und ernährt die Schwester und deren Kinder, die Schwester widmet dem Bruder alle Zuneigung und Hingebung, welche in der patriarchalischen Familie der Gatte beansprucht, sie folgt ihm in die Verbannung und opfert ihm in mancher alten Sage ihre eigenen Kinder.

Unter diesen Verhältnissen hat die Keuschheit der Frau einen sehr geringen Werth. Manche Völker, wie die erwähnten Nairen, leben sogar in Vielmännerei. Freilich kommen auch bei ihnen eheähnliche Verhältnisse vor. Oft begeben sich Frauen in das Haus des Mannes und verzichten auf den Umgang mit andern Männern. Aber Herrin des Hauses ist auch dann die Schwester, nicht die Frau, Erben sind die Söhne der Schwester, nicht die Söhne der Frau. Nicht einmal zum Unterhalt ist der Mann verpflichtet, er kann die Frau und ihre Kinder jederzeit verstoßen. Daher ist Unkeuschheit der Frau nicht, wie in der patriarchalischen Familie, ein Zerreißen der heiligsten Familienbande, sondern entweder erlaubt oder doch mindestens leicht verzeihlich. Einige hierher gehörige Völker halten sogar die Keuschheit für schimpflich, und der Umgang mit recht vielen Männern gereicht dem Mädchen zum Ruhm, weil er ein Zeichen ihrer Schönheit ist. In keinem Falle liegt ein Grund vor, die Unkeuschheit der Frau strenger zu beurtheilen als die Unkeuschheit des Mannes.

In diesem Systeme haben die Kinder eine Mutter und einen mütterlichen Oheim, aber keinen Vater. Sie rechnen ihre Genealogien, wie es nach Herodot noch in geschichtlicher Zeit die Lycier thaten, nach Müttern. Die Weiber pflanzen das Geschlecht fort, und daher erben bei einigen Völkern, wie es z. B. der alte Geograph Strabo von den Kantabrern in Spanien erzählt, nur die Töchter, während die Söhne lediglich eine Mitgift erhalten. Es ist natürlich, daß solche Frauen ganz anders auftraten und selbst am politischen Leben gleichberechtigt theilnahmen, so daß die alten Spuren von einem Stimmrecht der Weiber durchaus nicht befremden können. Während man sich das Urbild einer Frau in der patriarchalischen Familie so zu denken hat, wie Homer seine Frauen schildert: in lang herabwallendem Gewande, züchtig vom Schleier umhüllt und außerhalb ihres Gemachs stets von Dienerinnen begleitet, kann man als Muster dieser Frauen die Diana betrachten, wie sie in hochgeschürztem Kleide die Fluren durchstreift.

So seltsam uns diese Anschauungen auch erscheinen mögen, und so wenig sie mit unseren Begriffen von weiblicher Zucht und Sitte stimmen, so läßt sich ihnen dennoch ein sittlicher Gehalt nicht absprechen. Nach ihnen bleibt der Mensch stets in seinem altgewohnten Kreise, die Frau wird nicht, wie bei der patriarchalischen Familie, aus der Mitte ihrer Verwandten gerissen, um ihre Heimath unter Menschen zu finden, die ihr bisher fremd waren. Es wird uns freilich sehr schwer, solche Anschauungen richtig zu würdigen. Zur Warnung vor allzuschnellem Urtheile über fremdartige Ideen sei es gestattet, eine Anekdote einzuflechten, welche der alte Geschichtsschreiber Herodot erzählt. Der Perserkönig Darius berief einmal die Griechen, welche an seinem Hofe lebten, zu sich und fragte sie, für welchen Lohn sie bereit sein würden, ihre verstorbenen Väter zu essen. Sie antworteten, daß sie das um keinen Preis thun würden. Darauf rief er die Calatier, eine indische Völkerschaft, bei welcher in der That die verstorbenen

Eltern verspeist wurden, und fragte sie, für welchen Preis sie sich dazu verstehen würden, ihre verstorbenen Väter zu verbrennen. Als sie das hörten, schrieen sie laut auf und warnten ihn, so zu lästern. Herodot knüpft daran die Betrachtung, die auch für manchen modernen Geschichtsforscher nicht überflüssig ist, daß jedem Volke seine eigenen Sitten und Gesetze als die vortrefflichsten erscheinen.

Nach jenen Anschauungen mögen die Völker gelebt haben, über welche sich der Strom der Indogermanen ergoß. Es war nicht immer leicht, sie zu unterjochen oder auszurotten, denn den Eindringlingen trat, wie wir aus Strabo, Herodot und Diodor lernen können, manch tapferer und nach guten Gesetzen lebender Stamm entgegen, der erst nach schweren Kämpfen seine Eigenart aufgab. Daher haben sich denn auch in dem Machtbereich der Griechen und Römer fremdsprachige Völker noch sehr lange erhalten, ja bis auf die heutige Zeit hat sich in den Basken der letzte Rest einer vorindogermanischen europäischen Bevölkerung behauptet.

Aeußerlich betrachtet, siegte fast überall die indogermanische Cultur. Sprache, Recht und Sitte erscheinen, oberflächlich angesehen, durchaus als indogermanisch. Aber in den niederen Schichten des Volkes hielt sich unendlich viel von den alteinheimischen Anschauungen, wenn es auch meistens in der Literatur entweder gar nicht beachtet oder als unsittlich bekämpft wurde. Aus einigen Anzeichen können wir uns noch heute eine Vorstellung von dem Verlauf des Kampfes machen.

Am schnellsten gaben die Frauen ihre alte politische Stellung auf. Da die Indogermanen der herrschende Stamm wurden, so drangen im öffentlichen Recht ihre Grundsätze überall durch. Nach einer alten Sage, welche uns der Kirchenvater Augustinus aufbewahrt hat, besaßen die Athenerinnen in vorgeschichtlicher Zeit Stimmrecht, verloren es aber zur Strafe, weil sie Poseidon beleidigt hatten. In geschichtlicher Zeit sind es nur vereinzelte Erscheinungen, wenn der Philosoph Plato in seinem idealen Staate auch weibliche Beamte hat, oder wenn die Frauen in der Landschaft Lavedan noch im vierzehnten Jahrhundert nach Christus an öffentlichen Abstimmungen theilnahmen. Immerhin werden freilich selbst in geschichtlicher Zeit weibliche Schiedsrichter in politischen Angelegenheiten erwähnt.

Weniger schnell verschwand die alte Sitte, die Geschlechter nach Müttern zu rechnen. Herodot kennt sie noch in voller Ausbildung bei den Lyciern. Vereinzelt kommt es bei den Griechen vor, daß ein Sohn nach seiner Mutter, also z. B. Apollo nach Leto als Letoide genannt ist, dagegen wird in altitalischen Inschriften zur näheren Bezeichnung der Person oft die Mutter statt des Vaters oder wenigstens neben dem Vater genannt. Selbst im Mittelalter haben sich noch mehrere Reste jener Sitte erhalten. Jeanne d'Arc führte ihren Namen nach ihrer Mutter. In Deutschland kommt es im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert noch mehrfach vor,

daß Jemand nicht, wie sonst üblich, nach seinem Vater, sondern nach seiner Frau (z. B. vir domine Conegundis) oder nach seiner Mutter (filius domine Gutte) oder gar nach seiner Schwester (frater domine Lise) bezeichnet wird. Wenn ferner unter den heutigen Familiennamen viele wie Jakobsen, Matthiessen die Abstammung von einem Manne bezeichnen, so gab es daneben, wie ein neuerer Forscher, Lübben, im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (Bd. VI.) ausgeführt hat, in älterer Zeit eine Reihe anderer Namen, welche die Abstammung von einer Frau bezeichneten, also auf eine Sitte hindeuten, die Söhne nach der Mutter zu nennen. Bis auf den heutigen Tag hat sich wenigstens noch ein solcher Name erhalten, nähmlich Vernaleken d. h. Sohn der vrouwen Aleken (Frau Adelheid). So reichen die letzten Spuren jener Anschauungen, welche vielleicht vor dreitausend Jahren bei den Ureinwohnern geherrscht haben, bis in unsere Zeit.

Bei dem Widerstreit der Ideen konnten tiefe sittliche Conflicte nicht ausbleiben. Für wen sollte die Frau bei einem Kampfe ihres Mannes mit ihrer Familie Partei ergreifen? Nach dem einen Rechte gehörte sie zum Manne, nach dem andern zu der Mutter und den Brüdern. In einer alten nordischen Bearbeitung des Nibelungenliedes tritt die alteinheimische Anschauung noch deutlich hervor. Der größte Schmerz ist für das Weib der Tod des Bruders, nicht des Gatten. Als Brynhild über die Ermordung Sigurds frohlockt, ruft Gunnar erbittert: „Du wärest würdig, Weib, daß wir Dir hier vor den Augen Atli erschlügen, daß Du sähst an dem Bruder blutige Wunden!“ Und später rächt, derselben Anschauung getreu, Gudrun ihren Bruder an ihrem eigenen Gatten Atli. Der Gedanke kehrt bei den verwandten, obwohl räumlich weit getrennten Persern in einer von Herodot überlieferten Erzählung wieder. Als Darius den Intaphernes mit seinen Söhnen und allen männlichen Verwandten zum Tode verurtheilt hatte, gestattete er der Gattin des Intaphernes, einen von ihnen loszubitten. Sie wählte ihren Bruder und antwortete, nach ihren Beweggründen gefragt: „Einen anderen Mann kann ich bekommen, wenn die Gottheit will, und andere Kinder, wenn ich diese verliere, einen anderen Bruder aber kann ich nicht bekommen, nachdem mir Vater und Mutter gestorben sind.“ Fast wörtlich kehrt diese Idee in der Antigone des Sophokles wieder, und wenn es auch zweifelhaft ist, ob die betreffende Stelle schon von Sophokles selbst herrührt, so muß Sie doch jedenfalls schon im Alterthum eingeschoben sein, da sie von Aristoteles angeführt wird.

Wunderbar haben sich, so sehr auch das patriarchalische Princip Anfangs in den Vordergrund trat, die beiden einander widerstrebenden Ideen in Recht und Sitte bei allen Völkern gemischt. In reiner Ausprägung finden wir sie nirgends, da weder die patriarchalische Familie im Stande war, den Einfluß der alteinheimischen Anschauungen ganz abzuweisen, noch andererseits diese vollständig durchdringen konnten. Am besten erhielt sich die

patriarchalische Familie bei den Indern. Scharf betonen die Gesetzbücher die Abhängigkeit des Weibes auf jeder Lebensstufe: Als Mädchen, sagen sie, gehorcht das Weib dem Vater, als Frau dem Manne, als Wittwe den Söhnen, selbstständig ist sie niemals. Verächtlich wird sie deswegen keineswegs behandelt. Freilich wird ihr überall Gehorsam und Unterwerfung eingeschärft, es fällt auch manch' hartes Wort über den Leichtsinn und die Unzuverlässigkeit der Frauen, aber diesen Aeußerungen stehen andere gegenüber, die in ebenso überschwänglicher Weise ihre Würde und Bedeutung betonen. Ist der Mann der Herr (patis), so ist die Frau Herrin (patni); die Gemahlin des geistlichen Lehrers hat Anspruch auf ähnliche Ehrfurchtsbezeugungen, wie sie ihrem Gatten gezollt werden; die Gesetzbücher befehlen, sie durch Berühren der Füße (eine in der indischen Sitte öfter vorkommende Grußform) zu grüßen.

Das patriarchalische Princip ist auch darin durchgedrungen, daß die verheiratete Tochter kein Erbrecht gegen ihren Vater hat, da sie aus dessen Familie ausgeschieden ist, ebenso darin, daß bei der Verheiratung der Tochter regelmäßig nicht ihr, sondern des Vaters Wille in Betracht kommt. Trotzdem hat aber selbst das von den Brahmanen so einseitig ausgebildete Recht anderen Anschauungen Raum gewährt, indem es den Brautkauf als unsittlich verbot und den Brautraub wenigstens auf die Kriegerkaste beschränkte. Noch viel mehr treten diese Anschauungen in dem Bilde hervor, welches wir aus der Poesie von der Stellung der Frauen gewinnen. Der Preis von Frauentugend und Frauenschönheit, dem wir so häufig begegnen, widerspricht allerdings dem patriarchalischen Princip nicht, wohl aber die Selbstständigkeit, welche die Weiber in manchen anderen Beziehungen beanspruchen. Charakteristisch ist dafür besonders die Sitte der Gattenwahl, nach welcher Königstöchter, wenn sie sich verheiraten wollten, an einem bestimmten Tage alle ihre Bewerber vor sich beschieden, um einen aus ihnen zu ihrem Gemahl zu machen.

Die herrschende Eheform bei den Indern ist Vielweiberei, doch scheint die Stellung der Frauen nicht sehr darunter gelitten zu haben. Merkwürdig ist, daß das große indische Nationalepos, das Mahabharatam, sogar von einem Fall von Vielmännerei weiß, der aber im Rechtsleben der indischen Indogermanen durchaus vereinzelt steht.

Bei Griechen und Römern blieben die einheimischen Anschauungen für die Sklaven, d. h. für den untersten und zugleich den zahlreichsten Stand maßgebend. Vom Standpunkt der Sitte und der Religion aus gab es allerdings auch Sklavenehen, die unter ähnlichen Feierlichkeiten wie die der Freien eingegangen wurden. Auch verlangte man von den aus solchen Verhältnissen stammenden Kindern die volle Ehrfurcht gegen ihre Eltern, was dann juristisch wichtig werden konnte, wenn Eltern und Kinder später freigelassen wurden. Aber im Uebrigen erkannte das Recht diese Ehen nicht

an. Dieselben konnten von dem Herrn oder den Herren der Gatten jederzeit willkürlich gelöst werden, und die Kinder folgten ohne Unterschied der Mutter, auch wenn der Vater in dem Eigenthum eines Anderen stand. Selbst wenn alle Theile später freigelassen wurden, bestand dennoch keinerlei Erbrecht gegen den leiblichen Vater. Wenn von den Eltern einer frei, der andere Sklave war, so entschied nach dem erwähnten Princip lediglich der Stand der Mutter.

Ebenso behauptete sich diese Anschauung für den Concubinat, d. h. für ein Verhältniß, welches in allen wesentlichen Punkten der heutigen Ehe zur linken Hand gleicht. Auch der Concubinat, der übrigens gesetzlich durchaus erlaubt war, ist ein streng monogamisches Verhältniß, von der Ehe nur dadurch unterschieden, daß die Frau nicht als ebenbürtige Genossin des Mannes gilt, und daß die Kinder der Mutter folgen, von dem Vater aber weder den Namen noch das Vermögen erben. Der Concubinat war zu allen Zeiten verbreitet und gewann in der allgemeinen Sittenverderbniß, welche im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt begann, sogar noch erheblich an Ausdehnung.

Für die vornehmeren Frauen galt das patriarchalische Princip mit der Modification, daß in der griechisch-römischen Culturwelt die Einzelehe die allgemeine, wenn auch nicht ausnahmslos herrschende Eheform ist. Bei den Spartanern soll Vielmännerei in der Weise vorgekommen sein, daß mehrere Brüder gemeinschaftlich eine Frau nahmen, und andererseits ist bei ihnen ebenso wenig wie bei den Athenern die Vielweiberei ausgeschlossen.

Die Frau trat also bei den Griechen und Römern in älterer Zeit aus ihrer leiblichen Familie in die des Mannes und führte, wenigstens bei den Griechen, von ihrer Verheiratung an zusätzlich zu ihrem Namen nicht mehr den Namen ihres Vaters, sondern den ihres Mannes im Genitiv, so daß auch äußerlich der veränderte Familienstand Ausdruck fand. Die Stellung der Frauen war eine würdige, aber streng auf das Haus beschränkte. Vor fremden Männern erschien die züchtige Hausfrau nur in Begleitung von Dienerinnen. Ihr lag die Aufsicht über die Mägde ob, in andere Angelegenheiten durfte sie sich nicht mischen. Es galt als schicklich und löblich, als Telemach, der soeben erwachsene Sohn, seine eigene Mutter in diese Schranken zurückwies. Daß Frauen, wie Arete, die Gemahlin des Alkinoos, auch Streitigkeiten von Männern schlichteten, war Ausnahme.

Die Stellung der griechischen Frauen zur Zeit Homers läßt sich am besten mit der der indischen Frauen vergleichen. Hier wie dort finden wir strenge Abhängigkeit in allen juristischen Beziehungen vom Vater, vom Manne oder vom Sohne zugleich mit einer hohen Meinung von weiblicher Tugend und Würde. Später steigerten sich bei den ionischen Griechen, namentlich den Athenern, die Ansprüche an weibliche Zurückhaltung und führten bisweilen zu einer fast haremartigen Abschließung der vornehmen Frauen.

Indeſſen fehlt es trotz alledem nicht an Spuren von ganz entgegengeſetzten Tendenzen. Dahin iſt es zu rechnen, wenn die Athener zum Bürgerrecht nicht nur die Abſtammung von einem Bürger, ſondern auch von einer Bürgerin verlangten, da nach patriarchaliſchem Princip nur der Stand des Vaters in Betracht gekommen wäre. Auch die hohe Achtung, welche die Hetären in Athen genoſſen, geht auf andere Anſchauungen zurück. Endlich hat auch Solon den Brautkauf aufgehoben, indem er verbot, Töchter und Schweſtern zu verkaufen, dafür aber freilich auch die ſich mehr und mehr ausbreitende Sitte, Mitgiften zu geben, auf einen ſehr geringen Umfang beſchränkte, da er als höchſtes Maß drei Feierkleider erlaubte.

Viel ſtärker machten ſich jene Tendenzen anderwärts geltend. Der Begriff der Weiberherrſchaft war den griechiſchen Schriftſtellern durchaus geläufig und ſie beſaßen ſogar ein eigenes Wort für das Stehen unter Weiberherrſchaft (γυναικρατεῖσθαι). Es ſcheint, als ob auch das Symbol für dieſe ehrwürdige Inſtitution ſeit Urzeiten daſſelbe war wie heute. Bekanntlich iſt der männlichſte Held der griechiſchen Sage, Herkules, dem allgemeinen Schickſal der Männer nicht entgangen, da er Jahre lang in der Knechtſchaft einer Frau verbringen mußte, und wenn wir Lucian glauben dürfen, ſo pflegte ihn Omphale mit einer Sandale oder, modern zu ſprechen, mit einem Pantoffel zu züchtigen. Selbſt die Inſignien der Herrſchaft haben ſich alſo bis auf unſere Tage als ſolche erhalten.

Wir ſind gewohnt, die Weiberherrſchaft als ein Zeichen der Verweichlichung des Volkes aufzufaſſen. Für das Alterthum trifft dies nicht unbedingt zu. Ariſtoteles behauptet ſogar im Gegentheil, daß jene gerade bei den kriegeriſchen Stämmen vorkomme, weil die Männer derſelben in den regelmäßig wiederkehrenden Feldzügen lange Zeit vom Hauſe abweſend zu ſein pflegten. So zählte er denn auch, wie es übrigens im Alterthum allgemein geſchah, mit Recht von den Griechen die Spartaner zu den unter Weiberherrſchaft ſtehenden Völkern. Das Hausregiment kam hier unumſchränkt den Frauen zu, und ſelbſt in die öffentlichen Angelegenheiten miſchten ſie ſich in einer für die übrigen Griechen geradezu anſtößigen Weiſe. In Sparta betrachtete man dies als einen Vorzug. Als eine Fremde der Gorgo, der Gemahlin des Leonidas, gegenüber bemerkte, daß nur die Weiber der Spartaner über ihre Männer herrſchten, antwortete dieſe: weil wir allein Männer gebären. Den Joniern blieb freilich dies ganze Weſen unverſtändlich und die männliche hochgeſchürzte Tracht und das freie Benehmen der Spartanerinnen erſchien ihnen ebenſo unzüchtig, wie es uns heutzutage erſcheinen würde. Gewiſſermaßen zur Erklärung erzählte man, Lykurgos habe urſprünglich auch die Weiber ſeiner ſtrengen Zucht unterwerfen wollen, bald aber ſein Unternehmen als hoffnungslos aufgegeben.

Noch ſchroffer als in der ſpartaniſchen Verfaſſung treten die erwähnten Tendenzen bei Plato, dem attiſchen Philoſophen, auf. Plato verlangt in der „Politik“ für ſeinen idealen Staat Weibergemeinſchaft und überhaupt

gleiche Rechte für Männer und Frauen, unterwirft Letztere aber, als wollte er die äußersten Consequenzen der Frauenemancipation klarlegen, auch denselben Pflichten, einschließlich der Militärpflicht. Die Kinder sollten allen gemeinsam sein und an besonderen Orten von Wärterinnen so erzogen werden, daß keine Frau ihr eigenes Kind erkennen könnte. Plato versprach sich davon sehr segensreiche Folgen für die Liebe der Bürger untereinander, da die Gleichaltrigen auf diese Weise sich als Brüder und alle Jüngeren als ihre Kinder ansehen würden. In reiferem Lebensalter mochte er diese Ideen als undurchführbar erkennen, denn in seinen später geschriebenen „Gesetzen" tritt er bereits viel milder auf und läßt namentlich die Weibergemeinschaft vollständig fallen. Auch hier erscheinen aber noch weibliche Beamte als Aufseherinnen über die Ehen und selbst die Militärpflicht der Frauen hebt er nicht auf. Ein Familienleben fehlt dem Platonischen Staat selbstverständlich; der Philosoph verlangt daher öffentliche Speisungen nach Art der spartanischen gemeinschaftlichen Mahle und will daran sogar die Weiber theilnehmen lassen. Daß er mit seinen Tendenzen auch in der milderen Form auf starken Widerspruch stieß, beweist die herbe Kritik, welcher Aristoteles in der „Politik" seine Ansichten unterzog.

Der von Aristoteles aufgestellte Satz, daß gerade die kriegerischen Völker zur Weiberherrschaft neigen, trifft auch auf die Römer zu. Es ist sehr interessant, den geschichtlichen Proceß zu beobachten, in welchem die alteinheimischen Anschauungen sich gegenüber dem altrömischen d. h. dem indogermanischen Rechte Geltung verschafften.

Eine Ehe konnte ursprüglich durch confarreatio d. h. durch ein feierliches Opfer oder in Form eines Kaufes eingegangen werden. Die Frau kam dadurch mit ihrem ganzen Vermögen in die Gewalt (manus) ihres Mannes und war nach dem Ausdrucke der Römer juristisch wie eine Tochter anzusehen. Nur soll schon Romulus den Verkauf der Frau bei strenger Strafe verboten haben. Nach der Sitte war natürlich die Frau Herrin des Hauses und wenn die Juristen sagen, ihr ganzes Vermögen sei an den Mann gefallen, so bedeutet das, in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übersetzt, daß alles Vermögen den Ehegatten gemeinschaftlich wurde, aber unter der Verfügungsgewalt des Mannes stand, wie es auch noch heute bei dem in Deutschland weit verbreiteten Rechte der Gütergemeinschaft der Fall ist. Den Namen scheinen die römischen Frauen bei der Verheiratung auch in ältester Zeit nicht gewechselt zu haben, denn in der römischen Sage werden sie durchgehends nach dem Geschlechte des Vaters, nicht des Mannes genannt. Die Gemahlin des Tarquinius Superbus heißt Tullia, die Gemahlin des Tarquinius Collatinus Lucretia.

Obgleich die Frau in der alten Ehe eine sehr geachtete Stellung einnahm, so muß dennoch im römischen Volke eine weitverbreitete Abneigung dagegen bestanden haben. Man vermied daher die gesetzlich anerkannte Ehe

überhaupt und zog es vor, sich ohne jede Form zu verbinden. Allerdings genossen die so verheirateten Frauen eine geringere Achtung und hatten auch auf die Bezeichnung materfamilias keinen Anspruch, aber die Sitte mißbilligte diese Verhältnisse nicht und jedenfalls wurde es dabei vermieden, daß die Frau unter die Gewalt des Mannes kam. Wir kennen die ältere römische Rechtsgeschichte leider zu wenig, um zu wissen, wann diese Ehen gesetzliche Anerkennung erlangten. Vermuthlich waren sie schon im Anfange der Republik ziemlich häufig, jedenfalls hatten sie gegen Ende derselben die alte Ehe fast völlig verdrängt. Eine höhere Weihe genoß diese freilich noch immer; die Inhaber gewisser priesterlicher Aemter mußten in Form der confarreatio verheiratet sein, die Vestalinnen aus confarreirten Ehen stammen.

In der freien Ehe war die Frau von dem Manne durchaus unabhängig. Ihm fiel nur dasjenige Vermögen zu, was ihm ausdrücklich als Mitgift übergeben wurde, alles übrige verblieb der Frau, und wenn sie ihm die Verwaltung desselben übertrug, so wurde er wie jeder andere Verwalter angesehen. Das Verhältniß war jederzeit löslich, jeder Theil konnte beliebig die Scheidung aussprechen. Erst sehr spät ist dies unter dem Einfluß der christlichen Kirche beschränkt worden.

Im Allgemeinen hat das römische Recht sich stets von solchen Institutionen freigehalten, welche heute unser sittliches Gefühl beleidigen. Zuchtlosigkeiten, wie sie in der Verfassung des Lykurgus vorkommen, suchen wir bei ihnen vergebens. Von der Sitte aber läßt sich nicht dasselbe sagen. Es war bei der Leichtigkeit der Ehescheidung eine weitverbreitete Gewohnheit, sich von den Frauen, selbst nach langjähriger Ehe, lediglich deshalb zu trennen, damit sie ein Freund heiraten könne, und sie dann auch wohl nach dem Tode des zweiten Gatten wieder zu sich zu nehmen. Wenn Männer wie Cato so handeln konnten, so läßt das auf die Verbreitung von sittlichen Anschauungen schließen, die von den unseren grundverschieden sind. Einzelne Traditionen von unzüchtigen Mysterien, welche auch in Rom Eingang fanden, lassen uns ahnen, daß der Hintergrund, vor dem sich die glänzende klassische Periode abspielte, noch viel düsterer war.

Eine völlige Sittenverderbniß riß in den letzten Jahrhunderten vor Christus ein. In den Bürgerkriegen ging ein großer Theil des alten Adels zu Grunde, und dafür bereicherten sich eine Menge von Leuten aus den niedrigsten Schichten des Volkes bei den zahlreichen Proscriptionen. Diese Personen, welche ganz gewiß nicht zu den edelsten Elementen der unteren Stände gehörten, brachten, als sie mit der herrschenden Klasse in nähere Beziehungen traten und bisweilen sogar Familienverbindungen eingingen, Anschauungen mit, welche bisher nie an die Oberfläche des Volkslebens gedrungen waren. Auf diese Weise erfolgte in den römischen Sitten ein Umschwung, wie er so plötzlich uud radical in der Geschichte ohne Gleichen ist.

Die altrömische Zucht hatte sich auch auf die Frauen in ihrer ganzen Strenge erstreckt, es war für diese schon ein todeswürdiges Verbrechen gewesen, wenn sie beim Weintrinken ertappt wurden. Die beiden großen römischen Revolutionen waren nach der Sage wegen Verletzung der Frauenkeuschheit ausgebrochen. Die Römer hatten es sowohl unter dem letzten Könige Tarquinius Superbus wie unter den Decemvirn geduldet, daß unter ihnen ein Schreckensregiment aufgerichtet wurde, und daß zahlreiche Männer ohne Urtheil und Recht ihr Leben verloren, aber sie empörten sich, als die Gewalthaber die Ehre eines Weibes antasteten. Bei diesem selben Volke geschah es um Christi Geburt, daß Frauen und Mädchen der vornehmsten Familien sich in der schamlosesten Weise prostituirten. Alle Strafandrohungen waren dagegen machtlos, und Augustus, der geglaubt hatte, der Wiederhersteller der Sitten werden zu können, erlebte in seiner eigenen Familie die ärgsten Scandale. Was unter den späteren Kaisern geschah, ist für einen modernen Schriftsteller geradezu unbeschreiblich. Die scheußlichsten Ausgeburten einer bis zum Wahnsinn erhitzten Phantasie wurden damals zur That. Die beiden einander entgegengesetzten ethischen Anschauungen hatten sich nach langem Kampfe gegenseitig vernichtet und einem moralischen Nihilismus der schlimmsten Art Platz gemacht.

Dieselben feindlichen Ideen, wie bei den Indern, Griechen und Römern, erkennen wir, obgleich unter anderen Formen, auch bei den Slaven und Germanen.

Abhängig ist die Frau nach dem alten Rechte auch bei den Slaven; selbst in den Hochzeitsgebräuchen findet der Gedanke Ausdruck, daß sie in eine Art von Knechtschaft tritt. In der ersten Nacht hat nach einer uralten Sitte, die früher allgemein war und heute noch in Bauerngemeinden vorkommen soll, die Neuvermählte dem Gatten zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit die Schuhe auszuziehen. „Ich will den Sohn einer Magd nicht entschuhen," sagte nach Nestors Chronik die Tochter von Ragwald, als sie die Werbung des Fürsten Wladimir ablehnte. Auch die Vielweiberei, die bei einzelnen Großen, wie Wladimir, alle Grenzen überstieg, mußte die Stellung der Frauen drücken. Trotzdem waren in der slavischen Welt Charaktere möglich, wie die „heilige" Olga, jenes gewaltige Mannweib, das nach der russischen Sage unter schwierigen Verhältnissen mit fester Hand die Zügel der Herrschaft für ihren unmündigen Sohn ergriff und behauptete, aber sich nicht scheute, Gesandte lebendig zu begraben und tausende von Menschen heimtückisch ermorden zu lassen, um ihren getödteten Gemahl zu rächen. Gerade bei den Slaven tritt die Idee der Weiberherrschaft in ihrem Zusammenhang mit Sinnlichkeit und Grausamkeit besonders deutlich hervor. Ein neuerer Schriftsteller, Sacher-Masoch, giebt uns in den meisten seiner Werke eine poetische Darstellung der Art, wie sie noch heute im slavischen Volke fortlebt.

Was die Germanen betrifft, so wurde schon oben bemerkt, daß nach

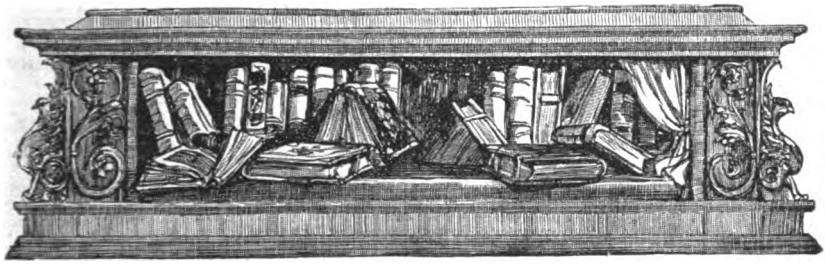
einer weit verbreiteten Anschauung allerdings dem Weibe eine höhere Weihe zukam, obgleich auch bei ihnen nach dem herrschenden Rechte die Frau in der Gewalt des Mannes stand. Die christliche Kirche stellte sich zu jener Idee nicht freundlich, sondern feindlich, und sah in denjenigen weiblichen Charakterzügen, welche den Alten göttlich erschienen waren, nur das Dämonische. Die Priesterinnen der Götter wurden zu Priesterinnen des Teufels, welche auf dem Blocksberg ihre Orgien feierten, die heiligen Frauen zu Hexen. Nur in der Verehrung der Jungfrau Maria erhielt sich Vieles von der alten Idee.

Noch einmal erhob sich der Frauencultus in dem Ritterthum zur vollen Blüthe. Es ist bekannt, daß der Ritterstand zu dem bei weitem größten Theile aus früheren Unfreien und Hörigen erwuchs. Die Nachkommen der Ureinwohner, welche vor Jahrhunderten von den eindringenden Indogermanen unterjocht worden waren und seitdem die niedrigeren Stämme gebildet hatten kamen jetzt wieder zu Ehre und Ansehen, und mit ihnen tauchten auch die alten Ideen auf, die lange Zeit in den Familien der Hörigen versteckt gehegt waren. Der Proceß bietet eine Analogie zu der socialen Revolution dar, welche in Rom durch die Proscriptionen der Bürgerkriege herbeigeführt, wurde. Aber während in Rom gerade die gemeineren Elemente des niederen Volkes emporstiegen und, unfähig etwas Neues zu schaffen, lediglich eine vollständige Ausartung veranlaßten, war das Ritterthum von Ideen getragen, denen sich der sittliche Gehalt nicht absprechen läßt, wenn es auch zu vielen Ausschreitungen kam, die in den gefärbten Darstellungen der neueren Zeit meistens nur allzu sehr in den Hintergrund treten.

Nach dem Niedergange des Ritterthums nahmen die Frauen ihre frühere Stellung wieder ein und haben sie bis auf die heutige Zeit behalten. Aber auch jetzt noch sind für Denjenigen, der schärfer beobachtet, die alten Gegensätze wohl erkennbar. Die Frau tritt freilich in den Stand und in die Familie des Mannes ein, und während sie noch im sechszehnten oder siebzehnten Jahrhundert ihren Mädchennamen weiter trug, nimmt sie bei uns den Namen und nach einer weit verbreiteten Sitte sogar den Titel des Mannes an. Es ist ein Kennzeichen der verheirateten Frau, daß sie den Namen des Vaters abgelegt hat; die Neuvermählte unterschreibt das Protokoll des Standesbeamten zum ersten Mal mit dem neuen Namen, und wenn der Prediger sie nach manchen Kirchenordnungen noch mit dem Namen des Vaters anredet, so liegt darin ein absichtliches Ignoriren des vorangegangenen civilen Actes. Aber trotzdem bleibt die Frau auch juristisch im Zusammenhang mit ihrer bisherigen Familie, wie sich namentlich im Erbrecht zeigt. Es ist auch interessant, zu beobachten, wie das Rangverhältniß der Geschlechter schwankt. Im Salon nimmt die Frau, in der Kirche und dem Gerichtssaale der Mann die erste Stelle ein. Die Verlobungsanzeige nennt zuerst die Braut, die Heiratsanzeige zuerst den Gatten; nur Kirche

und Standesamt lassen auch in der Zeit der Verlobung für ihre Anzeigen das Gesetz der Galanterie nicht gelten.

Die politischen Rechte sind den Frauen bis in die neueste Zeit durchweg vorenthalten; und wo die gewöhnliche Familienordnung herrscht, haben sie keinen Sinn, da sie vermuthlich nach Anweisung der Väter oder Ehemänner ausgeübt werden würden, soweit es nicht etwa den Geistlichen gelänge, Einfluß darauf zu erhalten. Aber freilich gehen die auf Frauen-Emancipation gerichteten Tendenzen sehr viel weiter, indem sie in ihren letzten Folgerungen Weiber- und Gütergemeinschaft erstreben. Würde eine Vorkämpferin der Frauen-Emancipation ihre letzten Wünsche sich selbst und dem Publikum ohne jeden Rückhalt klarlegen, so würden sie dem sehr ähnlich sein, was Plato in seiner „Politik" forderte, und würden auch thatsächlich auf denselben uralten Anschauungen über die natürliche Bestimmung des Weibes beruhen. Was vor zweitausend Jahren gedacht und gewollt wurde, eröffnet uns das Verständniß für die Ideen, die noch heute die Welt bewegen.



Die neueſten Romane von Daudet und Zola.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

Sappho, Pariſer Sittenbild von Alphonſe Daudet*).

Die beiden neueſten Romane von Alphonſe Daudet und Emil Zola ſind in ſchneller Folge aufeinander erſchienen; ich habe ſie auch zufällig beide unmittelbar nacheinander geleſen. Dieſer Zufall legte es nahe, ja, forderte ſogar dazu heraus, eine Vergleichung zwiſchen den beiden Schriftſtellern anzuſtellen, die ſeit dem Tode Flauberts in der Gunſt des Publikums und nach dem Urtheil der Kritik wohl entſchieden die erſten Stellen in der erzählenden Dichtung des gegenwärtigen Frankreichs einnehmen. Unwillkürlich habe ich auch während des Leſens bei dem Verſuche, dieſe Erzählungen in einen Zuſammenhang mit der Geſammtheit des dichteriſchen Schaffens des Einen und des Andern zu bringen, bei beſonders hervorſpringenden Einzelheiten dieſen Vergleich angeſtellt; aber das Ergebniß dieſes Bemühens iſt doch ein ſehr dürftiges geblieben, und ich bin zu dem Schluſſe gekommen, daß Daudet und Zola weder in ihrer Uebereinſtimmung noch in ihren Gegenſätzen zu einer intereſſanten Parallele geeignet ſind.

Ueber Eines kann die Lectüre der beiden Schriften kaum einen Zweifel laſſen: über das ungleich ſchwerere Gewicht des Zola'ſchen Talentes. Daudet iſt viel dünnſchichtiger. Sein Wort dringt weniger tief ein und ſitzt viel lockerer als das tief einſchneidende Wort Emil Zolas. Dafür beſitzt er wiederum andere Eigenſchaften, die Zola leider gänzlich verſagt ſind. Er iſt liebenswürdiger und anmuthiger, er weiß noch, was Anſtandsgefühl iſt.

*) Paris, G. Charpentier u. Cie. 1884.

Zola besitzt dafür gar keinen Sinn mehr, wenn er ihn überhaupt je besessen hat; und der Klarheit und Anschaulichkeit des Vortrages unterordnet er alles Uebrige rücksichtslos.

Aus dieser Bemerkung darf übrigens nicht gefolgert werden, daß „Sappho" ein Buch sei, das man unbedenklich jungen Mädchen in die Hand geben dürfe. Der Roman ist in seiner ganzen Fabel, in der Gestalt der Heldin und in der Schilderung der Einzelheiten gerade so schlimm wie die schlimmsten Zola'schen „Sittenbilder", und er wirkt vielleicht noch unangenehmer und abstoßender als diese, gerade weil den Leser niemals die Empfindung verläßt: der Dichter, der uns hier mit diesen Unsauberkeiten beschäftigt, ist sich der Unreinlichkeit vollkommen bewußt und bemüht sich offenbar, uns das Widerwärtige wenigstens mundgerecht zu machen. Bei Zolas nüchterner, objectiver, docirender Art des Vortrages von Ungeheuerlichkeiten hat man das bestimmte Gefühl: dem Manne fehlt Etwas — nämlich das, was wir Anstandsgefühl oder Schamgefühl nennen. Wenn er wüßte, wie abscheulich und ekelhaft das ist, was er ohne alle Erregung und ohne den geringsten Versuch, die verletzende Brutalität des Vorwurfs und des Ausdrucks irgendwie zu mildern, ganz unbetheiligt erzählt, so wäre es diesem ehrlichen und bedeutenden Talente nicht möglich, sich in der breiten Ausmalung dieser wüsten Unanständigkeit zu gefallen. Zola sagt die stärksten Unfläthigkeiten wie etwas Selbstverständliches. Das Publikum hat sie hingenommen zunächst mit Befremden, ja mit Entrüstung, oder der eigenthümlichen Freude an der Enthüllung des gewöhnlich Verborgenen, dann mit einem gewissen komischem Erstaunen über die unglaubliche Keckheit des Menschen, der so etwas schwarz auf weiß zu geben keinen Anstand nimmt, und endlich mit einem Gefühle aufrichtigen Bedauerns über die Verirrung eines der bedeutendsten unter den lebenden Schriftstellern. Und alles das zusammen hat zu dem ungewöhnlichen buchhändlerischen Erfolge der Zola'schen Schriften sehr wesentlich beigetragen.

Das von Zola gegebene Beispiel ist nicht vereinzelt geblieben. Ein jeder Dichter und Schriftsteller hat in seinem künstlerischen Wirken den Zwang der Rücksichten oft bitter empfinden müssen. Plötzlich hat er sich den Kopf an den Schranken gestoßen, die nach der allgemeinen Uebereinkunft die gute Sitte zwischen dem Erlaubten und Unerlaubten errichtet hat. Er hat sich klar machen müssen: bis hierher und nicht weiter. Für Zola haben diese Schranken aber nie bestanden, und da nun die Andern gesehen haben, wie sich dieser eine, ohne einen Laut der Entschuldigung vorzubringen, gemüthlich darüber hinwegsetzt, haben auch sie den lästigen Zwang nicht länger anerkennen wollen. Und so ist es gekommen, daß das Gebiet, auf welchem sich die französische Erzählung der Gegenwart bewegt, ein nach der Richtung des früher Verbotenen hin allerdings ungemein erweitertes geworden ist. Ob diese Annexion aber der Dichtung Frankreichs zu gute kommt, das ist freilich mehr als zweifelhaft; denn es ist natürlich, daß nun vorzugsweise

das neue, erst in den letzten Jahren zugewonnene Gebiet vor allem ausgebeutet wird.

Die gesammte französische erzählende Dichtung hat sich daher in dieser neuesten Zeit sowohl in der Wahl der Stoffe, wie auch ganz besonders im Vortrage, im Ausdrucke in einer höchst auffälligen Weise verschlimmert. Wenn man in der Hetzjagd der literarischen Neuigkeiten, die sich an uns herandrängen und abgethan sein wollen, sich einen Augenblick Ruhe gönnt, um einigermaßen wieder zu Athem zu kommen, wenn man sich dann überlegt, was man in den letzten Jahren gelesen hat, und zugleich daran denkt, welche Romane in unsern jüngeren Jahren, etwa vor zwei Jahrzehnten durch die Kühnheit ihrer Conflicte und die Energie ihrer Sprache unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und unser Interesse entflammt haben, dann muß man in der That staunen, wie wir es so herrlich weit gebracht! Wo sind die Zeiten geblieben, da vorsichtige Damen Anstand nahmen, einzugestehen, daß sie den neuesten Roman der George Sand gelesen hätten? Da Balzac wegen seiner Waghalsigkeit angestaunt wurde, die harmlosen Zoten Paul de Kocks die tugendhafteste Entrüstung erregten, „Fanny" von Ernest Feydeau als durch und durch verwerfliches Werk in die Acht erklärt und „Madame Bovary" von Flaubert wegen seiner unsittlichen Tendenz sogar vor den ordentlichen Richter gestellt wurde? Den Lesern der neuesten französischen Romane erscheinen alle diese Werke so zahm, so unverfänglich wie nur möglich. Das, was früher kaum angedeutet wurde, wird jetzt ganz unverblümt mit rohester Offenheit ausgesprochen, und was jetzt in gar nicht mißzuverstehender Weise angedeutet wird, wagte man früher nicht mit einer Silbe auch nur zu streifen.

Ja, das Gebiet der französischen Erzählung hat sich allerdings „erweitert", aber was gewonnen worden ist, ist lediglich der Gemeinheit, der Versumpfung abgerungen. Nicht nur stofflich, auch in der Form. Auch die Bereicherung der Sprache, deren sich die französischen Erzähler jetzt ohne Bedenken bedienen, hat denselben schlammigen Ursprung. Das Bestreben, die Sprache der Dirnen, der Kasernen und der Kneipen literaturfähig zu machen, ist freilich von überraschenden Erfolgen begleitet gewesen.

In demselben Maße aber, in dem sich die Kühnheit der Erzähler gesteigert hat, ist auch die Duldsamkeit der Leser gewachsen. Die Autoren bieten das Stärkste, und wenn sich auch das Schamgefühl des Lesers dagegen sträubt, und er dieses Stärkste als unzulässig, als unerträglich zurückweist, so nimmt er nun schon das Starke, das ihm früher durchaus verwerflich erschien, als allenfalls statthaft ohne besonderen Einspruch hin. Die Gewöhnung ist eben alles, und der Leser der französischen Romane merkt es kaum, daß man ihn allmählich dazu gebracht hat, auch den stärksten Tabak zu vertragen. So darf es auch gar nicht verwunderlich erscheinen, daß Alphonse Daudet seinen neuesten Roman „Sappho" seinen Söhnen gewidmet, und in seiner lakonischen Widmung den Wunsch angedeutet hat, daß

sie dieses Buch lesen mögen, wenn sie das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben würden. Natürlicher würde der Wunsch des Vaters erscheinen, daß seine Söhne im zwanzigsten Lebensjahre, wenn sie geistig auch noch so entwickelt seien und im Kreise ihrer lustigen Jugendfreunde alle möglichen dummen Streiche verübt haben mögen, von diesem Roman mit seiner Schilderung der lasterhaftesten unnatürlichsten Ausschreitungen möglichst wenig verstehen. Man kann sehr alt werden, sehr klug und nichts weniger als philisterhaft sein und braucht von diesen Dingen doch nichts zu wissen.

Aber diese Widmung zeigt, wie ernsthaft es Daudet mit diesem Buche gemeint hat, wie er es in der Ueberzeugung, an einem durch und durch sittlichen Werke zu arbeiten, geschrieben hat. Es soll eine fürchterliche Warnung sein, eine grausame Lehre für die unbesonnene Jugend! Und wenn man will ist es ja auch eine höchst moralische Geschichte.

Es ist die Geschichte eines jungen Mannes, der unbedacht ein Liebesverhältniß mit einer leichtsinnigen Person anfängt, das er für ein ganz flüchtiges, schnell vorübergehendes hält, für eine einmalige lustige Vertraulichkeit, die auch von dem strengsten Sittenrichter dem jungen Manne ohne Weiteres nachgesehen werden kann. Aber reicht man dem Laster den kleinen Finger, so ergreift es die ganze Hand, und nicht nur die Hand, den ganzen Leib und die ganze Seele. Durch die verhängnißvolle Verwicklung von tausend ganz und gar nicht ungewöhnlichen Dingen wird das flüchtige Verhältniß zu einem einstweilen währenden, und die Gewohnheit festigt es zu einem unlösbar dauernden. Ein Verhältniß ohne Liebe, ohne Gemüthlichkeit, ohne irgendwelche rechte Freude, mit allen Lasten und Qualen einer unglücklichen Ehe, und ohne die Berechtigung und den Respect, die dem vor Gott und den Menschen geschlossenen Bunde eigen sind, ein Verhältniß dumm und verdummend, eine schleichende Krankheit, ein chronisches Leiden, das alle Lebenslust ertödtet, die Jugend ohne Genuß aufreibt, den Beruf durchkreuzt, sittlich und geistig zu Grunde richtet, und, wenn es endlich ausgetobt hat, in dem gebrochenen Körper die ohnmächtige Verzweiflung als Erbin zurückläßt.

Das ist doch gewiß sehr sittlich! Aber welche Gräuel und Scheußlichkeiten werden im Interesse dieser bitteren Sittlichkeit enthüllt! Es ist eben zu bedauern, daß ein Mann wie Daudet, der mit den entzückenden kleinen Erzählungen seiner ersten Zeit und mit den hervorragenden Romanen seiner Vollblüthe, mit „Fromont jeune et Risler aîné“ und „Le Nabab“ bewiesen hat, wie er die Aufgabe des Dichters vollkommen erfaßt, daß er, dessen so großes und zugleich anmuthiges Talent sich hier in der rechten Bahn bewegte, daß dieser hochbegabte Dichter, der reiche Erfindung, scharfe Beobachtung und eine wahrhaft erstaunliche Gabe für lebenswahre und stimmungsvolle Schilderung besitzt, nicht begreifen will, wie es nicht nur edler und verdienstvoller, sondern auch viel praktischer wäre, wenn er seine Kräfte dafür einsetzte, die gründlich verfahrene Karre des französischen

Romans aus dem Sumpfe herauszuziehen, anſtatt mit Emil Zola an demſelben Strange zu ziehen, dem er hier durchaus nicht gewachſen iſt. Er ſollte doch an Ohnet denken und an die Urſache des erſtaunlichen Erfolges dieſes ehrſamen und geſchickten, wohlmeinenden, aber im Vergleich zu Daudet und Zola doch recht herzlich mittelmäßigen Schriftſtellers. Daudet kann ja ſo viel mehr! Aber er will nun einmal um jeden Preis energiſch, kühn und ſchneidig ſein, und das ſcheint heut zu Tage nur möglich, wenn man ſich auf das Gebiet ſtellt, das die anſtändige Geſellſchaft meidet.

Die Heldin der neueſten Erzählung iſt, wie ich ſchon in der oben gegebenen allgemeineren Charakteriſirung zu verſtehen gegeben habe, die „Klette", das Weib, das man nicht los wird, „le crampon" nennen es die Franzoſen. Dieſer weibliche Typus iſt natürlich nicht neu; er iſt in alter und neuer Zeit zu dutzenden Malen auf der Bühne und in der Erzählung geſchildert worden, in allen möglichen Varianten, harmlos und gefährlich, tugendreich und laſterhaft. Wir begegnen ihm im Theater des XVIII. Jahrhunderts, La servante maitresse (1754), Le vieux Célibataire von Collin d'Harleville (1792), in allen möglichen Poſſen dieſes Jahrhunderts, beſonders in dem luſtigen Schwank Les amours de Cléopâtre von Michel und Daru (1860). In dieſem Stücke iſt auch zum erſten Mal das Wort „crampon" gebraucht und es wird ſo definirt: „eine Perſon, die einen nicht losläßt — der Ausdruck iſt nicht ſehr gewählt, aber er bezeichnet gerade das, was dieſe Sorte von Weibern gewöhnlich iſt; wir nennen es, unter uns geſagt, eine Klammer (crampon). Verſuch's einmal dich loszumachen, wenn du kannſt."

Vorzüglich iſt dieſer Typus geſchildert in dem Schauſpiel „Diane de Lys" von Alexander Dumas dem Jüngeren, in einem epiſodiſchen Verhältniß. Der verbummelte Bildhauer Taupin hat ſchließlich ſeine Geliebte geheiratet, und wie das gekommen iſt, erzählt er etwa in folgender Weiſe: „Es kommt bisweilen vor, daß eine Frau bleibt! Man nimmt ihr gegenüber nicht beſondere Rückſichten, man glaubt, es ſei eine Kleinigkeit, jeden Tag mit ihr zu brechen, und weil man es glaubt, denkt man eben nicht weiter an den Bruch. Man liebt bei offenen Thüren und bemerkt gar nicht, daß ſie allmählich eine Thür nach der anderen ſchließt. Sie ſetzt ſich zuerſt in einem Winkel unſeres Ateliers feſt. Ihr luſtiges Lachen, ihre munteren Lieder werden allmählich Geräuſche, an die man ſich gewöhnt und die man ungern entbehren würde. Mit der den Weibern eigenthümlichen Schlauheit erſpäht ſie die Schwächen, die Eigenthümlichkeiten und kleinen Eitelkeiten des Mannes. Sie bemächtigt ſich deren, ſchläfert ſie ein und bringt es dahin, daß der Mann ſchnurrt, wie ein großer verliebter Kater. Es kommen die Stunden der Traurigkeit, des Elends, der Entmuthigung; ſie wird der unentbehrliche Vertraute, der natürliche Beiſtand; und eines ſchönen Tages, ohne daß man wüßte wieſo? und ohne daß man ſagen könnte, weshalb? iſt man der eheliche Gatte einer Perſon, die man nicht liebt, und

mit der man weder intellectuell noch sonstwie irgend welche Fühlung hat. Dann kann man nur seinen guten Freunden die Anzeige schicken: „Ich habe den Schmerz, Ihnen meinen Vermählung mit Fräulein X. X. mitzutheilen Die Leidtragenden versammeln sich um elf Uhr im Trauerhause.“ Denn es ist in Wahrheit der Tod unserer Jugend, unserer Energie, unseres künstlerischen Ehrgeizes und aller Hoffnungen unseres Lebens. Nach vollzogener Heirat bricht der Jammer los! Und so habe ich mein Leben begraben. Aus mir hätte etwas werden können, ich bin nichts; und deswegen meide ich meine Häuslichkeit, soviel ich kann. Denn wenn ich nach Hause komme, finde ich eine Frau, die alle Poesie, alle Begeisterung, alle Stimmung, alle ernsthafte Arbeit daraus verjagt hat. Ich kann nichts mehr schaffen, ich habe kein Talent mehr, ich arbeite nur noch, um meine Frau zu ernähren, und sobald ich die Handwerkerarbeit verrichtet habe, stehle ich mich davon, um die Freiheit der Anderen einzuathmen und mich auf einen Augenblick zu vergessen.“

Diese trübselige Klage des verkommenen Künstlers deckt beinahe vollkommen den Inhalt der Daudet'schen Erzählung, und wenn man nun noch an „Fanny Lear“ von Meilhac und Halévy denkt, an „La glu“ von Richepin und nebenbei auch an Esther in den „Faux ménages“ von Pailleron, an dieses „accouplement de deux êtres,“

Que l'ardeur de la vie ou bien la lassitude,
Unit par le hasard, rive par l'habitude,“

so wird Einen „Sappho“ wenig Neues lehren können.

Auf einem Costümballe, den ein reicher Architekt in seinem wundervollen Atelier veranstaltet, trifft ein vornehmer junger Südfranzose Jean Gaussin, der aus einer altadligen armen Familie stammt und in die diplomatische Laufbahn eingetreten ist, mit einer verführerischen Maske, der bekannten Fanny Legrand, zusammen. Der junge Mann hat keine Ahnung davon, wer die hübsche, wenn auch nicht mehr ganz junge Person ist, die sich ihm ohne irgend welche Zurückhaltung, ja in beinahe aufdringlicher Weise nähert. Irgend welchen Illusionen über ihre Tugendhaftigkeit kann er sich nicht hingeben; er nimmt sie ohne Weiteres, nachdem er kaum zehn Worte mit ihr gewechselt hat, mit sich in seine einfach möblirte Wohnung und schickt sie am andern Morgen ohne Weiteres weg. Er bereitet sich auf sein Staatsexamen vor und denkt kaum noch an diese Episode zurück. Eines schönen Tages kommt Fanny wieder; sie ist ungemein bequem und zärtlich, schickt sich in alle Launen, findet Alles, was Jean thut und läßt, natürlich, fordert nicht die geringste Rücksicht, und so knüpft sich zwischen den Beiden ein etwas festeres Band. Es vergehen einige Wochen, und Jean besucht seine Geliebte auch einmal in ihrer Häuslichkeit. Bisher hatte ihn ein gewisses Gefühl der Scham abgehalten, sich um Alles, was mit Fannys Vergangenheit irgend wie in Beziehung stände, zu bekümmern. Er ist da Zeuge einer sehr unangenehmen Scene, die sich im Nebenzimmer abspielt, wie Fanny in grausamster und rohester Weise einem früheren Geliebten den

Laufpaß giebt. Jean erkrankt. Sie pflegt ihn mit mütterlicher Hingebung. Mit der Zeit bringt sie ihn dazu, sich mit ihr häuslich einzurichten und nachdem nun das Verhältniß ein immer festeres geworden, erfährt Jean, wer die Person ist, mit der er sich eingelassen hat. Er hätte sich vielleicht früher danach erkundigen können, und es wäre ihm nicht schwer geworden, die Wahrheit festzustellen. Denn Fanny ist eine in der Pariser Halbwelt ganz bekannte Person, die ihre Liebschaften nicht nach Dutzenden zählt, weil sie überhaupt nicht mehr zu zählen sind. Jean darf ihr eigentlich keinen Vorwurf machen, sie hat ihn nicht belogen, er hat sie eben nicht gefragt. Aber es ist ganz natürlich, daß ihn trotzdem ein starker Widerwille erfaßt, daß er beinahe verzweifelt ist und sich zu dem festen Entschlusse aufrafft, sich von ihr loszumachen. In dieser Stimmung kehrt er heim und findet Fanny, die früher als Modell zu einer bekannten Statue, Sappho, gestanden und diesen Namen in der Gesellschaft der Pariser Lebemänner beibehalten hat, schlafend.

„Des Wartens überdrüssig, hatte sie sich niedergelegt und schlief gerade unter der Lampe. Ein offenes Buch lag auf der Decke vor ihr. Sein Nahen weckte sie nicht. Er trat an das Bett und betrachtete sie neugierig, wie eine Fremde, die er da gefunden hätte. Sie war schön, Arme, Busen, Schultern von zartem Ambra, gediegen, ohne Fehler und Sprünge, aber auf ihren gerötheten Lidern — war es der Roman, den sie gelesen hatte, war's die Unruhe, die Erwartung? — auf diesen Zügen, die nicht mehr von dem heißen Verlangen des liebebedürftigen Weibes gemeistert wurden, und die nun in der Ruhe erschlafft waren, was lag da für eine Ermattung, welche Geständnisse! Ihr Alter, ihre Geschichte, ihre Wuthausbrüche, ihre Launen, ihre Liebschaften, und alle schrecklichen Abenteuer, Schläge und Thränen, alles das war da, offenbar und augenscheinlich! Und die bläulichen Male der Lust und der durchwachten Nächte und die Falte des Widerwillens und des Ekels, die ihre Unterlippe verzog, und diese schlaffe Unterlippe, abgenutzt wie ein alter Gemeindebrunnen, und diese beginnende Aufgedunsenheit, die das Fleisch für die Runzeln des Alters löst, das alles lag unverhüllt vor ihm!"

Die wahre Geschichte der Fanny Legrand entspricht diesem Bilde der Schlafenden vollkommen. Fanny ist jetzt siebenunddreißig Jahre alt. Sie ist das uneheliche Kind einer Kellnerin und eines Kutschers. Ihre Mutter ist bei ihrer Geburt gestorben, der Vater hat das Kind anerkannt, er hat sie aufpäppeln lassen bei armen, guten Leuten, später in Kost gegeben, sie dann zu sich genommen und während seiner Dienstzeit auf dem Kutschbock bei sich behalten. Der alte Legrand ist ein Trunkenbold und die Vaterschaft fängt an, ihm mit der Zeit lästig zu werden, namentlich, da er sich verheiraten will. Aber die Frau des Kutschers hat Mitleid mit der Kleinen und schützt sie gegen die Brutalität des Vaters. Sobald Fanny herangewachsen ist, verläßt sie das väterliche Haus, das allerdings wenig

reizvoll ist: in der Trunkenheit prügelt der alte Legrand abwechselnd Frau und Kind. Die Frau hält es auch nicht mehr länger aus, und da Fanny es inzwischen zu etwas gebracht hat, zeigt sie sich dankbar gegen ihre Stiefmutter und nimmt sie als Wirthschafterin zu sich. Fanny wird zuerst Modell und die Geliebte eines sehr talentvollen und ebenso verbummelten Bildhauers, geht dann in andere Hände über, wird die Geliebte eines bekannten Schriftstellers und lebt so seit zwanzig Jahren, bald mit diesem, bald mit jenem. Ihre Eigenthümlichkeit ist die, daß sie, wenn sie sich verliebt, und das geschieht ziemlich oft, sich fest anzuklammern sucht. Ihre Verhältnisse werden fast immer auf gewaltsame Weise gelöst, durch Selbstmord, durch Auswanderung, Verheiratung des Geliebten ꝛc. In den letzten Jahren hatte am meisten ihre Liebschaft mit einem Graveur Namens Flamant, einem talentvollen und sehr hübschen jungen Mann, von sich reden gemacht. Der Graveur war in Fanny bis über die Ohren verliebt, und da er arm war, ließ er sich, um sie festzuhalten, dazu hinreißen, falsche Bankbillets anzufertigen. Dafür ist er zu einer Strafe von zehn Jahren verurtheilt worden und befindet sich zur Zeit hinter Schloß und Riegel. Fanny hatte auch unter dem Verdacht der Mitschuld vor dem Richter gestanden, aber die Verhandlungen haben ihre volle Unschuld ergeben. Nach der Urtheilsverkündigung hat sie ihrem Geliebten von ihrem Sitze aus einen Kußfinger zugeworfen und ihm zugerufen: „Laß Dir die Zeit nicht lang werden, mein Herzchen! Die schönen Tage kommen wieder, und dann lieben wir uns wie früher."

Dieser Zwischenfall scheint ihr doch einen gewissen Widerwillen gegen Verbindungen von längerer Dauer beigebracht zu haben. Seitdem hat sie denn auch ihre Geliebten in schneller Folge gewechselt, bis sie endlich mit Jean in den alten Fehler einer währenden wildehelichen Häuslichkeit zurückverfallen ist. Von all diesen sauberen Geschichten hat Jean erst jetzt Kenntniß erhalten. Er macht ihr eine heftige Scene, bittere Vorwürfe, aber er bleibt. Und gemeinsam verbrennen die Beiden die letzten Zeugen ihrer bewegten Vergangenheit, die alten Liebesbriefe. Jean fühlt die völlige Erniedrigung seiner selbst, der zärtliche, oft cynische Ton dieser Briefe verletzt ihn auf's Tiefste, aber es bereitet ihm eine Art wollüstiger Freude, sich mit diesen kränkenden Wahrzeichen einer unabänderlichen, schauderhaften Vergangenheit zu quälen und in seiner Wunde zu wühlen. Immer wieder faßt er den festen Entschluß, sich loszumachen, und immer wieder bleibt er. Fanny fesselt ihn durch alles Mögliche: durch Zärtlichkeit, durch ihre Munterkeit, ja auch durch ihre Laster. Wie sie das anfängt, das ist in einer deutschen Zeitschrift nicht einmal in der Umschreibung Daudets wiederzugeben.

So liegen die Sachen, als Jean den Besuch seines Onkels aus der Heimat empfängt. Onkel Césaire, der von Daudet ganz meisterhaft geschildert ist, ist ein leichtsinniger, einfältiger, gutmüthiger Mensch, der in

seiner Jugend die dümmsten Streiche verübt hat. Und noch Schlimmeres als die dümmsten Streiche! Er hat nicht nur in thörichten Ausschweifungen sein ganzes Vermögen verjubelt, er hat in seinem Leichtsinn sogar Wechsel auf den Namen seines angesehenen Bruders, des Consuls, des Vaters unseres Helden, gefälscht und auch dessen Vermögen stark angegriffen. Er hat sich zu guterletzt noch ganz standeswidrig mit einer armen, aber braven Nähterin, der Tante Divonne, verheiratet. Die Familie des Consuls hat sich nach langer Zeit dazu herbeigelassen, Césaires Frau als Verwandte anzuerkennen, und die Beiden leben auf dem Gute des Consuls: Césaire im Bewußtsein seiner vergangenen Schuld, vor dem älteren Bruder zitternd, gewöhnlich in unbehaglicher Stimmung, aber noch immer so gutmüthig, leichtsinnig und einfältig wie in seinen jungen Jahren, und wenn er von der Nähe des Consuls nicht gedrückt wird, sogar wieder ganz vergnügt. Ein Schuldner aus den Tagen seines Leichtsinns, an den er kaum noch gedacht hatte, hat ihm plötzlich einen namhaften Betrag angewiesen, und Onkel Césaire kommt nun nach Paris, um das Geld zu holen.

Er befreundet sich sofort mit Fanny, findet sie reizend und plaudert mit ihr über die intimsten Familiensachen. Sein alter Leichtsinn hat ihn nicht verlassen: er erhebt das Geld und verspielt es. Césaire ist in Verzweiflung. Da entschließt sich Fanny, bei einem ihrer alten reichen Freunde eine Anleihe zu machen. Jean protestirt zunächst natürlich, aber schließlich giebt er nach, und Fanny schafft in der That Ersatz für den Spielverlust des alten leichtsinnigen Onkels. Auf diese Weise wird sie also mitthätig an den Sorgen der Familie betheiligt. Der Onkel nimmt das Geld und reist ganz vergnügt ab. Daudet hat da ein vortreffliches Wort gefunden. Als Fanny von ihrem stets betrunkenen Vater spricht, der noch immer auf der Droschke sitzt und noch immer das wüste Leben führt, der seine Frau, die nach Auflösung von Fannys Wirthschaft zu ihm zurückgekehrt war, wiederum mißhandelt und vor die Thüre gesetzt hat, so daß das arme Weib jetzt im Spital liegt, — und Jean bei diesem Berichte in unüberwindlichem Widerwillen schaudert, sagt Fanny sehr philosophisch: „Du lieber Gott, so ungefähr wird's in allen Familien zugehen, dafür kann man ja nicht. Ich habe meinen Vater Legrand und Du hast Deinen Onkel Césaire."

Durch derartige Gemüthlichkeiten wird Jean das Zusammenleben mit dieser Person immer unerträglicher, und als er eines Tages einen Brief von der guten Tante Divonne bekommt, den Fanny natürlich liest und dessen zärtlicher liebevoller Ton von der gemeinen Seele in empörender Weise mißgedeutet wird, macht Jean in der That Ernst. Er reist in seine Heimat zurück.

Er athmet auf, als er wieder in die anständige Atmosphäre kommt, er gesundet in der reinen Luft seiner Kindheit. Sein respectabler Vater, seine liebende kranke Mutter, die zärtliche Tante Divonne, ja selbst der gut-

müthige Céſaire, alles das reinigt ihn von dem Schmutze, mit dem ihn Paris befleckt hat. Er ſchreibt einen Abſchiedsbrief an Fanny. Ungeduldig wartet er auf die Antwort. Er ſetzt voraus, daß ſie alles thun werde, was in ihren Kräften ſteht, um ihn zurückzurufen. Aber tagelang kommt überhaupt keine Antwort und dann eine ſehr überraſchende. Fanny ſchreibt ganz vernünftig: ſie begreife ſehr wohl Jeans Entſchluß und billige ihn vollkommen; nachdem ſie ihn aber geliebt, ſei es ihr unmöglich, in ihr früheres Leben zurückzuverſinken; ſie habe ſich daher entſchloſſen, in einem kleinen Hôtel eine Stelle als Buchhalterin anzunehmen.

Jean iſt über den Brief ſehr gerührt und glücklich. Nun iſt er alſo frei. Nun kann er endlich Ernſt machen und ſeine Arbeiten aufnehmen. Aber es geht nicht. Er beginnt ſich in der ruhigen, anſtändigen Mitte, in dem harmloſen Kreiſe einer ſittlichen Familie zu langweilen. Fanny geht ihm nicht aus dem Kopfe, und das laſterhafte Verlangen beherrſcht ihn ganz und gar. Sapphos Saat geht auf: er vergreift ſich ſogar in einem Augenblick wahnſinnigen Sinnenrauſches an ſeiner Tante Divonne. In der Ernüchterung ſchämt er ſich und beeilt ſich nach Paris zurückzukehren.

Das Erſte, was er thut, iſt natürlich, daß er Fanny aufſucht. Sie hat die Wahrheit geſchrieben, ſie iſt Buchhalterin; aber die Beſitzerin dieſes Hotels iſt eine ihrer alten Freundinnen, Roſa, eine alte Perſon, die daſſelbe Leben geführt hat wie Fanny, nur mit größerem finanziellen Erfolge. Eine Geſellſchaft iſt da vereinigt, die an Schauerlichkeit alle Vorſtellungen überſteigt. Jean kann es nicht mitanſehen, daß Fanny in dieſer Umgebung bleibt. Die Beiden thun ſich alſo wieder zuſammen, und da ſie auf die beſcheidene Rente Jeans angewieſen ſind, ziehen ſie auf's Land. Sie miethen eine kleine Wohnung in Chaville.

Jean iſt von der reizenden Idylle zunächſt ganz entzückt; aber die Gefahren des beſtändigen Alleinſeins mit Fanny in dem kleinen Neſte zeigen ſich bald. Jean verſauert und verbauert. Er wird bequem, er intereſſirt ſich für nichts mehr; ſeine Abkunft, ſeine Familie, ſein Beruf, alles verſchwindet in wolkiger Schwüle. Er fährt des Morgens nach Paris, arbeitet auf dem Miniſterium, fährt mit dem Nachmittagszuge wieder nach Hauſe, zieht ſeine Pantoffeln an und denkt an nichts mehr. So vergeht ein Tag nach dem andern. Ein Zwiſchenfall belebt dieſe Einförmigkeit, ein verkommener jugendlicher Strolch, der plötzlich durch einen Unglücksfall allein in der Welt ſteht, wird von Fanny adoptirt. Jean giebt widerſtrebend ſeine Zuſtimmung. Er hat ein gewiſſes Gefühl der Eiferſucht, er kann nichts anders denken, als daß dieſer Joſeph ein Kind Fannys ſei!

Céſaire hat inzwiſchen durch einen glücklichen Zufall Geld verdient und ſchickt die geliehene Summe wieder. Fanny will das kleine Capital „anlegen"; ſie ſcheint es eben nicht als geliehenes, ſondern als erworbenes Geld zu betrachten, und als es darüber zum Streit zwiſchen Jean und Fanny

kommt und Jeans Eifersucht abermals rege wird, zeigt sich die Rohheit der Kutschertochter in empörendster Weise. Sie spricht mit der äußersten Geringschätzung von der Familie ihres Geliebten. Sie weist ihm die Thür. Sie spricht eine Sprache, die Jean nie gehört, und spricht Empfindungen aus, die er für unmöglich gehalten hatte. Der Verkehr zwischen den Beiden wird so unbehaglich wie nur möglich. Nachdem sie einmal den alten Ton ihrer Herkunft wiedergefunden hat, bedient sie sich dessen mit Vorliebe, und Jean wird sein Heim zur Hölle. Und immer schwerer wird die Kette, die er hinter sich herschleppt. Papa Legrand, der Kutscher, kommt jetzt ziemlich regelmäßig zu den „Kindern", und ist willkommener Gast bei Tische. Nun hat Jean dieses Weib, diesen Schwiegervater und diesen Strolch, einen ganzen Hausstand und er kann es nicht loswerden! Immer peinigt ihn ein Gedanke, der ihm durch einen Aufsehen erregenden, erschütternden Vorfall, den Selbstmord einer verlassenen Geliebten, aufgedrängt worden ist. Er wird beständig von der Angst gepeinigt, daß auch Fanny ihrem Leben ein gewaltsames Ende machen werde, wenn er mit ihr breche. Das veranlaßt ihn sogar, auf die Stelle, die ihm als Consul jetzt angetragen wird, zu verzichten. Er ist eben festgeschmiedet für alle Zeiten an dieses Weib. So scheint es wenigstens.

Aber nun tritt ein Ereigniß ein, welches die Fesseln plötzlich zu sprengen scheint. Jean trifft zufällig mit einem jungen Mädchen zusammen, der Nichte eines berühmten Arztes, der seine kranke Mutter behandelt hat. Die jungfräuliche Reinheit des jungen Mädchens wirkt tief auf ihn im Gegensatz zu dem gewohnheitsmäßigen Laster, mit dem er sich verkuppelt hat. Und nun macht er wiederum Ernst; und um den Bruch zu beschleunigen, und um auf alle Fälle einen vertrauten zuverlässigen Freund zur Seite zu haben, läßt er den Onkel Césaire kommen, der in der Abwicklung derartiger Geschäfte von früher her einige Erfahrungen gesammelt hat. An einem Herbsttage gehen die Beiden, Fanny und Jean, im Walde spazieren. Daudet hat hier bei der Schilderung dieses Waldes und der Gemüthsstimmung der Beiden einige seiner schönsten Seiten geschrieben. Jean verzögert den Augenblick der entscheidenden Erklärung so lange wie möglich. Endlich sagt er ihr, daß er sie verlassen muß. Sie bricht in wahnsinnige Wuth aus und überschüttet ihn mit den gemeinsten Schmähungen. Das macht natürlich auf Jean geringen Eindruck, und er ist zufrieden, daß die Sache so verläuft. Aber da Fanny sich von der Wirkungslosigkeit dieses Kampfes überzeugt, zieht sie andere Saiten auf. Sie bricht in Thränen aus, sie schluchzt und wimmert, wälzt sich zu seinen Füßen, umklammert seine Kniee, und Jean muß alle seine Kräfte zusammennehmen, um standhaft zu bleiben. Während der letzten gemeinsamen Mahlzeit weint Fanny, die sich endlich in das Unvermeidliche geschickt hat, bitterlich, und tief erschüttert scheidet Jean von ihr. Er nimmt den letzten Zug nach Paris. Vom Waggon aus sieht er noch das Licht, das aus den Fenstern seiner früheren Wohnung dringt, in der

jetzt Fanny allein in Thränen zurückbleibt. Endlich verschwindet es, und Jean athmet nun tief auf: Frei!

Er verlobt sich mit Irenen. Fanny schreibt ihm noch immer, er möge doch nur ein einziges Mal sie wiedersehen; er läßt ihre Briefe unbeantwortet. Aber er wird auch oft von Gewissensbissen gequält. Alles, was er jetzt zur Begründung des Hausstandes und in Gemeinschaft mit seiner reizenden Braut unternimmt, die Ankäufe und Besorgungen, die harmlose Freude Irenens an der Einrichtung — Alles das läßt ihn schmerzlich erkennen, wie wahnsinnig er die fünf Jahre in der jämmerlichen Verzerrung der Ehe und des Hausstandes mit Fanny verloren hat; er kann sich seines Glückes nicht einmal mehr freuen.

Eines Tages hört er von einem Bekannten, daß der Graveur Flamant, der Zuchthäusler, begnadigt ist. Er erinnert sich, daß dieser Flamant der einzige der früheren Geliebten Fannys ist, an den sie immer mit einer merkwürdigen Zärtlichkeit gedacht hat, er setzt voraus, daß die Beiden sich schnell wieder zusammenthun werden, und er hat Angst vor Indiscretionen. Er will namentlich seine Briefe wiederhaben. Er geht also nach Chaville, um sie zu holen. In der Nähe des Hauses begegnet er dem kleinen Joseph mit einem Fremden, und der widerborstige Junge folgt diesem wie ein Kind seinem Vater. Joseph ist Flamants Kind. Er tritt in das Haus ein und findet Fanny um die Mittagsstunde noch im Bett. Er sieht dem Zimmer deutlich an, daß es der Schauplatz lustiger Stunden gewesen ist. Eine brutale Eifersucht macht Jean ganz besinnungslos, und in einem Anfall von Wahnsinn erhebt er die Hand und schlägt Fanny. Er schlägt sie, und gleich darauf vergißt er Alles und liegt wieder in ihren Armen! Er hebt die Verlobung auf und nimmt die Stelle eines Consuls in Peru an. Er kann von dem Weibe nicht lassen und will sie mitnehmen. Er bricht mit seiner Familie, sein Vater jagt ihn als verlorenen Sohn aus dem Hause. Er verabredet mit Fanny eine Zusammenkunft in Marseille und wartet dort auf sie. Sie kommt aber nicht. Sie schreibt ihm einen sehr herzlichen Brief, in dem sie ihm klar auseinandersetzt, daß es viel vernünftiger sei, wenn er allein reise. Sie sei inzwischen eine alte Frau geworden, Flamant liebe sie wahrhaft und sehe nicht die Furchen auf der Stirn und ihre grauen Haare; er wolle sie heiraten, und Jean sei nun frei, er werde ihr nie wieder im Leben begegnen.

Dieser Brief beschließt den Roman. Und die Moral? — Sie steht auf der vorletzten Seite: „Die Nichtigkeit seines zerstörten, durchwühlten Lebens voll Trümmer und Thränen tauchte vor ihm auf. Das Feld abgegrast, die Ernte vorüber auf Nimmerwiederkehr! Und alles das für dieses Weib, das ihm entwischte!“

Aus der Nacherzählung des Inhalts, die ich so behutsam wie möglich zu fassen mich bemüht habe, wird man schon erkennen, daß dieses Werk Alphonse Daudets keine Zeitung für einen gebrechlichen Körper ist. Es ist

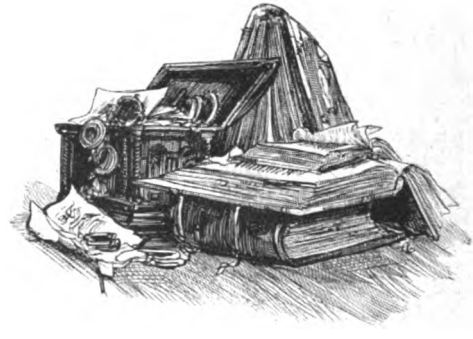
eine Anhäufung von Widerwärtigkeiten aller Art, und Alles wird in den knappsten, ungeschminktesten und verletzendsten Worten gesagt. Diese Art des Vortrags hat etwas merkwürdig Renommistisches. Es ist eine falsche Kühnheit, und auch in der ganzen Darstellung ist ein gesuchter Lakonismus zu tadeln, der eigentlich recht bequem ist. Der Dichter verschmäht es, zu motiviren, wo es ihm einige Mühe macht. Er hat eine förmliche Scheu vor Vermittelungen und Uebergängen. Das Unglaublichste wird dem Leser als etwas ganz Natürliches zugemuthet, er muß es eben hinnehmen: der Dichter sagt es ja, und das muß dem Leser genügen. Das soll originell sein. Ich will nur ein kleines Beispiel anführen. Nach dem ersten Beisammensein der Beiden verschwindet Fanny auf längere Zeit. Es vergehen Tage. Jean arbeitet, es klopft, Fanny tritt herein und sagt: „Du arbeitest! Laß Dich nicht stören;" und sie nimmt eine illustrirte Zeitung und liest, und Jean arbeitet ruhig weiter. — Das soll Effect machen, aber es ist einfach unwahr. Eine erste Wiederbegegnung verläuft anders. Ein anderes Beispiel: Die Beiden machen eine Landpartie. Sie finden kein Unterkommen und schlafen in einer Scheune. Beim herandämmernden Morgen schleicht sich Fanny heimlich weg und kommt nach fünf Minuten mit einer Handvoll thaufrischer Kornblumen zurück, streut sie auf das Lager und schläft weiter. Die Tochter des Trunkenboldes Legrand, die Geliebte des Falschmünzers, die spätere Ehegattin des Zuchthäuslers, die in ihrem Leben auch nicht einen Hauch von Poesie verspürt hat, — die wird auch gerade aufstehen und auf den duftenden Wiesen im Morgenthau gesund sich baden! Wenn Fanny vom Frühlichte erweckt wird, verzieht sie verdrossen das Gesicht, legt sich auf die andere Seite und schläft weiter.

Das Buch ist nicht figurenreich. Außer den beiden Helden treten uns körperlich und plastisch nur noch der Onkel Césaire und ein dickes Ehepaar entgegen, die Nachbaren, die ich in meiner Nacherzählung nicht zu erwähnen brauchte, da sie in die Handlung nicht eingreifen, die aber mit köstlicher Komik und feiner Beobachtung geschildert sind. Die anderen sind ziemlich schattenhaft. Es sind, wie es den Anschein hat, Porträts bekannter Persönlichkeiten, die, um dem Kundigen kenntlich zu sein, nur flüchtig skizzirt zu werden brauchten, und die der Fernstehende kennen zu lernen kein Bedürfniß fühlt.

Daudets Stil ist vorzüglich; namentlich, wenn er ganz einfach ist, besitzt seine Sprache einen seltenen Wohllaut und eine bemerkenswerthe Stärke. Aber leider verfällt auch er in den Fehler der meisten französischen Schriftsteller unserer Tage, überall da, wo es sich irgend anbringen läßt, mit seltenen Wörtern herumzuspielen. Selbst ein der französischen Sprache kundiger Leser ist genöthigt, wenn er Alles genau erfassen will, beständig das Dictionnaire zu wälzen. Alle diese jungen Franzosen sind Vocabelprotzen, und Daudet macht keine Ausnahme. Rosa, die Besitzerin des Hôtels, besitzt ein Chamäleon, das sie über Alles liebt und das sie in Watte

packt, um es vor den Feindſeligkeiten des Pariſer Klimas zu ſchützen. Das Thier wird ſo geſchildert: „Une sorte de gros lézard difforme et grenu, crêté, dentelé, la tête en capuchon sur une chair grelottante et gélatineuse. Jean démêlait bien aux mamours flagorneurs de Fanny la place que l'horrible bête tenait dans la maison . . .“ Zwei Seiten darauf ſpricht er von der „jobarderie de ces pauvres rastaquouères.“ Dergleichen ſprachliche Späße findet man faſt auf jeder Seite.

Es wäre eine Unbilligkeit, das große Talent, das ſich auch in dieſer Erzählung ausſpricht, irgendwie zu verkennen; aber es darf ebenſowenig verſchwiegen werden, daß uns dieſe ſchöne Begabung jetzt nicht mehr die Freude bereitet, die uns die erſten Schriften Daudets gewährt haben. Daudet würde Tüchtigeres und Beſſeres ſchaffen, wenn er die Erfolge Emil Zolas gänzlich vergeſſen könnte und lediglich ſeinen eigenen Eingebungen folgte; denn auf dem Gebiete, das Zola nun einmal unbeſtritten beherrſcht, kann er es mit dem Meiſter der naturaliſtiſchen Schule doch nicht aufnehmen. Dazu iſt er doch noch zu feinfühlig, und dazu fehlt ihm auch die Muskelkraft. Die große Ueberlegenheit Zolas auf dieſem Felde wird die nähere Prüfung ſeines neueſten Romans „La Joie de vivre“ darthun, die dem folgenden Aufſatze vorbehalten bleibt.



Illustrirte Bibliographie.

Russisch-Asien, geschildert von Herrmann Roskoschny. Leipzig, Greßner und Schramm.

Der Erfolg des großen illustrirten Prachtwerks „Rußland, Land und Leute“, welches Roskoschny unter Mitwirkung deutscher und slavischer Gelehrten und Schriftsteller vor einem Jahre herausgegeben, hat ihn ermuthigt, auch Russisch-Asien in ähnlicher Weise zu bearbeiten. Es wird hierdurch zum ersten Male dem deutschen Publikum ein Land in Wort und Bild vorgeführt, das in mannigfacher Beziehung unser Interesse beansprucht. Das Werk beginnt mit der Schilderung der Kaukasusländer — Abchasien, Mingrelien und Immeretien, Daghestan und der Bergvölker, der südlichen Grenz-Gouvernements — dann setzen wir über den Kaspisee in das transkaspische Gebiet, um die Uferländer des Amu-Darja, die Turkmenen-Steppe, Chiwa, Buchara und Turkestan kennen zu lernen. Die Darstellung beruht, wie jeder Kundige leicht sieht, auf russischen Quellen; diese Quellen aber sind allerjüngsten Datums und insofern die besten, die Roskoschny benutzen konnte und die Form, in welcher er sie benutzt, ist eine außerordentlich gefällige. Er kennt keine strenge Scheidung geographischer, ethnographischer, historischer und culturgeschichtlicher Notizen, es wird Alles verwoben in einer Weise, die das Interesse des Lesers stets rege erhält, die es immer von Neuem belebt. Mit Recht greift der Verfasser aus der großen Zahl der bemerkenswerthen Erscheinungen immer nur eine heraus, diejenige, die ihm typisch erscheint, um dem Leser desto eindringlicher vor Augen zu führen, was das Wesentliche der Bodenbeschaffenheit, des Volkscharakters, der geistigen Bestrebungen eines Volksstammes ausmacht. Hätte er hier alles das geboten, was ihm nach den Quellen zur Verfügung stand, der deutsche Leser würde eher zurückgeschreckt, als daß er sich angezogen gefühlt hätte. Allerdings bieten jene asiatischen Stämme, welche heut durch die Vermittelung Rußlands der europäischen Cultur zugeführt werden sollen und zum Theil auch schon stark unter ihrem Einfluß stehen, so viel Originelles und Bemerkenswerthes dar, daß auch bei weniger geschickter Behandlung der Stoff selbst dem Leser

Lesghierinnen.
Aus: Roskoschny, Russisch-Asien. Leipzig, Greßner u. Schramm.

Tatarische Gefäße.
Aus: Roskoschny, Russisch-Asien. Leipzig, Greßner u. Schramm.

volles Genüge geboten hätte. Wer von uns ist genauer mit dem Glauben, den Sitten, der Geschichte und geistigen Thätigkeit jener Kaukasier bekannt, wer wüßte über die Bewohner des transkaukasischen Gebietes etwas zu erzählen, wenn er nicht in dem Besitz derjenigen Sprache ist, in der allein Genügendes über dieselbe geschrieben ist? Zwar ist die deutsche Cultur auch in Russisch-Asien heimisch, aber doch nicht in dem Sinne, daß wir uns über das Wesen der dort wohnenden Völker genügend unterrichtet hätten: vielmehr wohnt der Deutsche im Kaukasus und noch weiter hinaus

Armenischer Patriarch in Etschmiadzin.
Aus: Roskoschny, Russisch-Asien. Leipzig, Greßner u. Schramm.

als Lehrer und Bildner jener Völker, die erst in das europäische Culturleben eintreten wollen.

Die erste deutsche Einwanderung in den Kaukasus erfolgte in den Jahren 1816 und 1817. Es waren Württemberger, die damals nach dem fernen Osten zogen, wo auch das biblische Land der Verheißung liegt, und wo ihr zur Mystik hinneigender Glaube, der von den religiösen Anschauungen ihrer Brüder in der Heimat abwich, ihnen das Ideal ihrer Träume, das Reich des ewigen Friedens, vorspiegelte. Jung-

Widderkampf in einer Straße von Tiflis.
Aus: Roskoschny, Russisch-Asien. Leipzig, Greßner u. Schramm.

die Lehrsätze der Monophysiten auf dem Kirchenconcil zu Chalcedon verdammt worden waren. Von nun an stand der Patriarch in Etschmiadzin dem Papst als gleichberechtigtes Haupt einer unabhängigen Kirche gegenüber. Es fehlte jedoch bis in die jüngste Zeit hinein nicht an Versuchen, die armenische Kirche zur Anerkennung des römischen Principats zu veranlassen. Auch von Seiten der griechischen Kirche sind Annäherungsversuche an die armenische unternommen worden, aber auch diese waren erfolglos.

An der Spitze der armenischen Hierarchie steht, wie schon erwähnt, der Katholikos, ihm zunächst die Erzbischöfe und Bischöfe, dann die Priester, welche zusammen den eigentlichen Priesterstand bilden. Der Patriarch ernennt alle Bischöfe, er führt die Aufsicht über alle Kirchen- und Religions-Angelegenheiten, ja, ohne ihn darf kein armenischer Priester ein Werk religiösen Inhalts drucken lassen. Der Priesterstand ist sehr zahlreich, denn der Geistliche ist in dem russischen Armenien nicht schlecht gestellt. Den Klostergeistlichen und den aus ihrer Mitte hervorgehenden höchsten kirchlichen Würdenträgern ist die Ehe nicht gestattet. Den Weltgeistlichen dagegen ist die Ehe nicht untersagt, sie ist vielmehr, wie in Rußland, die Bedingung einer Anstellung. Kein unverheirateter Priester kann eine Pfarre erhalten, wenn aber seine Frau stirbt, darf er nicht zum zweiten Male heiraten.

Die Abschnitte über Mädchen und Frauen, über Ehe- und Hochzeitsgebräuche, über die gesellschaftliche Stellung der Frauen, über ihre Fähigkeiten und Leistungen sind für uns Europäer von ganz besonderem Interesse. Wir müssen uns versagen, auf Einzelheiten an dieser Stelle einzugehen.

Armenien ist außerordentlich reich an Klöstern. Dasjenige von Etschmiadzin nimmt an Ansehen die erste Stelle ein als Sitz des Katholikos und als der Aufbewahrungsort der verehrten Reliquien des Nationalheiligen. Das Kloster Etschmiadzin ist, wie es die Unsicherheit früherer Zeiten bedingte, eine kleine Festung. An der Stelle, welche jetzt das Kloster einnimmt, stand vor zweieinhalb tausend Jahren eine große Stadt Ardimel-Kaghakh, die Stadt der Artemis. Das Kloster hat den heidnischen Tempel verdrängt. Die Gründung des Klosters wird auf den heiligen Gregor zurückgeführt, der seine Kirche deshalb Etschmiadzin, d. h. der im Sonnenstrahl herabgestiegene Eingeborene, genannt hat, weil er hier in einer Vision Christus in einem Sonnenstrahl vom Himmel herabsteigen sah.

Ganz auf neuen Forschungen beruht der Abschnitt des Roskoschny'schen Buches, der sich mit dem Amudarja-Gebiet beschäftigt. Kein anderer asiatischer Strom hat die Gelehrten so lange und so viel beschäftigt, wie der Amu-Darja. An seinen Namen knüpfen sich zwei Fragen, zu deren Lösung die Amudarja-Expedition und der russische Feldzug vom Jahre 1873 wesentlich beigetragen haben. Die eine Frage betraf den früheren Lauf des Stromes, von dem man annahm, daß er sich einst in den Kaspisee ergoß, die zweite bezog sich auf den Aralsee, in den er sich jetzt ergießt. Während die Einen behaupten, der Aralsee und Kaspisee haben im Alterthum ein Ganzes gebildet, sind Andere der Ansicht, daß der Aral damals gar nicht existirt habe. Was Herodot, Strabo, Plinius u. A. über denselben sagen, was die byzantinischen Schriftsteller bei ihrer geringen Kenntniß der asiatischen Länder davon zu erzählen wissen, sowie die Angaben der Araber können wir hier nur flüchtig erwähnen. Der Widerspruch zwischen den zwei Annahmen, die sich die Jahrhunderte lang erhalten haben, ist sofort gelöst, wenn man annimmt, daß der Amudarja früher durch Spaltung einen Arm in den Kaspisee entsandte, und daß dieser Arm mit der Zeit ausgetrocknet ist, eine Vermuthung, welche durch den Augenschein überzeugend bestätigt wird. Hätten wir auch die Nachrichten der Alten nicht, so wäre das alte Flußbett ein genügender Beweis für den früheren Lauf des Flusses, und auch wann der Fluß sich durch dieses Bett bewegt hat, läßt sich heute durch einen Vergleich der Nachrichten aus dem Alterthum mit denen der arabischen Geographen mit fast an Gewißheit reichender Wahrscheinlich-

keit feststellen. Ein solcher Vergleich ergiebt, daß der Oxus noch zur Zeit des Ptolemäus das jetzt vertrocknete Bett bis zur Mündung gefüllt hat. Neben französischen und englischen Gelehrten haben auch Deutsche das Verdienst, sich an der Lösung der Aralseefrage betheiligt zu haben, so Alexander von Humboldt und in jüngerer Zeit R. Lenz und R. Rösler, welcher letztere die Resultate der Forschung in einer interessanten Monographie zusammengefaßt hat.

Wie der Leser aus diesen auf's Geratewohl herausgegriffenen Einzelheiten sieht, ist Roskoschny's Buch außerordentlich reichhaltig. Die Unterstützung der Darstellung durch vortreffliche Bilder, welche zum großen Theil von russischen Künstlern ersten Ranges, wie Aiwasowsky, Dmitrijew-Orenburgskij, J. N. Karasin, Prof. L. F. Lagorio, Prof. A. Meschtscherskij, Prof. Orlowskij, W. P. Wereschtschagin u. A. herrühren, ist besonders bei Büchern wie Russisch-Asien von großem Werthe. Hier ist die Illustration nicht blos ein Schmuck, den man unter Umständen auch für überflüssig erklären könnte, hier ist sie ein nothwendiges Bedürfniß. Wir geben unsern Lesern einige Proben der Illustrationen, in deren Auswahl wir allerdings durch die Raumverhältnisse unseres Blattes beschränkt sind. rl.

Eine neue Uebersetzung des Don Quijote.

Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha. Von Miguel de Cervantes Saavedra. Uebersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. (Stuttgart, Spemann.)

Wenn ein deutscher Gelehrter versichert, er habe den Fleiß von zwanzig Lebensjahren an eine Arbeit gewendet, so geht der Leser mit einiger Erwartung an das Werk, vielleicht auch mit der stillen Befürchtung, dieselben nicht erfüllt zu finden. Diese Erwartungen aber bei Weitem übertroffen zu finden, ist eine Erscheinung, die man mit Freude und Dank begrüßt; mit Dank für Genuß und Belehrung, mit Freude über ein Werk, welches unsrer Literatur zur Ehre gereicht. Um es von vorn herein auszusprechen, die Uebersetzung des Don Quijote von Ludwig Braunfels ist ein Meisterwerk der deutschen Uebersetzungskunst. Sie ist noch viel mehr als das, sie giebt uns in ihrem Beiwerk (in welchem die Hauptarbeit steckt) ein Literatur- und Culturbild Spaniens, aus welchem die genialste Schöpfung des spanischen Geistes, der Don Quijote organisch vor uns aufwächst.

Dr. Ludwig Braunfels ist seit dreißig Jahren (es kann auch noch länger her sein) eine bewährte Kraft auf dem Gebiete der spanischen Literatur und ein Vermittler ihrer Schätze und ihres Verständnisses für uns. Erwähnt sei nur seine Uebertragung spanischer Dramen (2 Bde. 1856), des Tirso de Molina, Lope und Calderon, so wie sein „Kritischer Versuch über den Roman Amadis von Gallien". (1876). Letzteres kann als eine neben seiner Arbeit am Don Quijote herlaufende Studie betrachtet werden, die dann der „Einleitung" und den fortlaufenden Erläuterungen des Werkes zu Gute kommt. Beginnt man nun diese Einleitung zu lesen, so fühlt man sich gleich angenehm berührt durch den von vornherein angeschlagenen Ton der Schlichtheit und knappen Darstellungsweise. Da wird kein massenhaftes Material herbeigezogen, sondern mit ruhiger Beherrschung des Stoffes giebt der Verfasser eine Geschichte des Don Quijote-Romans, seiner Entstehung, seiner Schicksale, so wie eine Charakteristik des Helden und die Hauptzüge aus dem Leben des Dichters. Diese Einleitung, in ihrer, bei der Ueberfülle des Materials, mit weiser Entsagung beschränkten und ruhig klaren Fassung, ist geradezu ein Kunstwerk der Form und des Inhalts zu nennen. — Weiter blätternd gelangt man zu der Druckerlaubniß, der Widmung und dem Vorwort des Dichters, welche sonst zum Theil nicht mitübersetzt, oder wenn es

geschehen, von dem deutschen Leser überschlagen zu werden pflegen. Diesmal wäre das letzte zum Schaden des Lesers. Denn in den Erläuterungen dazu eröffnet Braunfels einen Einblick in die Druck- und Verlagsverhältnisse der Zeit, in das Protectionswesen und die Abhängigkeit der Literatur von den öffentlichen Verfügungen, hier so viel als von der Inquisition. — Es war Sitte, daß die Dichter ihrem Werke eine Anzahl von Sonetten oder andern Gedichten vorausgehen ließen, mit welchen ihr Buch oder sie selbst von andern Dichtern begrüßt worden waren. Cervantes folgte dieser Sitte, doch so, daß er auch hier die Satire oder den Humor walten ließ, indem er die Verherrlichungen seines Helden selbst verfaßte, und sie andern Romanhelden (Urganda, Oriana, Amadis, Gandalin) in die Feder dictirte. Auch auf diese Einleitungsgedichte wurde von den Uebersetzern immer nur wenig Werth gelegt, daher sie denn auch der deutsche Leser (und mit Recht) zum Ueberschlagen für geeignet hielt. Durch Braunfels' Vermittelung erhalten diese Dinge jetzt ein ganz anderes Ansehn. Die Erläuterungen legen uns dar, wie diese Sonette voll von Anspielungen und Satiren stecken, auf gleichzeitige Dichter, auf beliebte Romanhelden, auf literarische Verhältnisse aller Art. Wenn man aber die Uebersetzung dieser Gedichte betrachtet, so wird eine Vergleichung mit anderen sehr überraschend und lehrreich. Die Uebersetzung des Don Quijote von Ludwig Tieck hat immer in besonderem Ansehn gestanden. Er unternahm sie, wie er an Solger schrieb, „ohne alle Hülfsmittel, mit der unbrauchbarsten Ausgabe und dem schlechtesten Wörterbuch, nachdem er seit Jahren kein Spanisch gelesen". K. Koberstein, Tiecks literarhistorischer besonderer Gönner, giebt doch zu, daß er „freilich Vieles mißverstanden und ungenau oder ganz falsch wiedergegeben habe; im Ganzen sei jedoch diese Verdeutschung, nicht blos zur Zeit ihres Erscheinens, sondern auch noch viel später, von den Kennern des Spanischen als eine geistreiche, in vielem Betracht' lobenswerthe Arbeit anerkannt worden". Wie leicht es sich aber Tieck gemacht hat, sieht man schon aus diesen Eingangssonnetten, deren Satire er offenbar gar nicht verstanden hat, und aus welchen er, der doch auch als ein Dichter ersten Ranges gepriesen wurde, in Form und Inhalt ganz langweilige und schlechte Verse gemacht hat. Er giebt nur den ungefähren Inhalt, und läßt sich auf wörtliche Wiedergabe nicht ein. Und hält man nun die Vermuthungen von Braunfels daneben, so erstaunt man, was alles in so einem Sonett steht, und erfährt daneben erst, was Cervantes eigentlich damit bezweckt hat. Die Braunfels'sche Sonettsprache ist zuweilen etwas vollgepackt mit Worten, um der möglichst wörtlichen Wiedergabe willen, allein um so treffender in der Charakteristik des Ausdrucks, und sie entbehrt auch nicht des leichten Flusses. Auch in der Fassung der komischen versos cortados (Verse, die „nur dadurch Reime gewinnen, daß man ihnen die letzte Silbe jeder Zeile abschneidet") zeigt Braunfels, der Tieck'schen Nachlässigkeit entgegen, sehr viel Geschick und Verständniß für pathetischen Humor. So viel des Lobenswerthen bringen bereits die Vorstufen und Eingänge des Romans, ehe man noch zu dem eigentlichen erzählenden Text gelangt ist. Betrachtet man diesen nun, zuerst einmal als bloßes Druckbild mit den Augen, so findet man durch das ganze Buch, Blatt für Blatt, eine Reihe von erläuternden Bemerkungen, die zuweilen recht umfangreich hinaufsteigen — für einen Roman eine merkwürdige Beigabe! Las man in früheren Uebersetzungen den Roman so hin, über Namen, Anspielungen auf Ereignisse, spanische Zustände und Verhältnisse hinweg, so ahnte der Leser nicht, was ihm alles entgangen war, während er jetzt erst erkennt, daß diese Noten geradezu nothwendig sind zum eingehenden Verständniß und zur rechten Freude an dem Werk. So sind sie das eigentliche Fußgestell, der Sockel, auf welchen das plastische Bildwerk jeder Seite gehoben worden ist. Für einen Kenner des Don Quijote — ich meine nur einen Leser, der nicht mehr durch die Spannung auf die Vorgänge von Blatt zu Blatt fortgezogen wird — ist es ein immer wachsender Genuß, auch mit vorläufiger Uebergehung des Textes diese Erklärungen fortblätternd zu lesen. Es steckt darin

eine solche Kenntniß der spanischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, es wird darin ein so eingehendes Zeitgemälde aufgerollt, vom einzelnen Falle sich in's Allgemeine ausdehnend, daß der Leser auch nur dieser Theile sich durch Belehrung und Anregung auf jeder Seite gefördert fühlt. Ist der Don Quijote freilich auch ohne sie zu einem der gelesensten und am häufigsten gedruckten Bücher der gesammten Weltliteratur geworden, so verdankt er dies seinem stofflichen Inhalt; die Erläuterungen aber sagen uns, wie und warum er das schon zur Zeit seiner Entstehung wurde; wie er einer ganzen Zeitrichtung mit unerhörter Kühnheit lachend den Krieg erklärte und den Sieg über sie errang. Was nun die Uebersetzung selbst betrifft, so muß ich mich kurz dahin fassen, daß über das Vortreffliche eigentlich wenig zu sagen ist. Die Sprache ist fließend, die Wendungen des für uns oft etwas breitspurigen spanischen Satzbaus und Stils sind mit großem Geschick überwunden, auch über die Wortspiele weiß der Uebersetzer glücklich hinaus zu kommen; man glaubt ein deutsches Originalwerk zu lesen. Die deutsche Uebersetzungskunst feiert mit diesem Werke einen ihrer schönsten Triumphe. Wenn die Schlegel'sche Uebersetzung des Shakespeare uns den deutschen Shakespeare gegeben hat, so schenkt L. Braunfels uns jetzt den deutschen Don Quijote, als ein dem Schlegel'schen nicht nur ebenbürtiges Werk, sondern auch als ein Kunstwerk im höchsten Sinne. Möge dem Verfasser, dem die Lebensjahre bereits hoch herangediehen sind, die Genugthuung werden, die Erfolge seines Fleißes und Gestaltens in Deutschland allgemein anerkannt zu sehen.

Otto Roquette.

Monumenta Germaniae paedagogica. Kurzgefaßter Plan derselben von Dr. Karl Kehrbach. Berlin, A. Hofmann und Co.

Durch seine Musterausgaben von Kant, Fichte und Herbart, in denen zum ersten Male die Grundsätze für die Edition philosophischer Schriftsteller klar und deutlich in Wort und That dargelegt worden sind, hat sich Dr. Karl Kehrbach einen so geachteten Namen erworben, daß ihm die Gelehrtenwelt das größte Vertrauen entgegenbringt, wenn er jetzt mit einem literarischen Projecte von unabsehbarer Tragweite an sie herantritt.

Seit zehn Jahren arbeitet er mit andauernder Energie, selbstloser Hingebung und jenem Muthe, den nur die Vaterlandsliebe erzeugt, ohne alle Unterstützung, ja unter großen Opfern an der Begründung eines Nationalwerkes, welches die Vergangenheit des ganzem deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens aus den Quellen selbst erstehen lassen soll. Diesem Unternehmen, die „Monumenta Germaniae paedagogica" zu sammeln, will er sein Leben widmen; und seinem unverdrossenen Eifer, den er durch unausgesetzte Studien, durch Reiseverkehr und regen Briefwechsel entwickelt hat, ist es gelungen, den gewandten und sachkundigen Verleger Rudolf Hofmann in Berlin für seine Aufgabe zu begeistern und eine stattliche Zahl von Mitarbeitern — gegen 150 — zu gewinnen, darunter Männer wie v. Giesebrecht, Heinze, Masius, v. Prantl, Sander, Wattenbach, Wemer Zarncke u. A.

Großartig, wie das Werk angelegt, dürfte es berufen sein, eine Umwälzung zunächst in der Historik der Pädagogik hervorzurufen, aber auch der Culturgeschichte in einer Reihe von Specialwissenschaften ungeahnte Resultate zu eröffnen. Dabei hat es den Vorzug, die tüchtigsten Gelehrten aller Richtungen zu friedlicher Arbeit zu vereinigen, da es keinen Parteistandpunkt und keine Confession bevorzugt, sondern im Großen nur der geschichtlichen Wahrheit dienen will. Es stellt sich die Aufgabe, vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart Alles zu verzeichnen, was an wesentlichen Urkunden des pädagogischen Lebens aufzufinden ist. Dabei kommen zur Ver-

öffentlichung: 1) Kirchliche, staatliche und gemeindliche Schulordnungen, Schulgesetze, Visitationsprotocolle, Ordensconstitutionen, Bestallungsbriefe, Synodal- und Besoldungsacten; 2) Schulbücher, die für das Unterrichtswesen von Einfluß waren; 3) pädagogische Miscellaneen d. h. Abhandlungen zur Pädagogik, pädagogische Gutachten, Selbstbiographien, Schulreden, Tischzuchten, Acten über Erziehung und Unterricht einzelner Personen wie Fürsten u. A., Dichtungen mit Beziehung auf Erziehung und Unterricht, Briefwechsel mit Schulmännern, Schulcomödien u. dergl.; 4) zusammenfassende Darstellungen zur Entlastung der genannten Abtheilungen, also Monographien und Gesammtausgaben pädagogischer Schriften. Allen Arbeiten werden Namen- und Sachregister, den Textausgaben außerdem textkritische, historische, fachwissenschaftliche und bibliographische Einleitungen beigefügt.

Nicht wenige Mitarbeiter haben schon bestimmte Beiträge übernommen: Koldewey die Schulordnungen Braunschweigs, Tentsch die von Siebenbürgen, Teichmüller die der Ostseeprovinzen, Kehrbach das Visitationsbüchlein Melanchthons, Pachtler die Ratio studiorum der Jesuiten, Kawerau die katechetischen Schriften Agricolas, Reichling das Doctrinale des Alexander Gallus, Huemer das Scholarium fundamentum des Remigius von Auxerre, Uhlig von Galland die Grammatiken der „Neugriechen", v. Prantl den Unterricht in der Logik, Goldmann die Briefstellerliteratur des Mittelalters, Burkhardt die „Fürstenerziehung in den Sachsen-Ernestinischen Häusern", O. Franke charakteristische Schulcomödien, Hartfelder eine Monographie über Melanchthon, Horawitz eine solche über Erasmus, J. Müller über die böhmischen Brüder, Votsch über den geographischen Unterricht im 16. Jahrhundert, Göring über den Philanthropismus.

Ueberaus dankenswerth ist es, daß die Archive von Berlin (v. Sybel), Wien (v. Arneth) und Weimar (Burckhardt) dem Interesse der „Monumenta" dienstbar gemacht werden; auch die Ordenscongregationen stellen ihre Bibliotheken zur Verfügung, und es ist Aussicht vorhanden, daß auch die vaticanischen Schätze nutzbar gemacht werden. Jeder Interessent, der das Unternehmen zu unterstützen denkt, wendet sich am besten unmittelbar an den gefälligen Chefredacteur Dr. Kehrbach, Berlin W., Thiergarten-Straße 20. hg.

Studien zur Geschichte der französischen Musik. Von M. Schletterer. Berlin. R. Damköhler. Theil I. Geschichte der Hofcapelle der französischen Könige. Theil II. Geschichte der Spielmannszunft in Frankreich und der Pariser Geigenkönige.

Eigentlich sollte der Titel heißen: „Compendiöse Geschichte der französischen Könige mit gelegentlichen Bemerkungen über ihre Hofcapelle", denn der weitaus größte Theil des Buches handelt frei nach Ranke u. A. über das Leben und den Habitus der Herrscher Frankreichs, während die musikalischen Größen meistentheils in dürftigster Weise besprochen werden. Der Verfasser ist sich, wie er in der Vorrede bemerkt, der Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl bewußt gewesen. Absolut Neues wird man in dem Werke schwerlich finden, aber auch das Bekannte, hie und da Zerstreute, ist oft gar nicht berücksichtigt worden. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, also gerade die Zeit, die für die Kenntniß der Entwickelung der modernen Musik (Monodie, Oper ꝛc.) von eminenter Wichtigkeit ist, fast ganz leer ausgegangen: Namen wie Guédron, Bataille, Antoine und Jean Boesset, die hervorragende Stellungen am französischen Hofe einnahmen und als Begründer der eigentlichen Salonmusik in Frankreich gelten müssen, sucht man vergebens. An anderen Stellen wieder (S. 163) wimmelt es von Namen, ohne daß man über die künstlerische Bedeutung ihrer Träger etwas erfährt. Bezüglich der Uebersetzungen historischer Documente ist der Autor nicht immer glücklich; die deutsche Wiedergabe des Hymnus: „Ut queant laxis" (S. 17) und der Grabschrift Hucbalds (S. 39) sind nach Form und Inhalt sehr bedenkliche Elaborate. — Ein günstigeres Urtheil läßt sich über den zweiten Theil: „Geschichte der Spielmannszunft in Frankreich und der Pariser Geigenkönige" fällen.

Hier standen dem Verfasser die gründlichen Vorarbeiten der französischen Musikforscher M. B. Bernard, Vidal, Thoinan, d'Auriac u. A. zu Gebote, die er auch wacker ausgenutzt hat. Eine dankenswerthe Zugabe ist die Mittheilung zahlreicher Documente in deutscher Uebersetzung. Der gebildete Musiklaie wird darin manches bisher wenig Bekannte und zugleich Interessante finden. — Die Ausstattung beider Werke ist eleganter, als man es bei musikhistorischen Werken sonst gewohnt ist. eb.

Von Deutschland durch die Centralschweiz zur Gotthardbahn, den italienischen Seen und den Haupt-Routen von Ober-Italien. Von A. H. v. Berlepsch. Dritte verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage. Von H. E. von Berlepsch.

Die Rheinlande, Süd-Deutschland und die Schweiz bis an die oberitalienischen Seen. Von Berlepsch. 18. Bearbeitung der Schweiz.

Nach dem Tode des Verfassers der allbekannten Reisehandbücher, H. A. Berlepsch's, der am 14. Mai 1883 in Zürich gestorben ist, hat sein Sohn dessen erfolgreiche Thätigkeit aufgenommen, und als erste Frucht seiner Arbeit liegt die neue Auflage der „Centralschweiz, des Gotthard und Oberitaliens" vor uns. H. E. v. Berlepsch ist Landschaftsmaler, er bringt also zu der Arbeitskraft seines Vaters, die der jüngere, wie man wohl annehmen darf, in ebenso hohem oder noch höherem Grade besitzt, noch die künstlerische Begabung mit; diese manifestirt sich denn auch in der äußeren Ausstattung der neuen Reisehandbücher, besonders in den vermehrten Illustrationen und in der geschmackvollen Einbanddecke. Die Einrichtung der Bücher ist im großen Ganzen dieselbe geblieben, und das mit Recht, denn Reiseführer, die sich so gut bewährt haben, wie die Berlepsch'schen, dürfen nicht allzuoft eine Umgestaltung erfahren, das Beste sind Correcturen im Einzelnen in den thatsächlichen Angaben und immer deutlichere Darstellung des besonders Wissenswerthen. In der vorliegenden dritten Auflage der „Centralschweiz ꝛc." sind sämmtliche Routen von Oberitalien in diesem Jahre neu hinzugekommen, eine Verbesserung, die unbedingt geboten war. Plan und Karten zeigen vielfach einen Fortschritt gegen die älteren Ausgaben.

Die 18. Bearbeitung der Schweiz ist ein Neudruck des alten Werkes; im nächsten Jahre soll, wie wir hören, auch dieses Handbuch eine völlige Umgestaltung erfahren und wesentlich erweitert in 19. Ausgabe erscheinen. Zur nächsten Reisesaison wird, offenbar hervorgerufen durch unsere neuen Beziehungen zu dem Lande, ein Buch über Spanien vorbereitet, das sich in Anlage und Ausführung vollkommen an die andern Berlepsch'schen Reisehandbücher anschließen wird.

Wir glaubten recht zu thun, wenn wir lieber mit wenigen Worten die neuen Auflagen der Berlepsch'schen Reisehandbücher vor der Reisezeit ankündigten, als daß wir ihnen nach bereits vorübergegangener Saison eine ausführliche Kritik widmeten, wie sie sie eigentlich verdienten. fd.

Hinter dem Vorhang. Neue Novellen von Emil Peschkau. Berlin, Abenheimsche Verlagsbuchhandlung (G. Joel).

Während die ersten beiden Novellen „Spät gefunden" und „Die Gräfin" sich nicht über das Niveau literarischer Dutzendwaare erheben, zeigt die dritte „Zwischen Tod und Leben" ein frisches, munteres Erzählertalent, welches seine Gestalten zu charakterisiren versteht und durch Composition und Inhalt unsere Aufmerksamkeit anregt.

Der Verfasser, welcher sich bei der Presse und beim Publikum sehr wohlwollende Anerkennung zu erringen vermocht, sollte dieselbe durch Vielschreiberei nicht beeinträchtigen und Erzeugnisse wie die genannten beiden Novellen erst einer strengen Selbstkritik unterziehen. mz.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Arréat, Lucien, La Morale dans le Drame, l'Epopée et la Roman. Paris, Felix Alcan.

Brasch, Moritz, Dr., Die Klassiker der Philosophie. Von den frühesten griechischen Denkern bis auf die Gegenwart. Eine gemeinfassliche historische Darstellung ihrer Weltanschauung nebst einer Auswahl aus ihren Schriften. Mit Porträts. Leipzig, Gressner & Schramm. Lief. 1—3.

Dahn, Felix und Therese, Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt. Lfg. 2. Kreuznach, Verlag v. R. Voigtländer.

Didon, Pater v. Predigerorden, Die Deutschen. Autorisirte Uebersetzung von Stephan Born. Mit einem Briefe des Verfassers in Facsimile. Basel, M. Bernheim.

Die Sphinx, Ein Wochenblatt für die deutsche Familie. II. Jahrg. No. 11. Leipzig, Denickes Verlag.

Fischer, Kuno, Das Streber- und Gründerthum in der Literatur. Vade mecum für Herrn Pastor Krause in Hamburg. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg.

Friedmann, Alfred, Neue Lebensmärchen. (Bibl. für Ost und West. 8.) Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel.

Götzinger, E., Dr., Reallexikon der deutschen Alterthümer. Heft 1. II. vollst. umgearbeitete vermehrte und illustrirte Auflage. Leipzig, Woldemar Urban.

Henzen, Wilhelm. Ulrich von Hutten. Reformationsdrama in fünf Acten. Leipzig, Carl Reissner.

Johannsen, Albert, Deutsche Volks- und Familienbibliothek. Heft 1. Husum, Christiansen & Bollmann.

Kippenberg, A., Esaias Tegnér. Leipzig, B. G. Teubner.

Lindau, Paul, Aus der Hauptstadt. Briefe a. d. Kölnische Zeitung. 2. Auflage. Dresden, F. W. Steffens.

Lotheissen, Ferdinand, Geschichte der französ. Literatur im XVII. Jahrhundert. Vierter Band. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Lützow, Carl, von, Die Kunstschätze Italiens. Lfg. 21. Stuttgart, J. Engelhorn.

Mohr, Ludwig, Altes Schrot und Korn. 1. Band. Erzählungen a. d. Lande der Hessen. Kassel, Ernst Kleimenhagen.

Novellenschatz, Neuer Deutscher, Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Band 1: Sirene von L. Starklof. — Die Freiherren von Gemperlein von Marie v. Ebner-Eschenbach. Band 2: Jephats Tochter von S. Th. Mosenthal. — Münchhausen im Vogelsberg von O. Müller. — Saläthus von Hans Marbach. Band 3: Wer? von Ida v. Düringsfeld. — Die Flut des Lebens von Adolf Stern. — Der blaue Schleier von A. Schöne. — Maria im Elend von P. K. Rosegger. München & Leipzig, R. Oldenbourg.

Palleske, Emil, Die Kunst des Vortrags. 2. Aufl. Stuttgart, Karl Krabbe.

Pasque, Ernst, Auf dem Domkrahnen. Eine Erzählung. Bremen. C. W. Roussell.

Peisker, Alwine, Recommandirt. Geburt und Erziehung. Novellen. Freiburg i./B., Kiepert & von Bolschwing.

Perrot und **Chipiez**, Geschichte der Kunst im Alterthum. Aegypten. Lfg. 22/24 bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann mit einem Vorwort von Georg Ebers. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Ploss, H., Dr., Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Erste Lieferung. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).

Pypin, A. N., Das Serbisch-Wendische Schriftthum in der Ober- und Niederlausitz. Aus d. Russ. übertragen sowie mit Berichtigungen und Ergänzungen versehen von Traugott Pecht. Separatabdruck aus: Geschichte der slav. Literaturen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Rivista, La Nuova R. Internationale. 1884 No. 9. Firenze Succ. Le Monnier.

Revue internationale, Première Année, Tome II, VI. Livr. Florence.

Richter, Louis, Für Lebenskunst, Winke und Aphorismen. Dresden, E. Piersons Buchhdlg.

Sailer, F., Der preussische Staatsrath und seine Reactivirung. Unter Benutzung archiv. Quellen. Mit 18 Anlagen. Berlin, A. Deubner.

Schlegel, A. W., Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. 2. Theil. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Schrader, Gerhard, Der tausendjährige Rosenstock am Dome zu Hildesheim. Hildesheim, Franz Borgmeyer.

Schuller, Gustav Reinold, Ein Bild aus den Karpathen. 2. rev. Aufl. Wien, Carl Graeser.

Sievers, Otto. Dr., Akademische Blätter. Jahrg. 1. Heft 5. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.

Stanislas, A., Am Wege gepflückt. Eine Liedergabe. Berlin, F. C. Eutrich.

Stern, Albert, Dr., Ueber die Beziehungen Chr. Garves zu Kant nebst mehreren bisher ungedruckten Briefen Kants, Feders und Garves. Leipzig. Denickes Verlag.

Vogel, Julius, Dr., Das Mikroskop und die wissenschaftl. Methoden der mikroskopischen Untersuchung in ihrer verschiedenen Anwendung. 4. Aufl. neu bearbeitet von Dr. Otto Zacharias. Lfg. 2. 3. Leipzig, Denickes Verlag.

Weihaven, Johan. Ausgew. Gedichte. Im ursprünglichen Versmaasse aus dem Norwegischen übertr. von Dr. Hermann Neumann. Cottbus. Schauenbergs Buchhandlung (F. Kaatz).

* * * Die Offiziere. Gegen Colmar Freiherrn v. d. Goltz und Gesinnungsgenossen von dem Verfasser von: Die Vorrechte der Offiziere. Berlin, Walther & Apolant.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1884er. Frische Füllung 1884 er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58,20 R.
Mühlbrunn	44,50 R.
Schlossbrunn.	44,60 R.
Theresienbrunn.	48,30 R.
Neubrunn .	49,90 R.
Marktbrunn	39,00 R.
Rum. Kronquelle	28,90 R.
Felsenquelle	47,60 R.
Kaiser Karls-Qu.	34,70 R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

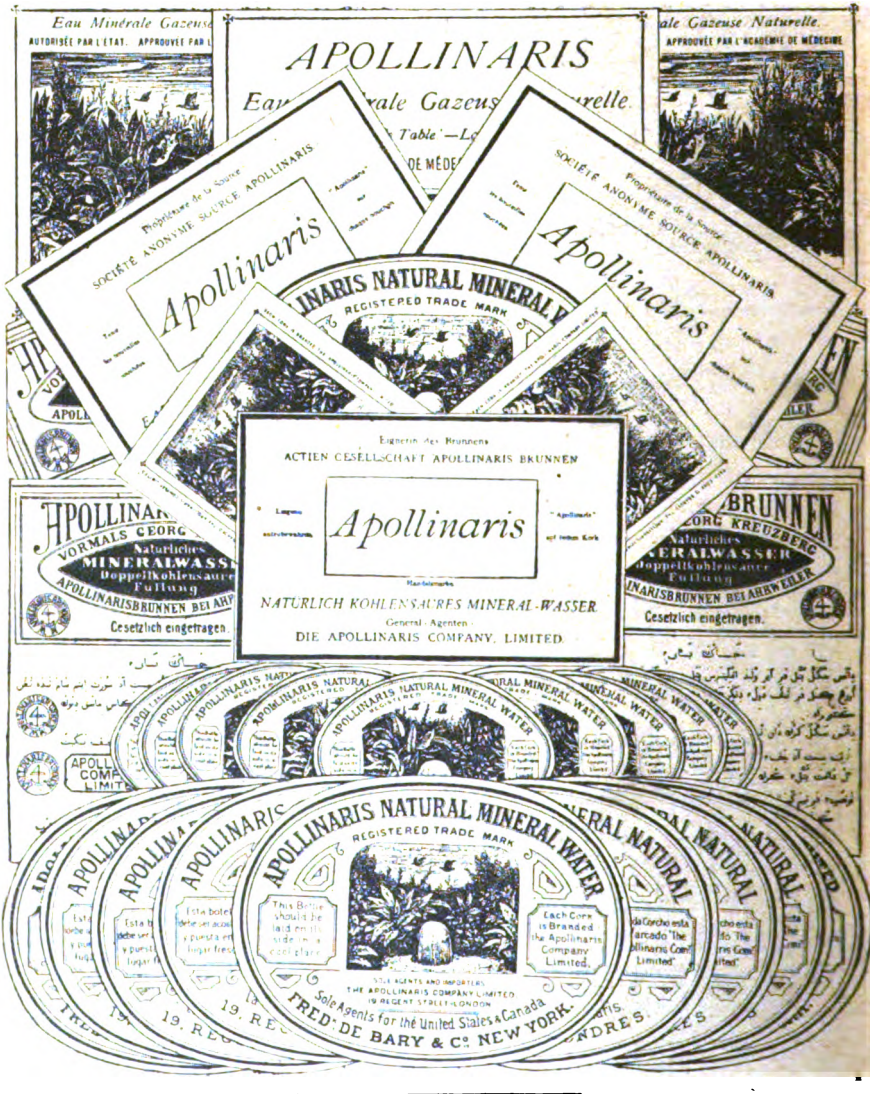
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Band 30. — Heft 90.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1884.

Breslau,
S. Schottlaender.

September 1884.

Inhalt:

Max Kretzer in Berlin. Seite

Die Blinde 281

Eduard von Hartmann in Berlin.

Kant als Begründer der modernen Aesthetik 304

Gustav zu Putlitz in Karlsruhe.

Mein Elternhaus 329

F. Keller-Leuzinger in Stuttgart.

Ein Besuch auf der Alhambra 345

Moriz Hoernes in Wien.

Die Anfänge der Kunst in Griechenland 353

Paul Lindau in Berlin.

Die neuesten Romane von Daudet und Zola. II. La Joie de vivre von Emil Zola 371

G. Verga, Catania in Sicilien.

Der Krieg der Heiligen 391

Bibliographie 399

Zur Literaturgeschichte (mit Illustrationen). — Heyse und Laistner, Neuer deutscher Novellenschatz. — Hamerling, Prosa. — Kuno Fischer, Das Streber- und Gründerthum in der Literatur. — Gildemeister, Die Heilkraft des See- und Höhenklimas. — Leimbach, Ausgew. deutsche Dichtungen. — Grautoff, Emanuel Geibel. — Pypin, Das serbisch-wendische Schriftthum. — Stanislas, Am Wege gepflückt. — Schücking, Große Menschen. — Weitbrecht, Geschichtenbuch.

Zu den Heine-Memoiren 413

Hierzu ein Portrait von Gustav zu Putlitz Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/5, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXX (Juli bis September 1884), wie auch zu den früheren Bänden I—XXIX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

.....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89.

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXX. (Juli bis September 1884)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

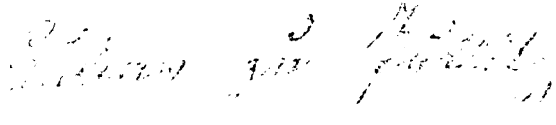
.....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Gustav zu Putlitz.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.



Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXX. Band. — September 1884. — 90. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Gustav zu Putlitz.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Die Blinde.

Eine Berliner Novelle

von

Max Kretzer.

— Berlin. —

Sämmtliche Stammgäſte der kleinen Conditorei am Oranienplatz kannten das Paar bereits. Seit vier Wochen machten Beide regelmäßig des Nachmittags ihre Beſuche. Punkt vier Uhr betraten ſie das mäßig große, elegant ausgeſtattete Leſezimmer und nahmen am kleinen runden Marmortiſch in der äußerſten Ecke neben dem zweiten Fenſter Platz. Es bot dann einen rührenden Anblick, wie er, der ſtarknochige, breitſchultrige Mann in den Fünfzigern, auf deſſen ewig kalt und gemeſſen dreinſchauendem Antlitz die Erfahrungen des Lebens tiefe Furchen zurückgelaſſen hatten, die zartgebaute, kaum zwanzig Jahre zählende blinde Dame mit der ganzen Vorſicht eines treuen Führers die drei Stufen beim Buffet vorbei hinauf und durch den Raum geleitete; wie ſeine plumpen, zu groß gerathenen Hände ſich bemühten, ihr ſo ſchnell als möglich den Fauteuil hinzurollen — wie Alles an ihm das Beſtreben zeigte, einem beklagenswerthen hilfloſen Geſchöpfe in der Nacht ſeines Daſeins das Leben auf eine Stunde hinaus wieder erträglich zu machen. Dann hieß es ſchnell hintereinander: „Sitzſt Du ſo auch gut, Ina? — Nicht wahr, ein wenig vom Tiſch zurück? — Soll ich das Fenſter ſchließen? Es iſt windig draußen —“ Und auf dieſe Fragen, deren ſanfter Ton dazu beſtimmt ſchien, das Knorrige in der äußeren Erſcheinung des Mannes dem Auge ſympathiſcher zu machen, erfolgte für gewöhnlich die kurze Antwort: „Ich danke Papa, ich ſitze gut.“ So behielt ſie denn ihre alte Lage: die ſchmalen, ſchlanken Hände von durchſichtiger Weiße über den Schooß gekreuzt, den Oberkörper zurückgebeugt, daß das feingeſchnittene Profil voll kindlicher

Weichheit und die Wellenlinien der zarten Büste sich klar von der durchleuchteten Gardine abhoben.

Mit der Zeit wurde das Interesse der passionirten Besucher des Locals an diesen Beiden besonders rege. War es der herausfordernde Gegensatz zwischen Vater und Tochter, der Gedanke an ein blühendes Leben in ewiger Finsterniß, der so auffallend wirkte; war es ungeheucheltes stummes Mitleid, das selbst den Blasirt-Gleichgiltigen angesichts von etwas Trostlosem überkommt — nach und nach empfand jeder der ständigen Nachmittagsgäste vom andern den Eindruck, als müsse dessen Aufmerksamkeit gleich der seinen nach dem Eintritt des Paares sich nur noch auf dieses concentriren, als würde der Tag nicht ganz seinen Zweck erfüllt haben, wenn der Zufall an ihm die Plätze am Fenster um die bestimmte Zeit leer ließ.

Selbst der alte pensionirte Stadtgerichtsrath, dessen würdevolles Haupt seit einer Stunde bereits wieder hinter dem Riesenformat der „Kölnischen" unsichtbar geworden war, und welcher die enggedruckten Spalten mit einer Genauigkeit verfolgte, als hätte er das einzige ausliegende Exemplar des Blattes für sich allein gepachtet; dem sonst bei der Lectüre der Weltuntergang als etwas nicht besonders Aufregendes erschienen wäre, in das man sich mit philosophischem Gleichmuth fügen müsse — selbst er hatte beim Hereinführen der Blinden plötzlich die Empfindung, als wäre es pietätlos, die Zeitung nicht auf einen Augenblick sinken zu lassen und den Blick von den gedruckten Ereignissen der auswärtigen Politik nach der Ecke am andern Fenster zu richten. Und der langaufgeschossene bartlose Lyriker am Ofen, dessen blondlockige Mähne das ästhetisch Erlaubte am äußeren Poeten schon längst überschritten hatte und für den Segen von Kamm und Scheere sprach, unterbrach die alltägliche fieberhaft wiederkehrende Hast, mit der er sich soeben wieder auf die Jagd nach der Rubrik „Literarisches", in der er die endliche Besprechung seines „ersten Bändchens" wittern durfte, begeben hatte und faßte im Stillen den Entschluß, den schlichten Schiller'schen Worten: „Sterben ist Nichts, doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück," demnächst in gereimter Form so viel als möglich Concurrenz zu machen.

Es war fast, als bildeten Vater und Tochter einen Magnet, dessen Anziehungskraft eine immerwährende ist. Es konnte denn auch nicht ausbleiben, daß die Neugierde nach den näheren Verhältnissen der Beiden, die in ihrem Aeußern, in der ganzen Art und Weise, wie namentlich der Mann auftrat und sich bewegte, den Eindruck von Fremden machten, sich zu regen begann.

Die Buffetdame, eine freundliche Thüringerin, die seit einem Jahre bereits hier conditionirte, war denn auch im Stande, etwas Näheres über das Paar zu sagen. Der Mann hieße Grimbkow, sei ein wohlhabender Mühlenbesitzer aus Mecklenburg und hielte sich eigentlich nur in Berlin auf, um den grauen Staar seiner Tochter, seines einzigen Kindes, operiren zu lassen. Die Dame habe als zehnjähriges Mädchen bereits an schlimmen

Augen gelitten, bis sie vor wenigen Jahren ganz und gar erblindet sei. Man habe das der sumpfigen Umgegend des Heimatsortes zuzuschreiben. Der Vater sei über das Unglück seines Kindes trostlos geworden, ein überaus finsteres, verschlossenes Wesen habe sich seiner bemächtigt und eine gewisse Menschenfeindlichkeit und Unzufriedenheit mit sich selber spräche aus seinem Blick. Wohlmeinende Freunde und Sachverständige hätten ihn bereits längst zu bewegen versucht, die Augen seiner Tochter einer Operation unterziehen zu lassen, aber immer habe die Furcht vor einem unglücklichen Ausgange ihn davon zurückgehalten, trotzdem er ja mit Freuden all' sein Hab und Gut dafür hingegeben haben würde. Nun aber, da sein Kind immer schöner und lieblicher heranwachse, könne er den Anblick nicht mehr ertragen. Mit Zustimmung seiner Tochter sei er endlich hierher gekommen, um einen berühmten Augenarzt zu consultiren. Leider aber habe er gerade eine sehr schlechte Zeit gewählt. Der Professor befinde sich seit Wochen auf der Reise, müsse aber in allerkürzester Zeit zurückkehren und dann würde wohl auch der regelmäßige Besuch der Beiden sein Ende erreicht haben. Uebrigens wohnten Vater und Tochter ganz in der Nähe, dort drüben in der ersten Etage des großen Eckhauses, wo der Balcon sich zeige.

Das war Alles, was man zu erfahren vermochte; es genügte gerade, um die Theilnahme für die Beiden noch zu erhöhen. Auch den Passanten der Straße, die regelmäßig den Oranienplatz zu kreuzen hatten und mit dem scharfen Auge des Großstädters in dem rastlosen Gewühl der Menge immer noch Zeit fanden, besonderen Physiognomien und Erscheinungen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, wurden sie bald zu zwei Bekannten, denen man rücksichtsvoll auswich und nach welchen man sich beim Weiterschreiten noch einmal umblickte, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß auch in einem Antlitz mit erloschenen Augen durch den Zauber eines verklärenden Lächelns ein Schimmer des Trostes und der Hoffnung zu finden sei.

Wenn Grimbkow regelmäßig am frühen Vormittag, sein Kind am Arm, den Spaziergang durch die Straßen machte, wurde aus ihm ein anderer Mann, aus dessen Antlitz die ewige, fast steinerne Ruhe und zuerst unsympathisch wirkende Kälte verschwand; der nun scherzte und plauderte, der für die nichtigsten Dinge Worte fand, die immer den Eindruck machten, als habe er das Bedürfniß, überhaupt nur zu sprechen um etwas zu sagen. Und Alles seiner Tochter wegen, die von der Existenz alles dessen überzeugt sein sollte, was sie niemals zu erschauen vermochte, von dem sie sich in ihrem Innern nur noch mit dunklen Vorstellungen trug. Dann flossen ihm die Worte förmlich über die Lippen; er entwickelte eine farbenprächtige Schilderung, so daß er im besten Redefluß erstaunt über sich selbst inne hielt und in Gedanken sich fragte: Grimbkow, wie bekommst du das alles fertig? Du schwatzest wie das Rad deiner Mühle daheim; und Ina, denselben Gedanken verfolgend, zu ihm sagte: „Papa, ich hätte nie geglaubt, daß Du über alle Dinge in dieser großen Stadt so trefflich Auskunft zu geben ver-

magst. Du sprichst wie ein Buch. Ja," fügte sie dann mit einem Seufzer, der wie Sehnsucht nach tiefinnerster Erlösung klang, hinzu, „dieses Berlin muß eine fürchterlich große Stadt sein. Ich höre es an dem Rollen der unzähligen Wagen, das kein Ende zu nehmen scheint, und an dem Gesumme der vielen Menschen, das mir immer noch in den Ohren klingt, wenn ich des Abends im Bette liege und nicht gleich den Schlaf finde.

Dieses Gesumme der vielen Menschen — das war es eben, was ihn anheimelte, was seine Verschlossenheit öffnete. Hier war er nicht mehr allein mit dem Schmerze um das Unglück seines Kindes. Inmitten des auf- und abwogenden Stromes, dessen lebende Fluthen brandend an ihm vorüberzogen, empfand er den Eindruck von hundertfältigem Elend im heißen Kampfe um das tägliche Brot, kam ihm das Bewußtsein der Sorge und des Kummers Anderer, das ihn das Schicksal seiner Tochter weniger tragisch auffassen ließ, neue Hoffnungen in seiner Brust erweckte.

So gingen sie immer denselben Weg. Sie schritten die Oranienstraße bis zum Moritzplatz hinunter, bogen links in die Prinzenstraße ein und suchten die Hasenhaide auf, wo sie in einem der zahlreichen Biergärten nach Mecklenburger Art ihr bescheidenes Frühstück einnahmen, einen Gang durch die Rosenausstellungen machten, um dann gegen Mittag durch den oberen Theil der südöstlichen Luisenstadt den Heimweg anzutreten.

Den Gärtnereibesitzern der Hasenhaide waren Vater und Tochter bereits zu angenehmen Besuchern geworden, deren Ankunft ihnen nicht gleichgiltig war.

„Min Döchting liebt die Blomen," sagte Grimbkow in seiner kurzen bestimmten Art, halb hochdeutsch, in der Voraussetzung, man könne ihn nicht ganz verstehen, und halb in der Sprache seiner Heimath, die nur für Ina bestimmt war.

Die Leute wußten dann, was sie zu thun hatten. Mit diesen „Blomen" meinte er überhaupt nur die Rosen. Nach dem Preise fragte er nie, denn was für „sin Döchting" war, konnte auch „duer sind".

„Nicht wahr, min lütt Deern, die Rosen sind doch wohl schön, das soll woll sein", sagte er dann beim Weiterschreiten, sich innerlich freuend, den Lieblingswunsch seiner Tochter wieder erfüllt zu haben.

„O Papa," erwiderte sie, sich an ihn schmiegend, „sie müssen die schönsten und größten im ganzen Garten gewesen sein. Du weißt, ich kann sie nicht sehen, aber ich spüre es an ihrem wundervollen Duft."

Dasselbe sagten er und sie jeden Tag beim Verlassen der Gärtnerei. Dann entstand eine kurze Pause und er begann das Gespräch wieder mit halb zitternder Stimme. Sie sah es nicht, wie sein Blick dann liebevoll auf ihrem Antlitz haftete.

„Es wird nicht lange dauern, min Döchting, und Du wirst sie auch sehen —"

„O, Papa" — war alles, was sie hervorzubringen vermochte; ihn aber beschlich im Augenblick eine tiefe, unendliche Rührung. Er wußte, was

alles in diesen zwei Worten lag: die unaussprechliche Wonne bei dem Gedanken an die Segnungen des Himmelslichts, gepaart mit der schaurigen Furcht vor dem Tage der Operation.

Und er fuhr, seine Worte wiederholend, fort: „Ja, es wird nicht lange dauern und Du wirst sie wieder sehen, mein Kind. Alles wirst Du sehen, die Menschen, die Häuser, die Sträucher und auch Din Badding, der dann zum närrischen Kerl werden wird, so daß sie to Hus mit dem Finger nach der Stirn zeigen werden, wenn er ihnen von Berlin vertellen wird und dabei sagt, man habe ihn zum Großwürdenträger ernennen wollen, er aber habe es mit den Worten ausgeschlagen: das könne ihm nun nichts mehr nützen; er könne nicht reicher, glücklicher und zufriedener gemacht werden, als er es jetzt sei, er, Fritz Grimbkow aus Parnewitz in Mecklenburg. Hahaha — laß sie nur lachen, Grimbkow weiß was er hat, und was er hat, das hat er. Das soll woll sein! Verstehst Du, min Döchting?"

„Ja, min Badding."

Und er pfiff leise vor sich hin, als Zeichen einer gewissen zufriedenen Stimmung, die alles Fehlschlagen der Hoffnung, die er auf seine Anwesenheit in Berlin setzte, im Vornherein ausschloß.

Dann fand er Gelegenheit laut aufzulachen, so daß Ina sofort wußte, worum es sich handele. Er amüsirte sich, wenn er irgend etwas Lächerliches auf der Straße erblickte. Der Humor des Mecklenburgers kam dann zum Vorschein.

„Papa, was hast Du gesehen?" fragte sie ihn. „Erzähle mir."

Er lachte erst weiter: „O, es war weiter nichts! Ene olle Fru geht wie een Papagei gekleidet: gelbe Botterblomen up 'ne gröne Wiese."

Und Ina lachte mit, während er in seiner derben Art die lächerliche Erscheinung weiter kritisirte.

Nun waren sie wieder in das beste Fahrwasser gekommen, indem er auf's Neue „wie ein Buch" sprach. Sie lauschte still, während er erzählte, was seine blauen Augen rechts und links sahen. Abwechselnd führte sie den Strauß mit Rosen an's Gesicht, um sich an ihrem Duft zu berauschen.

„Da drüben steht ein Haus, da möchte ich schwören, daß Gomberts in ihm wohnen, wenn ich nicht wüßte, daß es kein Wunder mehr giebt, und daß wir hier im groten Berlin sind und nicht im lütten Parnewitz. Es sieht auf ein Haar so aus: gelb gestrichen mit Epheu bis zum Dach, und einer kleinen Veranda, die weit in den Vorgarten geht. Ob Du Dich wohl noch erinnern kannst, Ina? Es sieht heute noch so aus wie damals vor Jahren, als —"

„Ja, Papa, ich entsinne mich noch ganz genau. Es war zur Zeit, als ich anfing, böse Augen zu bekommen. Gomberts Junge war viel älter als ich, aber wir spielten immer zusammen. Er war immer sehr gut zu mir; einmal wäre ich beinahe unter das Mühlrad gekommen, wenn er mich

nicht davor bewahrt hätte. Weißt Du noch? Es war gerade an meinem Geburtstage und Mama, die damals noch lebte, hatte uns Kuchen gebacken."

Sie blieb mit der Gewohnheit erblindeter Menschen stehen, neigte ihren Kopf nach hinten und richtete die glanzlosen Augen nach der anderen Seite der Straße, als sei sie im Stande, alle von ihrem Vater erwähnten Einzelheiten deutlich zu erkennen.

Und während diesen plötzlich wieder eine tiefernste Stimmung ergriffen hatte, die nahe daran war, ihm das Auge feucht zu machen, fuhr sie wie jubelnd fort:

„Aber Papa, da fällt mir ein — weißt Du, auf Gomberts Dach war ein Taubenschlag, gewiß, ich weiß es ganz genau, ganz oben an der linken Seite. Ist der da drüben auch zu sehen?"

Nun glitt wieder ein breites Lächeln über sein gebräuntes Gesicht. Wie lebhaft sie sich noch des Hauses erinnerte, das dem ihrigen geradeüber lag, und das sie als Kind zum letzten Male gesehen hatte!

„Auch das stimmt, Ina; wirklich und wahrhaftig, da oben links ist ein Taubenschlag zu sehen."

„Wie merkwürdig, Papa!"

Nun trat, als sie weiterschritten, für Beide eine längere Pause ein. Er war sehr ernst geworden und schien in tiefem Nachdenken versunken. Eine Mißstimmung überkam ihn plötzlich, die er selbst bei sich hervorgerufen hatte. Weshalb mußte dieses Haus da drüben eine so frappante Aehnlichkeit mit demjenigen Gomberts haben, daß er sich durch diese Ueberraschung genöthigt sah, den Namen laut auszusprechen, den er haßte, verabscheute, weil sich an ihn Bitternisse seines Lebens knüpften?!

Er fuhr mit seiner großen Hand über's Gesicht, um böse Gedanken zu verscheuchen; dabei entfuhr ihm ein tiefer, kaum hörbarer Seufzer. Ina wußte, so seufzte er immer, wenn er an etwas dachte, was seit Jahren schwer seine Seele bedrückte und worauf er ihr stets die Antwort schuldig blieb, so oft sie ihn darnach fragte. Das war das einzige Geheimniß, was er vor ihr zu verbergen hatte. Untrügliche Andeutungen hatten darauf hingewiesen, daß der verstorbene Mühlenbaumeister Gombert in engster Berührung mit diesem Geheimniß stehen müsse. Dunkle Erinnerungen aus ihren Kinderjahren, aus jenen ersten trüben Tagen, wo sie Wochen lang im dichtverhangenen Zimmer weilen mußte, um ihre Augen zu schützen, tauchten bei solcher Gelegenheit wie heute vor ihr auf, zauberten verworrene Bilder vor ihre Seele, die ihr heute selbst als erwachsenes Mädchen nur Dinge ahnen ließen, von denen sie als Kind gar nichts verstand.

Sie war zwölf Jahre alt, als ihre Mutter starb, die eine sehr schöne Frau war und als solche nicht nur in Parnewitz, sondern auch in der weitesten Umgebung sehr verehrt wurde. Namentlich die jungen Gutsbesitzer, die geschäftlich auf der Mühle zu thun hatten, waren besonders höflich und aufmerksam gegen sie, sagten ihr die schönsten Schmeicheleien. All' dessen

konnte sich Ina noch sehr gut entsinnen. Sie sah die jungen Herren im Geiste in ihren leichten Gutswagen oder zu Pferde vor der Mühle halten; Jochen, der alte Knecht, der sie auf den Armen getragen hatte, trat in seiner gewohnten Weise linkisch und schläfrig hinzu, um für Wagen und Pferde zu sorgen. Inzwischen hatte der Herr Gutsbesitzer auch schon ihrer schönen Mutter die Hand geküßt und sie mit Artigkeiten überschüttet.

Im Geiste hörte dann auch Ina den Vater zeitweilig poltern und fluchen, hatte auch ihn vor Augen, der in seiner Erscheinung das gerade Gegentheil von ihrer Mutter war: vierschrötig und knochig, mit einem stets bärbeißig dreinblickenden Gesicht, den schlechtesten Hausrock auf dem Leibe, die stets mit Mehl bestaubte Mütze auf dem Kopf.

Es paßte ihm nicht, daß sein hübsches junges Weibchen so oft andern Männern gegenüber beim Lachen ihre weißen Zähne zeigte, die Artigkeiten so hinnahm, als kämen sie von ihrem Manne. Sie lachte dann hell auf und nannte ihn einen eifersüchtigen Bären, der gar nicht wisse, wie hübsch er ihr erscheine, wenn er so über die Maßen fluche und poltere und auf die vornehmen „Scharwenzler" schimpfe. Ob er denn nicht wüßte, daß all' diese Leute ihre Kunden wären, und daß man sich die guten Kunden halten müsse; sie allein bekümmere sich doch um's ganze Geschäft. Dann kam ein Wort in's andere und sie wurde sehr ärgerlich. Er möge sich nur um seine Gesellen hinten in der Mühle bekümmern, das wäre schon viel vernünftiger als sie immer mit seinem Verdachte zu kränken, meinte sie dann sehr aufgebracht und warf lautschallend die Thüre hinter sich in's Schloß, während er grimmig wieder der Mühle zuschritt. Nach einer Weile kehrte dann Fritz Grimbkow nach dem Vorderhause zurück und gab seiner Frau allen Ernstes einen herzigen Kuß. Er war dann mit einem Male sehr kleinlaut geworden. „Ich bin ein närrischer Kerl," sagte er dann wohl und gab ihr den zweiten und dritten Kuß. Damit war dann sein Blut wieder ruhig geworden, bis es bei der nächsten Gelegenheit, die am andern Tage gewöhnlich schon kam, wieder in Hitze gerieth und die leidige Eifersuchtsscene sich wiederholte.

Nun gehörte auch August Gombert zu den täglichen Freunden des Hauses. Er war Wittwer und ein sehr stattlicher Mann. Zwischen ihm und Grimbkow bestand immer eine gewisse knurrende Freundschaft. Die krankhafte Einbildung des ehrlichen Mühlenbesitzers ließen ihn in jedem Menschen, der seiner Frau nur die geringste Aufmerksamkeit erwies, einen Verräther wittern und August Gombert gegenüber trat das besonders zu Tage. Es kam eine Zeit, wo Grimbkow äußerst schweigsam wurde, anfing die Menschen zu meiden und mit einer Verschlossenheit umherging, die etwas zu bedeuten haben mußte und die seine Frau in Unruhe versetzte.

Eines Abends, es war mitten im Sommer, lag Ina wie gewöhnlich mit ihren bösen Augen im dunklen Zimmer, zu dem kein Strahl der untergehenden Sonne seinen Weg fand, als sie vom Wohnzimmer ihrer Eltern her heftigen Zank derselben vernahm, der sich immer lauter und erbitterter

steigerte. Besonders die zornige tiefe Stimme ihres Vaters drang vernehmbar zu ihr herein.

„Ich will das nicht, daß Du das thust, das ist ein Schimpf für mich," hörte sie ihn ganz deutlich sagen. Ihre Mutter sprach dagegen. Das mußte ihn noch mehr gereizt haben, denn er schrie immer lauter, schlug hintereinander auf den Tisch und rief dann die Worte: „Ehrloses Weib!" Nun vernahm Ina einen lauten Schrei ihrer Mutter, hörte sie jämmerlich schluchzen und fing nun in ihrer kindlichen Herzensangst selbst an zu weinen, sprang aus dem Bette und lief auf ihren nackten Füßchen hinüber zu den Eltern. Hier sah sie die Mutter auf dem Sopha sitzen, die Hände vor die thränenden Augen geschlagen und den Vater am Fenster stehen, wie er den Arm auf den Rahmen, den Kopf in die Hand stützend, mit finsterem Blick hinausschaute fest auf das gegenüberliegende Haus, als wollte er es verschlingen und mit seinen blitzessprühenden Augen vernichten. Ina lief sofort auf ihre Mutter zu, die sie in ihre Arme schloß; der Vater aber, als er das sah, drehte sich um und sagte befehlend: „Komm' her, Kind, zu mir, zu Deinem Vater, hörst Du?!" Die Mutter aber ließ sie nicht los und so weinten sie und ihr Töchterchen eine Weile miteinander.

Diese Scene stand Ina besonders lebhaft vor dem geistigen Auge. Nach diesem Vorfall passirten dann merkwürdige Dinge. Als die kleine Patientin wieder hinaus in's Freie durfte, wie gewöhnlich zu Gomberts hinüber wollte, um ihren jungen Freund zu begrüßen, fand sie weder Vater noch Sohn vor. Der Mühlenbaumeister hatte sein Haus verkauft und war nach der Hauptstadt gezogen. So oft und laut sie auch hintereinander den alten Ruf: „Reinhold, ich bin im Garten," ertönen ließ — keine Antwort kam. Fremde Leute steckten oben zu den Fenstern die Köpfe heraus und wunderten sich augenscheinlich über des Kindes fortwährendes Rufen.

Zwischen Vater und Mutter war eine tiefe Entfremdung eingetreten, doch blieb die Liebe Beider zu Ina, ihrem einzigen Kinde, die gleiche herzige; namentlich der Vater war ihr inniger denn je zugethan. Oefters, wenn sie das dunkle Zimmer wie gewöhnlich hüten mußte, sie vom Schlummer die Augen öffnete, sah sie ihn vor ihrem Bettchen sitzen, wie er ihre Hand in der seinigen hielt, sich über sie gebeugt hatte und sich mit dem Aermel seines Rockes die Thränen aus den Augen wischte. Ein ander Mal war es die Mutter, die vor ihr saß und dasselbe that. Sie war jetzt eben so schweigsam geworden wie ihr Mann, blieb sehr gleichgiltig, wenn wie gewöhnlich die Gutsbesitzer der Umgegend ihr die bekannten Schmeicheleien und Artigkeiten sagten, und fand nicht wie sonst ihr lautes helles Lachen über die Narrheiten der galanten Kunden. Nach einem halben Jahre, bei der Geburt eines Knäbleins starb sie, das Kind wenige Tage darauf. Die ganze Nacht hindurch hörte sie den Vater schluchzen und weinen; und im Schlafe träumte sie, er stände vor ihrem Bettchen und thäte dasselbe. Seit diesen Unglückstagen wurde er noch verschlossener und stiller als zuvor. Er

mied die Nachbarschaft, lebte nur für sich und sein Kind, arbeitete dabei wacker, schuf sich einen großen Wohlstand, blieb aber ebenso einfach und anspruchslos wie zuvor, ging nur auf in dem Bestreben, die Zukunft seines einzigen Kindes freudvoll und glücklich zu gestalten.

Nun lagen Jahre dazwischen, und der Zufall hatte Vater und Tochter in Gedanken auf denselben Weg in jene Zeiten zurückgeführt, und ließ sie sich mit Personen beschäftigen, die bei Beiden die verschiedenartigsten Empfindungen hervorriefen. Von Gomberts hatte man nie mehr etwas gehört; so wenigstens hatte Ina von ihrem Vater erfahren, ohne zu wissen, daß er ihr geflissentlich jede Mittheilung darüber verschwieg.

Heute fand sie sich innerlich gedrängt zu der Frage:

„Was mag wohl aus Reinhold geworden sein, Papa? Er sollte studiren nnd wollte immer nach Rostock. Er war ein sehr kluger Junge, und ich glaube gewiß, daß aus ihm etwas Gescheidtes geworden ist oder doch noch werden wird. Er sagte immer, daß das auch der größte Wunsch seines Vaters sei, der genug habe, das durchzusetzen."

Ein urplötzlich kurz abgebrochenes Lachen kam über Grimbkows Lippen.

„Gemeine Prahlhänse," stieß er hervor, aber so knurrend und unverständlich, daß Ina nur ein rauhes Gemurmel hörte.

Eine Minute lang war er mit sich im Unklaren, wie er die Frage Inas beantworten sollte. Die tiefe, unsagbare Liebe, die er für sein unglückliches Kind hegte, hieß ihn die Wahrheit sagen. Er hatte wohl von Gomberts etwas erfahren: daß der Alte im vorigen Jahre, nachdem er sich noch einmal verheirathet und in der mecklenburgischen Residenz eine gewisse Rolle gespielt hatte, gestorben sei, daß sein Sohn in Rostock eine Zeit lang Medicin studirt hatte, um Arzt zu werden, und dann nach Berlin gegangen sei; aber Grimbkow wollte von jetzt ab durch nichts mehr an den ihm verhaßten Namen erinnert werden. Was der Vater, den er seinen intimsten Freund nannte, einst an ihm gesündigt hatte, das mußte in seinen Augen dem Sohne entgolten werden.

„Nein," polterte er rauh hervor, in einem Tone, wie Ina ihn seit langer Zeit nicht von ihm vernommen hatte.

Im nächsten Augenblick fand er einen Ableiter für seine aufbrausende Stimmung. Vor einem Bretterzaune, den Eingang zu einem Bierlocale, erblickte er eine armselig gekleidete erblindete Frau, die, von einem Knaben an der Hand geführt, mit halblauter Stimme den Vorübergehenden Streichhölzer zum Kaufe anbot. Das war ein Anblick, der ihn immer tief berührte. Er faßte in die Tasche und warf der Leidensgefährtin seiner Tochter im Vorbeigehen ein Geldstück in den Korb. Jetzt hatte er wieder eine gute That vollbracht, nun konnte er auf's Neue heiter sein, die Phantasie Inas durch seine laut geäußerte Beobachtung anregen.

Dann gerieth er aber doch in eine arge Verlegenheit, als seine Tochter ihn fragte:

„Wie kleiden sich denn jetzt die Damen, Papa? Ich möchte wohl wissen, was für eine Mode herrscht."

Auf eine solche Frage war er nicht vorbereitet. Er, Fritz Grimbkow, von dem in ganz Parnewitz bekannt war, daß er den altfränkischsten Rock von der Welt trüge, sollte über die neuesten Moden der Damen Auskunft geben! Wenn nur Ina sein Gesicht in diesem Augenblicke hätte sehen können!

„Jo, min Kind —"

Mit der Linken faßte er nach seinem Ohr, kratzte sich dort und schob dann verlegen seinen Hut in die Höhe.

„Jo, min Kind," wiederholte er unter einem mehrmaligen Räuspern. Er schaute rechts, er schaute links, als müsse ihm plötzlich Jemand zu Hilfe kommen, um seiner Tochter, der er jeden Wunsch gewährte, auch diesen zu erfüllen. Dann blickte er hinter sich und vor sich die Straße entlang, die um diese Zeit sehr wenig von Lustwandelnden belebt war, und wandte auch seine Augen nach der andern Seite.

Endlich sagte er mit der rührenden Miene eines Kindes:

„Jo, min Mäken, düsse Saken versteh ik nich un truu mi nich daran totippen, awer ick seh, dat ene Fru ne' Tüllmütz oppen Kopp un en swart Kleed anharr. Das soll woll sein," setzte er befriedigend hinzu, glücklich darüber, über diese anstrengende Arbeit hinweggekommen zu sein.

Ina brach in ein lautes helles Lachen aus. „O, Papa," sagte sie dann mit Humor, „das ist ja eine schrecklich einfache Tracht. Gehen denn alle Damen so gekleidet?"

Er merkte den harmlosen Spott, der ihn traf und lachte nun selbst recht herzlich und laut vernehmbar.

„Alle? Daß ich nicht wüßte. Ich sprach nur von einer alten Frau, die vor uns geht und einen Kinnerwagen schiebt. Die vornehmen Dam's sind gewiß noch nicht utt den Federn."

Als sie sich wieder in den belebten Straßen und in der Nähe ihrer Wohnung befanden, sagte Grimbkow ganz laut: „Guten Tag, mein Herr," und zog höflich vor einem Vorübergehenden, der ihn zuerst begrüßt hatte, den Hut.

„Wer war das, Papa," fragte ihn Ina sofort.

„Der junge Herr, min Döchting, der wie wir drüben bei Conditors sitzt und so fründlich ist, uns immer die Zeitungen zu geben, auf die wir luern."

„Ah —" kam es langgedehnt über Inas Lippen; die Blinde drehte den Kopf, als vermöchte sie dem Erwähnten nachzublicken.

Am Nachmittag desselben Tages saßen sie wie gewöhnlich zur bestimmten Stunde in der Conditorei. Als sie sich kaum auf die gewohnten Plätze am Fenster niedergelassen hatten und Beide das Gewohnte: „Sitzest Du so auch gut, Ina?" und: „Ich danke, Papa, ich sitze gut," ausgetauscht hatten,

erhob sich auch bereits der bekannte junge Mann von seinem Sitz und trat leise und etwas zurückhaltend auf Grimbkow zu.

„Wenn ich bitten darf?" — Damit verbeugte er sich höflichst und reichte dem Mühlenbesitzer aus Mecklenburg irgend ein Journal hin, von dem er wußte, daß der Alte mit Vorliebe und halblaut gedämpfter Stimme aus ihm vorzulesen pflegte. Bald war es die „Gartenlaube", bald das „Daheim" oder die „Vossische Zeitung", die den Alten zu fesseln wußten. Dann nahm der junge Mann seinen Platz wieder ein, um anscheinend nach wie vor eifrig die Zeitungen zu studiren; hinter dem vorgehaltenen Blatte aber wandte er seitwärts seinen Blick nach der Blinden hinüber, von der sein Auge sich nicht zu trennen vermochte.

Als Grimbkow zum ersten Mal diese seltene Aufmerksamkeit des jungen Mannes zu Theil wurde, hatte er ganz verwundert aufgeblickt. Eigentlich lag es in seinem barschen Wesen, welches jede Annäherung ausgeschlossen sehen wollte, dem betreffenden Herrn derbe verstehen zu geben, daß er auch nicht die geringste Belästigung während der Stunden, die er hier zubrachte, wünsche; aber es zeigte sich eine so ungesuchte vollendete Höflichkeit in dem steten harmlosen Anerbieten des tagtäglichen Störenfriedes, daß der vollendetste mecklenburgische Grobian dieser Artigkeit nicht hätte widerstehen können. So sagte denn Grimbkow kurz: „Danke schönstens," streckte die Hand nach dem Journal aus, und senkte den Kopf auf's Neue auf die breiten Schultern nieder.

Seit vierzehn Tagen bereits pflegte sich jeden Nachmittag diese kleine Scene zu wiederholen, ohne daß man gegenseitig wußte, mit wem man es eigentlich zu thun habe.

Schließlich mußte man es auch dem jungen Mann, der in seinem ganzen Auftreten, seiner Kleidung, den durchgeistigten Gesichtszügen, der vornehmen Sprechweise den Eindruck eines feingebildeten, gut erzogenen Menschen machte, anmerken, daß er nicht die Absicht habe, eine intimere Annäherung zu suchen. Man sah es gern, wenn er seine stete Aufmerksamkeit wiederholte; dieses Bewußtsein schien ihm zu genügen.

Mit der Zeit hatte sich Ina an die wenigen Worte, die er sprach, so gewöhnt, daß der Klang seiner wohllautenden Stimme sie zu fesseln begann, noch stundenlang bei ihr nachwirkte und eigenthümliche Vorstellungen von ihm in ihr wachrief. Sie interessirte sich in einer Art und Weise für ihn, die jedem Andern aufgefallen wäre, nur ihrem Vater nicht, der gewöhnt daran war, von seiner Tochter über alles um Auskunft gebeten zu werden, was sie nicht sah, von dem sie sich nur unklare Vorstellungen machte, die sie dann durch seine Schilderung ergänzt sehen wollte. Nach und nach hatte sie von ihrem Vater erfahren, wie er aussähe, ob er groß oder klein sei, wie er sich kleide, ob er einen Bart trüge, was für eine Farbe seine Augen zeigten, ob er alt oder jung sei.

„Min Mäken," sagte Grimbkow ahnungslos, „er ist ein netter Keerl, das soll woll sein. Er hat eine große hübsche Figur, einen lütten blonden Vollbart, und ein feiner Herr ist er jedenfalls, das sieht man ihm wohl an. Was die Augen betrifft — hm, ich sollte wohl meinen, daß sie gerade so blau sind wie bei uns in Mecklenborg. Und die Hände sind sehr weiß, das kann ich bezeugen. In ene Mühl' hett' er noch nicht arbeitet. Darauf will ich schwören."

Ihre Vorstellungen begannen sich zu erweitern; ihre Phantasie malte ihr ihn jetzt viel vollendeter aus, als ihr Vater ihn bereits geschildert hatte.

Eines Tages aber fand durch Zufall eine Annäherung statt, der sich Grimbkow nicht verschließen konnte. Das kleine Lesezimmer war bis auf die drei Personen leer. Draußen war ein arger Platzregen losgebrochen, hatte durch seine Ströme herniederrauschenden Wassers die Menschen von den Straßen gefegt und hielt die übrigen in ihrer Behausung zurück. Hin und wieder warf Grimbkow durch die getrübten Scheiben einen Blick nach dem Unwetter hinaus, dann las er wieder mit seiner monoton klingenden Stimme halblaut weiter. Der Wind draußen riß einen Fensterflügel auf und fegte durch das Zimmer nach der gegenüberliegenden geöffneten Glasthür, so daß die Zeitungen von den Tischen flogen und die Blinde zusammenzuckte. Der junge Mann sprang sofort auf, schloß die Thür, während Inas Vater dasselbe mit dem Fenster that.

„Danke schönstens," sagte Grimbkow kurz, aber höflich; „meine Tochter kann den Zug nicht vertragen."

Durch das Klappern der Scheiben aufmerksam geworden, war die Besitzerin der Conditorei, eine schöne junge Frau, hereingetreten und richtete nun beim Passiren des Zimmers ein paar Worte an den jungen Mann, die sich auf das Wetter bezogen, und in denen sie die Anrede „Herr Doctor" gebrauchte. Grimbkow blickte auf; zum ersten Male ließ er seinen Blick länger als sonst auf dem nur wenige Schritte von ihm sitzenden Herrn ruhen. Er hatte einen heillosen Respect vor allem, was sich Doctor nannte, denn er dachte dabei nur an die Aerzte. Es überkam ihn gleichsam das Gefühl, als sei ihm ein derartiger Mensch schon um das Unglück seines Kindes willen näher gerückt, als hätte er nun die Berechtigung, sich ihm anzuvertrauen. Als er weiter lesen wollte, mußte er sich mehrmals unterbrechen, um den Blick seitwärts verstohlen zu wiederholen. Dann schrak er förmlich zusammen, als er vom Sopha her die Frage vernahm:

„Ist die junge Dame schon lange erblindet, wenn ich fragen darf?" Er hatte die Empfindung, als müsse er sich nun respectvoll von seinem Sitze erheben, was er denn auch bis zur Hälfte that. Er wollte die Frage höflich beantworten, aber seine Tochter kam ihm zuvor.

„Seit meinem vierzehnten Jahr, mein Herr," klang es melodisch vom Fenster.

„Ja woll, ja woll, seit ihrem vierzehnten Jahr," bestätigte Grimbkow,

„Sie sind Arzt, Augenarzt, nicht wahr, mein Herr?“ wandte er sich dann in einer so großen Höflichkeit, wie man sie sonst bei ihm nie vorausgesetzt haben würde, an den jungen Mann. Dieser lächelte leicht und antwortete:

„Jawohl, ich verstehe etwas davon, wenn Sie einmal gütigst erlauben wollen —“

Er trat dicht an Ina heran, ließ sich vor ihr auf einen Stuhl nieder und bat sie höflich, das Gesicht ihm zuzuwenden, den Kopf ein wenig nach hinten zu neigen und die Augen weit zu öffnen. Er bemerkte dabei, wie sie am ganzen Leibe zitterte und wie bei der Berührung seiner Hand eine helle Röthe in die durchsichtigen Wangen stieg. Er zog aus der Westentasche ein Glas hervor, betrachtete prüfend die Augen der Kranken, drückte dann mit dem kleinen Finger seiner rechten Hand auf die verhärtete Pupille, ohne daß das junge Mädchen Schmerzen verspürte, und sagte theilnahmsvoll:

„Der Staar ist reif, es ist der sogenannte Kapselstaar. Ich habe gehört, daß Sie nach Berlin gekommen sind, um sich operiren zu lassen, und zwar bei Professor S.; Sie können beruhigt sein, die Operation wird eine glückliche werden.“

Die Blinde athmete tief auf. Grimbkow sagte eine Minute lang gar nichts, bis er endlich hervorstotterte:

„Mein Herr, meinen Sie wirklich —? Er vermochte nicht mehr zu sagen; andere Gäste waren in's Zimmer getreten und nahmen plaudernd an einem der Tische Platz. Der Gefühlsausbruch, der den alten Mühlenbesitzer im Moment zu überkommen drohte, wurde dadurch zurückgehalten. Der junge Arzt sah nach der Uhr und empfahl sich mit einer leichten Verbeugung.

Seit dieser Stunde begann er im Seelenleben der Blinden eine Rolle zu spielen. Seine Worte hatten sie eigenthümlich sympathisch berührt, seine weiche und doch männlich klingende Stimme rief plötzlich in ihr das Gefühl hervor, als habe sie dieselbe schon einmal in ihrem Leben gehört, ungefähr wie man glaubt plötzlich nach langer Zeit den Schall einer Kirchenglocke wieder zu vernehmen, deren seltenem Klang man als Kind im kleinen Heimatsorte so oft gelauscht hatte; man hat die Gewißheit, daß man sich täuscht, doch giebt man sich gern den Illusionen hin. Gewiß war es nur eine Einbildung bei Ina, aber als sie nach dem Verlassen der Conditorei die wenigen Schritte über den Platz dem Hause zuschritten, wo sie wohnten, äußerte sie laut zu ihrem Vater, die Stimme sei ihr sehr bekannt vorgekommen. Er aber hörte gar nicht darauf, sondern erging sich in Lobeserhebungen über den „Herrn Doctor“, als kenne er ihn bereits seit Jahren und hätte seine vortrefflichen Eigenschaften zur Genüge kennen gelernt.

„Dat is en gelehrter Minsch, en sehr gelehrter Minsch, das soll woll sein,“ sagte er ein über das andere Mal und wiederholte es noch, als sie am Abend auf dem kleinen Balcon des Eckhauses saßen, sie still in sich versunken, dem dumpfen Getöse unter ihr lauschend, und er über die Brüstung gelehnt das laute Leben des abendlichen Berlins betrachtend.

Von diesem Tage an konnte Ina die Stunde nicht mehr erwarten, wo sie in Begleitung des Vaters den Weg zur Conditorei antrat und die Stimme des jungen Arztes vernahm. Es war selbstverständlich, daß dieser während seiner Anwesenheit sich nun nicht mehr Vater und Tochter gegenüber so isolirt hielt, wie bisher. Die Letzteren sahen nun ihren innersten Wunsch erfüllt, wenn er auf kurze Zeit an ihrem Tische Platz nahm und sich mit ihnen auf das Freundlichste unterhielt. Gewöhnlich that er das wenige Minuten vor seinem Fortgehen, als wolle er absichtlich ein zu langes ausgedehntes Beisammensein vermeiden. Es schien auch, als ginge er darauf aus, eine gewisse Reserve zu bewahren. So kam es, daß man während der ersten acht Tage gar nicht das Bedürfniß fühlte, sich gegenseitig vorzustellen — ungefähr wie Menschen es zu thun pflegen, die nur auf flüchtige Augenblicke in einem Local zur bestimmten Stunde sich treffen und um nicht ganz fremd gegenseitig zu erscheinen, einige Worte der Höflichkeit und des Anstandes austauschen.

Ueber gleichgültige Dinge wurde dann nie gesprochen. Der junge Arzt schien nur Interesse für das Schicksal Inas zu haben. Er erkundigte sich auf das Genaueste nach dem Lauf der Erblindung vom Beginn des Augenleidens bis zum jetzigen Zustande; nach den Aerzten, die man zu Rathe gezogen hatte, überhaupt nach Allem, was ihn als Fachmann interessiren mußte. Dann blieb Grimbkow in einem Sprechen, ging ganz in seinen Schilderungen auf, so daß er nicht Zeit fand, Antheil an der sichtlichen Erregung, die den Zuhörer, namentlich bei der öfteren Erwähnung des Heimatsortes Parnewitz überkam, zu nehmen. Er hätte auch sonst bemerken müssen, mit welcher tieftraurigen Wehmuth öfters des jungen Mannes Blick auf der Blinden Antlitz haftete. Das reine Hochdeutsch, das der Arzt sprach, ließ auch nicht im Geringsten in Grimbkow die Meinung auftauchen, der erstere könne irgend welches großes Verständniß dafür haben, wenn er mit einem ersichtlichen Behagen von seinem Besitzthum in Parnewitz sprach. Er that das in der gehörigen Breite und der drolligen Großmannssucht innerlich biderber Menschen, die alles das, was sie besitzen, nur ihrer Hände Arbeit zu verdanken haben. Ina legte dann leise ihre Hand auf seine Schulter und sagte sanft: „Aber Papa, das interessirt gewiß den Herrn Doctor nicht.“ Dann gerieth Grimbkow in Verlegenheit und brachte einige Worte der Entschuldigung hervor. Der Herr solle ihm das nicht übel nehmen, aber er liebe nun einmal sein Mecklenborg über Alles, vornehmlich aber Parnewitz.

Besonders andächtig lauschten Vater und Tochter, wenn der junge Mann ihnen von dem berühmten Professor S. erzählte. Er mußte ihn sehr genau kennen, denn er war vertraut mit seinen Eigenthümlichkeiten und seinem ganzen Leben. Grimbkow und Ina fühlten sich ordentlich gerührt von der Hochachtung und Ehrfurcht, mit der sie von dem Augenarzte sprechen hörten.

Der Mühlenbesitzer fühlte sich dann verpflichtet, ein paar Worte zu sagen, die den jungen Mann doppelt tief ergriffen, weil sie schlicht und ohne jedes Pathos gesprochen wurden.

„Mein Leben will ich ihm verschreiben, die Hände ihm küssen, wenn er es zu Wege bringt, daß mein Inning ihren Vater auf seine alten Tag noch einmal sehen kann. So wahr ich Fritz Grimbkow aus Parnewitz bin. Ja," fügte er dann philosophirend hinzu, „was ist woll der Mensch, wenn er die Blomen oppen Felde nicht tau sehn bekömmt. Der Lewenmoth un Lewensfreud wird all' vergrawen."

Wenn er so plötzlich und unwillkürlich in den Dialect seiner Heimat gerieth, dann steigerte sich die Erregung des jungen Arztes. Er wollte plötzlich etwas sagen, was ihm besonders auf dem Herzen lag, stand dann aber auf, drückte Grimbkow die Hand, zum ersten Male auch diejenige seiner Tochter, und empfahl sich kurz und rasch wie gewöhnlich.

Nun war es denn mit den Tagen so gekommen: Ina liebte. Als ihr zum ersten Male dieses Bewußtsein kam, war es zur üblichen Abendstunde, die sie in Gesellschaft des Vaters auf dem Balcon zuzubringen pflegte. Die Luft war milde und warm. Sie verspürte den Duft der Rosentöpfe in ihrer Nähe, die sie nun zu sehen glaubte. Alles um sie herum war plötzlich licht geworden. Ihre Phantasie zauberte ihr die Welt mit all ihrem Glanze, der ihr aus der Erinnerung der Kinderzeit noch vorschwebte, wieder vor die Augen. Ihr Schicksal, von dessen Wendung sie noch keine Ahnung hatte, erschien ihr verklärt in dem Gefühl, das ihr Herz über Nacht schlagen gemacht hatte für den Mann, von dessem Aussehen sie sich nur Vorstellungen machte und von dem sie nicht einmal wußte, ob er die Empfindung, die sie für ihn hegte, theile. Aber sie liebte, das genügte, um nun in Gedanken zu schwelgen, er könnte auch sie wiederlieben, wenn Finsterniß und Nacht von ihrem Antlitz genommen seien. In wenigen Tagen sollte die Operation vorgenommen werden. Man hatte ihren Vater benachrichtigt, daß er an einem bestimmten Tage zur festgesetzten Stunde mit seiner Tochter erscheinen dürfe. Bevor sie in den Schlummer sank, betete sie heiß und inbrünstig um Erlösung von ihren Leide.

Wenn sie sich jetzt mit dem Vater unterhielt, so verstand sie es geschickt, das Gespräch auf den Gesellschafter drüben in der Conditorei zu lenken, wie er an diesem Abend gekleidet ging, ob er vorher schon dort gesessen, ob er vergnügt oder ernst ausgesehen habe? Das waren die gewöhnlichen Fragen, die Grimbkow ihr beantworten mußte. Einmal glaubte sie eine weibliche Stimme von dem Platze her zu vernehmen, den der junge Arzt gewöhnlich inne hatte. Nun wollte sie wissen, ob diese Dame sich in der Gesellschaft ihres Bekannten befunden habe, ob sie jung und schön, oder alt und häßlich gewesen sei. Sie athmete lang auf, als sie erfuhr, daß ihre Annahme eine irrige sei.

Als sie eines Mittags von ihrem täglichen Spaziergange heimgekehrt

waren, fanden sie einen großen Strauß schneeweißer Rosen vor, die Ina so sehr liebte. Ein Dienstmann habe sie gleich nach ihrem Fortgehen gebracht mit einem freundlichem Gruß an das Fräulein, von dem Herrn, der immer drüben in der Conditorei verkehre, berichtete die freundliche Wirthin, von der sie die beiden Zimmer abgemiethet hatten. Ina freute sich äußerlich wie ein Kind, in ihrem Innern aber jauchzte es vor Wonne und Entzücken. Er hatte ihr Blumen gesandt, von denen er wußte, daß sie sie so sehr liebte! Etwas wie eine selige Ahnung überfiel sie: daß er ein so großes Herz habe, welches auch für sie, das unglückliche blinde Geschöpf, schlagen und empfinden könne. Sie kam aus dem Scherzen, Plaudern und Lachen nicht heraus; sie ließ die Blumen in's Wasser stellen, ergötzte sich fortwährend an ihrem Duft und führte die Blüthen heimlich und schnell an ihre Lippen, in der Meinung, ihr Vater, der sie beobachtete, sehe es nicht.

Grimbkow ging etwas im Kopfe herum, den er wiederholt schüttelte. Da war etwas nicht richtig mit seiner Tochter, das wußte er. Ein tiefes Weh beschlich ihn bei dem Gedanken, daß sein Kind sich irgend welchen Illusionen hingeben könne, auf die er am allerwenigsten gerechnet hatte.

Zum ersten Male fiel ihm ein, daß er nicht wußte, mit wem er es eigentlich dort drüben in der Conditorei jeden Nachmittag zu thun hatte. Der Argwohn bemächtigte sich seiner. Er war ein gerader Mensch, der keine Winkelzüge liebte; schließlich wurde er eifersüchtig auf seine Tochter. Sie beachtete die Rosen, die er ihr am Vormittag gekauft hatte, gar nicht, sondern hatte nur Sinn für die andern von fremder Hand gesandten? Hm, hm — —

Das soll woll sein, sagte Grimbkow zu sich, daß wir heut noch wissen, mit wem wir es zu thun haben.

Am Nachmittag wartete er vergeblich darauf, bei der Lectüre von dem jungen Arzt unterbrochen zu werden; dieser kam auch nicht, als die Zeit, um welche sie die Conditorei zu verlassen pflegten, längst vorüber war. Ina hatte dafür gesorgt, daß ihr Vater immer noch ein Viertelstündchen zugeben mußte, wenn er bereits aufbrechen wollte. Sie saß wie auf Kohlen und konnte sich das Ausbleiben ihres so schnell gefundenen Freundes nicht erklären. Endlich mußten sie aber doch gehen. Bevor sie aber aufstanden, schrieb er ein paar Worte auf seine große Karte: „Fritz Grimbkow, Mühlenbesitzer in Parnewitz, Mecklenburg, bittet den Herrn Doctor sehr freundlich und gehorsamst um seinen Besuch heute Abend gegen acht Uhr."

Das kritzelte er in sehr großen, unregelmäßigen Buchstaben äußerst schnell unter seinen gedruckten Namen, bat sich dann am Buffet ein Couvert aus und setzte die Bitte hinzu, man möge so freundlich sein, das dem jungen „Herrn Doctor" überreichen, mit dem sie immer des Nachmittags zusammensäßen. Die Mamsell würde wohl wissen, wen er meine. Die freundliche Thüringerin versprach, den Auftrag prompt auszuführen.

„Nun wollen wir sehen, ob er kömmt, mein Döchting," sagte er unterwegs zu Ina.

Es war noch nicht ganz acht Uhr Abends. Die Glasthüre zum Balcon war weit geöffnet, und Ina aus dem Herzklopfen nicht herausgekommen, als die behäbige Wirthin, deren Klopfen man überhört hatte, in's Zimmer trat und ganz laut nach dem Balcon hinausrief:

„Herr Grimbkow, ein Herr wünscht Sie auf ein paar Minuten allein zu sprechen, hier ist seine Karte, wenn Sie so gut sein wollen —?"

„Ach, Papa, da ist er," klang es leise von der Blinden Lippen. Sie blieb sitzen, richtete sich aber mit dem Oberkörper auf, neigte den Kopf zur Seite, um auf die nahenden Tritte zu lauschen. Ihr Vater hatte sich schwerfällig erhoben und nahm die Karte aus der Hand der Wirthin. Es war schon dämmerig im Zimmer, so daß er an's Fenster treten mußte, um die Schriftzüge zu lesen. Dabei wich ihm alles Blut aus dem Gesicht. „Dr. Reinhold Gombert" las er zwei, drei Mal hintereinander. Ein paar Augenblicke war er so überrascht, daß er fühlte, wie seine Beine zitterten, und nicht gleich wußte, was er der Frau sagen sollte, die noch immer mitten im Zimmer stand und der Bestellung harrte. Ein fürchterlicher Kampf begann in seinem Innern zu toben, der ihn drängte, während Jahre hindurch verborgen gebliebenem Groll in lauten Worten Ausdruck zu geben. Aber er bezwang sich.

„Warten Sie einen Augenblick, liebe Fru," sagte er mit geheuchelter Ruhe, dann ging er nach den Balcon hinaus.

„Min Döchting, sei so gut und geh' auf Dein Zimmer, ein Geschäftsfründ will mich sprechen."

„Nicht der Herr Doctor, Papa?" erwiderte sie halb enttäuscht, nahm aber dann seinen Arm und ließ sich nach der Thür geleiten, die seitwärts in das nächste Zimmer führte. Als sie geschlossen war, wandte er sich an die Wirthin. Sie möge den Herrn gefälligst ersuchen, näher zu treten.

In der nächsten Minute standen sich die beiden Männer gegenüber; der junge Arzt nach einer Verbeugung ebenso freundlich und höflich wie immer während ihrer Bekanntschaft, und der alte ergraute Mühlenbesitzer völlig verändert: ohne den Mund zu verziehen, ohne den Kopf zu neigen, kalt und ernst mit schroffer Zurückweisung auf den Zügen. Er ließ den jungen Mann erst gar nicht zu Worte kommen und beachtete die ihm entgegengestreckte Haud nicht.

„Mein lieber Herr Doctor," begann er, „wir Mecklenburger sind kurz und bündig, wie Sie woll wissen werden. Der Zufall hat uns zusammengeführt, wir haben fründlich verkehrt, ohne daß ich gewußt habe, wer Sie sind, mein Wort darauf — ich hätt' Sie nicht wieder erkannt und wenn wir noch eine Ewigkeit hindurch so zusammengesessen hätten wie bisher. Es sind ja nun woll der Jahre zehne her, als Ihr Vater Hof und Hus verköpte, hm —

er ist todt und die Todten soll man ruhen lassen. Sie werden woll wissen, was ich all' damit meine. Sie waren zwar damals noch ein lütt Bengel, aber ganz Parnewitz sprach davon und da schnappen die Kinners gewöhnlich etwas auf. Sie haben nicht mit offnem Visir gekämpft, sonst hätten Sie gleich am ersten Tage unsrer Bekanntschaft frei heraus sagen müssen: Ich heiße Gombert, bin der Sohn von dem Vater, der — — na, wie gesagt, die Todten sollen ruhen. Aber die Gomberts, die noch leben — mit denen hat Grimbkow aus Parnewitz nichts zu thun, das soll woll sein, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, der nichts Unrechtes in seinem Leben gethan hat . . . Min Döchting bedankt sich schönstens für die Blomen und damit. Herr Doctor, wünsche ich Ihnen sehr viel Glück und Freude. Dat hett' Grimbkow aus Parnewitz seggt."

Er machte eine abweisende, für den jungen Mann sehr verletzende Handbewegung, drehte ihm den Rücken und schritt nach dem Balcon zu.

Doctor Gombert empfand, daß er nach solchen Worten, die von diesem Starrkopf kamen, nicht mehr viel sagen durfte. Deshalb faßte er sich kurz:

„Herr Grimbkow," sagte er sehr laut, um sich verständlich zu machen, „Sie sagen, Sie hätten nie ein Unrecht in Ihrem Leben gethan, thun es aber im selben Augenblick, wo Sie den Sohn für eine Schuld des Vaters verantwortlich machen wollen, die noch nicht einmal bewiesen ist."

„Oho, wat seggt dat Kiekinderwelt?" schallte es polternd vom Balcon herein. Und nun folgte ein lautes Lachen, und nach diesem die Worte: Herr Doctor, dat Hus hat ne Doer."

Der junge Arzt fuhr unbeirrt fort: „Ich gehe, Herr Grimbkow, weil ich weiß, daß Sie binnen kurzer Zeit alles Das zurücknehmen werden, wodurch Sie mich hier beleidigt haben. Grüßen Sie Ihr Fräulein Tochter und sagen Sie ihr, daß es mich schmerzt, sie nun tagtäglich zu vermissen."

„Soll bestellt werden, adjes," klang es höhnisch, von einem abermaligen Lachen begleitet, vom Balcon zurück. Dann hörte man sich entfernende Tritte und eine Thür schließen.

Grimbkow saß während Minuten in sich versunken auf dem Balcon und starrte nach dem sternenklaren Himmel. Alte Wunden waren in wenigen Secunden wieder aufgerissen, hatten ihm das Herz laut klopfen gemacht und das Blut seines Körpers in Bewegung gesetzt. Seit Wochen war er allein mit seinem hilflosen Kinde in dieser Riesenstadt, deren hundertfältiger Lärm auf Straßen und Plätzen unter ihm ertönte und sich noch fortsetzte und steigerte zur späten Abendstunde, wo in seiner Heimatstadt Ruhe und Stille der Nacht bereits herrschten. Niemandem waren sie in den Weg getreten, hatten fast scheu die Menschen gemieden und nun, da sie einen gefunden zu haben glaubten, der ihnen Freund sein sollte, der an ihrem beiderseitigen Schicksal Antheil nahm, mußte es gerade der Sohn des Mannes sein, der gewagt hatte, an der Ehre seines Hauses zu rühren. Er mußte den lebenden Sohn ebenso hassen wie seinen verstorbenen Vater, das fühlte

er, das war eine ausgemachte Sache bei ihm. Wie er den Kopf in die Hand gestützt hatte und sich an die Brüstung lehnte, vernahm er ein leises wie tastendes Geräusch in dem nun schon völlig dunklen Zimmer. Gleich darauf fühlte er seinen Hals umschlungen von den Armen seiner Tochter, die nun schluchzend zu ihm sagte:

„O Vatting, was hast Du gethan? Ich habe Alles, Alles gehört."

„Min Döchting, Du leevst ihn?" war Alles was er sagte.

Er zog sie auf seinen Schooß und preßte ihren Kopf an seine breite Brust.

Eine Weile sagten sie dann Beide gar nichts. Sie weinte nur still, und ihn beschlichen die seltsamsten Gefühle, daß er sich in der Beobachtung seiner letzten Tage nicht getäuscht hatte.

„Das wird vorübergehen, Ina," sagte er dann wieder. „Es darf nicht sein und soll nicht sein. Es wird kühl hier draußen, nun geh', min Döchting. Morgen ist ja woll der längst ersehnte Tag? Nun wollen wir Beide in dieser Nacht beten, daß die Sonne morgen nicht eher untergeht, als bis wir wissen, woran wir sind. Nun geh' in's Nest, min lütt Deern."

Am andern Tage in der frühen Vormittagstunde bestieg Grimbkow mit seiner Tochter eine Droschke, um sich nach der Klinik des berühmten Augenarztes Professor S. fahren zu lassen. Zuerst versuchte er beim Dahinrollen wie gewöhnlich durch vieles Sprechen Ina aufzuheitern, dann aber wurde er mit einem Male sehr schweigsam, blieb es auch während der ganzen übrigen Fahrt. Die Stunde nahte, wo er sich auf Wochen, ja vielleicht auf Monate von Ina trennen sollte, die nun als Patientin ganz und gar in der Klinik verweilen mußte.

Auf dem gegenüberliegenden Sitz des Wagens lag ein grauleinener Beutel, schwer angefüllt mit harten Thalern. Daran hatte er zuerst gedacht, als die Stunde zum Aufbruche herangerückt war. Sie sollten sehen, daß Grimbkow aus Parnewitz sich nicht lumpen ließe. Meine Herren, wollte er sagen, hier sind tausend silberne Thaler, die gebe ich, damit es meiner Tochter an nichts fehle. Und was das Andere betrifft — so weiß ich nicht, wie viel ich schuldig bleiben muß, wenn mein Kind die Blumen oppem Felde wieder sehen kann; denn das kann kein König der Welt bezahlen, das weiß Grimbkow sehr wohl, wenn er auch man ein schlichter, einfacher Kerl ist, das soll woll sein. Als er sich diese Worte mehrmals in Gedanken wiederholte, mußte er sich mit dem Aermel seines Rockes über die Augen fahren, denn es war dort naß geworden.

In der Klinik angelangt, bekam Grimbkow den Professor gar nicht zu sehen. Ein Herr, der sich als sein Secretair vorstellte, empfing ihn mit großer Höflichkeit und führte Vater und Tochter in ein kleines, elegant ausgestattetes Wartezimmer, das zu dem Operationszimmer des berühmten

Arztes führte. Hier mögen die Herrschaften nur etwas verweilen, bis noch gewisse Formalitäten erfüllt seien. Grimbkow wollte durchaus sein Geld los werden. Er hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und hielt den schweren Beutel auf das Knie gestemmt. Als der Herr Secretair, den das Factotum im Corridor mit „Herr Doctor" angeredet hatte, wieder eintrat, brachte er sein Anliegen ohne Winkelzüge hervor. Zu seinem Erstaunen wurde sein Ansinnen zurückgewiesen; Der junge Herr Doctor schien bereits darauf vorbereitet zu sein. Das hätte noch Zeit, ließe der „Herr Professor" sagen. Damit war kurz und bündig diese Angelegenheit erledigt. Grimbkow kam sich auf ein Mal sehr gedrückt vor und wurde sehr kleinlaut. Ob er denn wenigstens nicht einmal den Herrn Professor auf wenige Augenblicke sprechen könne? Daran sei nicht zu denken, bekam er zur Antwort; denn der Herr Professor habe seine gewissen Angewohnheiten, von denen er nicht abginge. Dazu gehöre auch, daß er niemals vor einer Operation mit Jemand Anderem spreche, als mit seinem Patienten. Er müsse eine sichere Hand haben und wolle sich durch nichts aufregen lassen. Wie der Herr Secretair das sagte, lächelte er eigenthümlich und fügte dann noch einige Worte hinzu, indem er sich diesmal dicht zu des Mühlenbesitzers Ohr neigte. Herr Grimbkow möge sich darauf vorbereiten, daß er seine Tochter, wenn sie in's Operationszimmer geführt worden sei, vorläufig nicht mehr zu sehen bekäme. Jedoch sei ihm gestattet, so lange hier in dem Vorzimmer zu verweilen, bis er erführe, was für einen Verlauf die Operation zu nehmen scheine. Er solle sich aber durchaus nicht ängstigen, der Herr Professor habe erklärt, daß bei einem „weichen Staar" nicht die geringste Befürchtung vorläge.

Dann ließ er sie wieder allein. Trotz des leise geführten Gesprächs war Ina, bei der, wie bei allen erblindeten Menschen, das Gehör ganz besonders geschärft war, kein Wort entgangen. Sie stand auf und saß nun auf seinem Schooß.

„Papa," sagte sie, „Du sollst mich so lange nicht wieder sehen? O mein lieber, guter, einziger Papa! Aber ich werde Dich wiedersehen, nicht wahr?" Sie streichelte ihm mit der kleinen weichen Hand die gebräunten Wangen und küßte ihn wiederholt und herzlich; und er preßte sie heftig an sich und sagte nur ein über das andere Mal:

„Min Döchting, min Döchting, min lewes Döchting!"

Nach wenigen Minuten trat der Secretair abermals ein, diesmal kam er aus dem Operationszimmer.

„Darf ich bitten, gnädiges Fräulein, mir Ihren Arm zu geben?"

Ina neigte leicht den Kopf, stand auf und stellte sich dem Herrn zur Verfügung.

„Geh' mit Gott, mein Kind," sagte Grimbkow und faltete dann, als er allein war, die Hände, legte die Arme auf die Knie und blieb so unbeweglich sitzen, lauschend auf jedes Geräusch, das vom Nebenzimmer hätte zu

ihm hereindringen können. So saß er ungestört und unbeweglich beinahe zwei Stunden, wie ein schwergeprüfter Mann, der sich in sein Schicksal still ergeben und nichts Schlimmeres mehr zu erhoffen hat, als was er bereits durchlebte. Grimbkow, sagte er einmal leise vor sich hin, wenn din Mäken das Himmelslicht wiedersieht, dann wirst du all deinen Feinden vergeben, auch dem, den du gestern so schnöde behandelt hast. Ja, Grimbkow, das willst du thun.

Er wurde aus seinem Brüten durch das Oeffnen der Thüre aufgeschreckt. Nur der Kopf des Secretairs zeigte sich: „Es geht Alles gut, bleiben Sie noch etwas hier," rief er leise herein, dann wurde der Riegel wieder vorgeschoben.

Die Operation erwies sich als eine äußerst glückliche. Man hatte die sogenannte Discision des Staares vorgenommen, das heißt das Zerstückeln und Zerschneiden der Linse, wodurch den Lichtstrahlen der Eintritt in das Innere des Auges wieder eröffnet wird. Der Staar wird dadurch in einen Zustand versetzt, daß er nach und nach verschwindet. Indessen dauert die Auflösung der zerstückelten Linse oft monatelang, während welcher Zeit der Patient in einem völlig dunklen Raume verweilen muß, um keine Verschlimmerung herbeizuführen. Die für ewig verloren gegangene Linse des Auges ersetzt man dann durch eine sogenannte Staarbrille, durch deren Convexlinsen die Strahlen des Lichtes sich in das Auge senken und das Sehvermögen je nach der verschiedenen Art der Brillen nothdürftig wieder herstellen. Ohne diese Brille breitet sich vor dem Auge wieder Finsterniß und ewige Nacht aus.

Acht lange Wochen, für sie mehr als eine Ewigkeit, brachte Ina in ihrem dunklen Raume zu, ohne daß ihr Vater sie zu Gesicht bekommen hätte und ohne daß Grimbkow, der tagtäglich in der Klinik vorsprach, mehr von seiner Tochter erfahren hätte, als daß ihr Zustand ein ausgezeichneter sei, und sie ihm tausend Küsse und tausend Grüße sende.

Endlich sollte der Tag kommen, wo er sie wiedersehen sollte und er dem berühmten Augenarzte die Hände küssen durfte. Der Professor hatte selbst an ihn geschrieben, daß er ihn zu sprechen wünsche, um ihm seine Tochter in die Arme zu führen. Der Tag stand ewig in der Seele Grimbkows geschrieben. Es war Mitte September, milde und leuchtend stand die Vormittagssonne am Himmel und verbreitete die wohlthuende Wärme des Spätsommers. Wie Grimbkow den gewohnten Weg die Treppe hinauf zur Privatklinik des Professors nahm, schritt er langsamer als sonst, als müsse er sich erst vorbereiten für etwas, was ihm die Sprache vor Freude rauben könne.

„Bitte, Herr Grimbkow, nehmen Sie gefälligst hier einen Augenblick Platz," sagte der berühmte Professor, dem er nun zum ersten Male gegenüberstand. Dann flüsterte er dem bekannten Secretair einige halblaute Worte zu, und dieser verschwand. Diesmal befanden sie sich im Sprech-

zimmer des Arztes, einem großen Raume, in dem das Licht durch matte Scheiben gedämpft wurde. Ein paar für Grimbkow qualvolle Minuten vergingen, dann erhob er sich, an allen Gliedern zitternd vor freudiger Aufregung und banger, stummer Sehnsucht. Ihm gegenüber hatte sich die Thür geöffnet, wurde eine Frauengestalt hereingeführt, die einen Augenblick die Schritte bannte, wie suchend das Gesicht rechts und links wandte, als müsse sie sich an das Licht erst gewöhnen. Die Führer waren zur Seite getreten, nun stand sie isolirt da im großen Zimmer, gerade gegenüber Demjenigen, den sie suchte. Plötzlich neigte sie den Kopf ein wenig nach hinten über, so daß das Licht der großen Fenster voll auf ihr Antlitz und auf die Brille fiel.

„Mein Vater, mein Vater!“ rief sie nun laut und jauchzend und schritt mitten durch den Raum auf ihn zu.

„Meine Tochter, Ina, mein Kind!!“

Fritz Grimbkow hielt seine Tochter lange, lange umschlungen. Als sie sich endlich loslösten, rollten ihm große Thränen über die Wangen. Bei dieser ergriffenen Stimmung konnte er weiter nichts sagen, als die stammelnd hervorgebrachten Worte:

„Min Leven, min Leven, Herr Professor — mein Leben gehört Ihnen.“ Und er griff nach der Hand des Arztes und wollte sie küssen; dieser entzog sie ihm halb lächelnd und sagte: „Sie haben nicht mir zu danken, ich bin erst gestern von der Reise zurückgekehrt. Mein erster Assistenzarzt, Herr Doctor Gombert, hat die Operation vollzogen, bei ihm mögen Sie sich bedanken, hier ist er.“ Nun trat der junge Arzt hervor, der bisher sich hinter den übrigen jungen Aerzten bescheiden zurückgezogen hatte.

Der Sohn des Mannes, den er haßte, dem er die Thür gewiesen hatte, hatte seiner Tochter das Licht des Auges wiedergegeben! Er wurde hart, sehr hart bestraft. Ehe er noch was sagen konnte, hatte der Professor und die übrigen jungen Aerzte, die eingeweiht in das Schicksal dieser drei Menschen waren, das Zimmer verlassen, um den Zurückgebliebenen das Peinliche der Situation zu erleichtern.

Eine lange Pause; dann reichte Grimbkow seine Hand dem jungen Arzte hin.

„So gehört mein Leben also Ihnen, Herr Doctor!“ sagte er treuherzig und offen.

„Nein, Herr Grimbkow, das Ihrige nicht; das Leben Innings, wenn Sie wollen. Sie wissen doch, wir Mecklenborger sind kurz und bündig; lesen Sie erst diesen Brief, den mein Vater kurz vor seinem Tode an mich geschrieben hat, und dann sagen Sie ja.“

Grimbkow las: „Mein lieber Sohn! So Du im Leben noch einmal meinen einzigen und besten Freund Fritz Grimbkow in Parnewitz wiedersehen solltest, so sage ihm, daß ein vor seinem Richter stehender Mann wie

ich nicht mehr nöthig hat, mit einer Lüge auf den Lippen aus dieſem Daſein zu ſcheiden. Sage ihm alſo, daß er ſeiner Frau, die ihm ein gutes, braves und treues Weib war, großes Unrecht gethan hat. Ich war verblendet, von frevelhafter Liebe zu ihr erfüllt. Als er an jenem Abend, von Schwerin zurückkehrend, uns Beide in ſeiner Wohnung überraſchte, war ich nahe daran, zu einem Ehrloſen an meinem Freund zu werden. Ich aber wurde wie ein Schuljunge von der Frau, die ich liebte, zurechtgewieſen und konnte dieſe Schmach nicht ertragen, verkaufte Haus und Hof und verließ Parnewitz mit wahrhaftiger Verehrung im Herzen für Grimbkows treues Weib. Das ſage ihm, damit er mir vergebe und ſeiner Frau ein ehrliches Andenken bewahre."

Als er geendet hatte, war er tief bewegt. „Min Inning," wandte er ſich dann an ſeine Tochter, „Du heſt hört, wat de lütt Jung von früher ſeggt hat? Willſt Du ihn?"

„O Papa —" ſie lag ſchon in den Armen des geliebten Jugendfreundes.

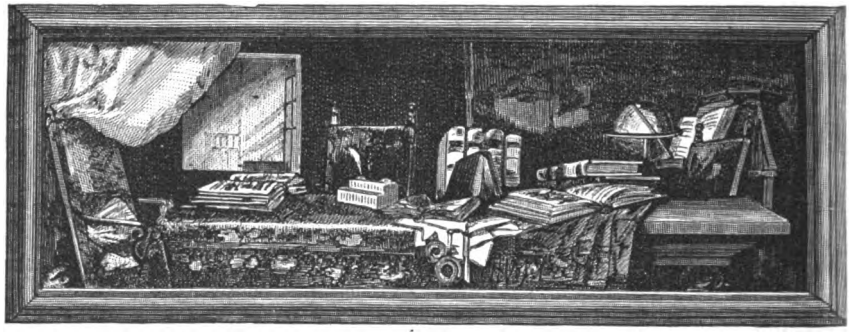
Als nach einer Viertelſtunde alle Drei durch die belebten Straßen fuhren, in denen die Mittagsſonne nur ihretwillen zu leuchten ſchien, Ina ſich an der ungeheuren Fülle des Lichts, die ſie umgab, völlig berauſchte, wie ein Kind, dem ganz neue Dinge vorgeführt werden, ſcherzte und lachte, fand Grimbkow eine Gelegenheit, Reinhold Gombert zuzuflüſtern:

„Sie ſoll niemals von dem Brief erfahren, das wirſt Du mir verſprechen, mein Junge."

Als der junge Arzt ihm die Hand gedrückt hatte, nickte der Alte vor ſich hin und ſagte leiſe:

„Jo, jo, ihre Mudder war ene brave Fru. Das ſoll woll ſein. Nun kann mein Kind doch noch die Blomen ſehen opp ihrem Grab."

Und während die Liebenden weiter ſcherzten und plauderten, zog er das rothgeblümte Taſchentuch hervor und trocknete ſich verſtohlen die Augen . . .



Kant als Begründer der modernen Aesthetik.

Von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

Als Kant im Jahre 1790 seine Kritik der Urtheilskraft herausgab, war die Aesthetik noch ein wenig bearbeitetes Feld. Winkelmann hatte den Sinn für die antike Plastik wieder erschlossen, Lessing die Grenzlinie zwischen Dichtkunst und Plastik (nicht, wie er selbst irrthümlich sagt: Malerei) zu ziehen gesucht, und den Kampf gegen den französischen Geschmack durch Hinweis auf die Poetik des Aristoteles und die Shakespeare'schen Dramen aufgenommen; aber das waren doch nur ästhetische Vorstudien auf dem Gebiete der Kunstlehren, nicht selbst schon Anläufe zur Feststellung einer principiellen Aesthetik. Lessing hatte bei dem gänzlichen Mangel einer beachtenswerthen modernen Aesthetik ganz Recht, auf Aristoteles, als den größten oder genauer gesprochen: einzigen Aesthetiker der Alten, hinzuweisen; aber selbst wenn wir mehr als verstümmelte Bruchstücke der Aristotelischen Schriften besäßen, so würde doch die Gesammtheit seiner Lehren über Kunst, bei der Nichtberücksichtigung der bildenden Kunst, weder Vollständigkeit, noch auch (bei der Unzulänglichkeit des Princips der „Nachahmung") principielle Bedeutung besitzen. Uebrigens ist es zweifelhaft, ob und wie weit Kant mit den ästhetischen Arbeiten Winkelmanns und Lessings bekannt war, da er dieselben meines Wissens nicht erwähnt; daß seine Kenntniß der alten Philosophie sehr gering war, ist zu bekannt, als daß man sich über die Nichtberücksichtigung des Aristoteles in seiner Aesthetik wundern könnte. So blieben denn für Kants ästhetische Arbeiten nur zwei Anknüpfungspunkte von geschichtlicher Bedeutung: erstens der englische Sen-

sualismus, vertreten durch Burke*) und der Wolff'sche Rationalismus, vertreten durch Baumgartens „Aesthetica" (2 Theile 1750—1758); der Erstere stellt das Sinnlich-Angenehme, der Letzere die begriffsgemäße Vollkommenheit als Princip der Schönheit auf. Kant selbst spricht es wiederholentlich auf das Deutlichste aus (z. B. auf S. 217, 68, 89 der Ausgabe von Rosenkranz und Schubert Bd. IV), daß seine eigene Stellungnahme in der Aesthetik durch das Bestreben bedingt ist, die Fehler und widerspruchsvollen Consequenzen zu vermeiden, welche mit den Principien der Annehmlichkeit und der Vollkommenheit verknüpft sind, und es wird deshalb der passendste Weg zum Eindringen in den Kant'schen Gedankengang sein, wenn wir damit beginnen, seine Kritik des ästhetischen Sensualismus und Rationalismus zu betrachten.

I.

Der Kampf gegen den ästhetischen Sensualismus.

„Es ist ein empirisches Urtheil, daß ich einen Gegenstand mit Lust wahrnehme und beurtheile. Es ist aber ein Urtheil a priori, daß ich ihn schön finde, d. i. jenes Wohlgefallen Jedermann als nothwendig ansinnen darf." (IV. 153.)

Hiermit dürfte der innerste Nerv der Kant'schen Abneigung, dem reinen Geschmacksurtheil materiellen Gehalt zuzugestehen, bloßgelegt sein. Wollte er eine „Kritik der Urtheilskraft" schreiben, so mußte eine transcendentale Deduction des reinen Geschmacksurtheils möglich sein, und diese war nur möglich, wenn es sich um ein Urtheil a priori handelte. (IV. 152—153.) Sollte aber das reine Geschmacksurtheil a priori sein, so durfte es nicht die Materie der Empfindung, sondern nur die Form der Vorstellung betreffen; daher stammt Kants principielle Verwerfung des ästhetischen Sensualismus und Idealismus. Für uns hat diese psychologische Motivirung nur ein historisches Interesse; denn wir erkennen beide hier entscheidenden Behauptungen Kants als Irrthümer: erstens, daß nur die Formen des Vorstellens und nicht ebenso auch die Materie der Empfindung a priori seien, und zweitens, daß das a priori Producirte allen Menschen gemeinsam sein müsse.

Kant behauptet, daß das Angenehme, d. h. „Das, was den Sinnen in der Empfindung gefällt" (IV, 48) rein und ganz subjectiv, d. h. ohne alle objective Allgemeingiltigkeit sei (56—57) ebenso und in noch höherem Grade als die sinnliche Empfindung, auf welche das Gefühl des Angenehmen (oder Unangenehmen) sich gründet (156), daß hingegen die Lust am Schönen bei Jedermann vorhanden und in demselben Sinne vorhanden sein müsse, weil sie nur auf solchen psychologischen Bedingungen beruht, deren Mangel den

*) Kant citirt die 1773 bei Hartknoch in Riga erschienene deutsche Uebersetzung seiner Schrift: „Philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Schönen und Erhabenen."

gesunden Verstand aufheben würde (57, 157—158). Beides ist unrichtig, weil in's Extrem getrieben. Bei normalen Menschen dürfen wir annehmen, daß gleiche Wahrnehmungseindrücke unter gleichen subjectiven und objectiven Umständen in der Hauptsache ebensosehr gleiche Sinnesempfindungen wie gleiche Anschauungs- und Denkformen auslösen, und daß gleiche Sinnesempfindungen in der Hauptsache auch gleiche Lust- und Unlustempfindungen erregen. Es ist nicht wahr, daß der Canariensect nur mir angenehm ist, und daß dieses Urtheil ohne jede Allgemeinheit sei; die Preisverschiedenheit der Weine, welche eine objective Werthordnung durch die allgemeine Nachfrage bedeutet, liefert den Gegenbeweis. Daß dabei dem subjectiven Geschmack ein gewisser Spielraum bleibt, ist richtig, gilt aber nicht minder vom ästhetischen Geschmack; ebenso sind die verschiedensten Defecte, Anomalien und Abnormitäten im Gebiete der Sinnesempfindung und des sinnlichen Geschmacks zuzugestehen, nur mit dem Bemerken, daß nicht minder bedeutende Defecte, Anomalien und Abnormitäten auf dem Gebiet des ästhetischen Geschmacks vorkommen, ohne darum, wie Kant meint, den gesunden Verstand aufzuheben*). Kants Begründung seiner Verwerfung des ästhetischen Sensualismus aus der Allgemeingiltigkeit des ästhetischen Geschmacks im Gegensatz gegen die bloße Subjectivität des sinnlichen Geschmacks ist mithin als ebenso verfehlt zu betrachten, wie die Begründung aus der Nothwendigkeit, daß das Geschmacksurtheil a priori sein müsse.

Den wahren Gründen schon näher kommt Kant mit dem Begriff des „interesselosen Wohlgefallens". Kant definirt Interesse als eine Lust oder ein Wohlgefallen an dem Dasein oder der Existenz eines Gegenstandes, und erklärt „ein Interesse an etwas haben" für identisch mit „etwas wollen" (53, 162). Alles Interesse entspringt also aus einem Bedürfniß, oder bringt ein solches hervor (54), hat also immer Beziehung auf das Begehrungsvermögen (47) und hebt die Freiheit des contemplativen Reflexionsurtheils vom Begehrungsvermögen auf (54). Ein Urtheil kann uninteressirt, aber doch interessant sein, d. h. ein Interesse hervorbringen, ohne sich auf eines zu gründen; die ästhetischen Urtheile sollen aber ebenso uninteressant wie uninteressirt sein (48), da das gesellschaftliche Interesse am Schönen und am Geschmack zwar eine humane, aber keine ästhetische Bedeutung besitzt (163—164). Die Interesselosigkeit des Schönen schließt Reiz und Rührung aus (74), deren Einmengung in das Geschmacksurtheil jederzeit noch einen barbarischen Geschmack anzeigt (70); wo es in der Kunst noch auf Reiz und Rührung abgesehen ist, da läßt solcher Genuß nichts in der Idee zurück, macht den

*) Auf S. 198 räumt Kant im Widerspruch mit sich ein, daß der Sinn für die aus Tönen und Farben entspringende Schönheit gänzlich mangeln könne, „obgleich der Sinn übrigens, was seinen Gebrauch zur Erkenntniß der Objecte betrifft, gar nicht mangelhaft, sondern wohl gar vorzüglich fein ist".

Geist stumpf, den Gegenstand anekelnd und das Gemüth mit sich selbst unzufrieden und launisch (200).

Auch hier schießt Kant über das Ziel hinaus, wenngleich er fruchtbare Keime für die spätere Entwickelung der Aesthetik legt. Er wollte mit Recht jedes reale Interesse aus dem Gebiete des Schönen verbannt wissen; indem er aber vergaß, daß es neben den realen Interessen noch ideale giebt, schüttete er das Kind mit dem Bade aus und raubte dem Schönen jedes Interesse überhaupt. Hätte er seine Definition des Interesses als der Lust an der realen Existenz des Gegenstandes schärfer urgirt, so würde sich ihm sofort das ideale Interesse an der Vorstellung des Gegenstandes, an dem unwirklichen Dasein desselben in Gestalt des ästhetischen Scheins unterschieden haben; dann würden aber auch Reiz und Rührung als ideale Nachempfindungen ihrer realen Namensvettern den ihnen gebührenden Platz behauptet haben, insofern die Unwirklichkeit des ästhetischen Scheines die Gefahr ausschließt, daß unästhetischer Reiz und Rührung im realen Sinne ausgelöst werden. Kant hat ganz Recht, im Naturgenuß allen intellectuellen, moralischen und sentimentalen Reiz als unästhetisch auszuscheiden (165—170); aber er hat Unrecht, zu verkennen, daß auch ein rein ästhetischer idealer Reiz im Inhalt der Naturschönheit liegt, welcher erst der formalen Schönheit der Natur die rechte Tiefe und Weihe giebt. Unrecht hat er endlich darin, daß das Schöne kein Interesse im realen Sinne begründe oder nach sich ziehe; denn die schönen Gegenstände, sowohl der Kunst wie der Natur sind doch als Kunstwerke oder Naturwerke selbst wieder reale Existenzen, auch wenn sie als Schönes nur ästhetischer Schein sind, und die einmal gekostete Freude am Schönen muß nothwendig das reale Interesse wachrufen, mehr solchen, ästhetischen Genuß verschaffenden Objecten zu begegnen, beziehungsweise sie häufiger, und sei es auch mit Opfern an sonstigem Behagem, aufzusuchen.

Der Gegensatz der realen Interessen des praktischen Lebens zu den idealen Interessen bei der Contemplation des Schönen klingt auch aus dem von Kant zuerst betonten Begriff des „Spielens" in der Kunst hervor, welcher seinen natürlichen Gegensatz an dem „Ernst" des Lebens hat. Der Geschmack „spielt" nur mit den Gegenständen des Wohlgefallens, ohne sich an einen zu hängen (55) und giebt seine Beschäftigung selbst für bloßes Spiel aus; selbst Rührung und Zärtlichkeit lassen sich „als Spiel" (d. h. als ideale Empfindungen ohne ernstes reales Interesse) sehr wohl mit solchem „Spiel der Urtheilskraft" vereinigen (211). Daß der Begriff des Spiels viel weiter ist und viel mehr umfaßt, als derjenige des ästhetischen Spiels, ist Kant wohl bekannt (206); dieser Begriff soll aber hier nichts weiter leisten, als den Gegensatz zu dem Ernst der realen Interessen ausdrücken.

Daß Kant zwar die Einmengung der realen Interessen als unästhetisch bekämpfte, aber die positive Bedeutung des idealen ästhetischen Interesses verkannte, führte ihn, wie wir später sehen werden, auch zu seinem ästhetischen Formalismus; dem objectiven Correlatbegriff des idealen, ästhetischen Interesses,

dem Begriff des ästhetischen Scheins, ist er zwar näher gekommen, hat ihn aber doch auch noch nicht sicher erfaßt und noch weniger dessen Bedeutung erkannt.

Die Kunstschönheit, sagt er, ist nicht ein schönes Ding, sondern eine schöne Vorstellung von einem Dinge (181); eine schöne Vorstellung von einem Ding oder Gegenstande aber ist die Form der Darstellung eines Begriffs (soll heißen einer Idee), durch die dieser allgemein mitgetheilt wird (183). Die schöne Vorstellung von einem Dinge kann „schöner falscher Schein" sein (210), wenn er eine Täuschung beabsichtigt; er kann aber auch schöner Schein ohne Falschheit sein, wenn die Kunst selbst ihre Beschäftigung für ein bloßes Spiel und ihr Product für bloßen Schein ausgiebt, mit dem sie Niemand täuschen oder betrügen will (201). Im letzteren Falle ist der schöne Schein der ästhetische Schein und als solcher zugleich wahrer Schein, nämlich Darstellung einer Idee in Form einer schönen (sinnlichen) Vorstellung. Dieser von Kant nur angedeutete Begriff ist später von Schiller (gleichzeitig mit dem Begriff des „Spielens") weiter durchgebildet und erst in der idealistischen Aesthetik zu seiner vollen Verwerthung gelangt.

Aus dem berechtigten Kampf gegen die Einmengung realer Interessen, realer Reize und Rührungen in die Auffassung des Schönen gewinnt nun Kant in der That ein berechtigtes Argument gegen den ästhetischen Sensualismus. Denn die realen Reize umfassen ein Doppeltes: erstens den geistigen Inhalt des Gegenstandes und zweitens die Sinnesempfindungen, durch welche seine Wahrnehmung vermittelt wird. In beiderlei Hinsicht ist der Kampf gegen reale Reize berechtigt. In Bezug auf den geistigen Inhalt wird er erst da unberechtigt, wo er das ideale Interesse am ästhetischen Schein mit dem realen Interesse an dem existirenden Gegenstand verwechselt; in Bezug auf die Sinnesempfindung aber fällt diese Gefahr weg, weil diese nichts Anderes mehr vorstellt als sie ist, weil sie selbst in sich beruhende Realität ist. Der Geschmack eines Weines, der Duft einer Blume, der einschmeichelnde Wohllaut einer Stimme, die satte Leuchtkraft einer Farbe sind reale Reize, nicht ideale, und deshalb sind sie, streng genommen, etwas unter der Sphäre der Schönheit Liegendes; aus der Lust an solchen realen Reizen das ästhetische Wohlgefallen ableiten wollen, wie der ästhetische Sensualismus es versucht, ist deshalb als Verkennnng des Schönen in seiner schlechthin überlegenen Natur zu tadeln. Dies richtig erkannt und nachdrücklich geltend gemacht zu haben, ist ein hohes Verdienst Kants; sein Kampf gegen die realen Reize und Interessen sinnlichen und geistigen Inhalts auf ästhetischem Gebiete bildet die Parallele zu seinem Kampf gegen den sinnlichen und geistigen Eudämonismus auf moralischem Gebiet.

Die Anerkennung dieses Verdienstes darf uns aber nicht dagegen blind machen, daß Kant die nothwendige positive Einordnung und Unterordnung des realen Sinnenreizes in das ästhetische Gebiet neben dem Kampfe und trotz des Kampfes gegen dessen selbstständiges Vordrängen nicht klargestellt hat.

wenngleich er dieselbe fühlt und an verschiedenen Stellen durchblicken läßt. Kant bemerkt, daß die Musik den obersten Platz unter den Künsten behaupte, wo sie nach ihrer sinnlichen Annehmlichkeit geschätzt wird (204), und den zweiten nach der Dichtkunst, wo es um Reiz und Bewegung des Gemüths zu thun ist (202), dagegen den untersten, weil sie blos mit Empfindungen spielt (204). Danach würde der Musik ein sehr geringer ästhetischer Werth zukommen, wenn ihr sinnlicher Reiz ebenso wie die von ihr ausgelösten idealen Gemüthsbewegungen aus dem Gebiet des Schönen auszuscheiden wären. Kant fühlt diesen Widerspruch mit den von ihm proclamirten Principien wohl hindurch; er sucht auch auf ganz richtigem Wege diesen Widerspruch zu überwinden, kommt aber nicht damit zu Stande, weil er auf halbem Wege stehen bleibt.

Dieser Weg ist die philosophische Hypothese, daß die Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit der Töne und Farben auf den formalen Verhältnissen ihrer Schwingungszahlen beruhen. Anstatt aber in dieser unbewußten Subsumption des sinnlichen Reizes unter die formale Schönheit den Erklärungsgrund dafür zu suchen, daß der sinnliche Reiz, ohne für das Bewußtsein etwas anderes als unmittelbare reale Empfindung zu sein, doch zum Dienste des Schönen geadelt werden könne, wird ihm die Erklärung des Angenehmen aus dem Sinnenreiz oder aus den formalen mathematischen Verhältnissen zu einer Alternative, in der er keine sichere Entscheidung zu treffen wagt (72, 198). In der Malerei erkennt er an, daß der sinnliche Reiz der Farbenwirkung, wenn er durch Schönheitsrücksichten hinreichend eingeschränkt ist (73), um nicht durch Ablenkung der Aufmerksamkeit dem Geschmacksurtheil Abbruch zu thun (72—73), ästhetisch zulässig ist, insofern er durch die schöne Form veredelt wird (73); in der Tonkunst kann in analoger Weise der sinnliche Reiz der Töne hinzukommen, um die formale Schönheit der Composition genauer, bestimmter und vollständiger anschaulich zu machen (73).

Es zeigt sich hierin, daß der ästhetische Sensualismus nicht so schlechthin berechtigungslos ist, wie Kant ihn principiell behandelt, sondern eine gewisse, obschon untergeordnete Bedeutung in der Aesthetik beanspruchen darf; nur darin hat Kant Recht, daß nicht etwa die sinnlichen Reize, „weil sie für sich angenehm sind, gleichsam einen gleichartigen Zusatz zu dem Wohlgefallen an der Form" (und dem geistigen Inhalt) abgeben, denn das Unbewußtbleiben der in ihnen steckenden formalen Verhältnisse begründet eben ihren wesentlichen Unterschied von der bewußten Auffassung der formalen Schönheit. Wenn aber das sinnlich Angenehme einen, obschon untergeordneten Bestandtheil des Schönen bildet, so folgt daraus, daß der Kantsche Begriff des Geschmacks, welcher nach seiner eigenen Meinung für die sinnlichen Reize keine Giltigkeit hat, zu eng gefaßt sein muß. Die sinnliche Empfindung, gleichviel ob sie einen Bestandtheil von bloßen Empfindungscomplexen oder von Anschauungen bildet, ist eben conditio sine qua non

der sinnlichen Darstellung einer Idee, und darum ästhetisch unentbehrlich und berechtigt, insoweit sie sich darauf beschränkt, dienendes Mittel für die Versinnlichung der Idee zu sein, und darauf verzichtet, selbstständig etwas bedeuten und gelten zu wollen.

II.

Der Kampf gegen den ästhetischen Rationalismus.

Nach dem Vorhergehenden ist jedes Interesse, also jeder subjective Zweck als Princip der Schönheit ausgeschlossen; nicht minder soll aber auch keine Vorstellung eines objectiven Zwecks das Geschmacksurtheil bestimmen (67). Für Kant ist dies selbstverständlich. Denn das Geschmacksurtheil, obwohl es nicht praktisch, sondern contemplativ ist (69), soll doch kein theoretisches Erkenntnißurtheil, sondern ein ästhetisches (Gefühls-) Urtheil sein (67); nun ist aber alles Begriffsmäßige an den Dingen nur von logischer Giltigkeit für das Erkenntniß derselben, während ästhetisch nach Kant nur dasjenige an der Vorstellung eines Objects ist, was „blos subjectiv ist, d. h. ihre Beziehung auf das Subject, nicht auf den Gegenstand ausmacht" (29). Dies ist aber eine petitio principii; denn Kants ästhetischer Subjectivismus bedarf selbst der Begründung und schöpft dieselbe wesentlich aus der Widerlegung des ästhetischen Rationalismus, für welche er also nicht schon vorausgesetzt werden kann. Wir werden also nach anderen Gründen für diese Widerlegung uns umsehen müssen.

Die objective Zweckmäßigkeit ist entweder äußere oder innere, Nützlichkeit oder Vollkommenheit; erstere ist in der Aesthetik ausgeschlossen, weil sie ein reales Interesse an dem Gegenstande erweckt, letztere hingegen ist „von namhaften Philosophen, doch mit dem Beisatze: wenn sie verworren gedacht wird, für einerlei mit der Schönheit gehalten worden" (75). Danach wären die Begriffe des Schönen und Guten nach Ursprung und Inhalt einerlei und nur formell verschieden als verworrene und deutliche Erkenntnißart, gleich wie die sittliche Verurtheilung des Betruges durch den gemeinen Mann und den Philosophen sich nur durch die Verworrenheit und Deutlichkeit ihrer Begriffe unterscheidet (76—77). Nun ist aber das ästhetische Urtheil einzig in seiner Art und von jedem, auch dem verworrenen Erkenntnißurtheil principiell verschieden, weil sein Bestimmungsgrund ein Gefühl ist, das nur empfunden werden kann (77); also nur weil und insofern das ästhetische Urtheil dem ästhetischen Gefühl als dessen Wirkung nachfolgt, und nicht ihm als Ursache vorhergeht ist das ästhetische Urtheil vom Erkenntnißurtheil principiell verschieden und der ästhetische Rationalismus, der beide confundirt, im Irrthum.

Der Kampf gegen den ästhetischen Rationalismus ist mit andern Worten nur insoweit berechtigt, als es die Gefühls-Aesthetik ist; er verliert dagegen seine Berechtigung, wenn das ästhetische Urtheil das bestimmende Prius des

ästhetischen Gefühls ist, wie Kant im Widerspruch mit seiner Gefühlsästhetik principiell behauptet (62—64). Nur insoweit die Gefühlsästhetik aus der Erfahrung zu begründen ist, ist auch ein gewisser ästhetischer Subjectivismus berechtigt, d. h. in Betreff der Entstehung des Geschmacksurtheils aus dem subjectiven Gefühl; durch diesen subjectiven Ursprung ist auch die Autonomie des Geschmacks (144) gerechtfertigt und seine Unbestimmbarkeit durch rationelle Gründe, die mit seinem subjectiven Gefühl in Widerspruch stehen, erklärt (146—147). Wenn ich nicht selbst an der Vorstellung des Gegenstandes die ästhetische Lust fühle und unmittelbar empfinde, so kann sie mir durch keine Beweisgründe aufgeschwatzt werden (148); eine ästhetische Theorie muß demnach falsch sein, wenn aus ihr folgen würde, daß man mit rationellen Gründen die Schönheit demonstriren und durch Schlüsse den Geist zu der Anerkennung nöthigen könnte, daß der dem Schönheitsbegriff subsumirte Gegenstand schön sei (148). Dies müßte aber möglich sein, wenn das Geschmacksurtheil nur ein verworrenes Erkenntnißurtheil wäre; denn die aus seiner Verworrenheit entspringenden Irrthümer müßten durch Verdeutlichung der Begriffe aufzuklären und zu berichtigen sein. Man kann Kant zugestehen, daß der Rückgang auf den subjectiven Gefühlsursprung des Geschmacksurtheils hinreicht zum Beweise, daß dasselbe sich gar nicht auf Begriffe gründet und nicht Erkenntniß ist (144), daß es nicht in der logischen Subsumtion der Vorstellung des Gegenstandes unter einem mitgebrachten abstracten Begriff besteht.

Nun entsteht aber das Problem, wie das Geschmacksurtheil trotz seines subjectiven Ursprungs doch Anspruch auf objective Giltigkeit erheben könne, und da zeigt sich denn, daß Kant doch genöthigt ist, dem ästhetischen Rationalismus näher zu treten, als er wünscht und beabsichtigt. Der ästhetische Rationalismus ist eben doch nicht so ganz abzuweisen, weil sich ohne denselben über ästhetische Urtheile und Urtheilverschiedenheiten nicht einmal streiten ließe (214); es kommt zur Vereinigung des subjectiven Ursprungs mit der objectiven Giltigkeit nur darauf an, klarzustellen, in welchem Sinne der Rationalismus in der Aesthetik gelten und nicht gelten solle (214—216).

Die Vereinigung wäre von selbst gegeben, wenn „wir einen Verstand haben würden, der sinnlich urtheilt, oder einen Sinn, der durch Begriffe seine Objecte vorstellt" (77); zur Anerkennung einer intuitiven Intelligenz und einer intellectuellen Anschauung im Menschen hätte es Kant aber nicht so gar weit gehabt, wenn er einerseits seine Lehre von den unbewußten Vorstellungen und der unbewußten Vernünftigkeit des Instincts (171), andrerseits seine Lehre von dem begrifflosen Schematisiren der Einbildungskraft (150) weiter entwickelt hätte, auch wenn er dabei noch nicht bis zu Schopenhauers Lehre von der unbewußten Intellectualität der Anschauung vorgeschritten wäre. Leider war Kant durch seine abstracte Trennung und Sonderung des Geistes in verschiedene Vermögen verhindert, diesen Weg zu beschreiten und das ästhetische Gefühlsurtheil „als ein verstecktes (d. h. unbewußtes)

Vernunftsurtheil" von (theils formalem theils) teleologischem Inhalt anzuerkennen (223) und in der „verworrenen" Erkenntnißweise Baumgartens nur einen ungeschickten Ausdruck für das unbewußte Eingeschlossensein des vernünftigen Gehalts in der sinnlichen Erscheinung zu sehen. Hätte Kant den Gegensatz des „Begriffes" als die „Anschauung" erfaßt (wie Schopenhauer), so würde er nicht darauf gekommen sein, einen falschen Gegensatz zum „Begriff" in dem blos subjectiven „Verhältniß der Vorstellungskräfte zu einander" (68), den Gegensatz zur begrifflichen Subsumtion in der ebenso unverständlichen wie unmöglichen Subsumtion der Einbildungskraft unter den Verstand zu suchen (151).

Nur in dem einen Punkte geht er, unbeirrt von seinem, dieser Tendenz widersprechenden ästhetischen Subjectivismus, bei der Umbildung des Baumgartenschen Rationalismus den richtigen Weg, nämlich darin, daß er den abstracten logischen Verstandesbegriff in die Idee umwandelt (215—217); anstatt aber darunter die concrete intuitive Idee zu verstehen, wie sie allein für die Aesthetik zu brauchen ist, identificirt er Idee mit einem „unbestimmten Begriff (nämlich von übersinnlichem Substrat der Erscheinungen)" (216 bis 217), und freut sich, durch diesen Rückgang auf ein unbestimmtes Uebersinnliches die Analogie hergestellt zu haben zwischen der Lösung der Antinomie des Geschmacks und der Lösung der Antinomien der reinen und praktischen Vernunft (222).

Der wahre Fortgang vom ästhetischen Rationalismus führt also zum ästhetischen Idealismus; Kant aber ignorirt diese Thatsache in seinen principiellen Auseinandersetzungen ebenso, wie er seinen eigenen ästhetischen Idealismus überhaupt bei denselben ignorirt. Er sucht vielmehr den Fortgang vom ästhetischen Rationalismus und Sensualismus in seinem ästhetischen Subjectivismus, weil der Bestimmungsgrund des Geschmacksurtheils weder in der sinnlichen Annehmlichkeit noch in der begrifflichen Vollkommenheit zu finden sei, darum könne er nur noch gesucht werden in der formalen subjectiven Zweckmäßigkeit ohne allen (weder subjectiven noch objectiven, weder äußeren noch inneren) Zweck (68).

III.

Kant als ästhetischer Subjectivist.

Der tiefste psychologische und systematische Grund für Kants ästhetischen Subjectivismus liegt in seinem erkenntniß-theoretischen Subjectivismus; die subjective Idealität der sinnlichen Erscheinungswelt fordert auch einen subjectiven Idealismus in den Principien der Beurtheilung des Schönen (229). Wenn der Verstand gesetzgebend ist für die empirische Realität, also sogar das Objective der Erkenntniß subjectiv bestimmt ist, so kann der Geschmack erst recht nicht auf einem anderen als einem subjectiven Princip beruhen; wenn z. B. die Qualität des Raums [und mit ihr alle räumlichen Be-

stimmungen, wie Gestalt, Bewegung u. s. w.] „das blos Subjective" meiner Vorstellung der Dinge außer mir ist, wodurch unausgemacht bleibt, was sie als Objecte an sich seien (29), so muß mein Wohlgefallen an solchen räumlichen Bestimmungen wie Gestalt und Bewegung erst recht etwas blos Subjectives in meinem Urtheil über die Dinge sein, d. h. eine subjective Zuthat, durch welche noch weniger als durch die räumlichen Bestimmungen etwas das Object selbst Angehendes ausgedrückt wird. Für die subjectiven Idealisten muß es zweifellos sein, daß „Schönheit keine Beschaffenheit des Objects, für sich betrachtet ist" (224), und daß mithin „kein objectives Princip des Geschmacks möglich" ist (148); daraus folgt dann aber unmittelbar, daß eine Kritik des ästhetischen Geschmacks nur die alleinige Aufgabe haben kann, „das subjective Princip des Geschmacks, als ein Princip a priori der Urtheilskraft [zu] entwickeln und [zu] rechtfertigen" (149). Nur darum, weil Kant irrthümlicher Weise glaubt, daß das Gefühl der Lust und Unlust unter allen Vorstellungen und Empfindungen die einzige sei, welche blos und rein einen subjectiven Zustand darstellt und gar nichts Objectives bezeichnet (46), nur darum stützt er seine Aesthetik auf das Gefühl; der ästhetische Subjectivismus ist also das alleinige Motiv für ihn, zur Gefühlsästhetik fortzuschreiten, obschon diesem Motiv ein Irrthum zu Grunde liegt, insofern doch durch die Eigenthümlichkeit eines Objects, ein bestimmtes Gefühl in mir zu erregen, ebenso gut eine objective Beschaffenheit desselben constatirt wird, wie durch seine Eigenthümlichkeit, auf andere Objecte in bestimmter Weise einzuwirken.

Die Art und Weise des ästhetischen Subjectivismus wird nun bei Kant näher bestimmt durch die Stellung der Kritik des Geschmacks zur Kritik der teleologischen Urtheilskraft und durch die Stellung der Kritik der (ästhetischen und teleologischen) Urtheilskraft zur Kritik der reinen und praktischen Vernunft. Die theoretische und die praktische Vernunft, Verstand und Wille, Naturgesetzmäßigkeit und (sittliche) Freiheit, Sinnlichkeit und Moralität sind für Kant Gegensätze, für die er eine Vermittelung sucht, und zwar nicht blos eine undefinirbare Vermittelung in der Sphäre des Intelligiblen, sondern auch einen Widerschein dieser gemeinsamen übersinnlichen Wurzel in der Erscheinungswelt, welche den Sprung von einem Gegensatze zum andern zu einem Uebergang macht; dieses Bindeglied findet er im Geschmack, beziehungsweise im Gefühlsvermögen, in der formalen oder inhaltlichen Teleologie, wie sie von der ästhetischen und teleologischen Urtheilskraft bestimmt wird, in der Kunst und der teleologischen Naturbetrachtung (16, 38, 40, 232 bis 233, 233—234).

Zwischen der bewußtlosen und anscheinend blinden Naturgesetzmäßigkeit und dem zielbewußten sittlichen Handeln liegt die unbewußte Teleologie in der Mitte, jene Zweckmäßigkeit ohne Zweckbewußtsein, wie sie uns in der Natur überall, beispielsweise in den thierischen Instincten begegnet (38, 171); aus der unbewußten Zweckmäßigkeit erklärt sich beides, sowohl die un-

bewußte Gesetzmäßigkeit der Natur wie der wurzelhaft unbewußte, aber mit seinen Früchten an's Licht des Bewußtseins tretende Motivationsproceß der sittlichen Selbstbestimmung.

Dieser Gedanke schwebt Kant unzweifelhaft vor, wenn er ihn sich auch nicht zu voller Deutlichkeit zu bringen vermag; ebenso fühlt er die Verwandtschaft der unbewußten Zweckthätigkeit der Natur mit der unbewußten Kunstthätigkeit des Genies hindurch (175—177, 182) und läßt sich dadurch verleiten, die Aesthetik mit der teleologischen Naturbetrachtung unter dem unglücklich gewählten Namen „Kritik der Urtheilskraft" zusammen zu koppeln. Diese Verkoppelung wird ausschlaggebend für Kant, das subjective ästhetische Princip in irgend welcher Zweckmäßigkeit zu suchen, weil nur so die Einheit der ästhetischen und teleologischen Urtheilskraft gewahrt werden konnte; umgekehrt wird ihm die Nothwendigkeit, das ästhetische Urtheil vom teleologischen zu unterscheiden, zum Bestimmungsgrund dafür, daß er im Gegensatze zur realen subjectiven Zweckmäßigkeit in der Naturwirklichkeit eine blos formale subjective Zweckmäßigkeit in der Naturschönheit annimmt (34).

Da dem ästhetischen Urtheil keine objective Beschaffenheit des beurtheilten Gegenstandes entsprechen soll, so ist objective (sowohl äußere wie innere) Zweckmäßigkeit im reinen Geschmacksurtheil ausgeschlossen; es fragt sich nur, was unter einer formalen subjectiven Zweckmäßigkeit zu verstehen sei. Eine formale objective Zweckmäßigkeit, d. h. eine solche, die auf die Form des Objects sich gründete und doch über die Beschaffenheit des Objects nichts ausmachen sollte, wäre ein offenbarer Widerspruch (76); es entsteht die Frage, ob eine formale subjective Zweckmäßigkeit ohne materialen objectiven Zweck (67, 93), d. h. eine solche, welche sich zwar auf die Einrichtung des Subjects allein gründen, aber doch auf die Form des Objects beziehen soll, ohne über dessen Beschaffenheit etwas auszumachen, ob eine solche dem Vorwurf des Widerspruches entgeht. Es handelt sich hier um das eigentliche und echte Grundprincip der Kantschen Aesthetik, um Das jenige, worauf Kant als auf seine eigenthümliche grundlegende Entdeckung stolz ist, und wir haben zu prüfen, ob Kants Behauptung, daß die Schönheit eine „zwecklose Zweckmäßigkeit" sei, haltbar ist oder nicht, oder ob dieselbe wenigstens einen haltbaren Kern in sich birgt und welchen.

Geben wir Kant versuchsweise zu, daß die Teleologie nur eine subjective Maxime der Urtheilskraft sei (23, 19), nur ein subjectiver Trieb, durch welchen wir genöthigt werden, überall die Anwendbarkeit des Zweckbegriffs auf die Erscheinungen zu probiren, gleichviel, ob die Natur wirklich nach Zwecken eingerichtet sein mag oder nicht (25), so entsteht doch immerhin folgende Alternative: entweder die Anwendbarkeit der formalen subjectiven Zweckmäßigkeit in einem bestimmten Falle deutet auf eine objective Einrichtung der Natur, welche mit unserem subjectiven Trieb, nach Zwecken zu suchen, harmonirt, oder aber wir glauben an eine solche Einrichtung, obwohl wir es eigentlich besser wissen, geben uns also einer bewußten Illusion hin.

Im ersteren Falle wäre die vermeintlich blos formale und subjective Zweckmäßigkeit thatsächlich doch eine materiale objective (228 Z. 23—29), nämlich eine harmonische Conformität oder Angemessenheit der Beschaffenheit der Natur an die Einrichtung unsrer geistigen Vermögen und Triebe und umgekehrt; dann hätte aber auch das ästhetische Lustgefühl seinen Grund doch an einer objectiven realen Zweckmäßigkeit, nämlich an eben dieser objectiven teleologischen Angemessenheit der Beschaffenheit der Dinge an unsre Geistesbeschaffenheit, wennschon dies eine andere Art objectiver Zweckmäßigkeit wäre als die immanente Zweckmäßigkeit der Dinge selbst (33, 140). In dem andern Fall der Alternative dagegen, wenn wir die Annahme, daß die Natur auf eine Uebereinstimmung mit unseren ästhetischen Bedürfnissen angelegt sei, als einen Wahn durchschauen (225—229), sinkt auch die formale subjective Zweckmäßigkeit zur Illusion herab, zur völligen Zwecklosigkeit selbst im formalen und subjectiven Sinne.

Wenn ich im Walde einen Rasenplatz antreffe, um den die Bäume im Cirkel stehen (76), und mir dabei vorstelle, daß er etwa zum Zweck ländlicher Tanzbelustigungen so hergerichtet sein könne, ohne doch zu wissen, ob dem so sei oder nicht, so werde ich von einer formalen subjectiven Zweckmäßigkeit in meiner Auffassung der Erscheinung allenfalls reden können; wenn ich hingegen ganz genau weiß, daß eine solche Entstehungsart ausgeschlossen ist, so kann ich wohl noch von einer formalen Schönheit des Platzes reden, aber sicherlich dieselbe nicht mehr auf irgend welche Zweckmäßigkeit beziehen, nachdem der subjective Einfall, welcher allein für Zweckmäßigkeit in Betracht kommen konnte, ausdrücklich als illusorisch eliminirt ist. Die formale Schönheit muß dann eben etwas ganz *Anderes* sein als formale subjective Zweckmäßigkeit, sonst wäre die Schönheit ebenso illusorisch und unwahr wie die Zweckmäßigkeit; diese Folgerung hat Kant sich auf keine Weise zum Bewußtsein gebracht.

Uebrigens sind die Gründe, weshalb Kant die objective Angemessenheit der Natur an unsere subjective Geistesbeschaffenheit verwirft, durchaus unhaltbar. Dieser Gründe sind zwei, ein ästhetischer und ein naturphilosophischer. In ästhetischer Hinsicht hält Kant für „geradezu beweisend" die Erwägung, daß bei Annahme einer objectiven Zweckmäßigkeit als Princip des Geschmacksurtheils wir „von der Natur lernen müßten, was wir schön zu finden hätten", also auf die a priori'sche Autonomie des Geschmacks zu Gunsten einer empirischen Heteronomie desselben verzichten müßten (228—229); hierbei verkennt er aber, daß es doch immer erst der Geschmack ist, der auf autonome Weise a priori constatirt, ob und in welchem Maße die empirisch wahrgenommene Beschaffenheit der Dinge seinen Anforderungen auf Zweckmäßigkeit entspricht daß es die unbewußte Vernünftigkeit im Geiste ist, die über die unbewußte Vernünftigkeit in der Natur ästhetisch urtheilt. Der zweite, naturphilosophische Grund besagt, daß die Natur keine objective reale Zweckmäßigkeit haben könne, weil sie nach mechanischen Naturgesetzen, also mit Ausschluß bewußter

Absichtlichkeit entstanden sei (225—228); hierbei verkennt Kant, daß die unbewußte Zweckmäßigkeit, eben weil sie bewußte Absichtlichkeit ebenso gut ausschließt, wie die Naturgesetzmäßigkeit dies thut, auch gar nicht mehr im Gegensatz gegen die Naturgesetzmäßigkeit steht, sondern sehr wohl in Einheit mit derselben zu denken ist (307).

Auf diesem Punkte enthüllt sich die positive Bedeutung, welche die Formel der „zwecklosen Zweckmäßigkeit" beanspruchen darf; es ist nichts anderes als der unklare Gedanke einer „unbewußten Zweckmäßigkeit", welcher dem Kampfe Kants gegen die objective reale Teleologie im Sinne einer bewußten Absichtlichkeit zu Grunde liegt, und welcher in der subjectivistischen Wendung einer rein formalen und blos subjectiven Zweckmäßigkeit eine mißrathene Verkörperung sucht. Die Bestätigung für das Gesagte findet man in dem betreffenden Abschnitt von Schellings „transcendentalen Idealismus" (sämmtliche Werke Abth. I. Bd. 3, S. 607—610), wo von dem durch und durch teleologischen Schelling noch immer nominell gegen die Teleologie gekämpft wird, weil im Sprachgebrauch der damaligen Zeit sich der Begriff der Zweckmäßigkeit noch nicht von dem der bewußten Absichtlichkeit losgerungen hatte, und deshalb der Kampf gegen die letztere zugleich den Worten nach als ein Kampf gegen die erstere erscheinen mußte, während er dem Sinne nach das Gegentheil war.

Wenn somit Kants Gründe gegen die Objectivität und Realität der der Schönheit zu Grunde liegenden Zweckmäßigkeit, wofern man dieselbe nur als unbewußte, gesetzmäßig realisirte versteht, hinfällig sind, so gewinnt die oben aufgestellte Alternative eine neue Gestalt. Soll der ästhetische Subjectivismus noch haltbar sein, so ist er es nicht mehr auf Grund irgend welcher der Schönheit zum Princip dienenden subjectiven formalen Zweckmäßigkeit, da solche eine in sich widerspruchsvolle Illusion wäre; soll hingegen die Schönheit in irgend welchem Sinne auf Zweckmäßigkeit beruhen, so kann es sich dabei nur um eine objective reale Zweckmäßigkeit (unbewußter Art) handeln. Entweder hat der Subjectivismus Recht, dann muß auf das subjective Lustgefühl als Princip des Geschmacksurtheils zurückgegriffen werden, ohne alle Rücksicht auf den illusorischen Schein einer Zweckmäßigkeit, weil dann die vom Subject zufällig ausgelösten subjectiven Functionen nichts Anderem mehr zufällig gemäß sind als dem Lustbedürfniß des Subjects; oder aber die teleologische Auffassung des Schönen ist im Recht, dann muß der ästhetische Subjectivismus ein Irrthum sein und das wahre Princip des Schönen im ästhetischen Idealismus gesucht werden, welcher allein der Teleologie Rechnung zu tragen im Stande ist. Die Entscheidung kann für uns nicht zweifelhaft sein; denn erstens hat Kants Kritik des ästhetischen Sensualismus und Rationalismus sich uns als eine über das Ziel hinausschießende gezeigt, welche nicht, wie Kant glaubt, hinreicht, um seine principielle Stellungnahme als allein übrig bleibende zu erweisen, und zweitens hat der erkenntnißtheoretische Subjectivismus Kants, durch den er zum ästhetischen Subjectivismus gedrängt wurde, in unsern Augen keine Geltung. Hiernach müssen wir principiell in dem Fort-

gang zum ästhetischen Idealismus das positive Ergebniß der subjectivistischen Versuchsposition sehen, ohne darum die Nebenbedeutung zu verkennen, welche der Rückzug des Subjectivismus auf die Gefühlsästhetik beanspruchen kann.

In der Richtung auf den Idealismus bewegt sich auch Kant selbst in seinem letzten Wort über das subjectivistische Princip; die Alternative zwischen subjectiv-idealer und objectiv-realer Zweckmäßigkeit sucht er so zu überwinden, daß für die Erscheinungswelt allerdings nur die erstere Berechtigung habe, im Hinblick auf die intelligible Welt aber auch der für die Erscheinungswelt illusorische Glaube an die letztere eine gewisse Rechtfertigung finde, indem das Intelligible den letzten Grund sowohl für die Beschaffenheit der Natur wie für die Einrichtung des Geistes in sich trage (215—216, 232). Versteht man unter Erscheinungswelt die subjective Vorstellungswelt des Bewußtseins und unter intelligibler Welt die Welt der vielen Dinge an sich oder realen Individuen, so fällt letztere mit dem, was wir die objectiv-reale (Erscheinungs-) Welt nennen, zusammen, und die angebliche Ueberwindung der Alternative wäre dann vielmehr eine Anerkennung der Wahrheit ihres zweiten Falles. Versteht man hingegen unter Erscheinungswelt, wie Kant thatsächlich thut, ein unklares Zwitterding von subjectiver Vorstellungswelt und objectiver Welt der realen Individuen, so bedeutet die intelligible Welt nur noch das überweltliche Reich der Ideen. Im ersteren Falle wäre das Princip der Schönheit die objective Zweckmäßigkeit, welche indirect zum ästhetischen Idealismus fortdrängt; im letzteren Falle, der Kants wahre Meinung repräsentirt, gelangen wir direct zu den Ideen als Princip der Schönheit, insofern das Intelligible allein die subjective Zweckmäßigkeit in einer immerhin unklaren und unverständlichen Weise davor bewahren soll, bloße Illusion zu sein. Der Unterschied ist nur der: im ersteren Falle haben wir es mit concreten bestimmten Ideen in der ästhetischen Anschauung zu thun, im letzteren Falle mit abstracten unbestimmten Ideen der übersinnlichen Vernunft, mit denen für die Erklärung des Geschmacksurtheils gar nichts anzufangen ist. Speciell bei Kant haben die Ideen der Vernunft eine specifisch ethische Bedeutung, und so endet denn der Kantsche Subjectivismus damit, das Schöne in eine Abhängigkeit vom Sittlichen zu bringen, welche seinen selbstständigen Werth völlig aufhebt und es zu einem dienstbaren Mittel für moralische Zwecke herabwürdigt. Das Schöne wird zur Versinnlichung *sittlicher* Ideen (236, 86), zum Symbol des *sittlich* Guten (232), das ästhetische Ideal zum Ausdruck des Sittlichen (86), woraus dann weiter folgt, „daß die wahre Propädeutik zur Gründung des Geschmacks die Entwickelung sittlicher Ideen und die Cultur des moralischen Gefühls sei" (236, vgl. 200). Solchen Verirrungen gegenüber wird es Sache des ästhetischen Idealismus sein, die Bedeutung der ästhetischen Ideen klar zu stellen, wozu Kant selbst die Wege geebnet hat.

IV.

Kant als ästhetischer Formalist.

Wir haben oben gesehen, daß und weshalb Kant nicht blos alle Beziehungen auf objective Zweckmäßigkeit im reinen Geschmacksurtheil zu Gunsten einer blos subjectiven, sondern auch alle materiale, inhaltliche Zweckmäßigkeit zu Gunsten einer blos formalen verwirft, weshalb er jedes rationale Geschmacksurtheil, sofern es sinnliche Empfindung oder Begriffe zu seinem Inhalt hat (Sinnenurtheil oder Erkenntnißurtheil ist), verwirft und nur das formale Geschmacksurtheil als rein gelten läßt (71). Ein blos formales Geschmacksurtheil darf sich mithin nicht auf den Inhalt des Gegenstandes, sofern er Sinnesempfindung oder Begriffe erweckt, sondern nur auf die Form desselben in der anschaulichen Auffassung des Gegenstandes beziehen (30, 31, 154); dem formalen subjectiven Geschmacksurtheil entspricht objectiv genommen am Gegenstande die reine Form, und insofern die Aesthetik von allem Inhalt der Objecte absehen und sich auf die bloße Form derselben beschränken soll, ist sie ästhetischer Formalismus.

Freie Schönheit ist allein diejenige, in welcher das Geschmacksurtheil rein ist (78), anhängende Schönheit diejenige, in welcher es unrein, materialiter (insbesondere durch einen Begriff und die Gemäßheit oder Vollkommenheit des Dinges an diesen Begriff) bestimmt ist (78). Die freie Schönheit kann nicht Schönheit im Sinne eines Ideals sein, denn solche muß „durch einen Begriff von objectiver Zweckmäßigkeit fixirte", d. h. anhängende Schönheit sein (82); ebenso gehört die charakteristische Schönheit bereits zur anhängenden, wie Kant an einzelnen Stellen durchblicken läßt (79, 86). Alle Kunst arbeitet nach bestimmten Zwecken, sonst wären ihre Werke nur Producte des Zufalls (180); deshalb gehört alle Kunstschönheit zur anhängenden, nicht zur freien Schönheit (181), und dasselbe gilt von der Naturschönheit, insofern die Natur als eine wirkliche, obzwar übermenschliche, Kunst betrachtet wird (182).

Allerdings hat auch die Kunst ihre formale Seite, in welcher der reine Geschmack sich bethätigt, — derart ist z. B. die thematische Verarbeitung nach mathematisch bestimmbaren Regeln in der Musik (203—204) und die bedeutungslosen Arabesken, Randeinfassungen, Tapetenmuster u. s. w. in der Malerei (73); aber diese formale Seite hat weder Antheil an dem Reiz und der Gemüthsbewegung, welche die Kunst hervorbringt (204), noch gehört zu ihrer Production etwas Anderes als formelles, wohlgeschultes Talent (180). Solche formalschöne Kunstwerke, die Leistungen des geschmackvollen Talents ohne Genie, sind in ihrer tadellosen Geistlosigkeit eigentlich kaum Kunstwerke zu nennen (183); weit eher die formlosen und regellosen Leistungen des Genies ohne Geschmack (184), welche doch noch packen und ergreifen können. Denn das belebende Princip im Gemüthe ist der Geist, und dasjenige, was den Reichthum geistigen Inhalts oder Stoffes zu den Kunst-

werken hergiebt und sie zugleich absichtslos schön wie Naturwerke erscheinen läßt, ist allein das Genie (180, 175—177). Danach ist also die formale Schönheit nur ein sehr untergeordnetes Moment an der Kunstschönheit, die wesentlich anhängende Schönheit ist, d. h. von der Form auf den Inhalt geht.

In der Naturschönheit spielt die formale Schönheit zwar schon eine wichtigere Rolle, aber auch hier ist ihre Bedeutung beschränkt. Alle Naturdinge, „deren Begriff schon einen bestimmten Zweck bei sich führt," also alle Thiere von bekannter Naturbestimmung und vor Allem der Mensch, sind nicht als Beispiele freier Schönheit zu brauchen (108, 79); um passende Objecte für reine Geschmacksurtheile zu gewinnen, muß man zur „rohen Natur" greifen, sofern sie für sich keinen Reiz oder Rührung bei sich führt (108), also zu einzelnen Blumen, buntgeschmückten Vögeln, Schalthieren des Meeres (78). In der Landschaft wird die formalschöne Seite in der Regel schon von dem stimmungsvollen Inhalt, der Reiz und Rührung erweckt, überwogen, so daß das reine Geschmacksurtheil sich in der That auf die ärmsten Einzelobjecte der rohen Natur beschränkt sieht.

Hiermit ist von Kant zugestanden, daß die freie oder formale Schönheit sowohl im Kunstschönen wie im Naturschönen nur eine untergeordnete Seite ausmacht; die Folgerung liegt nahe, daß ein Princip, welches nur die formale Schönheit erklärt, nicht den Anspruch erheben kann, universelles ästhetisches Grundprincip zu sein, weil es eben nur das, was Nebensache ist am Natur- und Kunstschönen, nicht das was Hauptsache daran ist, erklärt.

Es geht mit dem ästhetischen Formalismus ebenso wie mit dem ästhetischen Sensualismus; beide sind berechtigt als dienende Mittel zur Hervorbringung des Inhaltlich-Schönen oder Ideal-Schönen, aber unberechtigt, sobald sie eine selbstständige Bedeutung beanspruchen. Wie der ästhetische Sensualismus sich in (unbewußten) Formalismus auflöst, so löst sich der ästhetische Formalismus in (unbewußten) Idealismus auf, indem die Form nur schön ist als unabsichtliche, unwillkürliche Darstellung und Versinnlichung von Ideen (183). Versteht man unter (sinnlicher) Form die Art und Weise der Verknüpfung gegebener Sinnesempfindungen, sei es zu Empfindungscomplexen (z. B. musikalischen Formen), sei es zu Anschauungen (räumlichen Gestalten und Bewegungen), sei es zu Verbindungen von Anschauungs- und Empfindungscomplexen (poetischen Formen), dann repräsentirt in der That die (sinnliche) Form einen Gegensatz einerseits zu dem noch ungeformten Rohmaterial der sinnlichen Empfindungen und andererseits zu dem für Erkenntnißzwecke von den Anschauungen abstrahirten Begriff (31, 30), und ist so das allein geeignete Mittel zur Versinnlichung von Ideen, weil die bloßen rohen Empfindungen noch zu ausdruckslos sind, um Ideen zu versinnlichen, die Begriffe aber schon zu abstract, um Ideen zu versinnlichen. Sieht man den ästhetischen Werth der Form nicht in der Form als solcher, son-

dern in ihrer Fähigkeit, Ideen sinnlich darzustellen und den Geist zu Ideen zu stimmen (199—200), dann ist gegen die ästhetische Werthschätzung der Form nichts einzuwenden; der ästhetische Formalismus besteht aber gerade darin, der Form an und für sich unter Ausschluß jedes geistigen Inhalts einen ästhetischen Werth zuzuschreiben.

Hätte Kant den Begriff des ästhetischen Scheines sicher erfaßt, so würde er an ihm das besessen haben, was er mit dem Begriff der Form in irreleitender Weise auszudrücken bemüht war, nämlich den Schutz gegen einen Rückfall der Aesthetik in unästhetische reale Interessen beim Eingehen auf den Inhalt des Schönen; nur weil er die realen und die ästhetisch-idealen Interessen nicht scharf auseinanderzuhalten vermochte, konnte er auf den unglücklichen Gedanken kommen, die Reinheit des Geschmacksurtheils dadurch zu wahren, daß er aus der „freien Schönheit" allen Inhalt hinauswarf und nur die leere, d. h. nichtssagende Form übrig behielt, wodurch denn das Gebiet der freien Schönheit auf Blumen, Kolibris, Schalthiere und Tapetenmuster reducirt wurde. Der Kantianer Schiller hat die irreleitende Ausdrucksform beibehalten, wenn er lehrt, daß die Kunst den Stoff durch die Form zu vertilgen habe; aber dieser Ausspruch wird doch nur mißverständlicherweise von den ästhetischen Formalisten in Anspruch genommen, denn Schiller will damit nichts sagen, als daß der geistige Gedankenstoff von der Kunst ganz und gar in sinnlichen Formen zur Darstellung gebracht werden müsse, ohne daß ein Rest in gedanklicher, begriffsmäßiger Form übrig bleibe. Auf Kant selbst hingegen können sich die ästhetischen Formalisten mit einigem Rechte berufen, wenn man den Wortlaut seiner Erklärungen und nicht den Geist derselben in Betracht zieht.

Thatsächlich hat Kant alles Naturschöne und Kunstschöne, soweit es irgend welchen höheren Werth beanspruchen kann, als nicht erklärbar durch den ästhetischen Formalismus zugestanden und auf den ästhetischen Idealismus als auf das einzige zu seiner Erklärung brauchbare Princip hingewiesen, und es kann nur als ein (psychologisch erklärliches) Mißverständniß seiner selbst bezeichnet werden, daß er die freie Schönheit und das reine Geschmacksurtheil im Gebiete des formal Schönen suchte, anstatt im Gebiete des ideal Schönen. Deshalb versteht man heute unter anhängender Schönheit solche, die äußeren Zwecken dient, unter freier Schönheit solche, die nur der Ausdruck einer inneren, immanenten Zweckmäßigkeit ist, braucht also diese Worte ganz anders, als ihr Urheber sie gemünzt hat, ohne sich über diese Umwandlung des Wortsinns überall klar zu sein.

V.

Kant als Gefühlsästhetiker.

Kant behauptet die objective Giltigkeit des formalen Geschmacksurtheils und die bloße Subjectivität des ästhetischen Gefühls; anstatt nun aber in

dem Gefühl ein unbewußtes Enthaltensein von rationellen Maßstäben und in der unbewußten Vernünftigkeit des Gefühlsurtheils die Legitimation für seinen Anspruch auf objective Geltung zu erblicken, findet er vielmehr einen Widerspruch in beiden, den er für unlösbar erklärt, wenn das Gefühl dem Urtheil vorhergeht, und für lösbar nur unter der Bedingung, daß das formale Geschmacksurtheil dem Gefühl vorhergeht und dessen Grund ist (62,64).

Kant behauptet als das erste eine objective psychische Thatsache, nämlich eine Belebung der Einbildungskraft und des Verstandes durch das wahrgenommene Object und die Erleichterung des Spieles beider Seelenvermögen zu wechselseitiger Zusammenstimmung und Einhelligkeit (65); dieser thatsächliche Gemüthszustand, dem er allgemeine Mittheilungsfähigkeit zugesteht, soll als subjective Bedingung dem Geschmacksurtheil vorhergehen und zu Grunde liegen, und durch Vermittelung des Geschmacksurtheils die ästhetische Lust zur Folge haben (62—63). Wenn indeß der fragliche Gemüthszustand noch als unbewußte psychische Thatsache gedacht wird, wie soll er dann vom Bewußtsein percipirt werden, um dem Geschmacksurtheil zu Grunde liegen zu können? Wenn er aber nothwendig in irgend welcher Form vom Bewußtsein percipirt werden muß, bevor das Subject über ihn reflectiren und diese Reflexion über seinen Zustand zum Bestimmungsgrund seines ästhetischen Reflexionsurtheils machen kann (148), so muß diese Perception als viertes Glied in dem ästhetischen Proceß, und zwar an zweiter Stelle, eingeschaltet werden. Diese Perception eines inneren Gemüthszustandes kann nicht anders als in der Form des Gefühls oder der Empfindung gedacht werden, was Kant auch ausdrücklich anerkennt (65 Z. 19—28; 77 Z. 14—18); danach hätten wir also erstens den unbewußten Gemüthszustand des erleichterten Spiels der Vermögen, zweitens die bewußte Empfindung oder das Gefühl von demselben, drittens das ästhetische Reflexionsurtheil und viertens das ästhetische Lustgefühl als fortlaufende Reihe von Ursachen und Wirkungen.

Nun wird aber das ästhetische Lustgefühl von Kant näher bestimmt als Lustgefühl an der Harmonie der Erkenntnißvermögen (64) und mit dem „Bewußtsein der formalen Zweckmäßigkeit im Spiele der Erkenntnißkräfte" identificirt (69); auf der andern Seite räumt Kant ein, daß der *Gemüthszustand* eines irgend wodurch bestimmten Willens (also z. B. der geförderten oder gehemmten Lebensthätigkeit im Spiel der Kräfte und Vermögen) *an sich schon ein Gefühl der Lust* (oder Unlust) und mit ihm identisch sei, so daß der Zustand des harmonischen Spiels von Einbildungskraft und Verstand gar nicht umhin kann, unmittelbar als Lustgefühl bewußt zu werden. Mit andern Worten: das vierte Glied ist mit dem zweiten, und das zweite mit dem vierten identisch, und es ist irrthümlich, beide so zu unterscheiden, daß das zweite zwar unmittelbar mit dem Bewußtwerden des unbewußten Gemüthszustandes gegeben ist, das vierte aber erst als Wirkung des ästhetischen Reflexionsurtheils entstehen soll, welches selbst wieder erst Folge des

zweiten ist. Ueberall behandelt Kant das Gefühl als Bestimmungsgrund des ästhetischen Urtheils und definirt „ästhetisch" geradezu als dasjenige, was aus dem Gefühl des Subjects und nicht aus dem Begriff des Objects bestimmt ist (81), und construirt sich im Gegensatz zum subjectiven Privatgefühl ein objectives Gemeingefühl (sensus communis aestheticus), um die Gemeingiltigkeit der aus ihm fließenden Urtheile sicher zu stellen (91, 161); es kann sich also bei allen diesen Aussprüchen nur um jenes zweite Glied, um das unmittelbare Innewerden des Gemüthszustandes als ästhetisch maßgebendes Gefühl handeln, nicht um ein dem Urtheil etwa noch nachfolgendes Gefühl, das, wenn es existiren sollte, für die wissenschaftliche Aesthetik jedenfalls keine Bedeutung hätte.

Daß das eigentliche ästhetische Lustgefühl sich auf Vorstellungen gründen müsse, um allgemeingiltig sein zu können, sah Kant richtig ein; er verkannte nur, daß es sich auf unbewußte Vorstellungen gründet, welche erst nachträglich in dem ästhetischen Reflexionsurtheil (und auch da nur zum kleinen Theil) in's Bewußtsein erhoben werden, und verfiel deshalb in den Irrthum, den Genuß am Schönen auf formale Reflexionsurtheile stützen zu wollen. Aber diesen Fehler, den er als ästhetischer Formalist beging, um die Ursprünglichkeit des formalistischen ästhetischen Princips zu retten, verbesserte er im Widerspruch mit seinem formalistischen Princip als ästhetischer Subjectivist, indem er das Gefühl, als die subjectivste aller Geistesthätigkeiten, als primäres Princip hinter das secundäre des formalen Reflexionsurtheils stellte. Zum Ausgleich dieses Widerspruchs zwischen der formalistischen und subjectivistischen Seite seines Princips hat Kant nichts gethan; wir haben festzuhalten, daß der ästhetische Formalismus, wie er aus irrthümlichen Prämissen entsprang und ästhetisch betrachtet, nach vorwärts in den Idealismus hinüberdrängte, so psychologisch betrachtet auf die Gefühlsästhetik zurückweist.

Wir haben nunmehr noch unsere Aufmerksamkeit auf dem Inhalt des Gefühls zu richten, das Kant als Bestimmungsgrund des Schönen ansieht, und da begegnen wir wiederum jener Inhaltlogkeit, welche durch das Hinausweisen alles eigentlichen Gefühlsinhalts aus Furcht vor der Einmischung realer Gefühle entstanden ist. Auch die idealen Gefühle, die sich nicht auf reale Gegenstände, sondern auf ästhetischen Schein beziehen, bezeichnen (im Gegensatz zu Kants unlimitirtem Ausspruch S. 46) immer noch etwas im Object, nämlich diejenige Beschaffenheit desselben, welche geeignet ist, gerade solche inhaltlich bestimmte Gefühle zu erwecken; deshalb muß eine Aesthetik, welche die idealen ästhetischen Gefühle von den ästhetisch verwerflichen realen Gefühlen noch nicht zu unterscheiden weiß, danach trachten, nur mit solchen Gefühlen ästhetisch zu operiren, welche gar nichts im Object bezeichnen. Auf diese Weise gelangt Kant zu der überaus dürftigen Bestimmung, daß das ästhetische Lustgefühl nichts als das Innewerden der subjectiven Harmonie der bei der ästhetischen Contemplation betheiligten Vermögen sei, die Lust an dem erleichterten Spiel der eigenen Kräfte, welches

ein gehobenes Lebensgefühl mit sich führt. Die Folge dieser Beschränkung des ästhetischen Gefühls auf die unbestimmte Steigerung des allgemeinen Lebensbehagens und erleichterten Kräftespiels ist aber eine höchst bedenkliche Annäherung des Schönen an das sinnlich Angenehme, welche doch gerade Kant am allermeisten Ursache hätte zu vermeiden.

Diese Consequenz tritt besonders bei der Erklärung des Komischen hervor, in welcher Kant fast ganz auf den Standpunkt des ästhetischen Sensualismus zurückfällt „Nicht die Beurtheilung der Harmonie in Tönen oder Witzeinfällen, die mit ihrer Schönheit nur zum nothwendigen Vehikel dient, sondern das beförderte Lebensgeschäft im Körper, der Affect, der die Eingeweide und das Zwerchfell bewegt, mit einem Worte das Gefühl der Gesundheit (welche sich ohne solche Veranlassung sonst nicht fühlen läßt) machen das Vergnügen aus“ (207, vgl. 206 Z. 7—14); das Vergnügen am Komischen besteht in einer durch den raschen Wechsel der Vorstellungsstandpunkte herbeigeführten wechselseitigen Anspannung und Loslassung der elastischen Theile unserer Eingeweide, die sich dem Zwerchfell mittheilt, gleich derjenigen, welche kitzliche Leute fühlen (209). Das ist denn doch eine arge Verwechselung der geistigen ästhetischen Lust am Komischen und der accessorischen sinnlichen Lustempfindungen, welche durch den der ersteren correspondirenden Gehirnproceß in Körpernerven reflectorisch ausgelöst werden. Wenn Kant darin Recht hätte, daß Alles, auch das durch ästhetische Anschauungen veranlaßte Vergnügen „animalische, d. i. körperliche Empfindung“ sei (210), dann wäre die Aesthetik auf keine Weise aus dem Sensualismus herauszuheben, so lange man daran festhielte, daß das Lustgefühl bei der Wahrnehmung des Schönen der Bestimmungsgrund des ästhetischen Urtheils sei; wollte man aber die Priorität des ästhetischen Urtheils vor dem Gefühl aufrecht erhalten, so gäbe es dann wohl noch formale ästhetische Urtheile, aber kein ästhetisches Gefühl mehr, da das dem Urtheil nachfolgende Lustgefühl aus der geistigen Sphäre des Schönen in die körperliche animalische des gesteigerten sinnlichen Lebensgefühls herabsinken würde.

Einen ähnlich sensualistischen Anstrich, wie das Schöne und das Komische, gewinnt in der Kantschen Gefühlsästhetik sogar das Erhabene, wenn auch mit einer umgekehrten Wendung. Wenn das Schöne ein directes Gefühl der Beförderung des Lebens bei sich führt, so ist das Gefühl des Erhabenen eine direct entspringende Lust, „nämlich so, daß sie durch das Gefühl einer augenblicklichen Hemmung der Lebenskräfte und darauf sogleich folgenden desto stärkeren Ergießung erzeugt wird“ (98); es ist eine „negative Lust“ (98), d. h. eine Contrastlust, die durch das Nachlassen einer Unlust entsteht. Das Erhabene erweckt zunächst Unlust durch seine formale subjective Zweckwidrigkeit, d. h. durch die Unangemessenheit unserer Einbildungskraft in der Auffassung und Zusammenfassung desselben, dann aber Lust durch die Zweckmäßigkeit dieser formalen Zweckwidrigkeit zur Erweckung von Vernunftideen, vermöge deren der Mensch sich als Vernunftwesen jeder sinnlichen

Größe und Macht überlegen weiß (114, 115, 117). Wir sehen davon ab, ob die Verlegung des Erhabenen aus der Natur in das Gemüth des Subjects in dieser subjectiven Ausschließlichkeit (119—120, 122) berechtigt ist, und betonen nur, daß auch hier die Gefühlsästhetik Kants zwischen nacktem Sensualismus und ebenso einseitigem Intellectualismus schwankt, jedenfalls aber außer Stande ist, das Gefühl des Erhabenen ohne Zuhilfenahme des ästhetischen Idealismus (wiederum mit specifisch moralischer Färbung) zu erklären.

Von Wichtigkeit ist es ferner, zu bemerken, daß der sensualistische Anstrich in Kants Erklärung des Erhabenen und Komischen ihn hindert, dieselben als Besonderungen des Schönen zu behandeln, und ihn nöthigt, dieselben aus der eigentlichen Aesthetik hinauszuwerfen und als bloßen „Anhang" (100) oder gar blos „Anmerkung" (205 fg.) zu derselben zu behandeln. Wenn das Schöne trotz einiger Annäherung an den Sensualismus doch immer noch als positives und zugleich geistiges Lustgefühl interpretirt werden kann, und das Komische schlechthin in das Gebiet des körperlich-sinnlichen Lustgefühls herabsinkt, so wird das Erhabene von der Gefühlsästhetik jeder positiven Lust beraubt und zu den negativen Gefühlen der Achtung verwiesen (98, 104, 113). Dieser Kantsche Gegensatz zwischen positiven Lustgefühlen und negativen Achtungsgefühlen und die Begründung des Unterschiedes zwischen schön und erhaben auf diesen Gegensatz ist besonders von Kirchmann herausgearbeitet worden, der überhaupt als der Vollender der Kantschen Gefühlsästhetik zu bezeichnen ist. Wenn man den Grundirrthum der Kantschen Gefühlsästhetik berichtigt, d. h. wenn man den von Kant hinausgeworfenen inhaltlichen idealen Gefühlen wieder in die Aesthetik Einlaß gewährt und die Aufgabe des ästhetischen Reflexionsurtheils darein setzt, den unbewußten idealen Inhalt derselben zum Bewußtsein zu bringen, dann leuchtet ein, daß auch die Gefühlsästhetik unmittelbar in den ästhetischen Idealismus hinüberführt. Denn die Aesthetik hat dann eben den Inhalt zu expliciren, der im ästhetischen Genießen in der Form des Gefühls als dessen unbewußter implicirt ist, und da dieser Inhalt geistiger, idealer Art ist, so muß die Aesthetik nothwendig Idealismus sein.

VI.

Kant als ästhetischer Idealist.

Die sinnliche Annehmlichkeit hatte sich theils als unbewußte formale Schönheit enthüllt, theils ihren Freibrief dadurch erhalten, daß sie durch den idealen Inhalt veredelt wurde, zu dessen sinnlichem Ausdruck sie diente. Der ästhetische Rationalismus hatte sich für das gesammte Gebiet der Kunstschönheit nnd den wesentlichen Theil der Naturschönheit als unentbehrlich erwiesen mit der einzigen Berichtigung, daß die Idee nicht in nackter gedanklicher Form, nicht als abstracter Begriff oder Begriffsverknüpfung, sondern

verhüllt in die Form der sinnlichen Anschauung oder des Empfindungscomplexes dargeboten werden müsse. Das specifisch Kant'sche Princip einer blos subjectiven Zweckmäßigkeit hatte sich als Illusion entpuppt und zum Ersatz durch dasjenige einer objetiven immanenten Zweckmäßigkeit hingedrängt, dessen Zuhilfenahme es für das gesammte Gebiet der nicht blos formalen Schönheit ohnehin nicht entbehren konnte. Die Betonung des rein formalen Charakters der Schönheit behauptete ihr Recht nur gegenüber einem die Unentbehrlichkeit der sinnlichen Form verkennenden Rationalismus, verirrte sich aber, wo sie eine Selbstständigkeit der Form gegenüber dem idealen Inhalt, oder gar die völlige Inhaltlosigkeit der schönen Form behauptete, und mußte damit enden, die ästhetische Form lediglich als adäquate Versinnlichung der Idee hinzustellen. Die Betonung des Gefühls als alleiniger Quelle des ästhetischen Urtheils mußte dahin führen, den idealen Gehalt des letzteren als einen im Gefühl implicite und unbewußter Weise schon vorhandenen anzuerkennen und den verhältnißmäßigen ästhetischen Werth verschiedener ästhetischer Gefühle nach der Bedeutung dieses ihres idealen Gehaltes abzuschätzen.

So drängt Alles auf den Idealismus als auf das Princip hin, in welchem allein die Erklärung des Schönen gipfeln kann. Was die innere oder immanente objective Zweckmäßigkeit positiv sei, welche an Stelle der subjectiven zu setzen ist, jene Zweckmäßigkeit ohne bewußte Absichtlichkeit und ohne Dienstbarkeit zu äußeren fremden Zielen, wie sie in der Natur uns überall entgegentritt und in der Kunst uns naturgleich entgegentreten soll (175), das lernen wir erst aus der Idee, die gleichsam das Bild ist, das der Technik der Natur zum Grunde gelegen hat (83—84). Wenn ein durch die Schule gebildetes „Talent" mit seinem „Geschmack" hinreicht, um die schöne Form zu Stande zu bringen, so ist es doch lediglich das „Genie", das, ohne selbst zu wissen wie (177), mit seinem „Geist" den Inhalt (oder geistigen Stoff), d. h. den Reichthum an ästhetischen Ideen herzubringt (180) und zu diesem den naturgemäßen Ausdruck wie unabsichtlich trifft (184, 177). Wie alle Schönheit, sie mag Natur- oder Kunstschönheit sein, darin besteht, der Ausdruck ästhetischer Ideen (192—193) oder die Form ihrer sinnlichen Darstellung zu sein (183), so besteht auch das Genie, d. h. das Vermögen zur Hervorbringung des Schönen, in dem Vermögen, ästhetische Ideen zu fassen (220) und darzustellen (184, 188). Diese Fähigkeit kann keine Wissenschaft lehren und kein Fleiß erlernen (188), und das Genie selbst hat es nicht in seiner Gewalt, dergleichen nach Belieben oder planmäßig auszudenken, oder gar in Regeln zu fassen (177); es ist ein unbewußtes Naturgeschenk, daß ihm vergönnt ist, „das Unnennbare in dem Gemüthszustand bei einer gewissen Vorstellung auszudrücken und allgemein mittheilbar zu machen" (189), gleichviel ob diese Mittheilung mit den Mitteln der bildenden Kunst, der Tonkunst oder der geistvollsten und ideenreichsten von allen Künsten, der Dichtkunst (185—186) erfolgt.

In der Production der Ideen ist die Einbildungskraft zwar an die Auffassung bestimmter Gegenstände und Formen gebunden, die ihr von der Erfahrung gegeben werden, aber sie bewegt sich doch auf dieser empirischen Basis frei nach der ihr immanenten unbewußt-vernünftigen Gesetzmäßigkeit und ist deshalb nicht reproductiv, sondern productiv (93) oder schöpferisch (186) wie die Natur und im Einklang mit dieser, wenn sie die der Naturproduction unbewußt zu Grunde liegenden Urbilder (83) unbewußt a priori mit Zuhilfenahme der empirischen Daten noch einmal producirt. Dieser Begriff einer ästhetischen Idee ist bei Kant wesentlich unterschieden einerseits von dem transcendentalen Vernunftbegriff oder der Vernunftidee (82) und andererseits von der empirischen Normalidee (86 Z. 5—6). In der übrigen Kant'schen Philosophie bedeutet Idee immer die Vernunftidee, und dieser gegenüber kann die ästhetische Idee auch „Ideal" heißen, insofern in letzterer die Vernunftidee bereits concrete Individualität angenommen hat (82); die Normalidee hingegen ist von dieser concret-individuellen ästhetischen Idee noch unterschieden wie ein nachgebildetes Musterbild vom Urbild (195). Die Vernunftiddee als solche hat noch keine ästhetische Bedeutung, insofern sie eigentlich ein abstracter Vernunft*begriff* (215—216), also nicht concret und individuell ist; die Normalidee in ihrem Unterschiede von der ästhetischen Idee oder dem Ideal hat keine ästhetische Bedeutung mehr, da sie rein gattungsmäßige, abstracte Schablone ohne alle specifische Charakteristik ist und nicht mehr auf Schönheit, sondern blos auf schulgerechte Richtigkeit Anspruch erheben kann (85—86). Die Vernunftidee oder intellectuelle Idee (186 Z. 10—11) ist ein Ergebniß der theoretischen Speculation des Verstandes, die Normalidee ein statistisches Ergebniß der Zusammenstellung aller gemachten Erfahrungen, aus denen der Durchschnitt gezogen wird (84—85); nur die ästhetische Idee ist zugleich ein Product des schöpferischen Geistes wie die erstere und concrete individuelle Anschauung wie die letztere. Leider hält Kant diese drei verschiedenen Seiten der Idee nicht überall gehörig auseinander und confundirt öfters namentlich die productive ästhetische Idee mit der empirischen Normalidee (83—84), obwohl die letztere als statistisch ermittelte Durchschnittsform eigentlich nicht den geringsten Anspruch darauf hat, an dem Ehrentitel der Idee theilzunehmen.

„Buchstäblich genommen und logisch betrachtet können [Vernunft-] Ideen nicht dargestellt werden" (127), weil eine Vernunftidee „ein Begriff ist, dem keine Anschauung (Vorstellung der Einbildungskraft) adäquat sein kann" (185). Umgekehrt ist aber auch eine ästhetische Idee buchstäblich genommen keine Idee, weil sie eine concrete individuelle Anschauung der Einbildungskraft ist, welche niemals dieselbe Allgemeingiltigkeit wie ein Begriff haben kann (218); „wie an einer Vernunftidee die Einbildungskraft mit ihren Anschauungen den gegebenen Begriff nicht erreicht, so erreicht bei einer ästhetischen Idee der Verstand durch seine Begriffe nie die ganze innere Anschauung der Einbildungskraft, welche sie mit einer gegebenen Vorstellung

verbindet" (220). Hieraus sollte man schließen, daß der transcendentale Vernunftbegriff und das ästhetische Ideal doch beides nur unzulängliche Annäherungen an die Idee von entgegengesetzten Seiten her darstellen, daß aber die Idee selbst, welche von der ersteren für den Verstand, von der letzteren für die Einbildungskraft repräsentirt wird, sich dem Bewußtsein als solchem entzieht, also an und für sich unbewußt ist, und nur in der einen oder anderen Gestalt in mehr oder minder adäquater Weise in das Bewußtsein hineinscheint; danach wäre dann die [unbewußte] Idee das vom Bewußtsein nur geahnte Urbild, und die ästhetische Idee oder das concrete Ideal das Nachbild und zugleich Musterbild für das Reich des Bewußtseins (nicht wie Kant will, die empirische Normalidee). Zu dieser Folgerung schreitet aber Kant nicht fort, vielmehr zerbröckelt ihm die ästhetische Idee bei der näheren Ausführung in ein Conglomerat von (streng genommen allegorischen) Attributen (186—187), was wohl keiner Kritik weiter bedarf. Scheidet man diese Verirrung und die ungehörige und zwecklose Hereinziehung der statistischen Mittelwerthe von Verhältnissen und Formen in das Reich der Idee wieder aus, so kann man sagen, daß Kant sich mit seinem ästhetischen Idealismus auf völlig richtigem Wege befand, und nur nicht die letzte Folgerung aus seinen eigenen Formulirungen gezogen hat; in vieler Hinsicht sind seine Bestimmungen über Wesen und Erscheinung der Idee brauchbarer und der Wahrheit näher als die seiner idealistischen Nachfolger, vor denen sie sich jedenfalls durch kritische Vorsicht und Besonnenheit auszeichnen.

Ueberblicken wir noch einmal die Leistungen Kants auf dem Gebiete der Aesthetik, so müssen dieselben unsre volle Bewunderung erzwingen. Sie geben einen neuen Beweis dafür, wie wenig empirisches Material für einen großen Denker erforderlich ist, um seine Inductionen darauf zu bauen; denn Kant hatte wenig genug von Kunst gesehen und gehört und ist doch der Begründer der wissenschaftlichen Aesthetik geworden. Alle principiell wichtigen Richtungen, welche in der modernen Aesthetik vertreten sind, finden wir bei Kant vorgebildet, wenn auch nur embryonisch vorgebildet. Der ästhetische Formalismus Herbarts und seiner Schule, die Gefühlsästhetik J. H. von Kirchmanns, der ästhetische Idealismus Schellings, Schopenhauers, Hegels und der Hegelschen Schule fußen sämmtlich auf Kant und berufen sich sämmtlich mit Recht auf ihn. Kants universeller Geist wußte eben allen in der Sache liegenden Anforderungen auf irgend welche Weise gerecht zu werden; er war zu groß, zu unbefangen und zu weitblickend, um sich mit einer einseitigen Auffassung des Gegenstandes zu begnügen. Es wäre unbillig, wenn man dem Begründer der Aesthetik daraus einen Vorwurf machen wollte, daß er diese Universalität der Gesichtspunkte nur auf Kosten unausgeglichener Widersprüche in seiner Lehre behaupten konnte; Sache der Nachfolger war es, zunächst die verschiedenen Seiten der Kantschen Lehre einzeln und einseitig durchzuarbeiten und endlich

die auf ihre Tragweite geprüften Gesichtspunkte organisch mit einander zu vereinigen. Selbst da, wo Kant sich principiell blos verwerfend verhält, wie gegenüber dem ästhetischen Sensualismus und Rationalismus, fanden wir ihn ehrlich und offen genug, in der näheren Ausführung den bekämpften Standpunkten weitgehende Zugeständnisse zu machen, unbekümmert um die Blößen, die er mit solchem sachlich selbstlosen Verhalten einer nur formellen Kritik darbot.

Nur eine Seite der Kantschen Aesthetik hat bis jetzt gar keinen Anhänger und Nachfolger gefunden und das ist gerade diejenige, auf welche er den höchsten, ja fast alleinigen principiellen Werth legte, sein subjectivistisches Princip, nach welchem die Schönheit als eine subjective formale Zweckmäßigkeit ohne objectiven materialen Zweck definirt wird. Als Ausfluß eines falschen erkenntnißtheoretischen Standpunkts hätte diese Lehre doch Aussicht auf Erneuerung gehabt in einer Zeit, in welcher diese falsche Erkenntnißtheorie wie eine Modekrankheit grassirt, wenn diese Lehre nicht zugleich ein Mißverständniß der unbewußten Teleologie einschlösse, das heute unmöglich noch aufrecht erhalten werden kann; heut verwirft man entweder die Teleologie ganz und gar in jedem Sinne, oder man versteht sie als unbewußte, also ohnehin absichtslose Teleologie, die mithin nicht erst versubjectivirt zu werden braucht, um des Charakters bewußter Absichtlichkeit entkleidet zu werden. Es ist wie eine Ironie des Schicksals, daß Dasjenige, worin Kant seine eigentliche principielle Leistung auf dem ästhetischen Gebiete erblickte, und dem er grundlegende Bedeutung für alle Zeiten beimaß, spurlos verhallt ist, während er durch die Gesammtheit seiner Inconsequenzen gegen sein verfehltes Grundprincip zum Begründer der gesammten modernen Aesthetik geworden ist.

Mein Elternhaus.

Ein Bild ſeiner Wandelungen durch 60 Jahre.

Von

Guſtav zu Putlitz.

— Karlsruhe. —

Das Haus, von dem ich berichten will, iſt das Herrenhaus des kleinen märkiſchen Dörfchens Retzin, das ſo recht inmitten der Priegnitz liegt, wo ſeit einer Reihe von Jahrhunderten meine Familie ſeßhaft iſt, und wo es die Linie derſelben, zu der ich gehöre, mit ausgebreitetem Grundbeſitz noch zur Stunde blieb. Von den zwei anderen Linien iſt die eine ausgeſtorben. Sie griff mit ihrem Beſitz über die Elbe hinaus in die Altmark hinein. Die andere iſt nicht mehr in der Gegend begütert. Retzin hat eine Anzahl von Bauern- und Halbbauern-Gehöften, die im Kreiſe um den Dorfplatz gebaut ſind, wodurch es ſeinen wendiſchen Urſprung bekundet. Hinter den Höfen liegen die Obſt- und Kohlgärten, an die ſich meiſt ein Wieſenſtück anſchließt, auf dem einzelne hohe Bäume wie der Zufall ſie aufſchießen ließ, zum größten Theil alte Eichen, ihre Aeſte breiten. So liegen die Höfe, überragt von Baumkronen im Grünen. Eine Kirche fehlt. Der Ort iſt in einem Nachbardorfe eingepfarrt. Der Gutshof ſchließt ſich dem Dorfplatze an, iſt aber ganz in den Jahren 1816 bis 1830 von meinem Vater neu aufgebaut und zwar an einem Platze, der ehemals Pferdekoppel war. Er wird von dem Herrenhauſe begrenzt, hinter dem ſich Garten und Park ausbreiten, gleichfalls von meinen Eltern geſchaffen mit Benutzung alter mächtiger Eichen und Linden. Das iſt mein Geburtsort und ſeit faſt 40 Jahren mein Heim.

Ein märkiſches Dorf! Die meiſten meiner Leſer werden dabei an karge Sandſtrecken, an flache kümmerliche Felder, an ſpärlich beſtandene Kieferwälder denken; die von der Natur ihrer Länder freilich begünſtigteren Süddeutſchen

halten noch immer, wenn man von der Mark spricht, an dem Begriff „des deutschen Reiches Streusandbüchse“ fest. Allerdings ist unsere Gegend nicht reich an landschaftlichen Schönheiten, und was sie bietet, muß mit Fleiß und harter Arbeit ihr abgerungen werden, aber unschön ist es nicht bei uns daheim, denn Wiesenpläne und Baumgruppen unterbrechen überall, so weit das Auge reicht, die Felder, als befänden wir uns in einem stark gelichteten Walde, in dem zwischen den ernsten Kiefern mit den dunklen Wipfeln und den schwanken rothen Stämmen, die Birke, mit den leichtflatternden hängenden Zweigen um die weißen Aeste, und die Kraft der Eichen mit der viel gefurchten grauen Rinde, zwischendurch auch Linden und Buchen mit den vollen Kronen um die glatten Stämme, aufwuchsen. Die Felder aber hat Fleiß und Mühe der Bebauer und die vorgeschrittene Cultur zu fruchtbaren Strecken gestaltet, so daß wir uns an unserer märkischen Natur freuen könnten, auch wenn sie nicht unsere Heimat wäre, die uns deshalb in das Herz gewachsen ist. Mir natürlich ist mein Heimatsort mehr. Jeder Baum im Park weckt mir Erinnerungen, jeder Platz im Garten ruft mir vergangene Zeiten zurück; Alles zeigt mir das Schaffen meiner Eltern und mein ganzes Leben im Wechsel bewegter und ruhiger Tage im Vorwärtsschreiten und Rasten durch eine lange Reihe von Jahren, im Hoffen und Zagen; die beglückten sonnigen, wie die schweren und trüben Stunden ziehen an mir vorüber, im Andenken und Nachempfinden. Ich sehe zurück auf einen weiten Weg des Lebens, der nicht immer auf der gewohnten, ausgetretenen Straße hinführte, der seinen Pfad ablenkte und selbst suchte, der vorwärts stürmte im Streben und auf dem ich manche Stunde verträumte im Rasten und verzagten Umkehren.

Aber ich wollte von meinem Elternhause erzählen und da darf ich nicht vorgreifen, um den Faden nicht zu verlieren, sondern ich muß die frühesten Erinnerungen in's Gedächtniß wachrufen, ja mit dem anfangen, was mir meine Eltern berichteten. Ich habe es schon oben ausgesprochen, daß mein Vater den Gutshof mit den Wirthschaftsgebäuden, wie sie mir vor Augen liegen jetzt im Augenblick des Schreibens, die ich mit einem Blick übersehe aus dem Fenster meines Arbeitszimmers, alle baute, denn er war der erste Besitzer, der in Retzin lebte, und sich hier sein Heim, die Stätte seiner Arbeit schuf. Bis dahin war dies kleinere Gut Zubehör zum Besitz meines Großvaters, der das größere, Groß-Pankow, bewohnte. Retzin war für geringen Zins verpachtet und nährte nur mühsam den Pächter.

So ist es natürlich, daß ich kurz von dem Leben meines Vaters berichte, ehe ich von dem Hause erzähle und was ihn bewogen, in demselben seine Heimat zu gründen.

Mein Großvater war 42 Jahr alt geworden, ehe er sich verheirathete mit der Tochter aus einem adeligen Hause der Umgegend. Die Ehe war nach den conventionellen Gewohnheiten der Zeit und wohl nicht aus Neigung geschlossen. Nachdem Erkundigungen eingezogen waren, ob der Stammbaum

keine Fehler nachweise — denn das war nothwendig, sollten die Söhne des Hauses nicht die einträgliche Berechtigung auf die Domstifter, die Töchter die Anwartschaft auf die Fräuleinstifte verlieren — erging die Anfrage durch gemeinsame Freunde zuerst an die Eltern der Braut, die selbst kaum gefragt wurde, jedenfalls nicht gewagt hätte, dem Befehl ihrer Familie entgegen zu antworten. Dann wurde eine flüchtige Bekanntschaft vermittelt, die kaum den Charakter des Zufälligen trug. Gewöhnlich wurden dazu die Jahrmärkte in irgend einem Städtchen der Provinz benutzt, wo die adeligen Familien der fernen Umgegend zusammenzukommen pflegten. Der Bewerber brachte gleich die üblichen Brautgeschenke mit. Die Ueberreichung derselben war der Antrag, der eine weitere Neigungserklärung unnöthig machte, die Annahme war die Form der Verlobung.

Mein Großvater kam mit seiner nachmaligen Gattin auf den Markt in Putlitz zusammen, der Muff und Pelzkragen aus Zobel wurde überreicht und acceptirt. Dann sahen sich die Verlobten nicht wieder bis zur Hochzeit, die im Kreise der Verwandtschaft und Nachbarschaft begangen wurde.

Die Ehe wurde aber eine glückliche Dank der Vortrefflichkeit meiner Großmutter, die durch Pflichttreue, Selbstlosigkeit und Verstand sich der schroffen Eigenartigkeit des an Geist und Bildung überlegenen gelehrten Gatten unterordnete, mit praktischem Sinn das Haus führte und zu der strengen Kindererziehung des Vaters die liebende Milde fügte. Sie erwarb sich dadurch nicht allein die treue Anerkennung des Mannes, sondern die Anbetung ihrer Kinder und aller Derer, die in den Kreis ihres Waltens traten.

Mein Vater sah in ihr das vollkommenste Wesen, das ihm im Leben begegnet war, und sprach bis in sein hohes Alter nie anders von ihr als mit Thränen der Rührung und Dankbarkeit im Auge, und ich habe von Allen, die sie gekannt hatten, ob hoch oder gering, sein Urtheil bestätigen hören.

Damals bestand noch die Dienstverpflichtung der Bauern dem Gutsherrn gegenüber. Die Männer leisteten dieselbe auf dem Felde oder durch Fuhren, die erwachsenen Töchter der Bauern, indem sie ein Jahr lang als Mägde im Hause der Gutsherrschaft dienten. Das wurde zu einer Art Erziehungszeit unter den Augen und der mütterlichen Anleitung der Gutsherrin, und manche Greisin des Ortes hat mir von diesem Jahre, das sich oft auf längere Zeit ausdehnte, als der glücklichsten Zeit ihres Lebens erzählt und gepriesen, was sie der alten gnädigen Frau verdanke. In der scheinbaren Härte dieser Dienstbarkeit lag der Grund zu einem patriarchalischen Verhältniß, das freilich mit derselben zusammenbrechen mußte, deren Folgen aber noch lange nachdauerten.

Von den vier Kindern meiner Großeltern war mein Vater das jüngste. Zwei Töchter, die eine als Kind, die andere fast erwachsen, starben und nur die beiden Söhne überlebten die Eltern. Die beiden Brüder, kaum ein Jahr im Alter auseinander, waren doch in Anlagen und Lebens-Auf-

fassungen sehr verschieden. Karl, der ältere, war liebenswürdig, aller Welt vertrauend, sich selbst am meisten. Mit glücklichstem Gedächtniß, leichter Fassungsgabe, feinem Sinn für Poesie und Kunst verband er das Talent anregenden Gespräches. Er liebte Geselligkeit, auch die der Damen, war schnell der Mittelpunkt der Gesellschaft und wußte, daß er gefiel. Eduard, mein Vater muß in seiner Kindheit im Vergleich mit seinem Bruder unbeholfen, ohne Vertrauen zu eigenen Fähigkeiten gewesen sein. Wenigstens schilderte er sich selbst so, und sein Vater muß ihn das haben fühlen lassen. Das ging ihm durch das ganze Leben nach und machte ihn in seiner Jugend ungesellig. Dafür war er praktisch und klar in seinem Urtheilen und Schaffen, aber ein Zurückweisen alles Dessen, was ohne Nutzen zum Schmuck allein diente, ließ ihn in der Uebertreibung oft bizarr erscheinen. Jeder äußere Schein war ihm zuwider und blieb es bis in sein hohes Alter. Darin aber waren die beiden Brüder gleich, daß sie, wie sie das an dem Beispiel ihres Vaters lernten, Wissen und Bildung vor Allem hochhielten und erstrebten. Mein Großvater aber bestimmte nach der Ansicht, die er über die Fähigkeiten seiner Kinder hatte, dem ältesten Sohn eine wissenschaftliche Ausbildung, während er meinen Vater für eine militairische Laufbahn vorbereiten ließ. Gegen diesen Beschluß wäre ein Einwand unmöglich erschienen, wie überhaupt mein Großvater unerschütterlich streng war und auch in den Dingen an den Gewohnheiten seiner Zeit und seines Standes fest hielt, die veraltet waren und seinen Söhnen viel schwere Stunden machten. So brachte er seinen ältesten Sohn auf das Alumnat des Klosters Unserer Lieben Frauen in Magdeburg, da aber dieser damals schon Domherr von Magdeburg war mit der Berechtigung das Domherrnkreuz zu tragen, befahl er das dem Knaben und duldete nicht, daß er ohne diese Decoration ausging. Der Arme mußte die ihm so lästige Auszeichnung noch obenein gegen die Neckereien seiner Mitschüler durchkämpfen.

Mit meinem Vater aber reiste der Großvater, als jener kaum 12 Jahre alt war, nach Berlin, ihn dem König Friedrich Wilhelm III. persönlich vorzustellen, um ihn bei der Leibgarde einschreiben zu lassen. Dem Knaben blieb diese Audienz durch's Leben in unauslöschlicher Erinnerung. Nachdem er einige Fragen, die der König an ihn richtete, fest und entschieden beantwortet hatte, forderte der General von Köckeritz, der der Vorstellung assistirte, ihn auf, durch die geöffnete Thür in das Nebenzimmer zu schreiten und bis an das Ende zu gehen, wo ein grüner Schirm stand. Hinter diesem trat die Königin Luise hervor, richtete an das verlegene Kind ein paar aufmunternde Worte und streichelte ihm die Backen. Von nun an hatte der Knabe das Recht, die Junkeruniform zu tragen, Cordon und Offizierfederbusch und den Säbel mit dem Offizier Porte-epée anzulegen. Aber er erinnerte sich auch sehr deutlich, daß er schon damals die Empfindung gehabt hätte, es sei nicht würdig, daß Kinder Kleidung und Ehrenzeichen wie eine Spielerei trügen, die Männer in voller Kraft als Schützer des Vaterlandes

bezeichneten, und nur mit Thränen des Aergers und der Scham, nur gezwungen hätte er als Knabe die Uniform angelegt.

Zwei Jahre später wurde mein Vater nach Berlin auf die „Académie militaire des Nobles“ gebracht, einer Schöpfung Friedrichs des Großen, die durch ausgezeichnete Lehrkräfte für die Militaircarrière vorbereitete. Diese Schuljahre waren die glücklichste Zeit im Leben meines Vaters. Nach dem strengen Zwang im Elternhause, der, wenn auch durch militairische Disciplin geregelte freie Verkehr mit Altersgenossen, der Freundschaften anbahnte, die für das Leben aushielten, und dazu für den wissenschaftlich strebsamen, heranwachsenden Jüngling der anregendste Unterricht. Vor Allem waren es die Vorträge des berühmten Historikers Ancillon, die ihn fesselten, neben der liebenswürdigen Persönlichkeit des Lehrers selbst. Eins hat er diesem aber nie vergessen. Ich habe schon erwähnt, daß im Vergleich mit den glänzenderen Fähigkeiten seines älteren Bruders die Anlagen meines Vaters unterschätzt wurden, und daß mein Großvater das offen aussprach. Das hatte das Selbstvertrauen des Knaben erschüttert und lange konnte er sich nicht von dem Druck befreien, den das auf seine ganze Entwickelung ausübte. Diesen hob ein Wort des bewunderten Lehrers, der, an einen kleinen Tadel anknüpfend, sagte: „mais vous êtes donc une des meilleurs têtes de la classe!“ Mein Vater sah ihn erstaunt an, und wie durch einen Zauberschlag war der Bann von ihm genommen. Nächst dem Erwecken der eigenen Ueberschätzung giebt es nichts Gefährlicheres in der Erziehung, als das Hemmen des Selbstgefühls.

Unterdessen hatte sich der politische Horizont mehr und mehr verdüstert und im Herbst 1806 zweifelte Niemand mehr an dem Ausbruch des Krieges. Auch unter den Schülern der académie militaire fing der Kampfesmuth ihres Berufes an lebendig zu werden und mit unbeschreiblichem Jubel empfingen sechs derselben, unter denen mein Vater, die Nachricht, daß sie durch Cabinetsordre der Armee eingereiht wären und sofort in dieselbe einzutreten hätten. Mitte September reiste mein Vater nach Naumburg und trat dort in das erste Bataillon Leibgarde ein, mit dem er zunächst über Erfurt und Weimar marschirte, die unglückliche Schlacht bei Auerstädt mitmachte. Darauf kam der Rückzug nach Prenzlau, die Capitulation und die Entlassung der Offiziere, die sich auf Ehrenwort verpflichten mußten, in diesem Kriege gegen Napoleon die Waffen nicht wieder zu führen. Mein Vater kehrte in das Elternhaus zurück. Hier, nach dem Jubel der kampfmuthigen Jugendzeit, begann ein düsteres, trauriges Leben in jeder Beziehung. Das Vertrauen auf die unbesiegbare Armee des großen Friedrich war gebrochen und damit die Hoffnungen auf die militärische Laufbahn vernichtet. Für geträumten Kampf und Sieg Niederlage, Schmach und Thatlosigkeit. Der Feind im Lande, dessen Ertrag die Contributionen weit über die Leistungsfähigkeit absorbirten und dazu durch zwei Jahre die Last feindlicher Einquartierung. Und das Ende dieser Zustände war unabsehbar und

immer unerträglicher wurde das müssige Leben. Mein Vater nahm einen unbestimmten Urlaub, bezog im Herbst 1808 die Universität Göttingen und ging von da im Jahre 1811 nach Berlin, wo ein buntes geselliges und wissenschaftlich anregendes Leben sich für ihn entwickelte. Die ganze Jugend beseelte derselbe Gedanke, dieselbe Hoffnung auf einen ehrenvollen Umschwung der drückenden Verhältnisse, denn Jeder fühlte die allgemeine Noth, und der Patriotismus, der die Begeisterung des Einzelnen kräftigte, erhob zündend die Aller. Alle Verschiedenheiten, Particularismus, überlebte Traditionen schwanden und eine und dieselbe Erwartung erfüllte alle Gemüther und stärkte sich zur Opferwilligkeit, die bereit war, Gut und Blut hinzugeben für die Erhebung des Vaterlandes. Da fiel die Nachricht des Unterganges der französischen Armee wie ein erleuchtender Blitzstrahl durch die gewitterschwarze Nacht der Heimatsgeschicke. Für meinen Vater war das der Ruf zum Wiedereintritt in die Armee, dem er ungesäumt Folge leistete. Mehrere Male leicht und bei Nollendorf durch eine Granate schwer durch das Bein verwundet, wurde er über Teplitz nach Prag transportirt, wo er 3 Monat an das Krankenbett gefesselt war, bis er, kaum geheilt, mühsam nach Berlin transportirt werden konnte. Da erst erfuhr er, daß schon vor Monaten seine über Alles geliebte Mutter nach kurzer Krankheit gestorben sei. Welche Heimkehr in das Elternhaus, das ihn vereinsamt und öde empfing, der Vater alt geworden und noch schroffer und in sich gekehrter als vorher; die Holzgebäude durch eine Feuersbrunst niedergelegt; für den neuen Hof, an ganz anderer Stelle als der alte, kaum die Fundamente gelegt; dazu er selbst noch an Krücken, erschöpft von langer und oft recht unzureichender ärztlicher Behandlung. Das waren schwere freudlose Tage und es erschien fast wie eine Erlösung, daß er, zum Fußdienst untauglich geworden, zum Generalstab versetzt wurde und der Armee nach Frankreich folgte. In Nancy angekommen, wurde er Adjutant und blieb dort längere Zeit. Er wohnte im Hause eines alten 80jährigen Mannes, der nie verheirathet gewesen war, des Baron de St. Vincent, und dem seine 84jährige Schwester das Haus führte. Eine junge Großnichte hatten die beiden Alten als Adoptiv-Kind zu sich genommen. Nach vollbrachtem Dienst dinirte mein Vater mit den Dreien und blieb dann mit ihnen am coin du feu sitzen und das durch mehrere Monate. Die französische Sprache hatte er schon im Elternhause gelernt und auf der Schule vervollkommnet, da dort die meisten Gegenstände französisch gelehrt wurden. So bildete sich ein fast freundschaftlicher Verkehr, der von dem alten Lebemann in freiestem Gespräch aufrecht erhalten wurde. Man vergaß, daß man in Feindesland war, und in der That hatte man nur gemeinsame Feinde, die Revolution und den Usurpator, den gemeinsamen Wunsch nach Frieden. In vielen Dingen wichen freilich die Ansichten der beiden Jungen von denen der beiden Alten bedeutend ab. Zum Beispiel wollte der alte Baron nichts von der Liebe wissen: l'amour, qu'est ce que ça veut dire? Ce sont des bêtises. J'ai

été souvent amoureux de quarante à la fois — en sortant de l'opera!“ Dann, wenn er sich weitläufiger über das Thema expliciren wollte, schnitt ihm die Großnichte die Rede ab mit den Worten: „Oui, mon oncle, nous connaissons vos idées la dessus.“ Vielleicht theilte sie diese nicht. Uebrigens schilderte sie mein Vater, wenn nicht schön, so doch anmuthig voll Frohsinn und Leben. Die Erinnerung an das junge Mädchen war unzertrennlich von der an seinen Aufenthalt in Nancy, und der Ort ist ihm stets lieb geblieben und das trug viel dazu bei, seine Vorliebe für Frankreich und die Franzosen zu mehren. Noch in den Sechsziger Jahren suchte er diese seine Lieblingsstadt wieder auf und erkundigte sich auch nach Mademoiselle de St. Vincent. Sie lebte noch, eine Greisin in Nancy, war aber krank und konnte keinen Besuch empfangen. Im Jahre 70 kam ich selbst mit Lazarethzügen mehrere Mal nach Nancy und lernte die Vorliebe meines Vaters für diese eigenthümlich angenehme Stadt kennen. Ich fragte auch nach der alten Dame. Sie hatte sich nicht verheirathet und lebte noch, wenn auch in strengster Zurückgezogenheit. Wie anders war die Welt geworden, seit damals der junge, feindliche Offizier und die lebensfrohe eben erblühte Französin die Flammen im Camin des grand oncle schürten?

Dann war mein Vater noch einige Mal in Paris, kam aber nach vollendetem Kriege um seinen Abschied ein, da der gealterte und einsame Vater ihn in seiner Nähe zu haben wünschte. Er übernahm einstweilen das kleine Gut Retzin und richtete sich auf demselben so gut es eben ging ein. Das war damals freilich leichter als jetzt, denn der Krieg und seine Nachwehen hatten Jedermann auf höchste Anspruchlosigkeit und Einfachheit hingewiesen. Jeder suchte es dem Andern nach dieser Richtung zuvorzuthun, aber die gemeinsame Noth hatte auch die Schranken, die noch vor wenig Jahren die Kreise der Gesellschaft trennten, niedergerissen und Alle unterstützten sich in der Friedensarbeit für das Vaterland, nachdem sie in dem Werke des Kampfes und der Gefahr gelernt hatten, zusammenzuhalten und zusammenzuwirken. Es kam eine Zeit, in der alle Kräfte sich entwickelten und in der der zertrümmerte Wohlstand anfing sich wieder zu erholen. Mein Vater gab sich mit klarem, praktischen Geist und unermüdlichem Eifer der Aufgabe hin, sein durch lange Verpachtung entkräftetes Gut zu heben, und brachte dieser Aufgabe jedes Opfer, zunächst auch das der eigenen Behaglichkeit. Er richtete sich in einem Häuschen ein, das für den letzten Pächter leicht aus Fachwerk aufgebaut war und das kaum den bescheidensten Ansprüchen genügen konnte. Es hatte drei Fenster zu jeder Seite der Hausthür, war nicht einmal unterkellert, und hatte dann zwei Giebelzimmerchen unter dem Ziegeldach. In diesem Häuschen wohnte mein Vater erst einige Zeit allein, dann verheirathete er sich, ohne das Haus in den ersten Jahren zu erweitern; in demselben wurden meine Schwester und ich geboren und wir verbrachten in ihm die ersten Lebensjahre. Da Dienstboten-Wohnungen und Küche mit in dem Häuschen untergebracht werden

mußten, hatten meine Eltern für sich nur ein zweifenstriges und zwei einfenstrige Zimmer zur Verfügung und meine Mutter fand sich in diese Beschränkung und wußte mit Umsicht und Geschick der Kargheit des Raumes immer noch einen kleinen Schmuck oder Behaglichkeit zu geben. Das hat sie durch das ganze Leben fortgeführt und zu Allem, wozu sich Haus und Garten später entwickelt und herausgearbeitet haben, hat sie allmälig, mit kleinen Mitteln, das Fundament gelegt. Und wie klein war dieser Anfang. Das Häuschen sehe ich noch vor mir. Ich habe es schon und zwar aus der eigenen Erinnerung beschrieben und will nur noch hinzufügen, daß sich hinter demselben ein kleines Gemüsegärtchen hinzog, nicht breiter als das Haus und dann spitz auslaufend, etwa 150 Schritt lang. Begrenzt wurde es durch einen schrägen, halb versumpften Graben, der es von einer Viehkoppel trennte. Der Mittelsteig ging zwischen zwei langen schmalen Beeten hin, auf denen von Buchsbaum eingefaßt, die einfachsten Gartenblumen blühten, ein karger, anspruchsloser Schmuck. Hinter diesen im rechten Winkel auf dieselben angelegt, kamen Gemüsebeete, alle sauber gehalten, Dank dem Fleiß und der Sorgfalt eines zu Allem geschickten Dieners, den mein Vater während der Campagne als Burschen gehabt hatte, der ihn während seiner Verwundung pflegte, den er mitbrachte und der auch im Dienste meiner Eltern bis zu seinem Tode blieb. Daß der alte Wunderlich (so hieß er wirklich) mein besonderer Freund war, nur nebenbei.

Das Gärtchen, das meine Mutter später durch Anpflanzungen blühender Gebüsche abgrenzte, war der Schauplatz meiner ersten Kinderspiele und die Kinderphantasie schuf sich aus ihm eine kleine Welt. Jeder Platz, jeder Stein hatte seinen besonderen Namen, jeder Strauch barg ein eigenes Geheimniß. Je mehr die Einbildungskraft zu ergänzen, die kindliche Erfindung umzuwandeln hatte, desto kühner konnten sie walten. Je enger, je einfacher die Wirklichkeit, desto weiter das Feld der Gedanken. Vom ersten Bewußtsein an zeigt sich im Kinde der Trieb zum Schaffen und Umwandeln und führte das auch nur zum Vernichten und Zerstören; ebenso zum Besitzen und sein Eigen Meinen, und beträfe es auch oft nichts als einen eingebildeten Gegenstand. Zum Spielen bedarf das Vergnügen des Kindes so wenig, und am liebsten ahmt es halb zum Schein, das Schaffen und die Arbeiten der Großen nach. So wurde auch eine verlorene Ecke im Gärtchen zum eigenen Garten geschaffen, mit Graben, Pflanzen und Gießen, und wie stolz waren wir, wenn eine selbst gezogene Blume zum Blühen gelangte.

Als mein Großvater starb, ich war damals 5½ Jahr alt, und mein Vater mit seinem Bruder den Grundbesitz theilte, wurde nach langem Ueberlegen beschlossen, daß wir in Retzin unseren Wohnsitz behalten sollten. Meinem Vater war der Ort lieb geworden, auf den er nun schon seit mehreren Jahren seinen Fleiß gewandt hatte. Eigene Arbeit ist ein Stück von uns selbst, in ihren Erfolgen finden wir uns wieder und trennen uns schwer davon. Es war eine alte Bauernsitte, daß ein junges Ehepaar,

wenn es einzog auf den Hof, gemeinsam einen Baum pflanzen mußte auf das Gehöft und daß die Frau, wenn sie als solche über die Schwelle des Hauses trat, zuerst Feuer anmachte auf dem Herd, als Zeichen, daß sie Wurzel schlagen wollten und schaffen im Mittelpunkt des eigenen Besitzes. Auch meine Mutter hatte gepflanzt im eigenen Garten und freute sich an dem Wurzelschlagen und Aufsprießen. Ein einziger Baum steht noch von dieser ersten Pflanzung, eine alte Akazie, die sich in vier Stämme theilt und oft schon drohte ihr Ziel erreicht zu haben. Noch habe ich sie immer geschützt und zu erhalten gesucht, während alle anderen Bäume der Wandelung der Gartenanlagen zum Opfer fallen mußten. Und diese, eigentlich nicht schöne Akazie bezeichnet mir noch immer den Ort meiner ersten Kinderspiele und um sie baut sich in der Erinnerung das ganze Gärtchen meiner Eltern wieder auf. Außer mir weiß wohl Niemand mehr von ihm.

Aber das Bleiben in Retzin bedingte den Neubau eines Wohnhauses, oder doch die Erweiterung des alten Häuschens. Mein Vater entschloß sich für Letzteres, denn er hoffte das billiger herstellen zu können als ein ganz neues Gebäude, und war überdies immer der Meinung, ein Haus auf dem Lande müsse von innen heraus, nach dem Bedürfniß gebaut werden, weil es dann weder zu groß noch zu klein würde. Auf die äußere Architektur wurde gar nicht Rücksicht genommen, das verlangte auch die damalige Zeit nicht, die sich dem Einfachsten und Unscheinbarsten zuneigte, und die so weit darin ging, daß sie das Zweckmäßige noch über das Bequeme stellte. Das wäre nun Alles ganz zeitgemäß gewesen, wäre überhaupt von dem alten Hause viel Verwendliches übrig geblieben, aber die Rücksicht, von ihm so viel als möglich zu bewahren, hemmte nur das Neue und bedingte manche Unzulänglichkeit und einige sehr unbequeme Jahre für meine Eltern, die in einem Hause wohnen mußten, das zu zwei Drittel neugebaut wurde, das lange nach einer Seite für Wind und Wetter offen war und in welchem sie dann von einem Raum in den anderen zogen. Wie sie das möglich machten und ertrugen, ist mir nicht erinnerlich mehr, denn für uns Kinder war der Bau eine immer neue Quelle des Staunens und Vergnügens. Nicht allein, daß wir mit Bauführern und Handwerkern Freundschaft schlossen, um entweder ein altes Spielzeug auszubessern und wieder herrichten zu lassen, oder neue zu lernen, auch der Wechsel, das Tauschen des einen Raumes mit dem anderen machte uns Freude und mir besonders erweckte jede Arbeit der Bauleute neues Interesse. Die Geschicklichkeit, die durch Erfahrung gewonnenen Handgriffe, die Erfindungsgabe der Handwerker habe ich immer gern beobachtet und mich an dem Entstehenden gefreut. Endlich war das Haus fertig, nun innen groß und geräumig, wenn auch äußerlich unschön und ohne allen Schmuck. Es streckte sich lang hin, steckte in der Erde und trug ein verhältnißmäßig zu hohes Dach. Daß es aber im Laufe der Jahre mancherlei bequeme Verbesserungen erfuhr, mehr und mehr in den Park hineingezogen wurde, namentlich durch einen Vorgarten, zu

dem ich den Raum dem Wirthschaftshofe abgewann und daß es auf der Gartenseite, weit auf's Dach hinauf, mit wildem Wein berankt war, verdeckte den Bau aus Backsteinen und gab dem Ganzen ein freundliches Ansehen. Dazu kam eine sehr bequeme Disposition der freilich niedrigen Zimmer, denn die Höhe hatte das alte Haus, das anstatt des früheren Fachwerks, massive Wände erhalten, bedingt. In diesem Hause verlebte ich die letzten Jahre der Kindheit, die beglückenden Wochen der Schulferien, das Hinausziehen auf die Universität, und hier entstanden meine ersten literarischen Arbeiten.

Zwei Eigenschaften bewährte das Haus — es war wohnlich und gastfrei in ausgedehnter Weise, für die Verwandten und Freunde der Eltern und für die Jugendgenossen der Kinder. Es hat glückliche Tage gesehen, fröhliche und poesievolle und manche freundliche Erinnerung folgte den geschiedenen Gästen, manche dankbare nahmen sie mit.

Mit der Ausdehnung des Hauses erweiterte sich auch der Garten und gestaltete sich, durch glückliche und geschickte Benutzung alter und herangewachsener Bäume, durch Hineinziehen eines neu gepflanzten Gehölzes und zweier Teiche zu einem kleinen Park aus, der größer scheint als er ist, weil er überall hin in freies Feld geht. Ein Dörfchen mit seinen rothen Dächern, von Baumwipfeln überragt, das sich von einem mit dunklen Fichten bewachsenen Höhenzuge abhebt, schließt die Aussicht, wenn der Blick über die kornwogenden Felder und grünen, von Baumgruppen unterbrochenen Wiesenflächen hinstreift. Es ist ein Fleckchen märkischer Erde, das den Fremden nie durch besondere Naturschönheiten überraschen, das ihn aber schnell anheimeln, das er bald lieb gewinnen wird. Wie muß es nun erst dem an's Herz gewachsen sein, dem auf ihm das erste Bewußtsein des Lebens aufging, der hier aufwuchs, dachte und träumte und dem jeder Baum, jeder Durchblick, jede Wendung des Weges eine Fülle von Erinnerungen weckt? Kindheitsfreude, Jubel und Uebermuth der Jugend, höchstes Glück und bitterster Schmerz des Lebens klingen wieder an in der Empfindung. No like home. Aber nicht allein die Bäume im Garten, auch das Haus selbst mußte mehr und mehr den gesteigerten Ansprüchen des Lebens und des Comforts, den Anforderungen der Gastlichkeit Rechnung tragen. Meine Mutter hatte Freude an dem Ausschmücken ihres kleinen Reiches, mit dem sie allmälig und fast unmerklich vorschritt, sowohl im Hause, als im Garten, und später hatte ich nur fortzuführen, was sie in dieser Beziehung begonnen hatte, und auf Grund ihrer Anlagen weiterzugehen. Eins entwickelte sich aus dem Andern und wie aus der schwanken Gerte, die langsam mit ihren Wurzeln weiteren Boden gewann, der Stamm sich hob und die Laubkrone sich wölbte um kräftige Aeste, so wuchs und breitete sich das kleine Gärtchen meiner glücklichen Kindertage zu grünen Wiesenflächen mit schattigen Baumgruppen aus innen heraus, wie mein Vater es gewollt hatte, und obgleich er das Werdende kaum beachtet hatte, freute er sich doch an dem Gewordenen und wenn er als fast 70jähriger Greis mit mir den

Garten durchschritt, rollte sich das Bild seines ganzen Lebens vor ihm auf, an jedem Baum, an jeder Fernsicht schloß sich ihm ein Blatt aus dem Buche der Erinnerung auf. Ich wußte vorher, was er hier in's Gedächtniß zurückrufen, dort wie zum wie vielsten Male mir erzählen würde; und jetzt, wie oft schreite ich denselben Weg und meine, ich hätte ihn noch zur Seite und höre noch den Laut seiner Stimme und wisse genau vorher, was er mir über dies oder jenes sagen müsse, auch über das, was über seine Tage auf Erden hinausreicht. Wenn das Fortleben nach dem irdischen Tode uns auch ein unergründliches Räthsel bleiben soll, das Fortleben in der Liebe der Zurückbleibenden ist mehr als Erinnerung, ist lebendig, und das Beste, was wir wirklich besaßen, kann uns nie ganz genommen werden.

Aber ich muß wieder zurückgreifen, um die Fäden meiner Erinnerungen nicht allzu unchronologisch durcheinander schießen zu lassen. Der Frühling des Jahres 1848 war gekommen und seine politischen Stürme brausten durch Europa. Ich selbst erlebte dieselben in Italien, fast ohne Nachricht von dem, was in der Heimat geschah. Lange zurückgehaltene Hoffnungen entfesselten sich und suchten auf noch ungeebneten Bahnen die Ziele der Erfüllung. Auf der anderen Seite gingen die aufgeregten Wogen der Befürchtungen weit über die Schranken der Dämme, die althergebrachtes Recht durch Jahrhunderte gezogen hatte. Alles schien zu schwanken und Parteiungen zerrissen die Verbindungen der Gesellschaft, die, auf dem Lande wenigstens, sich friedlich geknüpft hatten. Meinen Vater, der Alles das schon längst vorher gesehen und gesagt hatte, fand ich verstimmt über die Meinungskämpfe, denen sich Keiner entziehen konnte, als ich im Juli von der Reise heimkehrte. Im Herbst starb sein Bruder, der zugleich sein nächster Nachbar war. Er selbst sehnte sich nach Ruhe. Seine Arbeit war gethan; er hatte den angestammten Grundbesitz zu neuem Werth herausgeschaffen und der Wunsch, sein Alter in anregendem Verkehr, in wissenschaftlich ausgefüllter Muße zu genießen, reifte den Entschluß, sich mit meiner Mutter und meinen Schwestern, wenigstens für die größte Zeit des Jahres, in Berlin zu etabliren. Dafür erbot ich mich, die Bewirthschaftung der Güter in seiner Gewohnheit und nach seinen Anordnungen weiter zu führen und der Sommer sollte wieder in alter Weise die Familie in dem Allen so lieben Retziner Hause vereinigen. Der freundliche Plan wurde durch mehrere Jahre ausgeführt und gab mir Muße zu literarischen Arbeiten und Reisen. Ich lernte London oberflächlich und, bei zweimaligem Aufenthalt, Paris genau kennen, jeden Winter aber brachte ich ein paar Monate in Berlin zu, jedes Frühlingwerden lockte uns, und mit uns einen großen Kreis von Freunden, nach Retzin und besondere Freude war es mir, halb als Hausherr, den Meinigen die unveränderten Räume zu bereiten und unsere gemeinsamen Gäste zu empfangen; die dem Hause seinen eigentlichen Charakter, den einfachster Gastlichkeit gaben. Ich will diese auch an meinen Lesern üben und sie einladen in der Rückerinnerung zu einem Fest,

das ich aus dem Gedächtniß zurückrufe und das eine Wandelung meines Hauses abschließt, zugleich mit einem Abschnitt meines Lebens.

Ich hatte in Berlin den damals gerade durch seine ersten Erfolge als Operncomponist berühmt gewordenen Friedrich von Flotow kennen gelernt, der sich, getragen von der Anerkennung, die seine Opern Stradella und Martha fanden, einen neuen Librettisten suchte. Mit Biese (pseudonym Friedrich) war er auseinandergekommen, mit Charlotte Birch-Pfeiffer konnte er nicht recht einig werden, kurz es reizte ihn, es mit mir zu versuchen und auch mich lockte ein Zusammenarbeiten mit dem schnellschaffenden, heiteren, dazu theaterkundigen Componisten. Wir waren schnell mit einer Reihe von Vorwürfen zu einem Operntext beschäftigt, und entschieden uns ebenso schnell für eine Episode aus dem Leben des Camoens, die, als einactige Oper von Flotow bereits in Paris, wo er seine Studien gemacht hatte, aber noch schülerhaft und erfolglos componirt war. Ich legte meinen Plan für eine dreiactige Oper vor, anlehnend an das französische Buch, der sofort vom Componisten genehmigt wurde und der ihn gleich zur Arbeit anregte. In Berlin aber ging uns diese zu langsam von Statten; mancherlei gesellschaftliche und andere Zerstreuungen hemmten uns; wir konnten uns nicht gleich im Produciren besprechen und das Umschreiben nahm dadurch zu viel Zeit fort. So entschlossen wir uns, noch in den ersten Frühlingsanfängen nach Retzin zu gehen und vor Abhaltungen sicher, ganz der Collaboration unsere Zeit zu widmen. Es war immerhin ein Entschluß, namentlich für Flotow, denn mein Hausstand war, solange meine Eltern in Berlin waren, in keiner Weise für den Empfang von Gästen eingerichtet; er bestand nur aus einem Diener, der zugleich Kutscher war, und einer Wirthschafterin, die in sehr primitiver Weise die Küche besorgte. Aber die fast überstürzte Arbeit ließ in unserer Zurückgezogenheit keine Einförmigkeit empfinden; der Humor ging nicht aus, und der Mangel wurde zum Vergnügen. Wenn wir den Tag über gereimt und in Musik gesetzt, zwischendurch dabei auch wohl uns tüchtig gestritten hatten, weil wir meinten uns gegenseitig Unmögliches zuzumuthen, machten wir zur Erholung Spaziergänge in den noch unbebauten Wald und trugen uns Holz und Tannenzapfen zusammen, mit denen wir das Kaminfeuer in unserem Zimmer unterhielten. Dabei wurde vom Theater geplaudert, wurden Erfolge geträumt und Pläne neuer gemeinsamer Arbeiten geschmiedet. Bunt und genial genug sah es aus. Ueberall lagen Noten und fliegende Blätter mit Textfragmenten umher, unsere Toiletten waren so ungenirt als möglich, unsere Tageseintheilung ohne alle Regel noch Pünktlichkeit. Aber die Arbeit förderte sich so schnell, daß wir meinten, noch Ueberschuß an Zeit zu haben und daß aus dieser heiteren, künstlerischen Unordnung ein Project entstand, wie es nur Werdende planen konnten. Wir wollten neben der großen Oper „Indra", die bereits für die nächste Saison an mehreren Bühnen angenommen war, noch eine kleine zweiactige fertig machen und diese im Laufe des Sommers mit Dilettanten

in Retzin aufführen. Es fehlte dazu auch wirklich nicht viel mehr als Alles, aber in unserem Schaffensdrang ließen wir kein Hinderniß aufkommen. Kurz — alle unsere musikalischen Freunde wurden aufgeboten, theils zur eigenen Mithilfe, theils zum Werben für unseren Plan; meine Mutter, immer bereit, das zu unterstützen, was ihren Kindern Freude machte, nichts schwer nehmend und stets gewillt mit praktischem Rath und unermüdlicher Thätigkeit die Geselligkeit zu fördern, übernahm alle Sorgen des Hausstandes; meine Schwestern luden ihre Freundinnen ein zur Mitwirkung; Wilhelm Camphausen, mit dem ich seit Jahren befreundet war, sagte sein Kommen aus Düsseldorf zu und versprach uns die Decorationen zu malen, seine schöne und talentvolle Frau eine der Damenrollen in der Oper zu singen; Flotow stellte sich ein kleines Orchester aus den Stadtmusikern zweier benachbarter Orte zusammen; ich übernahm die Regie und Beschaffung der Kostüme. Wir überboten einander im Eifer für die Sache. Bald war ein Holzschuppen, der mit einem Giebel im Garten stand zum Opernhaus hergerichtet und decorirt; überall wurde gehämmert, gestrichen, gemalt. Dann begannen die Proben am Clavier, endlich auf der Bühne. Das kleine Haus füllte sich immer mehr, aber „kaum faßte es die Zahl der Gäste", die nur bei allerbescheidensten Ansprüchen untergebracht werden konnten und deren Bekanntschaft ich zum Theil erst machte. Ein Eßzimmer und der Gartensaal als Clavierzimmer waren, nebst Garten und Bühne, die einzigen gemeinsamen Räume, alle anderen waren zu Fremdenzimmern umgewandelt. Wochenlang dauerten die Vorbereitungen, bis endlich der Tag des Festes herankam, für den der Geburtstag meines Vaters, der 13. August, bestimmt war. Dieser hatte sich dem ganzen Trubel entzogen und war, freilich mit dem festen Versprechen, zum Fest zurück zu sein, in die Schweiz gereist. Zu solchem künstlerisch gewagten Feste hatte sich freilich mein bescheidenes Landhaus in der Priegnitz noch nie geboten und kaum kannte man es wieder als Schauplatz einer Wilhelm-Meisteriade, die sich schnell herausbildete und im Zusammenwirken zu dem einen Zweck alle Theilnehmer das eigene Interesse vergessen ließ, mochten sie nun hinter den Coulissen schaffen oder vor denselben in Solopartien sich auszeichnen oder anspruchslos im Chor mitwirken. Dadurch arbeitete sich aber auch ein Ensemble heraus, das weit über dem Dilettantischen stand und unter dem unermüdlichen Einstudiren des Componisten auf dem kleinen Raum Schattirungen und Feinheiten zur Geltung brachte, von denen unsere großen Opernhäuser nichts wissen.

„Rübezahl" hieß unsere kleine Oper, nach dem Kobold des Riesengebirges, dessen Bild, auf der Schneekoppe thronend, Wilhelm Camphausen kunstvoll auf den Vorhang des Retzinger improvisirten Theaters gemalt hatte. Einer der freundlichsten Förderer unserer Aufführung und fast mein Nachbar, wenn die Entfernung unserer Wohnsitze von vier Meilen die Bezeichnung noch gestattet: Graf Königsmarck, kam mit seiner Familie direct von einer Reise in's schlesische Gebirge zur Aufführung, bei der mitzuwirken

zwei seiner Töchter sich freundlichst erboten hatten. Er hatte im Reiche Rübezahls scherzend diesen zum Protector unserer Oper aufgerufen, ihm das Gelingen derselben, das Wohl der Mitwirkenden empfohlen. Der Berggeist hielt was man von ihm forderte und leerte das Füllhorn seiner Gunst über mein Haus während der Tage des Festes und lange darüber hinaus. Der Componist hatte den Wunsch geäußert, als noch unser gemeinsames Werk im Stadium des ersten Besprechens stand, ein Lied mit der Harfe begleiten zu lassen, aber dieser Effect war längst aufgegeben, da Niemand, weder unter unseren Nachbarmusikern, noch unter den Dilettanten unseres Kreises dieses Instrumentes kundig war. Graf Königsmarck, der das hörte, schlug sofort seine älteste Tochter dafür vor, da dieselbe als Kind Harfe gespielt, seitdem freilich dies nur noch in den Orchestern gesuchte Instrument nicht mehr geübt hatte. Wir hatten kaum noch der Sache gedacht und waren fast überrascht, als die Damen zu den Opernproben kamen, daß mit dem Gepäck ein Harfenkasten abgeladen wurde. Unser Dank für diese Hilfe wurde freilich lachend mit der Bemerkung beantwortet, daß es allerdings eine Aufopferung für die Oper sei, denn die Saiten hätten die ungewohnten Finger nach der Jahre lang unterbrochenen Uebung wund gemacht, jeder Accord verursache Schmerzen.

„Wenn das ist," sagte ich, „wollen wir Flotow doch unter allen Umständen die Begleitung auf dem Flügel lassen, Niemand wird den Harfeneffect vermissen." „Ich habe es nun einmal, wenn auch vielleicht unbedacht, versprochen," war die Antwort, „und da ich es versprach, werde ich es auch halten."

Das imponirte mir gewaltig, und, um doch auch etwas dabei zu thun. ließ ich es mir nicht nehmen, die Harfe stets in die Probe und wieder hinauf in das Zimmer der Damen selbst zu tragen. Jedenfalls möchte ich aber behaupten, daß bei der Aufführung die Harfen-Accorde hinter der Scene mir von allen Zuhörern den größten Eindruck machten.

Rübezahls Gunst hatte bis dahin Alles weit über Erwarten gefördert, und nichts war störend zwischen unsere Festvorstellungen getreten, ja selbst die Generalprobe war glänzend vorüber gegangen, als noch am letzten Tage eine Aufregung in die Gesellschaft kam, auf die Niemand vorbereitet war. Mein Vater, zu dessen Geburtstagsfeier seit Monaten das Fest bestimmt war, hatte zwar seine Rückkehr fest versprochen, aber in den letzten Tagen blieben die Nachrichten von ihm aus, seine Reiseroute war nicht bekannt, und damals verfügte man noch über keinen Telegraphendraht. Wir warteten erst auf den ankündigenden Brief von Tag zu Tag, dann auf die Ankunft von Stunde zu Stunde. Der Geburtstagsmorgen verstrich, schon kamen die geladenen Zuschauer aus der Nachbarschaft — der, zu dessen Feier sie sich versammelten, fehlte noch immer. Wir berechneten jeden Zug, mit dem er auf der drei Meilen entfernten Eisenbahnstation hätte eintreffen können, Verlegenheit, Spannung, zuletzt Sorge ergriff uns und theilte sich allmählich allen Versammelten mit. Die Stimmung wurde immer peinlicher. Da,

im allerletzten Augenblick kam der Erwartete, ganz vergnügt mit Freunden, die aus Hamburg zur Aufführung gekommen waren. Er hatte auf der Eisenbahnstation übernachtet, wollte uns, trotz der Erwartung, überraschen und war froh, allen Vorbereitungen seiner Geburtstagsfeier vollkommen entgangen zu sein. Wenigstens hatte er erreicht, daß ihn Jubel empfing, lauter, als wenn er sich angemeldet hätte. Sein Erscheinen löste mit einem Schlage den Bann, der durch den ganzen Tag immer drückender geworden war, und die nun freudig erhöhte Stimmung kam der ganzen Feier zum Vortheil. Rübezahl, der Schutzgeist des Festes, hatte gezeigt, daß er auch necken könne, aber schnell wieder seinen scheinbaren Schabernack zum Guten gewendet. Unsere Aufführung ging vollkommen correct, ohne Spur dilettantischer Unfertigkeit, von Statten; als die Gesellschaft in erhobenster Stimmung nach dem Schluß durch den Garten schritt, flammten in allen Bosquets bengalische Flammen auf; und das erleuchtete Haus empfing gastlich die von allen Seiten zusammen gekommenen Gäste, und das Fest setzte sich fort bis spät in die Nacht.

Es war das letzte Fest, das ich im Elternhause als solches feierte. Schon wenige Monate später fing ich an, es als mein eigenes herzurichten, und meine Eltern siedelten auf ein anderes benachbartes Gut zum Sommeraufenthalt über. Die Harfenaccorde der Rübezahl-Oper klangen noch durch ein langes Leben.

Für den neuen Hausstand wurden die Zimmer anders disponirt, durch Umlegung der Treppe neue geschaffen, der große Hausboden für Fremdenzimmer zu Mansarden ausgebaut, das Ganze dem Geschmack der Zeit, die wieder Freude an dem Schmuck der Räume hatte, angepaßt. Im Aeußeren blieb das grüne, bis über das Dach umrankte Haus fast unverändert. Erst nach einigen Jahren baute ich einen kleinen Flügel an, in dem unsere sechs Kinder aufwuchsen. So wandelte sich das Haus wieder zum Elternhause. Welch glückliche Kindheit wurde hier verlebt, welche freudenreiche Jugendzeit, wenn die Söhne in den Schulferien mit ihren Freunden Lebenslust, Knabenübermuth, überbrausende Kraft austobten in der Freiheit, die Haus und Garten so uneingeschränkt gewährte. Dabei empfing die Jugend doch poetisch geschmückte Stunden und nahm aus der Zeit der Knabenspiele und später der Jünglingsbegeisterung manch unvergeßlichen Eindruck hinaus in's Leben. Unser Haus war fast nie ohne Gäste und, selbst für die Winterzeit, so lange wir auch diese auf dem Lande verlebten, verschmähten es unsere Freunde nicht, unsere Zurückgezogenheit auf einige Wochen zu theilen. Im Sommer natürlich war das regste Treiben und, wenn sich die Jugend im Feld und Garten ausgetobt hatte, oder die Regentage im Hause mit Aufführungen dramatisirter Märchen ausfüllte, für die sich allmählich eine vollständige Garderobe angesammelt hatte, die in einer geheimnißvollen Truhe bewahrt wurde, versammelte sich der Kreis des Hauses im luftigen Gartensaal, dessen geöffnete Thüren die Abendkühle einströmen ließ, um die

leuchtende Lampe. Der Goethesche Grundsatz, daß man keinen Tag schließen dürfe, ohne ein schönes Gedicht gelesen, ein gutes Lied gehört, an einem edlen Kunstwerk sich erfreut zu haben, wurde nach Kräften erfüllt. Durch eine Reihe von Jahren kam Emanuel Geibel jeden Sommer auf mehrere Wochen, und dann holte er nach dem Abendessen seine wohlbekannte Mappe, vor ihn wurde die Rheinweinflasche gestellt mit dem Glas, aus dem er von Zeit zu Zeit seine Lippen feuchtete, und er las, mit dem sonoren Klang seines Organs, fast musikalisch rhythmisch, die Gedichte, die im Laufe des Jahres, oft des Tages, aus dem unerschöpflichen Quell seiner Dichtungskraft geströmt waren. Es lag ein unbeschreiblicher Zauber um diese Recitationen, die ganz den Charakter der Improvisation trugen, zuweilen auch in diese übergingen. Die Empfindung, die Weise des Vortrags waren unzertrennlich von der Person des Dichters, der in ihnen zum edelsten Priester der Poesie wurde, als welcher er sich auch an der Jugend bewährte, die im Banne seines Zaubers andächtig seinem beschwingten Wort lauschte und gewiß diese Stunden poetischer Offenbarung nie vergessen hat.

Dann sammelten wir uns auch wohl um den Flügel, der die Lieder unserer musikalischen Freunde begleitete, oder mir fiel es zu, als ständigem Familien-Vorleser, ein klassisches Drama, oder ein altes Gedicht vorzuführen. Später als ich den Winter als Theaterintendant in Schwerin, dann zur Erziehung meiner Kinder in Berlin zubrachte und als ich schließlich die Leitung des Hoftheaters in Karlsruhe übernahm, wurde die Zeit des Sommeranfenthaltes in dem lieben Retziner Hause immer kürzer bemessen. Vor einigen Jahren stellte sich sogar die Nothwendigkeit einer gründlichen Reparatur heraus, die, als man an das Werk ging, zu einem völligen Umbau führte. Die Räume des Erdgeschosses sind in ihrer Disposition freilich dieselben geblieben, aber die Zimmer sind erhöht; an die Stelle der früheren Mansarden ist ein zweiter Stock mit Fremdenzimmern getreten und für das unschöne Ziegeldach schließt ein stilvoll architektonisch verziertes Schieferdach den stattlichen Bau. Die Baumgruppen im Park sind herangewachsen, Durchblicke auf die freundliche Landschaft gelichtet. Wieder ist der Zeit und ihrem Geschmack Rechnung getragen. Alles ist anders, schöner, zum Theil zweckmäßiger geworden. Auch die inneren Räume haben sich geschmückt, aber mit dem, was eine lange Lebenszeit uns zuführte als Erbschaft der vorangegangenen Verwandten, oder was wir selbst zusammenbrachten, zur Ergänzung, durch eine Reihe von Jahren. Alles sind Andenken, jedes Stück weckt Erinnerungen. Das innere Auge blickt zurück auf eine lange schöne Zeit, aber auch auf kummervolle Tage, denn es läßt ein Menschenleben an sich vorbeiziehen. Verrauschte Stimmungen, gebrochene Hoffnungen, welches Leben hätte die nicht? Aber auch freundliche beglückte Stunden leben wieder auf in dem Gedächtniß:

„Lang', lang' ist's her!"

Ein Beſuch auf der Alhambra.

Von

F. Keller-Leuzinger.

— Stuttgart. —

Europa zählt der hiſtoriſch denkwürdigen und künſtleriſch intereſſanten Schlöſſer und Paläſte viele — aber nur in Andaluſiens ſonnigen Gefilden ſind die Reſte jener mauriſchen Königsburgen zu finden, die zur Zeit ihres Glanzes an Herrlichkeit und heiterer Pracht Alles überſtrahlten, was der Occident in dieſer Hinſicht noch bieten konnte Aber auch im Oriente war ihres Gleichen nicht: mochte die Stadt der Khalifen, El-Kahira, architektoniſch intereſſantere, monumental bedeutendere Bauten — mochte Jeruſalem und Byzanz die gewaltigſten, zum Theil auf chriſtliche Kirchen gepfropfte Moſcheen aufweiſen, jener undefinirbar feine Hauch einer bedeutenden, an poetiſchen Momenten reichen Vergangenheit, der Geiſt einer unter den günſtigen Verhältniſſen ſich entfaltenden hohen Cultur ruht nur über dem auf hiſpaniſchen Boden gegründeten Maurenreiche, auf Andaluſiens luftigen Schlöſſern, und vor Allem auf der Alhambra. Ihre Zinnen ſind gebrochen, ihre Wände ſind des Farbenſchmucks und der Vergoldung nahezu beraubt, unſer Fuß beſchreitet unwürdig nackten Ziegelboden, ſtatt auf weichen Teppichen geräuſchlos einzuſinken, ihre Waſſer ſelbſt ſpringen heute nur noch auf „höhere Ordre“ und bei beſonderen Gelegenheiten, die Weihe aber, welche Kunſt und Poeſie über ihre Höfe, Säulenhallen und hochgewölbten Gemächer ausgegoſſen, nimmt auch heute noch Geiſt und Sinne gefangen, ſobald wir die Schwelle des ehrwürdigen, alten Baues überſchritten haben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die von Cordoba nach Granada (ich möchte gebeten haben, die vor-

letzte Sylbe in ersterem kurz, in letzterem lang zu sprechen) führende Bahn überschreitet kurz vor der Station Loja die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des bei Malaga mündenden Guadaljore und dem Genil, einem Seitenwasser des Guadalquivirs.

Es ist ein hochliegendes, von wildzerrissenen, nackten Felsgipfeln umschlossenes Gelände, dessen analoge Gegenstücke im kühleren Deutschland neben zahllosen Heidel- und Preißelbeeren kaum noch einige Krüppelforchen produciren würden; im sonnigen Süden aber trägt es Korn und graue, knorrige Olivenbäume. Von Loja an, einem überaus malerisch gelegenen Städtchen mit altem Schloß und alten Kirchen, folgen wir den Ufern des Genil, der, nebenbei bemerkt, sehr krebsreich sein muß, denn jedesmal, wenn ich den Platz passirte, wurden mir Dutzende von sauber geflochtenen, wohl verwahrten, von Wasser triefende Körbchen angeboten, welche die geschätzten Crustaceen, die „Cangrejos" enthielten und mit denen man mancher braven Hausfrau hätte ein Vergnügen machen können, wenn Beides, Haus und Frau, nur gleich zur Hand gewesen wäre.

Die Bahn zieht sich noch eine Strecke an hügeligen Vorsprüngen hin, um dann jene große, fruchtbare Ebene, die Vega, die zur Maurenzeit wie ein Garten bewässert und bebaut war, quer zu durchkreuzen. Auch heute ist es noch ein prächtiger Landstrich, dem das Grün der Reben, der goldene Ton der Getreidefelder und zahlreiche Gruppen von Obstbäumen ein Aussehn von Ueppigkeit geben, das wir in anderen Landestheilen vergeblich suchen. Doch läßt uns der tiefblaue, wolkenlose Himmel, sowie der Alles überdeckende Staub, der uns selbst im Eisenbahn-Wagen auf's Äußerste belästigt, immer und immer wieder die bange Frage erörtern: wie soll es mit dieser Vegetation werden, wenn in Ermangelung der längst nicht mehr in gutem Stande befindlichen Bewässerungseinrichtungen der Himmel noch auf Wochen und Monate hinaus seine Schleußen nicht öffnet? —

„Wir lieben unsern jungen König, hatte mir wenige Wochen vorher ein braver hijo de Valencia gesagt, und wir sind ihm dankbar für die wohlthuende Ruhe, die er uns gebracht, wenn es aber auf die Dauer besser werden soll en la nuestro des dichada tierra d'España, so muß für großartige Bewässerungsanlagen gesorgt werden, so wie wir sie hier in und um Valencia schon seit Jahrhunderten im Kleinen haben; denn sehen Sie, Señor, was die Menschen zu solchen Unthaten treibt, wie die der Manu-negra-Bande sind, es la hambre, der Hunger und das Elend."

— — — — — — — — — — — — — —

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die zackigen Gipfel der Sierra Nevada, in deren Schluchten auch jetzt noch da und dort, trotz des vorgerückten Sommers, Schneemassen blinkten, im Thale aber und über Granadas Thürmen und Kuppeln lagerten schon die Schatten des Abends, als unser Zug in den bescheidenen Bahnhof einlief.

Bis wir dann endlich unser Gepäck verabfolgt erhielten, uns durch

einen Troß von Bettlern, zudringlichen Lohnbedienten und Trägern durchgeschlagen und Alles im Wagen des uns empfohlenen Hôtels richtig verstaut hatten, war es nahezu dunkel geworden.

Fort ging es zuerst über baumbepflanzte Plätze, dann auf holperigem Pflaster durch enge Straßen und Gäßchen, in denen hie und da durch weitgeöffnete Pforten ein Blick auf einen hell beleuchteten kleinen Hof sich eröffnete, in dem geputzte Mädchen und Frauen nachlässig hingegossen unter blühenden Büschen und Schlinggewächsen lehnten, bis wir schließlich die ganze Stadt durchkreuzt hatten und am Fuße des Schloßhügels der Alhambra angelangt waren.

Der Wagen durchrollte eine Art von triumphalem Thorbogen, dessen Bossenquader, sowie der über dem Schlußsteine prangende Doppeladler die verhältnißmäßig naheliegende Zeit seiner Erbauung charakterisiren: Kaiser Karl V. war es, der ihn errichten ließ, und leider ist es nicht die einzige Spur seiner baulichen Thätigkeit, die wir an diesem Ort zu verzeichnen haben werden.

Ein frischer Hauch von Wald- und Bergluft weht uns entgegen, das Gerieseł und Geplätscher eines Wasserlaufes schlägt an unser Ohr, hochragende Stämme und schlankes Geäst silhouettirt sich ringsum gegen ein sternhelles Firmament, — — wir sind im Bann des alten Maurenschlosses und die sonnbdurchglühten Stoppelfelder der Vega dünken uns wie ein hitziger Fiebertraum!

Weiter geht es auf sanft aufsteigender, gut gepflegter Bahn und binnen Kurzem hält unser schwerfälliges Gefährt vor der Thür des Hôtels Washington Irving, wo wir besorgt und gastlich aufgenommen sind.

— — — — — — — — — — — — — — —

In aller Morgenfrühe weckt uns ein Concert von Glockengeläute, Ziegengemecker und lauten Zurufen der Hirten: es ist die milchspendende kleine Heerde, die jeden Morgen heraufgetrieben wird, und prächtige Thiere sind es, rein von Rasse, deren strotzende Euter beinahe den Boden fegen.

Wir beeilen uns die Treppe herabzusteigen, um in's Freie zu kommen.

Frische Thautropfen funkeln von den Zweigen und ein erquickender Luftzug streicht von den Höhen durch das waldige Thälchen, das hart vor der Thüre unseres Hotels sich hinabzieht zum Genil.

Schweifwedelnd begrüßt uns ein zottiger Bernhardinerhund, dem wir des Abends zuvor im Vorbeigehen den breiten Kopf gestreichelt; er hat die Liebkosung nicht vergessen und folgt auf Schritt und Tritt.

Eine topographische Planskizze in unserm französischen Reise-Handbuch (ein deutsches giebt es bis jetzt sondererbarer Weise noch nicht, weder über Spanien, noch über Portugal) orientirt uns hinsichtlich des einzuschlagenden Weges, und bewegten Gemüthes, gehobener Stimmung schreiten wir dem naheliegenden Ziel unseres Ausfluges entgegen. Der gut gehaltene, breite, von hohen Bäumen beschattete Weg führt mit geringer Steigung bergan,

und schon blicken die braunrothen und zum Theil noch mit Mörtel überzogenen, hohen Ziegelmauern der alten Burg durch das Grün der Zweige.

Es ist die äußere, das ganze Bergplateau umfassende Umwalluug, an der in gewissen Abständen thurmartige Bastionen hervortreten, die gleich trotzigen Wächtern in's Thal herabsehen.

Da mit einem Male enthüllt uns eine Wendung der Straße die Aussicht auf einen viereckigen Bau von mächtigen Verhältnissen: es ist der Thorthurm, die Puerta del Inizio, der Alhambra, und unter seinen hochgesprengten Gewölben hindurch führt, steil ansteigend, in doppelt gebrochener Linie, der Hauptzugang zum Schlosse.

Ueber den schlanken Hufeisenbögen, die den Eingang überspannen, sind zwei Steintafeln eingelassen, die in scharf eingerissenen Linien, ohne alles Relief, eine wie zum Schwur erhobene Hand, sowie einen Schlüssel zeigen — stolze Symbole der Pflichten, die der Prophet dem Moslem auferlegt, und der Rechte, die er ihm verliehen.

Im Inneren des Thurmes ist, bei der zweiten scharfen Wendung des Ganges, in einer Nische ein Madonnenbild mit Altar aufgerichtet, vor dem die fromme Granadinerin kniet, um ein kurzes Gebet zu verrichten.

Des Islam letzte, stolze Burg in West-Europa ist für immer gefallen, die erzbeschlagenen Pforten sind gesprengt und im Thorthurme selbst hat sich die Himmels-Königin niedergelassen! — —

Die Allegorie ist gut und zutreffend, nur möge es gestattet sein den Wunsch auszusprechen, daß granadinische Frömmigkeit etwas mehr für die Erhaltung und besonders Reinigung des geweihten Platzes thue, als in Wahrheit geschieht. — Die Madonna dürfte deshalb nicht weniger hold herunterblicken von ihrem Schrein, wenn es zu ihren Füßen etwas säuberlicher und anständiger aussehen würde. —

Bis hierher ist uns der Bernhardiner getreulich nachgetrollt; — jetzt macht er Kehrt. — „Auch wieder einer von denen, die da kommen, das alte Gemäuer zu beriechen," denkt er, indem er gemächlich heimwärts schreitet, — „aber hundefreundlich scheint er zu sein."

— — — — — — — — — — — — — — —

Der rückseitige Ausgang aus dem Thurme liegt bedeutend höher, als der vordere Eingang, und so ist auch die hintere Pforte niedriger und weniger imposant als jene, aber das quadratisch umschlossene Feld, welches ihren Hufeisenbogen umrahmt, hat wenigstens einen Theil des prächtigen Schmuckes an farbigen Fayenceplättchen, die ohne Zweifel auch das vordere einst zierten, bewahrt, und giebt somit eine Idee von dem Glanze, der selbst diesen äußersten Vorbau des Schlosses verherrlichte. Jeder dieser zierlichen Ziegel ist heute goldeswerth, wie viele aber wurden im Laufe der Zeiten durch Wind und Wetter heruntergeschlagen, um unbeachtet im Schmutze der Straße zu Grunde zu gehen, und wie viele wurden durch räuberische Hand absichtlich ausgebrochen und entwendet? —

Ein weiterer kurzer Anstieg bringt uns auf eine Terrasse, die sich in halber Höhe des Thurmes an denselben anlehnt, und damit befinden wir uns auf der Höhe des langgestreckten Burgplateau. — — — Vor uns erhebt sich eine mächtige zinnengekrönte Façade, von zierlichen Eckthürmchen flankirt, und in der Mitte von einer tiefen Thorniſche durchbrochen, an deren Wänden, Wölbung und Seitenflächen sich der Arabesken tausendfach verschlungene, märchenhafte Pracht vor unsern trunkenen Blicken entfaltet; die weiten, reichgeschnitzten Thorflügel aus Cedernholz sind geöffnet, aber noch verhüllt ein golddurchwirkter Teppich das Innere des Zauberschlosses. — — — — — — Doch nein! — das Alles ist längst gewesen, und in unserer Phantasie nur konnte es sich auf einen Augenblick wieder farbenprächtig beleben, um gleich darauf wie eine Fata morgana wesenlos zu zerfließen. — Vor uns erhebt sich düster und drohend der ungeschlachte Riesenwürfel von Karl V. unvollendetem Palaste, den zu errichten der Alhambrafaçade goldgeschmückte Thorniſchen, Säulenhallen, Prunksäle zierliche Fontainen, lauschige Frauengemächer und Ruheplätzchen mitleidslos zu Boden geworfen und zerstört wurden!

Wir verzeihen dem großen Kaiser eine andere Barbarei, die er im unfernen Cordoba begangen, woselbst auf sein Geheiß oder wenigstens mit seiner Zustimmung*) eine christliche Kirche mitten in des Khalifen Abderhaman tausendsäulige Moschee gestellt, und deren Wunderbau auf immer verstümmelt wurde; wir verzeihen dies, weil es natürlich war und im Geiste der Zeit lag, daß der Triumph des Christenthums über den Islam, das Niedertreten des unterworfenen Maurenvolkes, schließlich auch in der Baukunst seinen gewaltsamen Ausdruck finden mußte, obgleich die ersten Könige unmittelbar nach der Eroberung Cordobas noch ziemlich glimpflich verfahren waren.

Auch Abderhaman und seine Nachfolger hatten, vom religiösen Fanatismus getrieben, nicht gezögert, altrömische wie altchristliche Bauten ihrer Architrave und Säulen zu berauben, um die Moschee damit zu schmücken; da jedoch die zierlichen Marmorschäfte des maurischen Schlosses neben den riesigen Bossenquadern des strengstylisirten Renaissancebaues schlechterdings keine Verwendung finden konnten, und da außerdem das Bergplateau Raum genug bot, für ein halbes Dutzend Kaiserpaläste, so können wir in der angeführten Zerstörung nichts anderes erblicken, als einen Act jener despotischen Willkür, der in der Folge und bis weit in unser Jahrhundert hinein in sämmtlichen Staaten Europas so manche Perle der Baukunst zum Opfer fallen sollte.

Es mag sein, daß sich in der zerstörten Hälfte keine eigentlichen Prachtsäle befanden, daß das Erhaltene also den künstlerisch werthvolleren Theil

*) Er soll sich schließlich bei persönlicher Besichtigung der Bescheerung doch sehr ungnädig dahin geäußert haben, daß man da etwas Unersetzliches zerstört habe, nur um etwas Alltägliches, überall Herzustellendes, an dessen Stelle zu setzen.

repräsentire, — bei derartigen Werken aber ist auch der Verlust des geringsten Gliedes tief zu bedauern und klingt ein solcher Trost eher wie bitterer Hohn.

Solche Betrachtungen sind allerdings wenig geeignet, uns in die nöthige Gleichgewichtsstimmung zur Abwägung der architektonischen Qualitäten des unvollendeten Palastbaues zu versetzen; ich möchte jedoch bezweifeln, daß sich der Bauverständige selbst dann für denselben besonders begeistern würde, wenn ein Grund zu weniger freundlichen Gedanken nicht vorläge.

Die Profilirungen sind allerdings von großer Kraft und einige der über den Portalen und an den Sockeln angebrachten Marmorreliefs sind von classischer Schönheit, aber das Ganze mit seinem monotonen zirkelrunden Hofe und dem mangelnden Abschlusse muthet uns an wie eine taube Nuß oder wie eine ausgehöhlte Pastete.

Eine ringsumlaufende, zur Verstärkung des Sockelprofils geschickt benützte Bank war für die Pagen und Reitknechte bestimmt, welche von ihr aus jene gewaltigen Broncering erreichen konnten, die zum Festlegen der Zügel und Halfter der harrenden Rosse bestimmt waren. Es müssen solcher Ringe ursprünglich wohl ein halbes Hundert gewesen sein, heute aber ist kein einziger mehr am Platze und nur in der kleinen Rumpelkammer im Innern der Alhambra, die von den Trinkgeld hoffenden Dienern mit dem stolzen Namen „Museo“ bezeichnet wird, liegen deren drei oder vier in einer Ecke. Sie haben 25—30 Centimeter Durchmesser und sind reich ornamentirt.

Noch werfen wir einen Blick auf die naheliegende Puerta del Vino, einen kleinen aber durch seine prächtigen Wandfließen ausgezeichneten Rest eines von dem Hauptcomplex der Alhambra in ihrer heutigen Gestalt getrennten, früher jedenfalls mit ihr zusammenhängenden Baues.

Dann wenden wir uns nach Rechts und kommen dem Riesengemäuer des unvollendeten Palastes entlang an die heutige Eingangspforte der Alhambra.

Sie ist bescheiden genug und ebenso ist der Raum, eine Art Vorzimmer, beschaffen, den wir durch sie betreten.

Wir lösen hier unsere Eintrittskarte und suchen uns durch ein angemessenes Trinkgeld, sowie durch die Versicherung, daß wir Etwas von Baukunst verstünden und uns lieber in die Darroschlucht hinabstürzen lassen würden, als daß wir die Wandverzierungen beschädigten oder den Löwenbrunnen entführten, von der obligaten Begleitung des uniformirten Dieners frei zu machen — aber so ohne Weiteres will uns dies doch nicht ganz gelingen, da verschiedene kleine Gemächer und Verbindungscorridore unter Schloß und Riegel gehalten werden und nur späterhin, nachdem das Wirrsal von Gängen und Gängchen glücklich absolvirt, — haben wir den Genuß, uns in den prächtigen, hochgewölbten Sälen, in den schattigen Säulenhallen, in den von klaren Wassern durchzogenen stillen Höfen, frei von jeder lästigen Begleitung, ungestört zu bewegen.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, eine detaillirte Beschreibung

der Alhambra zu geben; berufenere Federn haben dies gethan in Werken, die heutzutage Jedem zugänglich sind, — und nur jenen allgemeinen Eindruck, den der merkwürdige Bau im Innern auf den Beschauer macht, sowie den Charakter von trotzig wehrhafter Kühnheit, den das weit gegen die Stadt vorspringende eigentliche Castell mit seinen Thürmen und zinnengekrönten Mauern ihm von Außen verleiht, möchte ich in diesen Zeilen mit kurzen Worten schildern.

Denn die Alhambra zeigt ja heute noch deutlich ihren zwiefachen Charakter von Königsschloß und fester Zwingburg, welch letztere durch den freien Platz „de los Algibes" (der Cisternen) von dem Complexe der Wohn- und Prunkräume mit ihren Höfen und Hallen getrennt ist, wenn auch die große allgemeine Ringmauer beide zugleich umschließt.

Der erste, weite, säulengeschmückte Hof, den wir von dem bescheidenen Vorraume aus betreten, ist der der Myrthen, patio de los Arrayanes, auch patio de la Alberca (des Wasserbeckens) genannt. Seine Länge beträgt etwa 35 Meter; seine Breite um Weniges mehr als die Hälfte dieser Zahl. An den Schmalseiten ziehen sich Säulengänge hin und in der Mitte befindet sich ein rechteckig ummauertes Wasserbecken, das nahezu die ganze Länge einnimmt.

Der allgemeine Eindruck ist ein überaus vornehmer und eleganter, wenn wir vielleicht auch etwas mehr massige Kraft in den Verhältnissen zu sehen wünschten. Da ein derartiger Wunsch sich dem unbefangenen Beschauer noch des öfteren aufdrängen dürfte, so wollen wir uns gleich offen aussprechen:

Die Alhambra hat, besonders in den Höfen, mit ihren dünnen Säulen und den schwachen Leitungen der Bögen, Etwas von dem, was der Architekt mit dem Ausdrucke „von Pappe" bezeichnet und selbst der prächtige Löwenhof ist davon nicht ausgenommen.

An einer der Schmalseiten des Myrthenhofes treten wir nun durch die Sala de la Barca in den Hauptraum des gewaltigen Comares-Thurmes, dessen Substructionen bis tief in das Thal des Darro hinunterreichen.

Dieser Raum, eine Halle mit wunderbar reich ornamentirter Holzdecke und prächtigen Wandfliesen, führt den Namen Sala de los Ambassadores, und von seinen tief eingeschnittenen Fensternischen genießt man eine entzückende Aussicht.

Die Dicke der Mauern, die über 3 Meter beträgt, verleiht gerade diesem Saale jenen Charakter von massenhafter Stärke, der, wie wir oben angedeutet, den anderen Bauten der Alhambra im Allgemeinen fehlt.

Hier war es, wo „los Reyes catholicos", Ferdinand und Isabel, den großen Genuesen in feierlicher Audienz empfingen, ehe er auszog, einen directeren Weg nach Indien zu suchen und bei dieser Gelegenheit eine neue Welt zu entdecken!!

Durch ein Gewinkel von Gängen und Gängchen gelangen wir in der

Folge einerseits in die Bäder, die noch die Nischen zeigen, in welchen die Ruhebetten ausgebreitet waren, und andererseits in den Hof der kleinen Moschee und in diese selbst.

Dann kehren wir in den Myrtenhof zurück und gelangen durch ein weites, heute noch mit den alten, in Cedernholz geschnitzten und mit Bronce beschlagenen Flügeln versehenes Thor zuerst in Vorräume und schließlich unter säulengetragenen Hallen hindurch in jenen Löwenhof, der den Glanzpunkt der ganzen Anlage bildet.

Er ist allerdings von etwas geringeren Dimensionen, als der Myrtenhof (ungefähr 30 m lang). Der ringsum laufende, zierliche Säulengang, die beiden weit vorspringenden Pavillons an den Schmalseiten, das ehrwürdige, strengstylisirte Doppelbecken des Löwenbrunnens in seiner Mitte, der reiche, in's Unendliche variirende Schmuck seiner Wände, Leibungen, Zwickel, Friese, Decken und Capitäle verleihen ihm jedoch einen Reiz, der mit Worten nicht zu schildern ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Mitte der Langseiten, also gerade dem Löwenbrunnen gegenüber, öffnen sich diejenigen Binnenräume, welche nächst der Sala de los Ambassadores im Comaresthurm, die prächtigsten der Alhambra genannt werden müssen.

Es ist einerseits die Halle der Abenceragen, in deren Mitte sich ein flaches Marmorbassin befindet, das nach der Aussage geschwätziger Führer heute noch die Spuren von Blutflecken zeigen soll, da gerade hier auf den Antrieb ihrer Gegner, der Zegris, die Häupter jener vierzig edlen Mauren gefallen seien, die dem genannten Stamme angehörten.

Aber selbst dann, wenn wir es als erwiesen annehmen, daß die grause Scene sich so, wie die Sage sie berichtet, und zwar in diesem Raume zugetragen, können wir in den braungelben Flecken des Marmorbassins nichts Anderes entdecken, als Spuren von Eisenrost. — Derartige, fälschlich gedeutete oder post festum künstlich geschaffene Zeichen und Reminiscenzen gröbster Art mögen heutzutage etwa noch die Neugierde einer reisenden Yankeefamilie erregen, irgend welchen anderen Werth besitzen sie jedoch nicht.

Der Halle der Abenceragen gegenüber öffnet sich die der „beiden Schwestern", „de las duas Hermanas".

Unwillkürlich denkt man dabei an maurische Prinzessinnen und romantische Abenteuer, und wäre es nur als Gegengewicht zu dem blutigen Mythus der anderen Halle; der Ursprung der genannten Bezeichnung ruht jedoch auf soliderer Basis und bezieht sich auf zwei in den Mosaikboden eingelassene, weiße Marmorplatten von riesigen Dimensionen, die den Spaniern wichtig und gewichtig genug schienen, um den herrlichen Raum nach ihnen zu benennen.

Hinter diesem mit der ganzen Pracht der maurischen Arabeskenwelt geschmückten, mit einem sogenannten Stalaktitengewölbe überspannten Saal, und durch zwei Vorräume von ihm getrennt, befindet sich das reizendste Plätzchen der Alhambra: es ist der weit vorspringende Söller der Lindaraja,

von dem einst der Blick über die gegenüberliegenden, niedrigeren Umfassungsmauern der Burg bis zur jenseitigen Thalwand schweifen konnte; — und auch heute noch, trotz aller Verbauung und Verballhornung (man hat ihm gegenüber zu Philipp II. Zeiten ein ganzes Corps de logis errichtet) — ein Juwel von entzückender Schönheit.

An der einen Schmalseite des Löwenhofes wölbt sich der als Sala del Tribunal bekannte schmale und langgestreckte Raum.

Was ihm diesen Namen verliehen, sind drei in die Decke gemalte oder vielmehr befestigte bildliche und zwar figürliche Darstellungen, die seit der Wiederentdeckung der Alhambra (sie war ja lange genug vergessen und mißachtet, ein herrenloses Gut, in dem Bettler und Vagabonden hausten) den Zankapfel und „puzzle" der Archäologen bilden.

Das größere Mittelbild stellt, um es kurz zu fassen, einen maurischen Fürsten dar, der umgeben von seinen Getreuen zu Gericht sitzt; — von den beiden übrigen stellt eines ritterliche Kämpfe und das andere der Hauptsache nach einen Brunnen dar, um den Herren und Damen in galantem Zwiegespräche sich ergehen.

Das nahezu in Lebensgröße und auf Goldgrund ausgeführte Mittelbild könnte allenfalls — wenn das Verbot des Korans, menschliche Figuren darzustellen, für den Moslim kein allgemein bindendes wäre, oder wenn sich die maurischen Eroberer, fern von Mekka und im Jahrhunderte langen Contact mit Christen, darüber hinweggesetzt hätten — von maurischer Hand herrühren, bei den andern beiden aber, in denen die ganze ritterlich-romantische Anschauung des Abendlandes, gothische Architektur, Tracht, Bewaffnung ꝛc. zur Geltung kommen, ist ein solche Voraussetzung durchaus unzulässig und bleibt keine andere Annahme übrig, als daß ein abendländischer Künstler eingeladen, oder insofern er Gefangener war, gezwungen wurde, dieselben auszuführen.

Selbstverständlich mußte dabei dem Spiritus loci die Concession gemacht werden, daß bei den dargestellten Kämpfen, in denen mehrfach Moslems und christliche Ritter sich messen, stets die ersteren als Sieger erscheinen.

Die Malerei ist auch auf Leder ausgeführt (bei dem Mittelfelde zeigt der Goldgrund sogar „Pressung") und ziemlich gut erhalten.

Ich habe weiter oben der Bauten gedacht, die unter der Regierung Philipp II. dem Söller der Lindaraja gegenüber ausgeführt worden sind.

Sie umschließen zusammen mit den älteren Theilen einen unregelmäßig gestalteten, viereckigen Hof, in dessen Mitte einst eine Fontäne sprudelte. — Das zierliche Marmorbecken liegt heute allerdings trocken, aber noch ist die Anlage steif ummauerter Beete erhalten, in denen alter Buchs seine knorrigen Aeste reckt, Granat- und Citronenbäume blühen.

Vom Comaresthurm und den Bädern kommend, haben wir auch diese neuen Bauten durchstreift, obgleich sie besondere Sehenswürdigkeiten nicht enthalten. — Nur da, wo der als „Tocador de la Reyna", als „Ankleide-

zimmer der Königin" bekannte kleine Raum einen kühn in's Thal hinausgebauten Vorsprung bekrönt, empfinden wir wieder denjenigen Zauber, der diesem wunderbaren Schlosse innewohnt.

Die Wände dieses genannten kleinen Erkerzimmers zeigen übrigens noch Reste alter Pracht, denn sie sind bemalt mit Scenen aus der spanischen Geschichte, Ansichten von Seehäfen ꝛc. und unter andern mit einer Darstellung der Seeschlacht von Lepanto. — Leider sind diese, allem Anschein auch von Meisterhand ausgeführten Schildereien in barbarischer Weise besudelt, zerkratzt und verdorben.

Auf der niederen Marmorbrüstung am Söller der Lindaraja hatte ich einen halbfingertief eingegrabeneu Mr. le Capitaine du . . . me de ligne gefunden — und mitten im Meerbusen von Lepanto paradirten andere derselben Art. — Que voulez-vous? On marche à la tête de la civilisation, und wo maurische Prinzessinnen und spanische Königinnen geruht, kann auch ein französischer Capitän sich verewigen! — —

Ganz im Allgemeinen gesprochen ist der Zustand, in dem die Alhambra sich heute befindet, ein verhältnißmäßig befriedigender zu nennen.

Das größte Verdienst dürfte dabei allerdings dem Klima von Andalusien zukommen, denn weder die Stuckornamente noch die Cederholzthore, oder das anderweitige geschnitzte Gebälk hätten sich unter einem weniger freundlichen Himmel so erhalten, wie es hier der Fall ist. — Am schlimmsten ist die Bemalung und Vergoldung der Wandverkleidung, Capitäle und Säulen weggekommen.

Dieselbe war, wie aus manchen Resten zur Evidenz nachgewiesen werden kann und analog mit besser erhaltenen Mustern an anderen Orten — eine überaus glänzende. Wie es scheint, hat jedoch der Pinsel des Weißbinders auch hier zu verschiedenen Zeiten seine nivellirende Arbeit gethan.

Die Farben mochten im Laufe der Zeit da und dort etwas verblichen, die Vergoldung erblindet sein: — „Aha," sagte da ein würdiger und getreuer Cameralbeamter (wir sprechen von Spanien und vom 17. oder 18. Jahrhundert, wohlverstanden!) — „Aha! Da soll geholfen werden — und das gründlich, und zwar ohne den Säckel des gnädigen Herrn viel zu belasten. Weiß ist auch eine schöne Farbe und von ausnehmender Reinlichkeit!"

Auch ein paar neue Stuccodecken in Tonnengewölbform wurden damals eingefügt — mit großen Krautblattrosetten in rohester Ausführung, da die alten Cederholzdecken doch gar so „vertrackt" ornamentirt und so „düster" von Farbe waren; glücklicherweise aber begnügte man sich damit, das Alte zu belassen und das barocke Machwerk einfach einen halben Meter tiefer von Wand zu Wand zu spannen, so daß nun nach dessen Entfernung die ursprüngliche Pracht auf's Neue zur Geltung kommt.

Vollständig erhalten sind selbstverständlich die Farbentöne der Fayenceplättchen, die in ausgedehntem Maße zur Wandbekleidung bis auf Sockel-

höhe verwandt worden sind; da jedoch ihre durchgängig bescheidenen Tinten anfänglich von dem unbeschreiblichen Reichthume der, besonders in den Tiefen der Ornamente, glänzend roth, blau, grün und gelb bemalten Stuckverkleidungen bei Weitem übertroffen wurde, von dem Schimmer des profus verwandten Goldes gar nicht zu reden, — während sie heute gegenüber der verblaßten Arabeskenpracht oft mehr denn nöthig sich vordrängen, so kann der heutige Gesammteindruck unmöglich eine richtige Vorstellung von dem geben, was der maurische Künstler angestrebt und sicherlich auch erreicht hatte.

Aber die Alhambra ist glücklicherweise nicht mehr der verlassene, mißachtete Bau, der er vor wenig Jahrzehnten noch gewesen: es geschieht Etwas für seine Erhaltung und schon zeigen uns einige größere Wandflächen, die sich auf's Neue mit den Abgüssen der alten Arabeskenplättchen bedecken, den ursprünglichen Zustand in Form, Farbe und Vergoldung.

In einem gewissen Sinne wird der alte Bau freilich immer den Eindruck eines verlassenen, wenn auch nicht den einer Ruine machen: den Schmuck der Teppiche und Portièren, der Polster und Divans, die nebst jenen niederen Tischchen, Metallplatten, Krügen und anderweitigen kleinen Geräthen einem orientalischen Interieur erst den rechten Reiz verleihen, wird er wohl auf immer entrathen müssen, und wenn auch ein ähnlicher Mangel leider bei vielen, ja den meisten unserer mittelalterlichen Schlösser und Paläste zu beklagen ist, deren innere Ausstattung an Möbeln, Gobelins ꝛc. im Laufe der Zeiten entweder von räuberischer, oder öfter noch von gedanken- und pietätloser, barbarischer Hand entwendet, zerstört oder verschleudert wurde, — so sind wir vermöge einer größeren Vertrautheit mit dem Thema durch Vergleichungen und Analogien in solchem Falle doch eher im Stande, uns im Geiste das Fehlende hinzu zu denken, als für jene uns ferner stehende, in gewisser Hinsicht einzige Schöpfung. — — —

Hauptsache nach ein von acht Thürmen und Bastionen umschlossener unregelmäßig gestalteter Hofraum. Der gewaltigste und am besten erhaltene der Thürme ist jener der Vela, von dessen Plattform man eine entzückende Aussicht auf Granada, die Zigeunervorstadt Albaycin, sowie über die fruchtbare Ebene der Vega genießt. — In blauer Ferne entdeckt man die Thürme von Santa Fé, ein Städtchen, das an dem Orte entstand, woselbst sich im Jahre 1491 das Christenheer zur Belagerung und Erstürmung von Granada sammelte. — Auf der Plattform hängt in gemauertem Stuhle eine alte Glocke, die heute noch am Jahrestage der Eroberung der Alhambra geschlagen wird, und unter ihr ist eine Steinplatte in die hohe Thurmbrüstung eingefügt mit folgender Inschrift:

El dia 2 de Jan. 1492 de la era christiana o la 777 de la dominacion arabe declarada la victoria y hecho entregue de esta ciudad a los S. S. Reyes Catolicos Se collocaram en esta como una de las mas . . . . de esta fortaleza, os tres estandartes insignaes del reyno Castellano y enoerbolando el Cardeal Gonçalez de Mendoza y D. Sanchez de Cordova los Santos Perdones . . . . el estandarte Real por el Conde de Fendilla, diciendo en altas vozes los Reyes de armas: Granada, Granada por los inclitos Reyes de Castilla D. Fernandes y Da Isabel.

Die Alhambra, oder Al-hamra, das rothe Schloß, war gegründet worden durch Ibn-Al-ahmar im Jahre 1259, und mehr denn zwei Jahrhunderte verstanden es die Könige von Granada, obgleich selbst in steten Kämpfen mit andern Maurenfürsten auf der Halbinsel, die periodisch erneuerten Angriffe der Spanier abzuweisen. — Waren doch die Spanier selbst nicht einig unter sich! — Als jedoch im denkwürdigen Jahre 1470 die Kronen von Castilien und Arragon unter Ferdinand und Isabel vereinigt waren, hatte die letzte Stunde maurischer Herrschaft in Spanien geschlagen, um so mehr, da in Granada selbst und im Innern des Königs-Palastes sich eine jener blutigen Scenen abgespielt hatte, die für den Islam so charakteristisch sind.

Im Jahre 1482 war Mohamed II., von den Spaniern Boabdil genannt, nicht ohne Schwierigkeiten auf den Thron gelangt. — Er war der Sohn Ageshas, einer maurischen Prinzessin, und seine Anhänger waren die Zegris, während Zoraya, eine Sultana christlicher Abkunft, gehofft hatte, mit ihren Getreuen, den Abenceragen, dem eigenen Sprößlinge zur Nachfolge helfen zu können. — Um sich zu rächen und die gefährlichen Gegner für immer zu beseitigen, ließ Boabdil bald nach seiner Thronbesteigung die Häupter der Abenceragen in verrätherischer Absicht zu sich berufen und von ihren Gegnern, den Zegris, schmählich ermorden.

Die Nemesis ließ nicht lange auf sich warten. — Bei den schweren inneren Verwickelungen und Zwistigkeiten, die dieser Gewaltthat nothgedrungen folgen mußten, hatte der listige Ferdinand verhältnißmäßig leichtes Spiel. —

Der Schluß des Dramas war der Fall Boabdils und des letzten Maurenreiches auf hispanischem Boden. — — — — — — — — — — — —

Mein Aufenthalt auf der Alhambra ging zu Ende; — ich hatte Abschied genommen von einigen gravitätischen, spanischen Tischgenossen, meine bescheidene Zeche bezahlt und einen Wagen bestellt, um mich in der Frühe des nächsten Morgens nach Granada und dessen Eisenbahnstation zu bringen. Alles wurde bereitwilligst zugesagt und der Oberkellner versicherte mich bei allen Heiligen und dem Ehrenworte eines spanischen Caballero, daß Nichts fehlen sollte. — Aber der Morgen brach an, strahlend an Pracht und Frische, — und Nichts war da, weder Hausknecht, noch Kellner, noch Caballero, noch Wagen! — Nur die meckernde Ziegenheerde und der getreue Bernhardiner waren auf ihren respectiven Posten. — Auf mein Lärmschlagen erschien endlich der Hausknecht und schließlich auch eine Art von Kutscher oder Stallknecht. — Die Bestellung sei an das betreffende Departement leider nicht gelangt; — es sei aber noch Zeit und was dergleichen Floskeln sind. — Nach halbstündigem Warten stand das Maulthierbespannte Gefährt endlich vor der Thüre, — noch einen Blick nach den durch die Bäume schimmernden Mauern des alten Schlosses und ein verständnißinniges Augenzwinkern von Seiten des rothhaarigen Vierfüßlers — und fort ging es in sausendem Galopp den Burgweg hinunter und durch die holperigen, noch wenig belebten Gassen von Granada. —

Schon sah ich in der Ferne das schmucklose Stationsgebäude, hell beleuchtet von der Morgensonne, herüberblicken, — da, — wutsch, versagte das linke Hinterrad und flog aus der Achse, während der Wagen sich knirschend auf die Seite legte. — Ich griff nach meinem schwer bepackten Felleisen, sprang hinaus und wollte soeben, kochend vor Grimm, dem annoch ungekämmten Automedon die ganze Schwere seiner Verantwortlichkeit klar machen, wenn ich seines späten Aufstehens halber — doch da nahte in mächtige — Staubwolken gehüllt ein großer Omnibus, der unzweifelhaft gleichfalls der Station zueilte. — Der braune Conducteur aber, so ein Nachkommen der Zegris, überschaute und überrechnete die Situation mit Blitzesschnelle: — Wir kommen, denkt er, gerade noch recht, zehn Secunden Zeitverlust, Bezahlung der ganzen Fahrt kaum dreihundert Schritte und indem er mir in den Wagen half und das Felleisen nachschob, — Trinkgeld in Aussicht — Avante! — fünf Minuten später war ich auf dem Wege nach Cordoba, Madrid und Barcelona. — Der Andere aber mit seinem dreirädrigen Gefährt, mitten auf der Landstraße, sah nicht klüger aus, als Augenblicks zuvor.

Die Anfänge der Kunſt in Griechenland.

Von

Moriz Hoernes.

— Wien. —

Wenn ein junger Archäologe zum erſtenmale Rom betritt und die Antikenſäle des Vatikans durchſchreitet, ſo iſt das Gefühl, welches ſich allen andern zuvor ſeiner bemächtigt und ihn lange nicht freigiebt, ein niederſchlagendes. Die ungeheuere Erweiterung des Geſichtskreiſes und der Kenntniß, die ihm bevorſteht, kündigt ſich zunächſt an durch Betäubung und Verwirrung. Das Gebäude ſeines Wiſſens, das er ſtolz über die Alpen getragen, um ihm nur noch das Localcolirt der Autopſie aufzutragen, ſchrumpft zuſammen und zerfließt beinahe wie ein Nebelbild. Er muß es auf neuem Grundriß und mit friſchem Material von Anfang wieder aufrichten. Nicht unähnlich geht es in größeren Verhältniſſen, wenn ſich unter den Spatenſtichen einer zielbewußten Generation von Alterthumsforſchern der Schoß der Erde willig öffnet und Sammlungen, inhaltreicher als die der päpſtlichen Paläſte, Muſeen, von deren Exiſtenz und Bedeutung die Schulweisheit unſerer Väter ſich nicht träumen ließ, verſchwenderiſch von ſich giebt. Das letzte Decenium war an großartigen Entdeckungen auf altklaſſiſchem Boden — wir nennen nur Olympia, Pergamon, Troja, Mykenae, Gjölkaſchi, Delos und könnten leicht noch ein anderes Halbdutzend namhafter Fundſtätten aufzählen — ergiebiger als vordem manches Jahrhundert, ja ſo productiv, daß man glauben könnte, jetzt ſei endlich ein Höhepunkt erreicht, auf dem man für's Erſte ſtillſtehen und Umſchau halten dürfe. Aber wir ſind nicht nur bereichert, ſondern auch gewitzigt und haben zur Schatzkammer des Lehrſtoffes endlich auch einen Schlüſſel, die Methode, gefunden. Sicher in ſeinem Beſitze ordnen wir das Erworbene, hüten uns aber davor, es in das land-

läufige Baargeld fester Ueberzeugungen umzuprägen, ehe wir gesehen, was uns die nächsten Jahrzehnte noch bescheeren, womit sie unsern Gewinn überbieten und unsern Stolz beschämen werden. Fast will es scheinen, als wäre das Vermächtniß der Vergangenheit unermeßlich und die Rückschau uferlos wie der Blick in die Zukunft. Hierdurch ist der Punkt bestimmt, den wir in unseren zeitweiligen Betrachtungen einzunehmen haben. Wer scharf und sicher in die ferne Zukunft blicken will, gilt mit Recht, da wir an Propheten nicht mehr glauben, für einen Phantasten, und dasselbe Urtheil müssen wir bereithalten für Historiker, die uns über längst entschwundene Epochen auf Grund einer schwankenden Tradition unumstößliche Aufklärungen geben wollen. Daher geht durch die Reihe der Archäologen heute ein Loosungswort, das von vielen, namentlich jüngeren Gelehrten nur ungern angenommen wird. Zurückhaltung heißt es und verpflichtet just die feurigste Thatenlust zu einem Opfer, an das ihre Träger wohl nicht gedacht, als sie auf den Kampfplatz traten.

Ein Schüler Heinrich Brauns, der Göttinger Privatdocent A. Milchhöfer*), hat nun doch die Schranken übersprungen und wie jeder rhodische Ritter den verpönten Kampf gewagt. „Die vorsichtige Reserve," sagt er (Vorr. p. VI.), „welche man in Fachkreisen dem hier behandelten Stoffe gegenüber beobachtet, erklärt sich wohl nur aus der Abneigung, unserm vorwiegend kritischen Zeitalter ein Object darzubieten, welches in seiner Erstlingsgestalt nimmermehr abgeschlossen und unangreifbar auftreten kann. Dieses persönliche Bedenken wird in mir wenigstens aufgewogen durch die Zuversicht, daß jede Anregung auf so grundlegendem Gebiete der Sache nur förderlich sein kann und daß lebensfähige Keime noch stets, früher oder später, zur Fortentwickelung gelangt sind." Das ist ganz richtig, und wir wollen nun sehn, ob in dem Buche fruchtbare Anregungen, lebens- und entwickelungsvolle Keime gegeben sind, oder ob nichts vorliegt, als ein unreifer Versuch, den wir einem Einbruch in jene Schatzkammer, die der Schlüssel der Methode nur langsam öffnet, vergleichen müssen.

Auch die Aufgabe seiner Untersuchung stellt sich der Verfasser sehr richtig. Er bezeichnet als letzten Zielpunkt derselben die Ermittelung des besonderen Elementes, das bereits unter den ältesten Erzeugnissen bildnerischer Thätigkeit in Griechenland zu finden sein muß und hierin gleichsam den Grundton bildet, während der verhältnißmäßig bequeme vergleichende Standpunkt, welcher den offenkundigen Einfluß angrenzender, fertig abgeschlossener und darum übermächtiger Culturgebiete nachweist, hiezu nur eine Vorstufe darstellt. Die äußere Veranlassung zu dieser Arbeit fand Milchhöfer bei seiner Beschäftigung mit den ältesten griechischen Gemmen, den im zweiten Capitel behandelten „Inselsteinen"; dabei mußte er natürlich auf verwandte Gebiete

*) Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Studien von Dr. A. Milchhöfer. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1883.

der Tradition Rücksicht nehmen und so erweiterten sich seine Studien zu dem Umfange, welchen das vorliegende Buch, wie er selbst bekennt, mehr andeutend und gemeinverständlich, als gründlich und ausführlich zu erfüllen strebt.

Zum Ausgangspunkte nimmt es den ersten großen Gesammtfund aus uralter Zeit, welcher auf dem Boden Griechenlands gemacht wurde, den Inhalt der 1876 von Schliemann auf der Akropolis von Mykenae entdeckten „Königsgräber". Dieser Fund harrte bisher seiner kunsthistorischen Verwerthung, er war für uns zunächst etwas Fremdartiges, Isolirtes, das den Charakter einer schwer zu entwirrenden Mischkunst an sich trug. Sehen wir, wie Milchhöfer den Knoten löst! Am schnellsten läßt sich innerhalb des Goldfundes aus gewissen sicheren Kennzeichen (Götterbildchen und ihrem Zubehör, tropischen Pflanzenformen wie Palmblatt und Lotoskelch) ein semitisches, beziehungsweise egyptisches Element nachweisen, das auch constant durch dieselbe Technik — Prägung oder Guß in fertigen Hohlformen — vertreten ist. Eine zweite Gruppe von Objecten ist ihrem Princip nach rein ornamental (Hauptmotive: Spirale, Triquetrum, Rhombus) und technisch nicht auf rein mechanischem Wege wie die vorige, sondern in freier Weise durch Zeichnen, Eindrücken und Treiben auf dünnem Goldblech hergestellt. Hier tritt uns, namentlich in flach ornamentirten Umhüllungen von Waffen und Geräthen, ein fertig ausgebildeter Stil entgegen, der auch in den Motiven der Decoration auf einer hochgradigen Entwickelung der Metalltechnik beruht. Den localen Ausgangspunkt dieses Metallstiles, der späterhin über Phönikien auch nach Egypten Verbreitung fand, sucht der Autor im goldreichen Kleinasien, wo er an Felsengräbern und auf Münzen alle Elemente des complicirtesten mykenischen Decorationsstückes wieder erkennt. Diese Herleitung ist sehr flüchtig und „andeutend" begründet; namentlich den auf das Midasgrab in Phrygien gebauten Schluß halten wir für hinfällig und den bezüglichen Satz geradezu für monstruös*). Aehnlichen gewagten Combinationen begegnet man mehrfach in Milchhöfers Buche. Allein ihn verführten die geschichtlichen und sagenhaften Nachrichten vom uralten Culturvolk der Phryger, vom Goldreichthum ihrer Berge, Flüsse und Könige; vom mythischen Metallurgengeschlecht der Daktylen, ferner die ausgebreitete und vornehme

*) „Wiewol dasselbe (Midasgrab) weder ein hohes Alter, noch in der Hauptsache einen eigentlichen Metallstil aufweist, vielmehr in seiner Façadenfläche die Einwirkungen des Holzstiles und der (von letzterem beeinflußten?) Teppichdecorationen verräth, dürfen wir es dennoch, mehr als irgend ein anderes bisher bekanntes kleinasiatisches Monument, unbekümmert für urälteste nationale Typik verwerthen und unmittelbar an diejenigen mykenischen Funde anknüpfen, welche die Kunst der Holzarbeit in gewiß engster, nicht zufälliger Verbindung mit jener Metallornamentik darstellen." S. 24 f. Wir halten das für unerlaubt. Wie kann man jüngere Arbeiten, welche den ausgesprochenen Charakter des Teppichstiles an sich tragen, für die Herleitung einer viel, viel älteren Kunstweise, welche ganz an die Metalltechnik geknüpft ist, verwenden?

Verwandtschaft der Phryger unter den arischen Völkern Kleinasiens und endlich die populäre Zurückführung der mykenischen Goldschätze auf den Phryger Pelops, die in Thukydides einen klassischen Zeugen besitzt. Dies genügt ihm, das gedachte altarische Kunstelement, welches im Goldfund von Mykenae neben dem semitisch-egyptischen auftritt, fortan als „phrygisch" zu bezeichnen; er verspricht uns jedoch, die Schicksale und Wanderungen derselben bis zu seinem Auftreten in Mykenae an anderem Orte ausführlich darzustellen.

Zu diesen beiden Kunstgattungen — dem Guß- und Prägestil, welchem sämmtliche orientalisirende Typen zufallen, und dem freien Treibe- und Flachstil, in dem mit verschwindenden Ausnahmen alle übrigen Motive vertreten sind — gesellt sich nun in Mykenae noch eine dritte Gruppe: Kriegs- und Jagdscenen in einem eigenthümlich harten, durchaus naturalistischen Stil auf massiven goldenen Ringen und Schiefern vertieft eingegraben und den Darstellungen gleicher Art auf den Basreliefs der großen Kalksteinplatten über den Gräbern (wo sie mit „phrygischen" Ornamenten äußerlich verbunden sind) zunächst verwandt. Diese Goldgravirungen beruhen nach Stil und Inhalt auf einer Ausbildung der Gemmenkunst, von der auch Mykenae hinreichende Beispiele gewährt, die aber zu einem andern, seit Decennien seiner kunsthistorischen Verwerthung harrenden Zweige uralter Kunstthätigkeit in Griechenland gehört.

Es sind dies die sogenannten „Inselsteine", eine umfangreiche Gruppe uralter Gemmen, die sich nach Form, Inhalt und Stilcharakter innerhalb unseres Denkmälervorrathes sehr scharf abgrenzt, in sich aber wieder in zwei Haupttypen — neben einer Reihe localer oder jüngerer Abarten — zerfällt. Rund oder länglich geformt wie Bachkiesel oder Pflaumenkerne, die wohl ursprünglich zu diesem Zweck verwendet wurden, sind sie sämmtlich durchbohrt und wurden somit amuletartig oder reihenweise an Schnüren getragen. Der kunsthistorische Werth dieser Gruppe liegt nicht zum geringsten Theile in der sicheren Kenntniß ihrer geographischen Verbreitung. Auf dem asiatischen Festland ist sie durchaus nicht heimisch, auf Cypern und Rhodus nur in localen Abarten oder mit fremdartigen Einflüssen vertreten. Dagegen muß Kreta, woher die meisten und ansehnlichsten Exemplare dieser Kunstgattung stammen, durchaus als eines der Hauptcentren derselben in Anspruch genommen werden. Unter den übrigen Inseln ragt namentlich Melos hervor; als ihre zweite Heimat kommt aber neben Kreta der Peleponnes in Betracht. Attika und Böotien scheinen wie Cypern und Rhodus schon eher der Peripherie dieses Kreises, einem Grenzgebiete, wo sich fremde Einflüsse bemerkbar machen, anzugehören. Die Bezeichnung dieser Gemmen als „Inselsteine" ist somit einseitig und unhaltbar; Alles weist vielmehr darauf hin, daß dieselben nicht auf einen oder einige Mittelpunkte der Erzeugung und des Exportes zurückzuführen sind, sondern daß sie mit einem bestimmten Volk verwachsen und mit diesem ihre Verbreitung finden.

Was den Stil dieser Gemmen betrifft, so bildet den eigentlichen Keim desselben die geometrische Decorationsweise mit ihrem in der ältesten „pelasgischen" Bronzetechnik und Keramik so reich vertretenen Vorrath an ornamentalen und bildlichen Formen. Während aber die beschränkte handwerkliche Thätigkeit der Metall- und Vasendecoration allmälig erstarrt und zurückbleibt, bereichert sich die Gemmenkunst durch Aufnahme freier mehr oder minder naturalistischer Motive, die jedoch weder stilistisch noch inhaltlich nach dem semitischen Orient hinweisen.

Arischen Ursprung erkennt man namentlich in dem sehr häufig wiederkehrenden Typus eines Mischwesens mit Pferdekopf und Vogelkörper, dessen Furchbarkeit durch seine Gewalt über andere Thiere (Stier, Hirsche, Löwen) deutlich ausgedrückt wird. Die nahe Verwandtschaft von Roß und Vogel ist in einer poetisch-dämonistischen Anschauung begründet, deren Heimat Indien ist und wofür der griechische Mythus zahlreiche Belege bietet, namentlich wenn er Sturm- und Wolkengottheiten, wie Boreas, die Harpyien, Erinnyen, Gorgonen Rosse zeugen oder gebären läßt. Minder glücklich erscheint uns die Ableitung accessorischer Theile dieser Mischform von dem Bild der Heuschrecke, das hier gleichsam einen prophetischen Einfluß geübt haben soll. Die verheerende Wirkung des Heuschreckenfluges, worin allerdings eine Aehnlichkeit mit dem Wesen jener Sturmdämonen hervortritt, gewährt dieser Annahme doch nur eine schwache Stütze. Nach vollzogener Berührung mit dem Meere soll dann das „Heuschreckengespenst" (vielleicht eine Mitgift aus den Steppen Centralasiens) weiter gemodelt worden sein und den Höckerkamm des Seepferdchens erhalten haben, woraus dann der Hippokamp, der auf den Inselsteinen ebenfalls schon vorkommt, entstand. In diesem Falle könnten wir nicht so sehr die Phantasie des bildenden Volksgeistes loben als die des Gelehrten, der den merkwürdigen Proceß verfolgt, an dem wir jedoch vorläufig noch zweifeln müssen. Unzweifelhaft sind aber jene Mischwesen Vorstufen zur Bildung des Flügelpferdes, das schon in der ältesten griechischen Kunst, wie in der persischen, eine hervorragende Rolle spielt, dem semitischen Orient jedoch fast gänzlich fehlt. Eine Nebenstufe der Entwickelung führt von jenem roßköpfigen Mischwesen zu anderen männlichen Typen der griechischen Kunst, den theilweise rossegestaltigen Centauren und den Satyrn, denen der fortschreitende Proceß der Vermenschlichung nur mehr den Schweif und die Ohren eines Pferdes gelassen. Doch macht der gleiche geistige Inhalt von Centauren und Satyrn wahrscheinlich, daß sich die letzteren erst später in Folge localer Differenzirung von den ersten abgelöst haben. Wie die Erinys als Sturmwolke in der Saranyu, die Flügelrosse in den Açvinen der Rigweda Vorbilder besitzen, so kehren die indischen Gandharven in den hellenischen Centauren wieder. Centauren finden sich zwar nicht auf den „Inselsteinen", aber auf stilverwandten Thonreliefs, wo sie in erster Linie vertreten sind. So wäre denn eine Anzahl dämonischer Gattungswesen, die wir auf griechischem Boden kennen lernen, kunstbildlich einerlei Ursprungs und gruppirte

sich um die Centralfigur des Rosses. Die ältesten Zeugnisse dafür gehören einer Epoche an, in welcher die Trennung und Sondergestaltung der daraus entspringenden Typen erst geringe Fortschritte gemacht hat; daran schließt sich eine lange Reihe der Emanationen, welche das ganze Gebiet des ausgebildeten griechischen Dämonenthums erfüllt. Von schlagender Richtigkeit dünkt uns ferner die Ableitung der Chimaira (die ja der spätere Mythus mit dem Flügelpferde des Bellerophon in Verbindung setzt und die schon auf dem Revers einer kretischen Gemme dem Pegasus gegenübersteht) aus der perspectivischen Ueberschneidung zweier Thierkörper, wie sie vielfach in Abbreviatur fest zusammengewachsen auf den Inselsteinen vorkommen und später thatsächlich organisch verbunden gedacht wurden. Aehnlich denkt sich der Verfasser die Entstehung des Minotaurus.

Der Einfluß des semitischen Orients auf diesen Bilderkreis erscheint verschwindend gering, zudem jüngeren Ursprungs. Die Hauptmasse desselben ist so offenbar arischen Geistes und Gepräges, daß der Schluß, die Träger dieser Kunst als Arier, und zwar als Arier von reiner Abstammung anzusehen, sich mit Nothwendigkeit ergiebt. Dieser Schluß erhärtet sich, wenn wir unter den äußerst wenigen mythologischen Darstellungen der Inselsteine zweimal den gefesselten, vom Geier gequälten Prometheus erblicken und also eine Sage von unbestritten arischer Wurzel so frühzeitig schon in vollendeter Ausbildung dargestellt sehen. Es entsteht nun die Frage: „Welchem Volke gehört diese Gemmenkunst mit ihrer Bilderschrift an? Wenn sie auf den Boden Griechenlands und der Inseln beschränkt war, wenn sie arisches Gepräge trägt, kann sie schlechtweg als griechisch bezeichnet werden?"

Die Cultur, welche den bisher betrachteten Kunstleistungen entspricht und sich aus ihnen ergiebt, zeigt wohl einen gemeinsamen Grundton mit der homerischen Welt (Kämpfe, Jagden, Wagenfahrten sind auch ihr heroischer Hauptinhalt), steht aber in jedem besonderen Zuge noch weit hinter derselben zurück. Tracht und Bewaffnung der Männer stimmt weder mit der achäisch-jonischen, noch mit der des semitisch-egyptischen Orients, und dasselbe gilt von der vollständigeren, doch nicht minder eigenartigen Frauentracht, zu welcher uns die altpersische Gewandung Analogieen bietet. Eigentlichen Vergleichungsstoff gewährt erst die Cultur der arischen Bevölkerung Indiens, die auch in geistiger Beziehung bereits entscheidende Aufschlüsse und Parallelen hergab. Milchhöfer verhehlt sich nicht, daß derartige Operationen „von vornherein vielfachem Mißtrauen und Mißverständniß ausgesetzt sind", und daß das reiche Material, welches uns hier zur Vergleichung vorliegt, verhältnißmäßig sehr jungen Ursprungs ist; er stützt sich aber auf die außerordentliche Stabilität der materiellen wie der geistigen Existenz, jene frühzeitige Erstarrung in uralten Formen, welcher Indien nicht minder wie der übrige Orient und Egypten anheimfiel. Dennoch können wir hier, wie früher gegenüber dem „phrygischen" Stile der mykenischen Ornamentik, das Bedenken nicht unterdrücken, welches die Herleitung uralter Kunstweisen von

Formen, die uns nur in jüngerer Ueberlieferung vorliegen, umsomehr erwecken muß, als auch dieses Gebiet, wie der Verfasser selbst zugiebt, nur „andeutungsweise" behandelt ist. Hier also, in Indien, findet er nicht nur jenen pferdeköpfigen wirklichen Dämon, der auf den Inselsteinen (jedoch mit Vogelkörper!) so häufig ist, sondern namentlich die charakteristischen Gewandstücke der ältesten kunstgeschichtlich bezeugten Bewohner Griechenlands. Den Lendenschurz der Männer und das den Oberkörper nackt lassende, die Beine hülsenartig umschließende Costüm der Frauen. Es kann nicht geleugnet werden, daß in den indischen und mykenischen Frauenfiguren, welche Milchhöfer auf S. 102 seines Buches zusammenstellt, eine gewisse Uebereinstimmung sich zeigt, aber von Beweiskraft ist sie doch noch weit entfernt, auch wenn wir auf den großen Altersunterschied nicht weiter Gewicht legen. Ueberdies verkennt der Autor selbst nicht, daß uns die Mittelglieder fehlen, welche zu diesem Gegenbild in weiter Ferne hinüberführen müssen, er hofft aber, daß die weitere Durchforschung der arischen Zwischenländer eine innige Verknüpfung der beiden Endpunkte ergeben werde. Wir vermissen also in der ältesten Cultur auf griechischem Boden, was für den nationalen Charakter der homerischen Griechen am bezeichnendsten ist: Waffenrüstung und volle Bekleidung. Wir vermissen ferner diejenige Form des griechischen Götterssystems, in welcher Athene und Apollo epochemachend hervortreten, und finden dagegen fast in unbeschränkter Alleinherrschaft jene elementaren, pandämonistischen und großentheils monstrosen Vorstellungen, welche in der homerischen Periode wie etwas Ueberwundenes zurücktreten. Scheiden wir von diesen materiellen und geistigen Elementen aus, was sich als arisches Gemeingut vor der Völkertrennung nachweisen läßt, so zeigt sich nur eine sehr geringe Entfaltung desjenigen Stammes, der sich von den arischen Völkern zuerst auf griechischem Boden angesiedelt hat. Wenn sich nun auf demselben Boden in der Form des Hellenenthums neue Keime zu eigenartiger und hoher Blüthe entwickelt haben, so kann dies nur innerhalb gleichartiger, stammverwandter Volkstheile stattgefunden haben. „Aber diese neuen Ansätze werden sich schwerlich anders erklären lassen, als durch den Zuzug frischer höher begabter Kräfte, die bisher im Hintergrunde standen." Es scheint dem Autor daher unvermeidlich, nebst den Dorern auch die andern Griechenstämme von einer homogenen Grundbevölkerung zu scheiden, welche längst vor denselben ihre Wohnsitze über Griechenland ausgebreitet hatte. Zu diesem Zweck verwendet er vom geschichtlichen Standpunkte aus den Namen und Volksbegriff der Pelasger, mit welchem leider vielfach Mißbrauch getrieben und von Niebuhr bis auf Kiepert so zahlreiche Operationen verknüpft wurden, daß eine Verständigung schier unmöglich scheint. Indeß haben die Alten niemals die Erinnerung daran verloren, daß die „göttlichen Pelasger" einst den Grundstock der Bevölkerung Griechenlands bildeten, und wenn man nun die authentisch überlieferten Merkmale der Pelasgerzeit mit dem aus den ältesten Kunstdenkmälern gewonnenen Culturbilde vergleicht,

ergiebt sich die volle Bestätigung des Zusammenhanges und eine willkommene Ergänzung der letzteren Tradition. Der unsichtbare pelasgische Zeus manifestirt sich hier wenigstens in seinen Wahrzeichen, zumal in dem Attribute der Doppelaxt oder des Hammers, der als Symbol des Blitzes weit über die Grenzen des griechischen und kleinasiatischen Arierthumes hinausgeht. Die Einwanderung der Pelasger läßt unser Autor aus Kleinasien und zwar über den Hellespont erfolgen, „die eigentlich hellenischen Stämme, welche wir von den Pelasgern nicht allzuweit trennen dürfen, wurden vielleicht über den Bosporus hinweg zunächst weiter nach Norden abgelenkt". (?) — So wäre denn die älteste Cultur Griechenlands zwar nicht ungriechisch, aber doch vorgriechisch, ein zweideutiger Begriff, der uns die räthselhaften Pelasger vorläufig noch nicht erheblich näher rückt.

Wie die mykenischen Funde lehren, fand die pelasgische Cultur in Griechenland Bereicherung durch den Contact mit der entwickelteren arischen Bevölkerung Kleinasiens (Phrygiens?) und mit dem stammfremden Orient. Diese reichere Entwickelungsstufe, welche vom Mythus in der Perseus- und Pelopssage historisirt wird, ist durch Mykenae nur für unsere Erkenntniß der Stilarten repräsentirt; ein Fabrikationscentrum war weder hier noch in einem andern Theile des Peloponnes. Der Ort, wo die Hauptströmungen zusammengeflossen sind, ist nicht auf dem Festland, sondern auf einer der größeren Inseln im Süden des griechischen Archipel zu suchen. Cypern wird aus nationalen und künstlerischen Gründen von vornherein abzuweisen sein; aber auch für Rhodus fehlt uns jedes Mittel, um dem pelasgischen Element neben den concurrirenden Völkerschaften hervorragende Vertretung zu sichern. Dagegen erfüllt Kreta im reichen Maße alle Bedingungen für die Annahme, daß hier der Zusammenfluß jener befruchtenden Ströme stattgefunden. In den Grundlagen, auf welchen ein politisches Centrum, wie die minoische Herrschaft, die älteste Thatsache nationaler Geschichte auf griechischem Boden, erwuchs, finden sich in historischer Ueberlieferung jene Elemente und Beziehungen wieder, aus denen sich kunstgeschichtlich betrachtet die Gesammterscheinung der ältesten Cultur in Griechenland ergiebt. Auf dem Kreuzungspunkt aller großen Seewege des östlichen Mittelmeeres gelegen, öffnet sich Kreta gegen Griechenland, Kleinasien, Phönikien, Egypten und Italien hin, am zugänglichsten jedoch für die Einflüsse Kleinasiens, woher wahrscheinlich auch die erste arische Bevölkerung der Insel stammt. Der phönikische Einfluß, dem früher wohl das ganze Reich des Minos zugeschrieben wurde, erscheint daneben viel geringer, jedenfalls wurden fremdartige semitische Elemente auch hier wie in Griechenland assimilirt und verarbeitet, nicht selbstständig fortgepflanzt. Die Beziehungen zwischen Kreta und Mykenae, resp. dem griechischen Continent, lassen sich nur an den Fäden zahlreicher mythischer Verbindungen verfolgen; doch erscheint die Thatsache eines regen Kunstimports auch sonst nach dieser Richtung gesichert. „In Volksthum, Sage und Kunst vollzog sich auf Kreta eine folgenreiche Verbindung von Gegensätzen, in denen nicht

unverwandte, aber doch hinreichend lang getrennte Bestandtheile zusammengeführt werden, um lebensfähige Neubildungen zu erzeugen: im ethnologischen Sinne das rauhe spröde Pelasgerthum und das erregbare asiatisch-arische Element, im Religiösen namentlich der pelasgische Zeus und die idäische Naturgöttin mit ihrem orgiastischen Gefolge, im Technischen der eckige, trockene, an hartem Material geübte pelasgische Stil und die biegsame, phantastische, asiatische Metallkunst."

Allein das aufgestellte System der ältesten Kunstentwickelung in Griechenland besteht die Probe seiner praktischen Zuverlässigkeit erst dann, wenn es gelingt, die Kluft zwischen jenen Anfangserscheinungen und der specifisch hellenischen Cultur zu überbrücken und den Uebergang vom Fremdartigen zu vertrauteren Formen als naturgemäße Fortentwickelung fruchtbar darzustellen.

Dies unternimmt der Autor in einer zunächst dem homerischen Zeitalter gewidmeten Fortsetzung seiner Studien. Einen ersten Fortschritt erkennt er in der architektonischen Gliederung der mykenischen Bauwerke (Löwenthor, Tholosbauten), wo sich in der Belebung der Flächen durch Halbsäulen und Profile, in der giebelartigen Entlastungsöffnung über den Portalen und deren stilvollen Figurenschmuck gegenüber dem rein decorativen Grundcharakter der Gräberfunde unzweifelhaft eine jüngere Periode ankündigt. Zur ferneren Füllung jener Lücke dient, bei dem Mangel plastischer Arbeiten, die über das 7. Jahrhundert zurückliegen, eine Kunstthätigkeit, die von der übereinstimmenden Tradition des Alterthums vorzugsweise an Kreta, speciell an den Namen des Dädalus geknüpft wird, die uralte Technik des Schnitzens, Gravirens und Einlegens in harten Stoffen auf trockenem und kaltem Wege, daneben wohl auch des Treibens und Ueberziehens von Blechen. Gefäße und Waffen aus Mykenae, namentlich eine Dolchklinge mit figurenreicher und lebhafter Darstellung einer Löwenjagd beruhen einerseits noch augenfällig auf der pelasgischen Cultur und rücken uns andererseits bereits mitten in jene Kunstanschauung, welche den homerischen Sängern, zumal in der Beschreibung des achilleïschen Schildes, geläufig war.

Die fühlbarste Kluft scheidet jedoch in religiöser und mythischer Beziehung die alte von der neueren Zeit. Die homerische Dichtung ist gesättigt mit nationalem Gehalt. Eine fertige Welt mit seltsam gefestigten, ja sogar überreifen Zuständen in olympischen wie in irdischen Dingen sondert sich scharf von der unmittelbar vorhergehenden Epoche, die noch auf der Grundlage einer vagen, vielfach ungeläuterten, dämonistischen Naturanschauung beruht. Hier muß eine Kraft, welche die schwankenden Gestalten des mythischen Bewußtseins regelte und vermenschlichte, thätig gewesen sein, und hier ist der Punkt, wo wir den Eintritt hellenischer Stämme mit ihren bevorzugten Gottheiten (Athene, Apollon, Hera), namentlich des Jonierthums, und im Zusammenhang mit letzterem insbesondere die Erscheinung des epischen Gesanges als zunftmäßige Kunstform zu Hilfe nehmen müssen. Die homerische

Epik, eine aus rationaler und künstlerischer Tendenz eklektisirende Poesie, steht in ausgesprochenem Gegensatz zu den ungeläuterten, volksthümlichen Vorstellungen, die wir aus den weitverbreiteten, amuletartigen Producten der Steinschneidekunst kennen lernen. Sie ist trotz ihrer Unmittelbarkeit und Frische von jener ältesten mythenbildenden Naturanschauung bereits unendlich weit entfernt, und die vereinzelten Züge aus uralt-volksthümlichen Vorstellungsgebieten ragen wie Reste einer überwundenen Epoche in diese Kunstdichtung hinein. Um so bedeutsamer tritt die Verwendung rein begrifflicher Personificationen und Allegorien auf, welche sicher nicht auf volksthümlichem Boden erwachsen, sondern sozusagen modernen Ursprungs sind. Auch in der Behandlung und Gruppirung der Göttergestalten waltet ein bestimmtes eklektisches Princip. Gerade die Mächte des Erdsegens und der Flur, der Feuchtigkeit, der Flüsse und Gewässer, welche im religiösen Leben der Alten den ersten und ausgedehntesten Platz einnahmen (Demeter, Dionysos, Poseidon, Hermes, Dioskuren) spielen eine mehr als untergeordnete Rolle gegenüber den Gestalten von ethischer Bedeutung: Zeus, Hera, Athene, Apollon*). Die offenbare Absicht der Sänger ist die, Lehrer des Volks zu sein im Sinne einer geläuterten, höheren Weltanschauung, weshalb eigentlich kein Unterschied zwischen Priestern und Dichtern besteht, oder vielmehr die ersteren in den letzteren aufgingen.

Man wird zugeben, dies Alles hat die größte Wahrscheinlichkeit, aber es bleibt noch manches Dunkel aufzuhellen, manche naheliegende Frage unbeantwortet. Wo haben sich die glücklichen hellenischen Stämme vor ihrem Auftreten in Griechenland zuletzt befunden, wo jene reineren Götterbegriffe aufgenommen oder ausgebildet? Milchhöfer läßt sie recht aus Verlegenheit plötzlich eintreten, ja man kann sagen, beinahe vom Himmel fallen, um als dii ex machina die unvereinbaren Gegensätze der älteren und der jüngeren Epoche auszugleichen.

Den Einfluß des Epos und der Dichtung überhaupt auf die älteste Kunst der Griechen denkt sich unser Autor sehr gering. Er bevorzugt „ästhetische Vorurtheile" abweisend, das technisch-mechanische Moment bei der Entstehung der Compositionen aus gegebenen Motiven, die sich selbstständig mit immer neuem mythischen Gehalt erfüllen und so von keimartigen Anfängen aus organisch emporwuchsen. Dabei läßt er unser bisheriges Lieblingsmaterial, die bemalten Vasen, mit Geringschätzung bei Seite und erläutert die Typik der archäischen Kunst an den spärlichen Resten und Zeugnissen von dädalischer Technik. Nur die Klasse der „kyrenäischen" Vasen spricht er von einer gewissen Erstarrung, die dem Begriff des Archäisirens schon sehr nahe kommt, frei und sucht dieselben ihrem Inhalt, Stil und

*) Die späteren Mysterien, in deren Mittelpunkt Demeter steht, sind denn nichts anderes, „als eine dogmatisch umgebildete und ausgedeutete Reaction jener ältesten Naturmächte".

ornamentalen Charakter nach mit den ältesten, namentlich kretischen Gemmen, mit einer merkwürdigen kretischen Bronzeplatte und den urkundlich überlieferten Werken der Dädaliden, endlich mit altspartanischen Kunstwerken in sehr nahen Zusammenhang zu bringen. Dieser älteste geschlossene Kreis der bildlichen Tradition enthält einen Vorrath von Grundformen, die dann an jüngeren Productionscentren, namentlich in Korinth, Halkis, Attika übernommen und weiter ausgestaltet wurden. Die Verbreitung ältester Typen über Hellas und die Colonieen ist nicht etwa auf dem Wege des Massenimports zu erklären, wie bei den korinthischen und attischen Thongefäßen, sondern der handwerkliche und schulmäßige Zusammenhang, ausgedrückt durch die Wanderungen der Dädaliden, hat die Fäden gewoben, welche gewissermaßen die Grundtextur für zahlreiche neue Anknüpfungen abgaben. Das dädalische Kunsthandwerk stellt, bis in historische Zeiten hinein, eine Continuität der Entwickelung her, welche die Kluft von Jahrhunderten, namentlich das Dunkel der auf die Archäerzeit folgenden Periode ausfüllt und in der lange Zeit fortdauernden Einwirkung Kretas auf die geistlichen Angelegenheiten Griechenlands eine beachtenswerthe Parallelerscheinung besitzt.

Allein nicht nur für Griechenland hatte Kreta eine, auf den alterthümlich conservativen Zuständen der Insel beruhende, vorbildliche Autorität. Auch den Antheil Italiens an dem Typenkreise der ältesten in Griechenland nachweisbaren Kunst möchte Milchhöfer kretischen oder peloponnesischen Einflüssen zuschreiben. Was endlich die Etrusker betrifft, so nehmen sie nach seiner Hypothese eine eigenartige, aber keineswegs räthselhafte Stellung ein. Ihre Sprache hat zwar bisher jede Auskunft über die ethnologische Verwandtschaft der Völker verweigert, doch auch der materielle Nachlaß derselben, die etruskische Kunst, enthält Thatsachen, deren Wurzeln nicht wandelbarer sind als die der Sprache, und die ein Urtheil über den Ursprung und Charakter ihrer Träger wohl ermöglichen. Vergleicht man die Anfänge griechischer Kunst mit der ältesten etruskischen Cultur, so erklärt sich eine Reihe gemeinsamer Züge nur unter der Voraussetzung, daß sich ursprünglich homogene Standeselemente in getrennter Entwickelung fortbewegt haben, eine Trennung, die zu wesentlich verschiedenen Resultaten führen mußte, ohne doch die Uebereinstimmung gewisser Grundformen und Erscheinungen völlig zu verwischen. So erscheint die Cultur der Etrusker als eine directe, wenn auch isolirte Fortsetzung zur vorhellenischen, das Volk selbst als eine Verbindung pelasgischer und asiatisch-arischer Bestandtheile, ein auf griechisch-asiatischem Grenzgebiet erwachsenes Mischvolk. Dies sucht der Verfasser namentlich durch die Uebereinstimmung sepulcraler Vorstellungen, die zwischen Kleinasien (Lykien), Griechenland und Etrurien vermitteln, wahrscheinlich zu machen. „Während später das Hellenenthum sich weit darüber hinaus zu selbstständiger Umbildung des Gegebenen erhob, verharrte das Etruskerthum in gewissem Sinne trotz aller äußeren Anstöße stets auf demselben Niveau. Mit formalem und doch nicht künstlerischem Talent ausgestattet, mit einer Neigung zum

Phantastischen ohne eigentliche schöpferische Phantasie, nicht ungelehrig in der Aneignung homogener Entwickelungsformen, bewahrte Etrurien fortwährend den Charakter einer barocken Mischcultur, deren äußere Ausdrucksmittel kaum über das decorative Gebiet hinausgingen. Für die Einführung des zwiefachen Volkselementes und die Herleitung desselben aus dem griechischen Archipel werden nun auch die Stimmen des Alterthums, doch ohne den Werth derselben im Einzelnen kritisch zu prüfen, herbeigezogen. Die Fragen, wie und wo sich jene Mischung pelasgischer und asiatischer Elemente im Besonderen vollzog, ob dieselben auf dem Land- oder Seeweg nach Italien gelangten, läßt unser Autor vorläufig unbeantwortet und begnügt sich festzustellen, in welcher Richtung die Sprachwissenschaft Mittel und Wege suchen müsse, um hier weitere Entscheidung zu fällen. Im räthselhaften etruskischen Idiom müsse eine Kreuzung zweier Sprachen, einer indoeuropäischen und einer kleinasiatischen vorliegen.

Milchhöfer formulirt die Hauptresultate seiner Studien in der Einleitung wie folgt: „Auf dem Boden Griechenlands finden wir von jeher, soweit das vorhandene Material uns leitet, einen festen Stamm localer Production vertreten. Derselbe läßt sich als Eigenthum einer arischen (indo-europäischen) Grundbevölkerung erweisen. Die inneren Berührungspunkte mit auswärtigen benachbarten Culturvölkern regeln sich in erster Linie nach Maßgabe der Stammesverwandtschaft. Erst an zweiter Stelle kommen für äußerliche Formenbereicherung die Einflüsse des nicht-arischen Orients in Betracht. Am intensivsten vollzog sich die Mischung der genannten Elemente an solchen Punkten, welche geographisch die geeignetste Mittelstellung und zugleich historisch den Schauplatz der ältesten in Griechenland nachweisbaren selbstständigen Entwickelung bezeichnen. Die hellenische Kunst im engeren Sinne endlich beruht keineswegs auf lauter neuen Anfängen, sondern ist überwiegend an das Vorhergehende gebunden. Alle diese Beziehungen und Vorgänge finden ihr verwandtestes Gegenbild in der volksthümlichen Religionsgeschichte und Mythologie."

Von diesen Schlußsätzen dünkt uns der zweite und dritte, welcher den fast exclusiven, um nicht zu sagen nationalen Charakter der pelasgischen Kunst und Cultur betont, am bedeutsamsten; weiterhin verflacht sich das Ergebniß bis zu Gemeinplätzen, die manche Phrase im Buche selbst wiederspiegeln. Fassen wir unser Urtheil über dasselbe zusammen, so müssen wir sagen: es ist eine Leistung, wie sie bei dem gegenwärtigen lückenhaften Bestand unserer Kenntniß eben möglich war. Es hätte wohl in einer etwas strengeren Form, sonst aber schwerlich viel besser geschrieben werden können, als es vorliegt — *wenn* es geschrieben werden mußte! Jedenfalls bringt es eine Reihe werthvoller Anregungen und löst so das Versprechen des Autors ein, aber diese wären auch mit Verzicht auf die Buchform und den anspruchsvollen Titel dort, wohin solche Studien ihrem Wesen nach gehören, nicht unbeachtet und unfruchtbar geblieben. Sie hätten dort ruhig wachsen

und ausreifen können, bis der Zeitpunkt gekommen wäre, sie einem größeren Publikum vorzulegen. Wir sind weit davon entfernt, den Vorwurf der Buchmacherei zu erheben, müssen uns aber einer solchen wenigstens formell abgeschlossenen Erscheinung gegenüber das Recht einer strengeren Beurtheilung wahren. Als einen Hauptmangel des Buches müssen wir es bezeichnen, daß fast alle darin betrachteten Erscheinungen schlechtweg als „prähistorisch", wie der bequeme Ausdruck lautet, behandelt sind und fast nirgends auch nur der Anlauf zu einer chronologischen Verknüpfung mit geschichtlichen Thatsachen gemacht wird. Und doch wäre gerade dies die Aufgabe einer abgerundeten Darstellung, die sich durch andeutungsweise Behandlung ihre Sache ohnehin leichter macht.

Wir verzichten hier darauf, die neuen Thesen an einzelnen Punkten anzugreifen; auf verschiedene schwache Stellen ist schon im Verlauf unserer Uebersicht hin und wieder verwiesen worden. Es liegt übrigens in der Natur solcher Untersuchungen, daß sich das Beste, was sie bringen, nur zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit erhebt. Immerhin bleibt die Arbeit ein anerkennenswerther Versuch, die Anfänge griechischer Kunst und Cultur auf Grund eines reichen, neugewonnenen Materials skizzenhaft zu reconstruiren. Als solcher steht sie auf der Höhe moderner Wissenschaft und wird diese behaupten, bis der Boden Griechenlands und der Inseln und Küsten, die es umgeben, ringsum so gründlich aufgelockert ist, wie es durch Schliemann an einigen Stellen geschehen.

Die neueſten Romane von Daudet und Zola.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

II.

La Joie de vivre von Emil Zola*).

Emil Zola macht zu allen ſeinen Romanen die gründlichſten Studien. Wenn er die Markthallen, eine Waſchanſtalt, ein ſtädtiſches Krankenhaus, die Couliſſen eines kleinen Theaters, das Dienſtbotengelaß eines beſcheidenen bürgerlichen Hausſtandes, ein großartiges Modegeſchäft und dergleichen ſchildern will, ſo begnügt er ſich nicht damit, dieſe Dinge genau anzuſehen und ſo auf ſich wirken zu laſſen, wie ſie auf denjenigen, der in dieſem Raume nicht heimiſch iſt, eben wirken müſſen; er begnügt ſich nicht damit, uns den Geſammteindruck zu ſchildern, er erſpäht und durchforſcht ein jedes Winkelchen. Nichts entgeht ſeinem ſcharfen Auge, alles erſcheint ihm intereſſant und beachtenswerth; und wenn er ſich mit der Fülle neuer Wahrnehmungen und neuer Eindrücke ganz vollgepfropft hat, dann empfindet er das Bedürfniß, das eben erworbene Gut möglichſt ſchnell ſchriftſtelleriſch wieder umzuſetzen. Dann hält er auch alles, was ihn intereſſirt hat, für mittheilenswerth.

Man kann von dem Romanſchriftſteller, deſſen Erfindung ſich auf dem unbegrenzten Felde der Vergangenheit und der ganzen modernen Geſellſchaft bewegt, nicht verlangen, daß er, wenn er ſich die Behandlung eines beſtimmten Stoffes zur Aufgabe ſtellt, alle dabei in Frage kommenden äußerlichen Umſtände ganz genau beherrſche und ſich alle dazu erforderlichen Kenntniſſe ſchon zu eigen gemacht habe; er wird vielmehr genöthigt ſein,

*) Paris, G. Charpentier u. Cie. 1884.

zu einem jeden neuen ernsten Werke besondere Studien vorzunehmen. Der geschmackvolle Erzähler wird aber vor allem dafür Sorge zu tragen haben, daß er den Leser nicht in jedem Augenblicke an diese Vorarbeiten, an diese nothwendigen Geheimnisse des Handwerks erinnere. Der Leser soll nicht bei jedem Anlasse mit der Nase auf das Notizbuch des Schriftstellers gestoßen werden. Dieses absichtliche Auskramen von Kenntnissen, denen man sofort anmerkt, daß sie allerjüngsten Datums sind, hat etwas protzenhaft Beleidigendes. Es ist die Renommirsucht des eitlen Emporkömmlings, der vor einem jeden Fremden seinen Reichthum, weil er ihm selbst noch etwas Neues und Fremdes ist, ausbreiten muß; es ist der Drang des Autodidakten, wie ihn Gutzkow einmal sehr gut bezeichnet hat, „die eben eingenommene Ladung schnell zu löschen, damit das leichte Fahrzeug nicht kentere", wie ihn auch Schiller in den Distichen geißelt:

„Jahrelang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun,
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert.
Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren;
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!"

Diese Unart ist an Zola scharf zu rügen. In jüngster Zeit hat er sich, nachdem er sich vom Studium des Modebazars in „Au Bonheur des Dames" gründlich erholt hatte, eingehend mit Schopenhauer und Anatomie beschäftigt, und sein neuester Roman ist von der ersten Seite bis zur letzten nichts weiter, als eine Darlegung der finsteren Weltanschauung Schopenhauers, als ein klinisches Tagebuch; und da ihn die Anatomie unbedingt lebhafter angesprochen hat als die Stoffe zu Damentoiletten, so giebt er von seiner jüngsten Errungenschaft hier auch noch mehr aus als früher. Er treibt mit dem Rechte der epischen Breite geradezu Mißbrauch.

An Schopenhauer müssen wir auch denken, wenn wir den Titel „la Joie de vivre" übersetzen wollen. Zola stellt seinen Uebersetzern mit den Titeln, die er seinen Romanen beilegt, immer sehr schwierige Aufgaben: „La Curée", „L'Assommoir", „Pot-Bouille" sind gar nicht zu übersetzen, und auch die Uebersetzungen von „Une Page d'Amour" und „Au Bonheur des Dames" hat ihre Mißlichkeiten. Mit „la Joie de vivre" verhält es sich nicht anders. Es ist natürlich bittere Ironie; von „Lebensfreude" und Lebensfreudigkeit ist in dem Buche nirgends die Rede. Vielleicht würde man dem Richtigen nahe kommen, wenn man den Titel, anknüpfend an Schopenhauers Lehre von der „Nichtigkeit des Daseins", mit „die Freude am Dasein" übersetzen wollte.

Zola betrachtet einen jeden seiner neuen Romane, der zwar in sich abgeschlossen und ganz selbstständig sein soll, doch nur als einen Theil des großen Gesammtwerkes, das er in einer langen Reihe von Erzählungen auszuführen den Vorsatz gefaßt hat, und das den Titel führt: „Die Rougon-

Macquart, Natur- und Socialgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich." Wir haben in den früheren Bänden gesehen, wie er diese Geschichte an den Abkommen der Adelheid Fouque, die, mit dem Bauern Rougon vermählt, ein eheliches Kind und in der wilden Ehe mit dem Wilderer Macquart zwei Kinder gezeugt hatte, sich abspielen läßt. Wir haben gesehen, wie er gewisse besonders charakteristische Erscheinungen unter dem zweiten Kaiserreiche schildert: die Speculationswuth in Grundstücken, die Gründungen in „la Curée", das politische Streberthum und den Einfluß leichtsinniger Weiber auf die Geschichte des Staates in „Son Excellence Eugène Rougon", die Spionage und Polizeiwirthschaft in „Le ventre de Paris", die Verderbtheit des Arbeiterstandes in „L'Assommoir", die Verderbtheit der Aristokratie in „Nana", die Verderbtheit des Bürgerthums in „Pot-Bouille", das Verschlingen des ehrsamen Kleinhandels durch das Ungeheuer der Großindustrie in „Au Bonheur des Dames". In den anderen Romanen des groß gedachten Gesammtwerkes, wie in „Une Page d'Amour", „La Faute de l'Abbé Mouret" tritt dieser Zusammenhang mit den eigenthümlichen Bildungen und Verbildungen des zweiten Kaiserreiches weniger scharf hervor. Und das scheint auch in „La Joie de vivre" der Fall zu sein, — es sei denn, daß Zola die Absicht gehabt habe, die Ertödtung des Idealismus in der Jugend, die Zersetzung durch finsteren Pessimismus und in Folge dessen die vorzeitige Erschlaffung, die Zerfahrenheit, Thatlosigkeit, den Lebensüberdruß, gepaart mit einer seltenen Angst vor dem Ende, als Wirkungen der Napoleonischen Wirthschaft hinzustellen.

Die Heldin dieser Geschichte, Pauline Quenu, gehört zu den illegitimen Sprossen der Adelheid Fouque. Sie ist eine Urenkelin des Wilderers Macquart, also blutsverwandt mit den Helden in „Le ventre de Paris", im „Assommoir", in „Nana", „Pot-Bouille" und „Au Bonheur des Dames". Sie ist die Tochter der älteren Schwester von Gervaise, der Lisa Macquart, die sich mit dem Schweinemetzger Quenu verheirathet hatte, und der wir im Roman „Le ventre de Paris" begegnet sind. Sie ist also die leibliche Cousine von Nana, der Tochter der Gervaise, grundverschieden in der Hauptsache von dieser und doch von überraschender Aehnlichkeit in vielen Beziehungen.

Es ist sehr interessant zu beobachten, wie Zola in den beiden ganz und gar verschiedenen Mädchen, in Nana und Pauline, die Blutsverwandtschaft gezeichnet hat: die starken unbewußten Uebereinstimmungen in der Grundanlage der beiden Naturen und die völlig von einander abweichende Entwickelung, die diese durch starke Einwirkungen, namentlich durch die erste Erziehung in der Jugend nehmen. Nana, die Tochter der gutmüthigen, aber völlig verlüderten und dem Trunke ergebenen Gervaise, die in der Schnaps-Atmosphäre der Verkommenheit und des Lasters aufwächst, und kaum den Kinderschuhen entwachsen, in das wüsteste Leben der Ausschweifung hineingeräth, in dem sie, ohne jemals auch nur eine Regung nach Reinerem verspürt zu haben, schließlich zu Grunde geht, ist die typische Dirne; Pauline,

die Tochter der correcten philisterhaften Frau des ehrsamen Schweinemetzgers Quenu, ist das typische anständige Mädchen.

Aber bei dieser völligen Verschiedenheit haben die Beiden auffallend starke gemeinsame Züge. Zunächst äußerlich: Beide sind üppige, vollsaftige Weiblichkeiten, beide haben daran eine merkwürdige Freude, beide mustern ihren Körper und ihre verborgenen Schönheiten mit froher Neugier und mit ungewohnter Aufmerksamkeit, beide sind sinnliche Naturen. Bei Nana ist die Sinnenlust ungezügelt und heischt Befriedigung; bei Pauline äußert sich diese Eigenthümlichkeit anders: in der aufmerksamen Beobachtung der Thiere, in dem Verlangen, die Geheimnisse des menschlichen Organismus kennen und verstehen zu lernen. Nana nimmt Geliebte, Pauline anatomisch-pathologische Lehrbücher. Beiden gemeinsam ist eine große Gutmüthigkeit, die bei beiden zur Verschwendung verleitet; bei Nana ist diese Verschwendung zweck- und ziellos bis zum Wahnsinn entartet, bei Pauline beschränkt sie sich auf's Wohlthun.

Pauline hat noch von ihren Eltern her das klare Bewußtsein der Zahlen, sie rechnet; aber ihre Herzensgüte siegt über ihre ökonomischen Bedenken. Sie opfert ohne Gewissensbisse und in dem klaren Bewußtsein, daß sie auf's Schnödeste ausgebeutet wird, ihr Vermögen den Personen, die sie lieb hat. Beide haben auch von ihrem wilden Urgroßvater her einen Tropfen überheißen Blutes, der bei Nana weiterwirkt in einer ganzen Kette namenloser Brutalitäten, bei Paulinen aber, durch anständige Empfindung gezügelt, nur einmal gewaltsam losbricht: in der Mißhandlung eines unschuldigen Thieres.

So ist trotz dieser starken Uebereinstimmung zwischen den Beiden Nana ein widerwärtiges, abscheuliches Geschöpf, Pauline, von einigen wenigen Seltsamkeiten abgesehen, durch und durch sympathisch und wahrhaft rührend.

In logischer Folge nimmt die neueste pessimistische Geschichte Zolas denn auch einen andern Verlauf als die früheren. Trotz aller Unbill, die die gutmüthige Pauline erdulden muß, klingt das Buch in einem zwar wehmüthigen, aber doch harmonischen Accorde aus, und über dem Schicksal der gemißhandelten und ausgebeuteten Heldin erglänzt Etwas wie ein sonniger Hauch von Versöhnung.

In einem geradezu meisterhaft geschriebenen Eingangskapitel, das an sich als ein großes Kunstwerk bezeichnet werden muß, führt uns Zola diesmal wiederum in die Provinz, und zwar an die Nordwestküste Frankreichs, an den tückischen Seinebusen, an den vom Canal bespülten, ausgebuchteten Streifen der Normandie. Da nördlich von Caen, bei Bayeux liegt an dem felsigen Strande ein elendes Fischerdorf, das nur noch aus einigen jämmerlichen Baracken besteht und den Namen Bonneville führt. Seit unvordenklichen Zeiten führt das Meer einen unerbittlichen und unaufhörlichen Vernichtungskampf gegen diese kümmerlichen Behausungen der Menschen,

jede Sturmfluth verschlingt einige davon und drängt die unglücklichen Fischer weiter in's Land zurück. Aber der wunderliche, schier unbegreifliche menschliche Starrsinn bietet dem Sturm der Elemente immer wieder Trotz, und anstatt dem Stärkeren ganz zu weichen, rücken sie nur schrittweise mit ihren Herbergen zurück und schlagen immer wieder in der unmittelbaren Angriffslinie des Meeres ihre Buden auf. Sie können nur in der beständigen Bedrohung durch das Verderben ihr Dasein fristen.

Die geringe Bevölkerung dieses Dorfes ist durch und durch verderbt; es sind Trunkenbolde, Diebe; vierzehnjährige Mädchen werden Mütter — es herrscht mit einem Worte der Zustand völliger sittlicher Verwahrlosung, äußerster Jammer, Schmutz und Gemeinheit. Die einzigen anständigen Leute sind der Pfarrer und der Maire Chanteau.

Der Pfarrer Horteur ist ein prächtiger Typus. Er ist ein Bauernsohn und sein ganzes Leben lang ein Bauer geblieben. Mit Kummer sieht er, wie seine Gemeinde dem Bösen gänzlich verfallen ist, und in den langen Jahren, die er als Hirt dieser räudigen Schafe nun vollbracht, hat er allmählich alle Hoffnung auf Heilung aufgegeben. Er nimmt ihre Schlechtigkeit hin wie etwas Unabänderliches, thut seine Pflicht, besucht die Kranken, giebt von seinem höchst dürftigen Einkommen noch einen erheblichen Theil an die Aermsten, arbeitet bei Wind und Wetter beständig in seinem Gemüsegarten, raucht im Verborgenen seine Pfeife, besucht an einem bestimmten Tage in der Woche regelmäßig den Maire, speist da zu Mittag, spielt mit ihm Dame und verbraucht so in steter Entbehrung, in unausgesetzter harter Arbeit, ohne Freuden, ohne Anregungen, sein einförmiges Dasein.

Chanteau, der erhebliche Geldverluste erlitten, hat sich nach Bonneville zurückgezogen, um da das Gleichgewicht in seinem Haushalt wieder herzustellen, er ist zum Maire ernannt worden und schließlich an der Scholle kleben geblieben. Chanteau ist ein gutmüthiger, unbedeutender Mensch, der seit Jahren an einem hartnäckigen, boshaften Gichtleiden krankt und diesem Leiden durch unaufhörliche kleine Diätfehler immer neue Nahrung zuführt. Die Krankheit hat ihn ganz verdummt und alle Energie in ihm zerstört. Der eigentliche Herr vom Hause ist seine Frau, eine kluge, fest zugreifende Dame, die aus einer adligen Familie stammt und das alleinige Regiment im Hause führt.

Aus dieser Ehe ist ein Kind hervorgegangen, Lazare, der zu Beginn der Handlung soeben das Abiturientenexamen gemacht hat und nun im Begriff steht, sich für einen Beruf zu entscheiden. Lazare fühlt in sich den Drang, Künstler zu werden, er hat auch eine gewisse musikalische Anlage, und wie alle verworrenen Dilettanten macht er sich sogleich an die schwierigste Aufgabe; er schreibt die Skizze zu einer großartigen Symphonie, welche den „Jammer des menschlichen Daseins" veranschaulichen soll; namentlich auf das Finale, den „Zug des Todes", bildet er sich sehr viel ein. Die Eltern wünschen natürlich, daß ihr Sohn einen Beruf ergreife, der ein etwas ge-

sicherteres Einkommen in Aussicht stellt als die unberechenbare Zukunft des Künstlers; und schon jetzt, an der Schwelle des Jünglingsalters, zeigt sich der charakteristische Zug Lazares, der sein ganzes Leben bestimmen soll: die Zerfahrenheit, die Pfuschernatur, die Begeisterung für jede neue Thätigkeit, die schnelle Abspannung, der Ekel, die entschiedene Abwendung davon, die abermalige Begeisterung für das Kommende, bis zum abermaligen Ueberdruß.

Der einzige Dienstbote des Hauses ist die mürrische, aber hundetreue Köchin Veronika, die nie ein freundliches Gesicht macht, immer schimpft, auf alles, was geschieht, wüthend ist, aber sich trotzdem gar nicht vorstellen kann, daß sie unter andern Bedingungen und in einer andern Umgebung athmen könne. Außerdem zählt der Hausstand noch zwei Köpfe: einen großen mächtigen treuen Hund, Mathieu, und eine Katze, die beständig Junge zur Welt bringt und sich den ganzen Tag sauber putzt. Ein regelmäßiger Gast im Hause ist der Doctor aus dem benachbarten Flecken, Cazenove, ein alter Marinearzt, ein grundehrlicher Mann, der den kranken Chanteau treulich pflegt und am Samstag niemals an dem Familientische fehlt.

In dieses reizlose und langweilige Haus wird nun die Heldin unserer Geschichte, Pauline Quenu, eingeführt. Sie ist plötzlich Waise geworden. Ihre Mutter ist vor einem halben Jahre gestorben und ihr Vater hat deren Tod nicht überleben können. Der wohlbeleibte Schlächtermeister Quenu ist am Schlagfuß gestorben.

Chanteau, ein Anverwandter, ist zum Vormund der Kleinen eingesetzt worden. Madame Chanteau ist mit den nöthigen Vollmachten nach Paris gereist, da ihr Mann sich wegen seines Gichtleidens nicht vom Flecke bewegen kann, und sie hat da in kürzester Zeit alles in Ordnung gebracht. Sie hat die Erbschaft regulirt, das Geschäft verkauft und bringt die kleine Pauline mit einem Vermögen von 150 000 Franken, in sicheren Papieren wohl angelegt, nach Bonneville. Von den Zinsen hat die Kleine eine anständige, aber keineswegs übertriebene Pension an die Familie Chanteau zu entrichten, die den jetzt etwas bedrängten Leuten gar nicht unangenehm ist. Im Uebrigen sind sie grundehrlich, und Madame Chanteau betont, als sie in Gegenwart der kleinen Pauline die Werthpapiere in eine alte kreischende Kommode verschließt, mit einer gewissen salbungsvollen Feierlichkeit, daß das Geld bei ihr gut aufgehoben sei, und daß es ihr auf Heller und Pfennig an dem Tage ihrer Mündigkeit, da sie darüber verfügen könne, ausgehändigt werden würde. Die kleine Pauline ist ein entzückendes Kind. Sie zählt zu dieser Zeit etwa zehn bis elf Jahre, sie hat ein offenes, treuherziges, freies Wesen und ein waches Auge für die Großartigkeit der Natur. Der Anblick des Meeres macht einen tiefen, mächtigen, erschütternden Eindruck auf sie. Mit Lazare, der etwa acht bis neun Jahre älter ist als sie, befreundet sie sich schnell, und zwischen den Beiden entspinnt sich bald ein zärtliches, geschwisterliches Verhältniß. Pauline ist ein sehr aufgewecktes, kluges, gutes Kind. Mit rührender Hingabe pflegt sie den Onkel Chanteau,

dessen Heulen, Winseln und Schreien sonst alle Angehörigen des Hauses aus dem Krankenzimmer verjagt. Niemand weiß behutsamer mit ihm umzugehen, niemand ist geduldiger und geschickter als sie.

Ihr frühreifer Verstand kommt auch ihrem Freunde Lazare zu gute, der noch immer nicht weiß, was er eigentlich mit sich anfangen soll. Sie redet ihm die musikalischen Grillen aus und bestimmt ihn, ohne daß sie sich selbst Rechenschaft davon ablegt, dazu, Medicin zu studiren. Pauline ist wie der Säugling in der reizenden Novelle von Bret Harte, der gute Engel des Hauses. Chanteau, dessen Frau, Lazare, der Hund und die Katze, alle vergöttern sie; nur Veronika, die Köchin, ist über die Veränderung im Hause wie über alles in der Welt ungehalten und verdrießlich.

Alle diese Verhältnisse und Persönlichkeiten werden von Zola mit wunderbarer Klarheit und Durchsichtigkeit geschildert, und auch an diesem Roman ist der Aufbau mit den wärmsten Worten zu rühmen. Diese ersten Kapitel sind lichtvoll und gesättigt. Da ist nichts Gesuchtes; Zola schöpft aus dem Vollen; es ist ein Extract, aus dessen Aufguß andere Erzähler einen ganzen Band machen würden; und mit der vollen Freude über das künstlerische Gelingen hat man zugleich das Bedauern, daß Zola sich nicht auf solche Schilderungen beschränken kann, daß er immer wieder den unwiderstehlichen Drang spürt, das Geschlechtliche in einer verletzenden Weise in seine Erzählung hineinzuziehen. Dieses Haus, diese Familie, das ist so echt, so anschaulich wie nur möglich; das Gewöhnliche und Alltägliche, das in seiner Wahrheit von Jedermann nachempfunden wird, wirkt in dieser bedeutenden Schilderung eigenartig und reizvoll.

Wie gewöhnlich kommt auch in diesem Jahre aus dem benachbarten Caen die Tochter des wohlsituirten Bankiers Thibaudier, Luise, auf ein paar Wochen zu Chanteaus. Sie ist ungefähr im Alter Paulinens, sie wird in einer Pension erzogen, ein hübsches Kind, unschuldig kokett, und erweckt durch die Art und Weise, wie sie mit Lazare verkehrt und wie dieser auf ihre unbewußten weiblichen Kunststücke antwortet, Paulinens kindliche Eifersucht. Pauline fühlt sich, wenn sie die Beiden beobachtet, entsetzlich unglücklich; eines Tages verläßt sie den Tisch, läuft nach dem Hofe und prügelt in wahnsinniger Wuth den armen Hund durch. Das ist ein Blutstropfen des wilden Ahnherrn, des Schmugglers und Wilddiebes Macquart. Aber Pauline beruhigt sich wieder. Luise kehrt zu den Ihrigen zurück, und Lazare geht nach Paris, um sich dort dem Studium der Medicin zu widmen.

In den ersten Ferien kommt er als ein gänzlich Veränderter wieder. Er hat in Paris das richtige Bummelleben geführt, er ist gänzlich blasirt, er nennt die Professoren Ignoranten und Esel, bezeichnet den Fortschritt der Wissenschaft als eine entsetzliche Lüge und ist von der Lehre Schopenhauers, die er verschlungen hat, ohne sie zu verdauen, bis auf's Mark durchkränkelt. In derselben Stimmung kehrt er nach Beendigung der Ferien nach Paris zurück. So verfließt einige Zeit. Im Chanteau'schen Hause

geht Alles seinen regelmäßigen Gang. Das Gichtleiden des Alten verschlimmert sich immer mehr, sonst fehlt es aber an allen Aufregungen und namentlich auch an allen Anregungen.

Pauline ist sich, wenn sie nicht im Krankenzimmer sitzt, meistens allein überlassen, und da es ein kleines Mädchen mit sehr wachem Verstande ist, beschäftigt sie sich in Ermangelung eines andern Gegenstandes viel mit sich selbst. Dazu bietet ihr das kritische Alter, in das sie nun eintritt, reichlich Gelegenheit. Mit merkwürdiger Aufmerksamkeit beobachtet sie die Wirkungen der Naturgesetze an sich. Es macht Zola eine Art teuflischen Vergnügens, recht lange bei der Schilderung dieser Erscheinungen, die lediglich in einer medicinischen Fachschrift zulässig erscheint, zu verweilen. Es sind höchst widerliche abstoßende Seiten, und wenn man sie liest, glaubt man das trotzig lächelnde Gesicht des Schreibers vor sich zu sehen, der zwischen den Zeilen uns zuruft: Ihr bildet Euch ein, daß man so etwas nicht schreiben dürfe? Ich schreibe es doch und zwinge Euch, es zu lesen! — In der entsetzten Verwunderung über ihr Heranreifen findet Pauline im Zimmer ihres Freundes Lazare einige anatomische Lehrbücher mit Abbildungen. Anstatt die Geschichte vom gestiefelten Kater, von Dornröschen und Robinson Crusoe zu lesen, verschlingt das junge Mädchen diese Lehrbücher, und wenn ihr auch vieles unverständlich bleibt, so gewinnt sie daraus doch gewisse Kenntnisse der Geheimnisse des menschlichen Organismus, die ihr bisher verborgen geblieben waren, und deren Aneignung ihr nun eine merkwürdige Ruhe und Zuversicht giebt. Ihre Entwickelung, die sie zunächst erschreckt hatte, gewährt ihr jetzt eine Art von freudigem Stolz.

Lazare, der ebenso wie seine Schmerzenssymphonie, auch das Studium der Medicin an den Nagel gehängt hat, hat sich jetzt mit dem vollsten Eifer der Chemie in die Arme geworfen. Er ist mit einem berühmten Chemiker zusammengekommen, der eine Erfindung gemacht hat, von der sich Lazare einredet, daß sie ihn in ganz kurzer Zeit zum Millionär machen müsse. Es handelt sich um die Gewinnung irgend eines chemischen Stoffes, der eine große industrielle Bedeutung hat, aus den Vegetabilien des Meeres. Von wahnsinnigen Hoffnungen ganz erfüllt, kehrt Lazare nach Bonneville zurück. Er will eine großartige Fabrik anlegen in der nächsten Nähe von Bonneville. Den geeignetsten Platz dazu findet man, ebenso die Pflanzen des Meeres, die in Betracht kommen, und zwar in solcher Menge, daß für Millionen und aber Millionen des kostbaren Stoffs daraus erzeugt werden kann; er hat auch schon einen Partner, der eine ganz beträchtliche Summe einschießen will. Es fehlen ihm nur dreißigtausend Franken, hätte er diese, so wäre er Millionär! Alle diese Pläne werden in Gegenwart Paulinens in der Familie Chanteau beständig besprochen. Es ist auch die Rede davon, daß man Thibaudier, den Vater Luisens, um das Darlehen angehen wolle; er würde ja ohne Zweifel darauf eingehen, da man sein Capital gar nicht besser anlegen könne . . . und so wird dem heranwachsenden jungen Mädchen

der Gedanke zuerst nahe gelegt und schließlich durch Eifersucht auf Luisen geradezu aufgenöthigt, Chanteaus zu bitten, von ihrem Gelde die erforderliche Summe zu nehmen. Nachdem Frau Chanteau ihr Gewissen völlig von allen Bedenken freigemacht und sich ausdrücklich hat bestätigen lassen, daß sie nur auf Paulinens dringendes Verlangen die Summe entnimmt, schließt sie die kreischende Commode auf und übergiebt ihrem Sohne die dreißigtausend Franken. Und wiederum hebt sie mit pedantischer Gewissenhaftigkeit beim Abschließen des Kastens hervor, daß Pauline das Geld bei Heller und Pfennig von dem unzweifelhaften Ertrage der Fabrik mit reichlichen Zinsen zurückerstattet werden solle, daß Paulinens Geld nirgends besser aufbewahrt werden könne als bei ihr. Nun werden also die Pläne zur Fabrik gemacht, nun wird mit dem Bau begonnen; Lazare sieht wieder das Leben von der rosigsten Seite an, und Frohsinn und Lust ziehen wieder in das Haus am Strande ein, in dem man während der letzten Zeit nur das Wehklagen und Schreien des kranken Chanteau gehört hatte.

Während der Errichtung der Fabrik treten die üblichen Schwierigkeiten zu Tage. Es müssen starke bauliche Veränderungen vorgenommen werden; der berühmte Chemiker hat inzwischen sein Verfahren vereinfacht: es müssen andere Maschinen angeschafft werden; die Rechnungen werden weit höher als der Anschlag, und wohl oder übel muß Pauline, die nun einmal angefangen hat, die Ausführung des Werkes zu ermöglichen, zu weiteren und immer weiteren Opfern sich entschließen. Tausende und immer neue Tausende verschlingt das Ungeheuer, die Fabrik. Der Partner, ein praktischer Geschäftsmann, hat sich, sobald er seinen geschäftlichen Irrthum erkannt hat, sofort mit einem geringen Schaden zurückgezogen; aber Lazare, der es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat, sich herauszuarbeiten, versinkt immer tiefer. Immer wieder wird die Commode aufgeschlossen, das Bündel von Werthpapieren wird immer schmächtiger, und da Frau Chanteau den Schlüssel hat und sie die ungeheuren Summen verschwinden sieht, gewöhnt sie sich allmählich auch daran, die kleinen Zuschüsse zum Haushalte aus Paulinens Vermögen zu bestreiten. Und auf diese Weise werden während der nächsten zwei, drei Jahre an die hunderttausend Franken von Paulinens Vermögen in unverantwortlicher Weise verschwendet. Das geschieht unter der beständigen Versicherung der Frau Chanteau, daß Paulinens Geld nirgends besser aufgehoben sei als bei ihr.

Lazare fühlt doch, daß Pauline ein merkwürdig gutes Mädchen ist, und die Zärtlichkeit aus ihrer ersten Zeit erwacht auf's Neue in ihm und stärkt sich immer mehr. Pauline ist inzwischen zur blühenden Jungfrau herangereift, sie ist ein kerngesundes, bildhübsches Mädchen, und auch für die üppige weibliche Schönheit sind Lazares Augen nicht blind. Frau Chanteau sagt sich, daß es am einfachsten sei, die Kinder mit einander zu verloben, dann wären alle Unannehmlichkeiten wegen der bevorstehenden Vermögensauseinandersetzung vermieden; und sie legt es Lazare nahe, endlich

Ernst zu machen und zu gestehen, daß er Pauline liebe. Die Beiden verloben sich denn auch richtig. Pauline ist selig.

Inzwischen geht das Werk der Vermögensverringerung seinen ruhigen Gang. Frau Chanteau hat sich mit der Zeit ganz daran gewöhnt, das Deficit der Wirthschaft mit regelmäßigen Anleihen aus Paulinens Vermögen zu decken. Eine gewisse Unsicherheit kommt über Frau Chanteau, als an der Ferne des Horizontes der Nebenvormund auftaucht, der sich um die Vermögensangelegenheiten seines Mündels jetzt, da sie zum Alter der Mündigkeit heranrückt, einigermaßen kümmern will. Zum Glück wird dieser bedrohliche Vormund durch große Speculationen, die ihm im Kopfe herumgehen, daran verhindert, Ernst zu machen, und in der Zwischenzeit schiebt Frau Chanteau mit großer Geschicklichkeit die Sachen so, daß unter Zuziehung des ehrenwerthen, völlig arglosen Doctors Cazenove am Tage der gesetzlichen Mündigkeit in feierlicher Weise der richtige Bestand der Pupillengelder anerkannt wird, daß Frau Chanteau also für ihr unverantwortliches Verwalten Indemnität erhält. Paulinen wird der Rest ihres etwa auf fünfzigtausend Franken zusammengeschmolzenen Vermögens überwiesen.

Nach dieser Abrechnung wird Pauline Frau Chanteau immer unangenehmer. Zola hat da eine sehr feine psychologische Beobachtung gemacht. Das Mädchen, das von diesen ehrbaren Leuten, die sich der Unanständigkeit ihres Verfahrens gar nicht bewußt zu sein scheinen, in schnödester Weise ausgebeutet wird, wird der Frau Chanteau, die alle diese Manöver leitet, mit der Zeit geradezu widerwärtig. Frau Chanteau schämt sich, daß unter ihren Händen Paulinens Vermögen zerfließt, und diese Scham äußert sich in beständigem Aerger über das Mädchen, die rechtmäßige schwer geschädigte Besitzerin. Frau Chanteau redet sich sogar ein, sie selbst sei das bedauernswerthe Opfer ihrer Gutmüthigkeit. Weswegen hatte sie auch Pauline zu sich genommen? Und was wäre erst aus der Waise geworden, wenn sie sie in Paris hätte verkommen lassen? Gerade ihr Geld habe Unglück über das Haus Chanteau gebracht. Sie wären ohne Pauline ganz gut fertig geworden, und wenn das Geld von Pauline nicht dagewesen wäre, würde ihr Sohn nicht auf den wahnsinnigen Gedanken verfallen sein, für die Fabrik Tausende und Tausende zu verausgaben. Ihr armes Kind, Lazare, sei darüber ganz krank geworden, er habe dabei seine besten Jahre und seine Gesundheit verloren. Kurz und gut, Pauline sei an Allem Schuld! Pauline sei auch eine Verschwenderin. Was könne sie dazu veranlassen, hier philanthropischen Grillen nachzuhangen? Weshalb rufe sie die schmutzigen verkommenen Kinder aus Bonneville allwöchentlich an einem bestimmten Tage zu sich und versehe sie mit Nahrung und Kleidung? Da müsse ja das Geld bald aufgezehrt sein! Mit einem Worte, Frau Chanteau haßt Paulinen, weil deren Geld von ihr und den Ihrigen durchgebracht ist.

Inzwischen hat sich auch Lazare von der Unhaltbarkeit der Fabrik überzeugen müssen. Er mag nicht mehr daran denken, er hat jetzt etwas

Anderes vor. Die Verwüstungen Bonnevilles durch das Meer haben über Nacht aus ihm einen maritimen Architekten gemacht. Er ist nicht mehr Musiker, nicht mehr Chemiker und Fabrikant, jetzt sitzt er den ganzen Tag auf seinem Zimmer und zeichnet Pläne. Er hat eine Schutzwehr gegen die Brandung construirt, die Bonneville für alle Zeiten gegen den Andrang der Wogen sichern soll. Auch die Gemeinde interessirt sich für dies Project, und der Staat will sogar, wie er guten Grund hat zu glauben, einen starken Zuschuß zu den Herstellungskosten leisten, und wenn sich die Sache, wie es gar keinem Zweifel unterliegt, bewährt, dem opferfreudigen Menschenfreunde obenein noch eine namhafte Prämie aussetzen. Es werden wieder einige tausend Franken, diesmal allerdings eine geringere Summe, gebraucht, und wieder muß Pauline herhalten. Sie giebt es gern, sie giebt es für ihren zukünftigen Mann, mit dem sie sich bald für's Leben verbinden wird. So meint sie wenigstens.

Aber Frau Chanteau hat nun mit der Heirath gar keine Eile mehr. Pauline mit ihren etwa vierzigtausend Franken ist keine Partie mehr für ihren Sohn. Nun aber kommt Luise wieder, die eine unangetastete Mitgift von baaren zweimalhunderttausend Franken besitzt, und die sich zu einer sehr niedlichen, graziösen, koketten, nach Heliotrop duftenden jungen Dame herausgebildet hat. Pauline bemerkt bald, daß Lazare von den zarten, etwas krankhaften Reizen der hübschen Luise viel tiefer bewegt wird, als von ihrer ungekünstelten Kerngesundheit. Sie sieht, wie sich die Beiden ansehen und Zeichen geben, wie sie jeden Vorwand benützen, um allein zu sein. Sie ist ohnmächtig dagegen, aber sie leidet schwere Qualen.

Wieder erwacht die Eifersucht mit erneuter Heftigkeit in ihr, diesmal bricht sie aber nicht in wildem Jähzorn wie in den Tagen ihrer Kindheit los, sie wird heruntergewürgt und wirft sie auf das Krankenlager. Ein gefährliches Halsleiden, ein Geschwür an der Stimmritze, hält sie wochenlang im Zimmer zurück. Ihre Erkrankung ist während einiger Tage lebensgefährlich. Lazare pflegt sie mit rührender Treue. Langsam gesundet sie, und sobald sie sich wohlauf fühlt, fliegen die beiden, die die Erkrankung Paulinens auseinandergetrieben hatte, Lazare und Luise, wieder zusammen und Frau Chanteau kuppelt nach allen Regeln der Kunst. Sie haßt Paulinen immer mehr und begünstigt in jeder Weise das Alleinsein zwischen ihrem Sohn und Luisen. Eines Tages überrascht Pauline die Beiden wie sie sich nach Herzenslust abküssen. Eine wilde Wuth kommt über sie, sie jagt Luisen zum Hause hinaus.

Mit der Schilderung der Gicht in allen ihren Phasen und des Halsgeschwürs hat Zola sein Müthchen noch nicht gekühlt. Auch Frau Chanteau erkrankt plötzlich und sehr gewaltsam. Sie hat Luisen nach Caen begleitet. Bei ihrer Rückkehr klagt sie über Fußschmerzen, der Stiefel müsse sie wohl gedrückt haben. Schon nach zwei bis drei Tagen sind ihre Beine gänzlich geschwollen.

Lazare hat soviel von seinem medicinischen Studium doch behalten, daß er ein schweres Herzleiden mit der Folgekrankheit, der Wassersucht, erkennt. Aus dem Krankenzimmer des alten Chanteau und aus dem eigenen tritt Pauline nun in das der todtkranken Frau Chanteau, deren Körper in jäher entsetzlicher Auflösung begriffen ist.

Sehr bald wird auch das Gehirn afficirt, es tritt wüster Stumpfsinn ein, die Todtkranke wird von einem unsagbaren Angstgefühle und schließlich vom Verfolgungswahn ganz beherrscht, sie redet sich ein, daß Pauline sie vergiftet hat. Nach entsetzlichen Martern stirbt sie eines qualvollen Todes.

Auf Lazare macht der Tod seiner Mutter einen tiefen, ja unheimlichen Eindruck. Schon von Jugend auf hat dieser unglückliche Mensch, diese echte Pfuschernatur, an einer fast unbegreiflichen Angst vor dem Ende, die ihn in gewissen Momenten immer plötzlich befallen hat, gelitten; und er, der in seinen philosophischen Prahlereien das Dasein als das größte aller Uebel betrachtet, schaudert wie eine wahnsinnige Memme vor dem Gedanken, der sich ihm immer wieder aufdrängt, zurück, daß dieses elende Dasein ein Ende haben müsse! Mit grausigem Argwohn beobachtet er beständig seinen Organismus, überall gewahrt er die sicheren Symptome seines baldigen Todes. Er „hörte sich leben", wie Zola sagt. „Er befand sich in einer so nervösen Ueberreizung, daß er genau das Geräusch des Räderwerkes seiner Existenz zu vernehmen glaubte. Er spürte ein jedes seiner Organe, vor Allem die Arbeit des Herzens." Jeden Abend vor dem Zubettgehen tritt das Gespenst des Todes an sein Lager und verscheucht den Schlaf. Er wagt nicht mehr einzuschlafen, weil er fürchtet, daß er nicht wieder aufwacht. Und diese Angst hetzt ihn wie einen Besessenen. Lazare, der sonst kein Feigling ist, der sogar unter Umständen Beweise des wahren Muthes giebt, schämt sich dieser krankhaften Anwandlungen, die er nicht beherrschen kann, und verheimlicht sie; aber Pauline erkennt doch, wenn sie auch den wahren Grund der trüben Stimmung Lazares nicht durchschaut, das tiefe seelische Leiden ihres unglücklichen geliebten Freundes, und wenn ihr's auch gar nicht so um's Herz ist, so zeigt sie doch nur ein vergnügtes Gesicht, um in das traurige und trauernde Haus ein bischen Sonnenschein zu bringen. Bei Chanteau gelingt es ihr auch. Sein Leiden hat ihn selbstsüchtig gemacht, hat ihn gegen alle Regungen für Andere mehr oder minder abgestumpft. Der Tod seiner Frau ist ihm zwar sehr nahe gegangen, aber jetzt denkt er nicht mehr daran. Pauline pflegt ihn, und er hat nur eine Angst: daß Pauline ihn verlassen wird. Trotz seiner schweren Leiden wird er wieder ganz lustig, und die kleinen Familiendiners am Samstag mit dem Pfarrer Horteur und dem Doctor Cazenove werden wieder aufgenommen. Lazare gegenüber aber bleiben Paulinens Bemühungen erfolglos. Lazare ist krank, traurig, verdüstert, und Veronika, die mit der Zeit Sympathie für Pauline gewonnen hatte, hat sich seit dem Tode der Frau Chanteau, ihrer Herrin, der sie treu ergeben war, wieder von Paulinen abgewandt; denn

Veronika macht sich Gewissensbisse darüber, daß sie die letzten Stunden ihrer Herrin verlästert hat. Auch der alte Hund Mathieu stirbt. Niemand wird diese rührenden Seiten lesen, ohne tief davon ergriffen zu werden.

Der Sturm hat die Schutzwehr, die Lazare unter dem Kopfschütteln der Fischer errichtet hatte, wie Streichhölzer zerbrochen. Lazare hat auch dafür kein Interesse mehr, aller Thatendrang scheint in ihm erstorben zu sein. Pauline ist tief betrübt und leidet bitterlich unter Lazares Schlaffheit. Sie merkt ihm deutlich an, daß er Luisen noch immer nicht vergessen hat, und nachdem sie nun Alles geopfert, ihr Vermögen, die Freuden ihrer Jugend, bringt sie das schwerste Opfer, opfert sie auch ihr Herz. Sie selbst führt Luisen in das Haus zurück, aus dem sie sie früher verjagt hatte!

Sie beobachtet die Beiden, die zunächst in großer Befangenheit einander gegenüberstehen, mit der Zeit sich aber wiederum nähern. Sie lassen sich jetzt nichts mehr zu Schulden kommen, aber Pauline sieht, daß sie sich lieben. Sie selbst bringt die Beiden zum Geständnisse, sie entschließt sich, das Haus, das für sie ein so unglückliches gewesen ist, zu verlassen, um bei einer Verwandten des Doctor Cazenove eine ihr zusagende Stellung als Gesellschafterin anzunehmen. Lazare heirathet Luisen.

Pauline beherrscht sich vollkommen. Als sie aber nach der Hochzeit heimkehrt, als sie allein in ihrem Zimmer ist und sich entkleidet, löst sich aller Schmerz, den sie bisher unterdrückt hat, in heiße Thränen auf. Sie verbringt eine ganz seltsame Brautnacht einer Verlassenen, und Zola plantscht da förmlich im Häßlichen herum.

Lazare ist nun wieder voller Zuversicht. Er hat einen Roman entworfen, der unbedingt das größte Aufsehen machen wird. Er will die Gesellschaft da studiren, wo sie in ihren entscheidendsten Gegensätzen und am unverhülltesten auftritt: in Paris, und das junge Paar schlägt in der Hauptstadt seinen Wohnsitz auf. Ein neuer heftiger Gichtanfall Chanteaus verhindert Paulinens Abreise. Sie opfert sich abermals und bleibt.

Die junge Ehe ist zunächst eine sehr glückliche. Luise ist eine niedliche, verführerische kleine Person, und so lange die Sinnenlust währt, währt auch das Glück. Aber die Flitterwochen verrauschen schnell, der Ueberdruß kommt, und mit ihm taucht an Lazares Lager wieder das fürchterlich marternde Gespenst des Todes auf. Schlotternd liegt er neben Luisen, der Angstschweiß steht ihm auf der Stirn, mit weit aufgerissenen Augen starrt er vor sich hin, ein Bild des Jammers. So beobachtet ihn auch in einer Nacht seine junge Frau, und auch sie, die nervöse kleine Person, wird von der furchtbaren Angst angesteckt. Daß Luise seine Schwäche kennt, daß sie seine Angst theilt, das wendet ihn gänzlich von seiner Frau ab. Es wird ihm unerträglich, an ihrer Seite weiter zu leben; er giebt die Stelle eines Versicherungsbeamten, die ihm sein Schwiegervater verschafft hatte, wieder auf und will wieder an seinem großen Romane in stiller Abgeschiedenheit arbeiten.

Inzwischen sieht Luise ihrer Niederkunft entgegen. Sie hat sehr zu

leiden, sie ist sehr schwach, und auf Anrathen des Arztes begiebt sie sich zu einer befreundeten Familie; der Luftwechsel werde ihr gut thun. Lazare aber kommt eines Tages wieder in Bonneville an. Er kann sich noch einige Wochen Urlaub gönnen, bevor der Tag, der sein Zusammensein mit Luisen nöthig erscheinen läßt, anbricht. Das reizende Verhältniß von ehedem wird zwischen ihm und Pauline wieder aufgenommen. Sie verkehren mit einander wie zwei gute Geschwister. Aber es schlägt bald zum sehr Bedenklichen und Peinlichen um. Es wird nahezu zur Gewaltthätigkeit gesteigert. Lazare schließt Paulinen in heftigem Verlangen an seine Brust, und im ersten Sinnesrausche widerstrebt Pauline auch nicht; sobald ihr aber die Erkenntniß kommt, flieht sie, und an ihrem Widerstande zerschellt die sündhafte Gewalt der Sinne Lazares.

So liegen die Dinge, als Luise, von einem merkwürdigen Angstgefühl getrieben, von einer unüberwindlichen Sehnsucht, mit ihrem Manne wieder vereinigt zu sein, eines Tages unangemeldet Einlaß bei Chanteau begehrt. Luise leidet schwer unter ihrem Zustande, und die Beiden, Lazare und Pauline, nehmen Abschied von einander. Noch einmal drückt er einen sinnlichen Kuß auf ihre schwellenden Lippen. Es ist die Umkehr des Früheren: diesmal ist Pauline die Halbschuldige.

Luisens Kind kommt einen Monat zu früh zur Welt. Zola schildert mit einer geradezu fürchterlichen Anschaulichkeit die Niederkunft in allen Stadien, von den ersten leisen Anfängen bis zur Katastrophe. Niemals ist die Strafe für Evas Sünde: „Und in Schmerzen sollst du Kinder gebären", schriftstellerisch bedeutender und zugleich abstoßender und qualvoll erregender geschildert worden als hier. Zola muß ein Privatissimum in einem Hebammeninstitute gehört haben, um das haben schreiben zu können. Er hat sich natürlich das Schlimmste ausgesucht: die Geburt nach acht Monaten. Er schildert nun die fürchterlichen, übermenschlichen Leiden des armen Weibes mit einer schmunzelnden Behäbigkeit so wahrheitsgetreu, daß einem die Haare zu Berge stehen. Ich würde keiner Frau, die Mutter zu werden hofft, anrathen, diese literarische Förderung der Frühgeburt in die Hand zu nehmen. Es ist einfach schauderhaft. Wem macht Zola damit ein Vergnügen? frage ich. Dem männlichen Leser wird dabei übel und schlimm — was aber muß eine Leserin dabei empfinden? Und diese Kunst auf die Schilderung eines solchen Vorganges verschwendet! Denn die Schilderung ist großartig, dagegen ist gar nichts zu sagen! Aber gerade das empört am meisten; man empfindet bei aller Bewunderung vor dem Talent zugleich den tiefsten Abscheu vor dem Mißbrauch, der mit diesem Talente getrieben wird.

Das Kind, ein erbärmliches, hinfälliges Wesen, wird durch Paulinens mütterliche Pflege am Leben erhalten. Luise erholt sich langsam wieder. Die Ehe zwischen ihr und Lazare bleibt eine unerquickliche, von ewigen Zänkereien zerquälte, freudlose. Der alte Chanteau, der von der Gicht ganz gekrümmt, im Gebrauch der Hände und Füße völlig behindert, eine Stunde

um die andere in ewigen Qualen gewohnheitsmäßig verächzt, hält trotzalledem krankhaft an seinem jämmerlichen Dasein fest. Die Köchin Veronika aber, der Pauline den Vorwurf gemacht hat, daß sie eine Ente um zehn Sous zu theuer bezahlt hat, und die den Tod ihrer Herrin nie hat verwinden können, nimmt sich das so zu Herzen, daß sie sich am Bande ihrer Küchenschürze erhängt.

Pauline lebt ruhig, glücklich, beruhigend und beglückend, Frieden stiftend und Linderung schaffend weiter, in der unbewußten Aufgabe, ganz dem Nächsten zu leben, oder wie Zola sagt: „la chose des autres" zu sein Sie, die Mißhandelte, die Ausgeplünderte, ist schließlich die einzige Zufriedene, und an ihr bestätigt sich das Wort, das Lazare im Ausbruch der Verzweiflung, als er sieht, wie weit es mit seinem Pessimismus gediehen ist, ausspricht: „Frohsinn und Güte, — es giebt schließlich nur das! Alles Andere ist ein beängstigender Traum."

Es ist also die trübe, nur selten durch einen Sonnenstrahl aufgehellte Schmerzensgeschichte des Menschendaseins, die Zola in „La Joie de vivre" hat schreiben wollen. Er gebraucht für dies Dasein sogar denselben Ausdruck wie Schopenhauer: er nennt es einen Alpdruck. Wenn er nicht den ironischen Titel gewählt hätte, so würde man ohne Schwierigkeit aus dem Buche selbst eine ganze Reihe passender Titel, die den Inhalt vollkommen decken, entnehmen können, die wiederum — und das ist gewiß kein Zufall — stark Schopenhauerisch anklingen. Man braucht keine gewaltsamen Anstrengungen zu machen, um den Ausdruck Zolas „les embêtements de l'existence" (S. 106) mit dem Schopenhauer'schen Satze: „Was habe ich vom Dasein? Ist es beschäftigt, habe ich Noth, ist es unbeschäftigt, lange Weile" — und Zolas „la bêtise aveugle *du* vouloir vivre" — nicht „*de*" — (S. 107) mit der Lehre der „Bejahung des Willens zum Leben" in Zusammenhang zu bringen. „Es ist des Leidens kein Ende," sagt Zola an einer anderen Stelle (S. 348).

Und all diesem vernichtenden Pessimismus gegenüber hat Zola nur ein tröstliches Wort gefunden, Doctor Cazenove spricht es aus. „Leben Sie!" sagt der alte Mann. „Genügt denn das Leben an sich nicht schon? Die Freude ist in der Handlung (action)?" wofür im Deutschen vielleicht besser das Faustische Wort „die That" zu setzen wäre. Aber diese freundlichere Weltanschauung verkriecht sich in diesem Buche so in die Ecke und spricht so schüchtern, daß man alle Aufmerksamkeit anspannen muß, um ihrer überhaupt gewahr zu werden. Sonst sieht man nur beklagenswerthe Menschenkinder, körperlich und seelisch schwer Leidende, und die Klagetöne des Wimmerns und Stöhnens erfüllen es ganz und gar. Es ist eine dumpfige Krankenstube, ganz erfüllt von Spitalluft.

Ein so medicinischer Roman ist nie geschrieben worden. Da beobachten wir an der Heldin Pauline ganz genau die langwierige, schmerzliche und

lebensgefährliche Erkrankung an dem boshaftesten Halsgeschwür (Retropharyngialabsceß), von allen peinlichen Erscheinungen begleitet, vom heftigsten Fieber; bei Lazare night-terrors, die bei nervösen Kindern und jungen Leuten sich bisweilen einstellende Krankheit des jähen Aufwachens aus dem Schlafe mit furchtbarem Angstgefühl, das sich bis zur Besinnungslosigkeit steigert; bei Frau Chanteau die Herzkrankheit mit der Wassersucht und Gehirnaffection. Dazu kommen noch nebenbei Skropheln und widerwärtige Hautkrankheiten bei den Kindern des Dorfes; dann die rein medicinischen Schilderungen der Pubertät, der Entbindung, die lange Bogen füllen, dann die Schilderung des Todes eines alten Hundes, die von ihrer rührenden Wirkung abgesehen, wissenschaftlich so genau ist, daß man annehmen muß, Zola habe ein Colleg in einer Thierarzneischule gehört, um sich von allen Einzelheiten über die Leiden und Gebreste eines alten Hundes so gründlich zu unterrichten.

Aber das alles, so ausführlich und richtig es sein mag, ist noch nichts im Vergleich zu der vollkommen erschöpfenden Gichtstudie, die Zola an dem unglücklichen Chanteau vorgenommen hat. Der geplagte Mensch heult und schreit und winselt und stöhnt durch das ganze Buch wie ein angeschossener Eber oder, um einen Zola'schen Ausdruck zu gebrauchen, wie ein Schwein unter dem Messer des Metzgers. Die Schilderung der Gicht fängt gleich auf der ersten Seite des Buches an, und sie endet auf der letzten. Sechs Druckseiten braucht Zola gleich zu Anfang dazu, um uns das gichtische Leiden Chanteaus in dem Stadium zu Beginn der Handlung klarzumachen. Dann müssen wir ganz genau in jedem Kapitel erfahren, welche Fortschritte die entsetzliche Krankheit macht, und wenige Seiten vor dem Schluß wird uns die Gicht an Chanteau in ihrem letzten furchtbaren Grade geschildert. Ich will diese Schilderung, die zugleich unverfänglich und für Zolas Art der Schilderung überaus bezeichnend ist, in der Uebersetzung hier wiedergeben.

„Chanteau stieß einen dumpfen Klageton aus.

‚Faßt es Dich wieder?' fragte Pauline.

‚Ob es mich faßt! Das heißt, es läßt mich gar nicht mehr los! Ich habe wohl gestöhnt? Merkwürdig! Ich merke es schließlich gar nicht mehr.'

Er war der Gegenstand schaudernden Mitleids geworden. Allmählich hatte die chronische Gicht in allen Gelenken Ansammlungen von Kreide bewirkt. Es hatten sich ungeheuere Auswucherungen gebildet, die die Haut mit weißlichen pflanzenartigen Gebilden durchbrachen. Die Füße, die man nicht sah und die in großen Socken staken, hatten sich krumm gezogen wie die Klauen eines kranken Vogels; aber die Hände zeigten ihre schaudererregende Mißgestalt. An jedem Gliede zeigten sich Geschwulste von rothen und leuchtenden Knoten, die Finger waren durch die Dicke, die sie von einander trennte, auseinandergetrieben, die Hände selbst waren ganz von unten nach oben gekehrt, namentlich die linke, die durch eine Aufschwellung

von der Stärke eines kleinen Eies scheußlich erschien. Am linken Ellenbogen hatte eine noch stärkere Ablagerung ein Geschwür herbeigeführt. Die Steifigkeit war eine vollkommene; weder Hände noch Füße vermochten noch ihren Dienst zu verrichten, und die wenigen Gelenke, die einer geringen Bewegung noch fähig waren, knackten klappernd, als ob man einen Beutel mit Steinkügelchen schüttelte. Mit der Zeit schien sein Körper selbst in der Lage, die er angenommen hatte, um das Leiden besser ertragen zu können, versteinert zu sein, nach vorn herübergebeugt, mit einer starken Abweichung nach rechts, so daß er die Form des Lehnsessels angenommen hatte; und in dieser gebeugten und gekrümmten Haltung verblieb er auch, wenn man ihn in's Bett legte. Der Schmerz verließ ihn nicht mehr, und bei dem geringsten Witterungswechsel oder dem leisesten Diätfehler brach die Entzündung aus."

Das ist eine der medicinischen Seiten des Buches. Ich glaube mich keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß deren mehr als hundert in diesem neuesten Werke von Zola zu finden sind.

Das Leben ist für ihn eben ein ewiges Leiden, körperlich und seelisch. Schmerz bei der Geburt, Krankheit während des Daseins, Angst vor dem Tode, Jammer beim Sterben, der Tod keine Erlösung und dahinter das Nichts. „Man lebt gerade genug, um zu leiden," sagt Zola. Es ist eine Leidensstätte, die man mit Jammer betritt, mit Jammer bewohnt, mit Jammer verläßt.

Diese Anschauungen werden namentlich in Lazare, dem unfertigen und überfertigen jungen Manne verkörpert. Zola stellt diese Mißbildung von Schopenhauerianismus und Wertherthum zwar als verächtlich hin, aber er macht sich dabei eines auffälligen Widerspruchs schuldig; denn er selbst, der Erzähler, theilt ja die Ansichten seines traurigen Helden vollkommen. Auch für ihn ist unsere Erde nichts Anderes als das wahre Jammerthal. Das einzige Glück, das sie gewährt, ist in der Beraubung seiner selbst, in der Aufopferung für Unwürdige zu finden. Um das zur Anschauung zu bringen, hat Zola der finsteren Erscheinung Lazares die Lichtgestalt Paulinens gegenübergestellt, deren ganzes Dasein nichts Anderes ist als Selbstlosigkeit und Hülfeleistung ohne Dank. Der alte Doctor, ihr natürlicher Freund, findet für ihr Geschick das richtige Wort: „Das Unglück wird hienieden oft recht theuer bezahlt."

So bildet „La Joie de vivre" in dem Geschick der Heldin gewissermaßen einen Gegensatz zu „Au Bonheur des dames". Da war es der Sieg der unbewußten Anständigkeit, hier ist es die Niederlage, eine umständliche Ausführung des Bibelwortes „der Gerechte muß viel leiden". Aber trotz alledem, trotz dieser unverdienten Kränkungen, obwohl Pauline in schmachvoller Weise ausgebeutet wird und ihr Niemand für alles Gute, das sie thut, dankbar ist, obwohl sie von dem, dem sie Alles geopfert hat, verlassen wird, und sie, die zu einer guten Mutter von der

Natur bestimmt war, als alte Jungfer, als Krankenwärterin und Kindermädchen zu altern verurtheilt ist, trotz alledem ist sie die Einzige, die noch wirkliche „Freude am Dasein" hat, und die aus dem unendlichen Schatze ihrer Herzensgüte innere Befriedigung, Kraft und Fröhlichkeit zum Leben schöpft. Sie ist die einzige Gesunde, alle Anderen sind von körperlichen Leiden und von des Gedankens Blässe angekränkelt. Sie lebt das ruhige Leben strenger Pflichterfüllung, ohne sich um dessen Werth besonders zu kümmern und steht somit auf einem ganz anderen Boden als Lazare, Chanteau und die Köchin Veronika, für welche das Leben hauptsächlich als Werthobject gilt. Lazare erachtet es für nichts; aber gleichwohl arbeitet in ihm der unwiderstehliche Drang, sich dieses Nichts um jeden Preis so lange wie möglich zu erhalten; gleichwohl bebt er vor dem Gedanken zurück, daß er sterben muß. Chanteau, für den das Leben nur eine ununterbrochene schwere Kette von kaum erträglichen Leiden ist, stellt den Werth dieser ununterbrochenen Qual über Alles. Er will die schlimmsten Leiden weiter erdulden, er will nur leben. Die Köchin Veronika denkt nicht weiter darüber nach; sie hat eigentlich nie eine fröhliche Stunde erlebt, und eines Tages, als ihr wegen einer lächerlichen Kleinigkeit ein berechtigter Vorwurf gemacht wird, geht sie, ohne sich zu beschweren, in den Garten und erhängt sich. Der Doctor meldet den Selbstmord. „Lazare und Luise, von Furcht erstarrt, schwiegen; da brach plötzlich aus Chanteau, der still zugehört hatte, bei der Erwägung, daß das Mittagessen darüber verderben würde, die Entrüstung hervor, und der Elende ohne Füße und ohne Hände, den man in's Bett legen und füttern mußte wie ein Kind, dieses jämmerliche Ueberbleibsel eines Menschen, dessen bischen Leben nur noch ein langes Schmerzensgeheul war, rief in wüthender Entrüstung aus: ‚Muß man dumm sein, um sich um's Leben zu bringen!'"

Das sind die Schlußworte des Romans, die wie immer bei Zola sehr überlegt und sehr absichtlich gewählt sind.

„La Joie de vivre" enthält wegen seiner medicinischen Eigenthümlichkeiten noch mehr anstößige, ja geradezu widerwärtige und ekelhafte Seiten als „L'Assommoir", „Pot-Bouille", ja selbst als „Nana". Zola schreibt das Unerträgliche mit einer selbstverständlichen Gelassenheit und Ruhe hin, und er stellt sich, als begreife er gar nicht, wie man daran irgend welches Aergerniß nehmen kann. Seine Unanständigkeiten sind ja wissenschaftlich, und die Wissenschaft ist rein. Er hat sich seine eigene Anschauung gebildet, er hat seine bestimmten Ueberzeugungen, und er sieht nicht ein, weshalb er seine Ueberzeugung dem Vorurtheile der Allgemeinheit unterzuordnen habe. Was geht ihn die Cultur an, in der wir nun einmal stecken? Sind die Dinge, die er schildert, nicht richtig? Sind sie nicht Jedermann bekannt? Weshalb soll der Romanschriftsteller darauf verzichten? Ist das Reifen

eines jungen Mädchens anstößiger als das Reifen einer Frucht? Was hat sich der Dichter um modische Alfanzereien zu kümmern und die gesellschaftlichen Unterscheidungen gelten zu lassen, die rein äußerlicher Art sind, von denen die Naturgesetze nichts wissen! Zola behauptet der Reine, der Unbefangene zu sein, die Gesellschaft aber, die durch seine rauhen Schilderungen natürlicher Vorgänge sich verletzt fühlt, — sie ist die verbildete, sie ist unrein! Er allein hat Recht, alle Anderen haben Unrecht.

Er hat in diesem neusten Romane diesen Gegensatz auch veranschaulicht. Pauline, die in der Unschuld ihrer Seele und ihres Körpers anatomische Bücher liest und anatomische Abbildungen betrachtet, die nichts Menschliches kennt, das ihr ekelhaft erschiene, spricht seine Gedanken aus. Luise, die oberflächliche, verführerische Braut Lazares, denkt wie die übrigen Sterblichen. Die beiden Mädchen sind zusammen. Pauline theilt Almosen an die Kinder des Dorfes aus. Das eine erzählt eine Schauergeschichte von seiner Mutter. „Luise wandte sich verlegen ab, aber Pauline erzählte ihr die Geschichte, ohne irgendwelche Befangenheit zu empfinden. Pauline, die in Freiheit erzogen war, zeigte die ruhige Tapferkeit der Barmherzigkeit vor aller menschlichen Schande. Sie wußte Alles und sprach von Allem mit dem Freimuthe ihrer Unschuld. Luise dagegen, die in ihrem zehnjährigen Pensionsleben allerlei erfahren hatte, erröthete bei den Bildern, die diese Worte in ihrem Kopfe hervorriefen. Das waren ja Sachen, an die man dachte, von denen man aber doch nicht sprechen durfte!"

Zola meint das sehr ironisch, aber thatsächlich hat Luise vollkommen Recht. Es ist eine nichtswürdige Unwahrheit, daß „naturalia non turpia". Es giebt allerdings natürliche Dinge, die in der That vollkommen anstößig sind! Es giebt Dinge, an die man zwar denkt, aber von denen man nicht sprechen darf; das hat schon vor Zolas Luisen ein Bedeutenderer gesagt:

„Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können."

Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß von der Natur gleichberechtigte Dinge gesellschaftlich verschiedenartig gemessen und behandelt werden. Es giebt einen starken Regulator, der dieses zuläßt und jenes verbietet. Was ist denn die Schamhaftigkeit, die Keuschheit anders? Ist denn die Schamhaftigkeit ein leerer Wahn? Der Naturzustand ist die Wildheit, die Cultur hat ihre festen Satzungen aufgestellt, die unumstößlich sind. Und das sind keine Zufälligkeiten, keine gemachten Scherze, keine Willkürlichkeiten der Verbildung und Verzärtlichung; diese Gesetze der Cultur haben sich langsam herausgebildet in Uebereinstimmung mit allen übrigen Bedingungen des Daseins. Es sind logische Nothwendigkeiten, und wer dagegen verstößt, tritt aus den Gesetzen der Richtigkeit, der Schicklichkeit und des Anstandes heraus.

Es sind Regeln, die gerade so feststehen, wie die Regeln der Grammatik. Man kann tausend logische Gründe finden, um nachzuweisen, daß es richtiger

sei zu sagen: „Ich liebe Dir" — es bleibt falsch, es heißt nun einmal: „Ich liebe Dich." Hand und Fuß sind doch gewiß gleichberechtigt, und es ist doch ein großer Unterschied, ob man die Hand einer Frau drückt, oder ihren Fuß berührt. Dieselben Dinge nehmen unter der Veränderung der Zeit, des Ortes, des Zweckes eine ganz andere Bedeutung an. Wenn sich eine Dame im ausgeschnittenen Ballkleide in der Mittagssonne auf der Straße zeigte, so würden ihr die Jungen nachlaufen. Es ist etwas ganz Anderes, ob eine Zeichnung in einem anatomischen Lehrbuche oder in einer Kinderfibel steht. Die gemalte und gemeißelte Nacktheit wirkt anders, als die mit Worten geschilderte. Das sind Sachen, die gar nicht bewiesen zu werden brauchen, die selbstverständlich sind, grundsätzliche!

Zola allein versteht sie nicht, will sie nicht verstehen. Zola schreibt wie ein Indianer für Indianer. In Arizona würde ihm kein Mensch seine Schilderung im mindesten verübeln; die Culturvölker aber, für die er doch nun einmal schreibt, dürfen ihm mit Recht den Vorwurf machen, daß er in diesem Roman der Anatomie und der Klinik unerträgliche Widerwärtigkeiten und Unflätigkeiten höchst überflüssiger Weise gehäuft habe.

Auch sein neuer Roman ist also im höchsten Grade verletzend; um so verletzender, da es ein wirklich guter Roman ist. Und in einem guten Romane treten wir Leser in ein näheres Verhältniß zu den handelnden Personen, die der Dichter geschaffen hat. Es sind Geschöpfe, die uns menschlich nahestehen, die uns lieb und werth sind, nicht corpora vilia, und gerade deshalb verletzt es uns, wenn man sie schamlos enthüllt, und wenn an ihren Verborgenheiten mediciniſche experimenta gemacht werden.

Ich kann den Kritikern keineswegs beistimmen, die behaupten, daß Zola ermattet sei. Im Gegentheil, sein Talent scheint mit der Zeit immer mehr zu wachsen. Zola schreibt sehr breit, und stofflich sind seine Erzählungen nicht immer sehr belangreich, die Fabel ist meist von wenig hervorragendem Interesse; gleichwohl liest man sein Werk mit andauernder steter Theilnahme, freut sich immer wieder an der Macht der Darstellung, der Anschaulichkeit der Schilderung, der Schärfe der Beobachtung. Er erregt nicht die billige Spannung, es ist nicht die athemlose Jagd nach dem Schluß, die den Leser in Athem hält; man legt das Buch während des Lesens ohne besondere Ueberwindung aus der Hand; aber man nimmt es immer wieder mit wahrer voller Freude auf; und das ist ein Merkmal, das eigentlich nur wirklichen Kunstwerken zu eigen ist. Trotz aller Abscheulichkeiten, die man gerne vermieden sähe, ist also „La Joie de vivre" ein neues glänzendes Zeugniß für Zolas ungewöhnliche Begabung. Er ist durch die Macht und Fülle seines Talentes allen seinen Nebenbuhlern weit überlegen.

Der Krieg der Heiligen.

Von

G. Verga.

— Catania in Sicilien. —

Nach dem Italieniſchen frei bearbeitet von **Oſſip Schubin.**

Es war der Tag des heiligen Rochus. Unter einem koſtbaren Baldachin wurde der Heilige in ſeinem Sprengel herumgetragen. Vor ihm die Muſikbande, neben ihm ſeine legendären Hunde und hinter ihm eine Menge Andächtiger mit brennenden Wachskerzen in feierlicher Proceſſion.

Da entſteht plötzlich ein ängſtliches Gedränge, ein Stoßen und Schreien, ein Höllenſpektakel, erſchrocken laufen die Geiſtlichen davon, daß die Kutten fliegen, die Muſikanten, ihre Clarinetten und Trompeten hoch in der Luft haltend, ſtürmen nach allen Seiten auseinander, die Weiber kreiſchen, die Männer toben, und trotz der Nähe des Heiligen regnet's Schläge wie faule Birnen.

Syndicus, Vicepretor und Gensdarmen eilen herbei, um dem blutig werdenden Auflauf Einhalt zu thun.

Die ärgſten Schreier bringt man in's Gefängniß, die Verwundeten in's Spital und den heiligen Rochus ſtatt in feierlichem Proceſſionsſchritt in ſauſendem Galopp nach ſeiner Kirche — und ſo endet die ſchöne Feſta wie die Comödien Pulcinellas!

Und was war Schuld an alledem? Nur der Neid Jener, die zum Sprengel von San Pasquale gehörten.

Die Eiferſucht, die ſeit undenklichen Zeiten zwiſchen den Verehrern San Roccos und San Pasquales herrſchte, hatte ſich wieder einmal in voller Glorie gezeigt.

Die Frommen von San Rocco hatten kein Geld und keine Mühe gespart, um die Festa ihres Kirchenpatrons recht großartig zu insceniren; man hatte aus der Stadt eine Musikbande kommen lassen, über zweitausend Böller gelöst und eine neue goldgestickte Fahne angeschafft, die wie eine leuchtende Wolke ob der andächtigen Menge schwebte.

Das mußte die Anhänger San Pasquales nicht wenig ärgern, und wen konnte es Wunder nehmen, wenn dann einer von ihnen, dem heiligen Rochus und seinen Verehrern zum Trotz, „Viva San Pasquale!" zu brüllen anfing.

Daß darauf eine tüchtige Prügelei folgte, war auch natürlich. Dem heiligen Rochus so mir nichts dir nichts Viva San Pasquale in's Gesicht zu schreien, ist doch keine kleine Impertinenz — 's ist gerade so, als ob man Jemand vor die Füße spuckte. In solchen Fällen vergißt man Himmel und Erde und tritt das kleine Restchen Ehrfurcht, das man für die anderen Heiligen, die untereinander alle verwandt sind, mit Füßen und vergißt jeglichen Anstand.

„Bei allen Teufeln," brüllte Gevatter Nino, „den wollte ich sehen, der noch einmal Viva San Pasquale zu rufen sich erlaubte!"

„Ich!" schrie Gevatter Turi zur Antwort, ganz vergessend, daß Nino binnen Kurzem der Gatte seiner Schwester werden sollte; ein Verehrer San Roccos hatte dem Turi beinah ein Auge ausgeschlagen, und Turi schrie daher nochmals: „Ich, ja Viva San Pasquale bis an's Ende aller Tage!"

Nino fiel über ihn her und so lagen sich denn die zwei zukünftigen Schwäger in den Haaren, und umsonst waren alle Bemühungen Saridbas, der Schwester Turis, die Streitenden zu trennen.

Sie konnte ihren Bräutigam, den Nino, nicht beruhigen, er geberdete sich wie toll und schrie einmal über's andere: „Was? San Pasquale? lieber meine Stiefel, ja, meine Stiefel sollen leben!"

„So?" schrie Turi, „Deine Stiefel, das möcht' ich sehen, da, da hast Du eins für Deinen San Rocco, da, da!" und dabei schlugen die Zwei auf einander los mit Püffen und Hieben, die einen Ochsen hätten umbringen können. Nur mit Mühe gelang es den herbeieilenden Freunden, die Kämpfenden zu trennen.

Saridda war während dessen auch in's Feuer gerathen und treu dem Heiligen ihres Sprengels schrie sie aus voller Kehle: „Viva San Pasquale!"

Nino hatte Lust, sie zu packen und sie zu behandeln, als ob er schon seit Monaten ihr angetrauter Gatte gewesen.

Ja, das sind eben solche Gelegenheiten, wo sich Eltern mit ihren Kindern, Brüder mit ihren Schwestern entzweien, wenn unglücklicherweise ein Familienglied aus dem Sprengel von San Rocco sich sein Ehegespons aus dem Sprengel von San Pasquale geholt!

Als die Gevatterinnen Saridda umringten und sie begütigen wollten, schrie diese einmal um das andere: „Ich mag nichts mehr von ihm wissen, ich sag's Euch, ich heirate den Nino nicht und wenn er um mich käme ganz in Gold und Silber."

Und der liebe Nino war auch nicht vernünftiger als seine Braut.

„Gut, meinetwegen mag die Saridda verschimmeln," sagte er zu seinen Kameraden, die ihm im Wirthshaus das mit Blut bedeckte Gesicht wuschen, „'s ist eine Bande Lumpen und Räuber sammt ihrem San Pasquale; wie mir's nur einfallen konnte, ein Mädchen aus dem Sprengel heiraten zu wollen! ich mußte rein von Sinnen sein!"

Das unvernünftige Lärmen und Spektakeln hatte den Syndicus auch nicht wenig erbost und er erklärte, daß, da man keinen Heiligen mehr herumtragen könne ohne Prügelei, was eine rechte Schande sei, er weiter keine Procession, keine vierzigstündigen Gebete, ja keine brennenden Kerzen mehr gestatten werde, nein, nicht einmal Kerzen werde man den Heiligen anzünden dürfen, „sonst" schwor er, „lasse ich Euch Alle einsperren".

Aber die Drohungen des Herrn Sindaco halfen wenig und änderten an der Sache nichts. Ja, die Geschichte wurde noch ärger, weil der Bischof der Diöcese den Geistlichen von San Pasquale das Recht einräumte, die Mozetta zu tragen, jenen Priesterrock mit abgehackten Aermeln, den die hohe Geistlichkeit Italiens zu tragen berechtigt ist. Die von San Rocco waren nach Rom gereist, hatten sich dem heiligen Vater zu Füßen geworfen, allerlei Documente auf Stempelpapier in regelrechter Ordnung mitgebracht — Alles umsonst! Ihre Gegner aus dem Sprengel von San Pasquale — die ganze Gegend erinnerte sich ihrer als elender armer Schlucker — hatten sich durch die hier zu Lande neue Industrie der Ledergerberei bereichert come porci — und — nun, es weiß ja Jeder zur Genüge, daß hier auf Erden die Gerechtigkeit feil ist, wie die Seele des Judas Ischariot.

Die von San Pasquale triumphirten und erwarteten jetzt den Delegirten Monsignores, der den Canonici die Mozetta überbringen sollte.

Der Delegirte war ein Mann, der großes Ansehen genoß und silberne Schnallen an seinen Schuhen trug, zu einem halben Pfund das Stück.

Um ihn gebührend zu empfangen, hatte man eine Musikbande kommen lassen und wollte ihm etwa drei Meilen vor das Oertchen entgegengehen. Abends sollte dann am Platz ein Feuerwerk abgebrannt werden und überall, an allen Ecken stand mit großen Lettern Viva San Pasquale!

Die Verehrer San Roccos waren ob all dieser Vorbereitungen in keiner kleinen Unruhe. Einige der Aufgeregtesten versahen sich mit recht elastischen Stöcken und meinten: „Na, wenn's durchaus Musik geben soll, so darf der Tact nicht fehlen."

Der Delegirte des Bischofs lief wirklich keine geringe Gefahr, bei seinem triumphalen Einzug zerschlagene Knochen davon zu tragen. Aber der hochwürdige Herr, ein rechter Pfifficus, ließ die Musik schön draußen auf der

Straße seiner warten und pian, piano schlich er sich auf den kurzen Seitenwegen durch die Vignien in die Pfarrei.

Dorthin berief er die Rädelsführer der beiden Parteien.

Wie nun diese Galantuomini einander gegenüberstanden und sich so recht in die Augen sehen konnten, bekamen sie nicht übel Lust, sich sie gegenseitig auszuschlagen, und es bedurfte der ganzen Autorität des hochwürdigen Delegirten, um die bereitgehaltenen Erfrischungen anstandslos serviren lassen zu können.

Der Syndicus steckte seine Nase tief in's Glas und versicherte: „Wenn's zum Frieden und zur Eintracht heißt, da bin ich immer dabei."

Der Herr Delegirte betheuerte, er sei in der That nur gekommen, um die Versöhnung herbeizuführen, mit dem Oelzweig im Munde, wie das Täubchen Noas. In liebenswürdigem' Eifer verschwendete er Lächeln und Händedrücke und meinte, nachdem er den Boden genügend vorbereitet glaubte, er hoffe, die Herren würden ihm am Tage der Festa das Vergnügen machen, eine Tasse cioccolata in der Sacristei zu nehmen.

„Ach, lassen wir das Fest sein," sagte der Vicepretor, „sonst giebt es wieder Spektakel."

„Natürlich muß es wieder Spektakel geben, denn wer wird denn solche Uebergriffe dulden," schrie Bruno, der Gerber, „warum soll man sich denn nicht unterhalten dürfen, wie man Lust hat, sein Geld nicht ausgeben wie man will."

„Ich mag nichts davon wissen; die Befehle des Governo sind genau; wenn Ihr ein Fest veranstaltet, so schicke ich um die Carabinieri, ich will Ordnung haben," rief der Vicepretor.

„Für die Ordnung bürge ich!" rief der Sindaco, klopfte dabei mit seinem Regenschirm auf den Boden und sah sich rings im Kreise um.

„Schön! Als ob nicht Jeder wüßte, daß Ihr immer nur das thut, was Euer Schwager Bruno will!" gab ihm der Vicepretor zurück.

„Und Ihr, Ihr opponirt, weil Ihr einen Pick habt wegen der Strafe für die Wäsche," erwiderte der Sindaco, der gewaltige Herr Bürgermeister, „das könnt Ihr nicht verwinden!"

„Ich bitte, meine Herren, so geht es nicht, so kommen wir zu keinem Resultat, ich bitte, meine Herren!" rief immer wieder beruhigend der Delegirte.

„Ach was, wir werden, wir müssen aufbegehren," brüllte Bruno, mit den Händen in der Luft herumfuchtelnd.

Schnell ließ der Pfarrer in aller Stille Tassen und Gläser bei Seite bringen und der Sacristan lief über Hals und Kopf der Musikbande entgegen, die mit Trompeten und Clarinetten herbeigeeilt war, um, nachdem sie erfahren, daß der Delegirte angekommen, ihn gebührend zu begrüßen, und hieß sie umkehren.

„Ja, meine Herren, so geht es nicht," murmelte immer wieder der

Delegirte und ärgerte sich, so nutzlos seine Zeit zu verlieren mit dem Gevatter Bruno und dem Herrn Vicepretor, die einander am liebsten erdrosselt hätten. Der hochwürdige Herr wollte nun auch wissen, was denn das gewesen sei mit der Wäsche.

„Die gewöhnlichen Uebergriffe," versicherte ihm einer der Anwesenden. „Man darf ja jetzt kein Taschentuch mehr beim Fenster lüften, gleich wird man gestraft. Die Gattin des Vicepretors, gestützt auf die Stellung ihres Gatten, — bis jetzt hatte man immer noch ein wenig Rücksicht für die Organe der Regierung gehabt — pflegte auf dem Terazzino allwöchentlich ihre Wäsche zu trocknen, eine Kleinigkeit, aber seit dem neuen Gesetz scheint dies eine Todsünde zu sein. Hühner und Hunde und die Schweine, mit Respect zu sagen, die früher Ordnung auf den Straßen machten, darf man ja jetzt auch nicht mehr hinauslassen, — na, Gott habe uns Alle in seinem gnädigen Schutz, damit wir beim nächsten Regenguß nicht Alle mit einander im Schlamm umkommen. Wegen der Hunde ließ wieder der Vicepretor den Bruno abstrafen — kein Wunder, daß die zwei auf einander nicht gut zu sprechen sind — das, was ich da zu berichten die Ehre hatte, ist die lautere Wahrheit."

* * *

Um nun die erhitzten Gemüther etwas zu beruhigen, setzte sich der Delegirte am nächsten Morgen in den Beichtstuhl und blieb dort hocken wie ein Käuzchen, vom Morgen bis zum Abend. Selbstverständlich wollten alle Frauenzimmer bei dem Stellvertreter des Bischofs beichten, da er assoluzione plenaria für alle Art Sünden hatte, wie als ob er der Bischof selbst gewesen wäre.

Saridda that natürlich wie die andern, sie ging beichten, und ihr Näschen an das Gitter des Beichtstuhls legend, klagte sie auch über Nino.

„Padre," sagte sie, „Nino ist schuld, daß ich alle Sonntage in der Kirche sündigen muß."

„Wieso denn, figlia mia?"

„Ja, ehe all' die Streitigkeiten hier im Oertchen waren, sollte Nino mein Mann werden; jetzt ist's aber aus mit der Heirat. Sonntags da stellt sich nun Nino immer in die Nähe des Hochaltars und das ganze Hochamt hindurch sieht er mich an, zischelt und lacht mit seinen Kameraden."

Der hochwürdige Herr ließ sich's nicht verdrießen und wollte dem Nino in's Gewissen reden, aber mit dem war nichts zu machen. „Ach, sie behandelt mich wie einen elenden Bettler, wie sie mich nur erblickt, zeigt sie mir den Rücken," sagte Nino.

Uebrigens hatten die Verehrer San Roccos, Nino unter ihnen, noch eine andere gewichtige Ursache, dem San Pasquale zu grollen.

Im Frühjahr war der nöthige Regen ausgeblieben, seit März war kein Tröpfchen gefallen und die Saaten waren gelb und vertrocknet, — sie

ſtarben vor Durſt. Bruno, der Gerber, hatte ſich hören laſſen, er ſei überzeugt, daß es regnen würde, wenn man den San Pasquale in feierlicher Proceſſion herumtrüge — ihn, den Bruno, kümmere der Regen übrigens wenig, er ſei Gerber und brauche keinen.

Außer den Gerbern lebten aber doch noch viele kleine Ackersleute im Sprengel von San Pasquale, und auf deren Wunſch wurde eine Proceſſion veranſtaltet und der Heilige hinausgetragen von Sonnenaufgang nach Sonnenniedergang und dann den Hügel hinauf, damit er die Fluren ſegne.

Es war einer jener drückend heißen Maitage, wo der troſtloſe Bauer ſich beim Anblick der verbrannten Felder die Haare rauft und die Aehren hinſinken, wie in den Tod.

Trotz aller alten Feindſchaft hatten ſich aus Sorge und Liebe für ihre Saaten Viele aus dem Sprengel San Roccos den Veranſtaltern der Proceſſion mit San Pasquale angeſchloſſen, hatten ſogar Dornenkronen am Kopf getragen und ſich gegeißelt wie die Eſel.

Aber es regnete nicht.

Nino war darob ſehr erboſt und lief in ſeinen Feldern herum wie ein Raſender, ſpuckte in die Luft und rief: „Vermaledeiter San Pasquale, Du haſt mich zu Grunde gerichtet, haſt mir nichts gelaſſen, als meine Senſe, damit ich mir den Hals abſchneiden kann!“

Da im Sprengel San Roccos meiſtentheils Bauersleute lebten, ſo war die Verzweiflung dort allgemein. Es war eines jener langen Jahre, wo der Hunger ſchon im Juni anfängt, wo die Weiber ungekämmt in den Thüren ſtehen und unthätig, ſtarr vor ſich hinblicken.

Nino konnte ſeinen Pacht nicht bezahlen, er mußte ſich entſchließen, ſeine Mula zu verkaufen.

Als dies Saridda hörte, vergaß ſie allen Groll und ſandte ihren Bruder Turi raſch mit ihren kleinen Erſparniſſen zu Nino, um ihm zu helfen.

Nino ſtand am Marktplatz, die Hände in den Hoſentaſchen, ſah er wie geiſtesabweſend dem Verkauf ſeiner lieben Mula zu. Auf Turis Anrede antwortete er nur: „Ich brauche nichts; ich habe, Gott ſei Dank, noch meine Arme; aber, 's iſt ein ſchöner Heiliger, Euer San Pasquale,“ fügte er noch höhnend hinzu.

Turi ſah, daß da nichts zu machen ſei und ging fort, um nicht wieder in Streit zu gerathen.

Die nach San Rocco Eingepfarrten waren Alle in einer Stimmung, die der Ninos ganz ähnlich ſah, ſie konnten es San Pasquale nicht verzeihen, daß er nichts für ſie gethan.

Als nun am Abend des Tages, wo der Delegirte im Beichtſtuhl geſeſſen, Trommelwirbel erſcholl und es hieß, der Syndicus habe erklärt, das Feſt werde morgen doch ſtattfinden, fingen die Leute an, ſich in Vorwürfen zu ergehen, und viele von ihnen, darunter Nino, ſchrieen, wozu man denn

ein Fest feiern wolle, wo sie doch beinah Hungers stürben. Die Leute hatten wirklich nicht so ganz Unrecht, und da die Aufregung wuchs, statt sich zu legen, hielt es der Delegirte für gerathen, sich in aller Stille, wie er gekommen, davon zu machen, ohne Pomp und ohne Festa.

Den Vicepretor gelüstete es doch nach einer kleinen Rache, dem verhaßten Gerber Bruno gegenüber — er telegraphirte daher an das Governo, die Gemüther seien erhitzt, er könne nicht für Ruhe und Ordnung stehen, er bitte um eine kleine Einquartierung.

Und richtig, einige Tage nachher verbreitete sich das Gerücht, es seien in der Nacht Carabinieri eingelangt.

Die Leute konnten sich die Einquartierung nicht erklären und meinten, sie sei geschickt worden wegen der Cholera; das ließ sich nicht leugnen, unten im Sprengel von San Pasquale starben die Leute wie die Fliegen.

Der Apotheker hatte seinen Laden gesperrt und der Doctor war davongelaufen aus Furcht, man könnte ihn erschlagen.

„Es wird nicht so arg sein," beruhigten die wenigen Zurückgebliebenen, die nichts gehabt, wohin zu flüchten, „unser gebenedeiter San Rocco wird uns in seinen Schutz nehmen und wer sich untersteht, in der Nacht auszugehen, sich der Fieberluft auszusetzen, den prügeln wir durch."

Die unten im Viertel von San Pasquale Zurückgebliebenen kamen jetzt barfuß hinauf nach der Kirche San Roccos.

Da plötzlich fingen auch hier, wie die einzelnen großen Tropfen, die einem Unwetter vorangehen, die Todesfälle an. Man tröstete sich wohl damit, daß der Eine unmäßig gegessen bei einem Fest, der Andere bei sinkender Nacht draußen in der Campagna gewesen — aber kurz und gut, die Cholera war da bella e buona, trotz der Carabinieri, trotz San Roccos und trotz eines als heilig verschrienen alten Weibes, das geträumt haben wollte, San Rocco sei ihm erschienen und habe gesagt, er werde sie Alle vor der Cholera bewahren, denn er sei kein solcher Taugenichts wie der San Pasquale.

Es hieß, Turi und seine Schwester Saridda lägen unten auch krank an der Cholera.

Als Nino dies hörte, lief er so schnell er konnte, allen Streit vergessend, nach dem Häuschen der Geschwister hinunter. Er fand seine Saridda blau und entstellt im hintersten Winkel des Stübchens liegend, den Bruder händeringend und sich das Haar raufend an ihrem Lager. Der arme Teufel wußte sich keinen Rath.

„O meine theure Saridda!" rief Nino, „kennt Ihr mich denn nicht mehr?" und dann fügte er hinzu: „Der elende San Rocco, der ist auch zu nichts, ach, Saridda, Saridda, ich bin's ja, Nino, Euer Nino von ehemals!"

Die arme Saridda sah ihn an mit ihren eingesunkenen, verfallenen Augen, die so tief lagen, daß man eigentlich hätte eine Laterne anzünden sollen, um sie zu finden.

Dem Nino liefen die Thränen über die Wangen wie die Bäche.

Aber kurz darnach fühlte sich Saridda besser und genas bald so weit, daß sie, in ihr dickes Tuch eingehüllt, unter ihrer Thür stehen konnte neben Nino.

„Seht Ihr," sagte sie, „'s ist doch der heilige Rochus, der sich meiner erbarmt hat, Ihr müßt ihm deshalb eine Kerze weihen zu seinem Fest."

Nino nickte nur bejahend mit dem Kopfe. Er konnte nicht mehr sprechen, denn er fühlte, daß jetzt ihn die Krankheit gepackt, und kurz nachher war er am Tod.

Saridda zerfleischte sich das Gesicht vor Verzweiflung und schrie, sie wolle ihr Haar abschneiden und ihm in den Sarg mitgeben und Niemand solle je ihr Antlitz wieder erblicken, so lange sie lebe.

„Nein, nein, meine Theure," ächzte Nino, „Deine Haare würden nur noch schöner wachsen, als früher; wer Dich nie mehr sehen wird, das ist Dein armer Nino!"

„Ein schöner Wunderthäter Dein San Rocco!" sagte Turi, das war Alles, was der arme tiefergriffene Freund zum Troste hervorbrachte.

Aber Nino hatte eine gesunde Natur und überstand die Krankheit. Wenn auch noch blaß und gelb, so stand er doch bald wieder mit Turi, sich sonnend, an einer Mauer und beide fanden auch da nichts Klügeres zu thun, als sich ihre Heiligen San Rocco und San Pasquale vorzuwerfen.

Eines Tages ging Bruno, der Gerber, an ihnen vorüber. Er war, nachdem die Seuche erloschen, zurückgekehrt und sagte jetzt zu den Zweien:

„Wir wollen ein großes Fest veranstalten. Es wird nun keinen Streit und keinen Spektakel mehr geben, denn der Vicepretor, der an allem Unfrieden schuld war, ist todt. Ihr begreift, daß wir doch dem heiligen Pasquale dafür danken müssen, daß er uns von der Cholera erlöst hat.

„Ja, gebt ihm nur ein Fest, weil so Viele gestorben," höhnte Nino.

Da aber sprang Saridda herbei: „Na, jetzt bitt' ich mir's aus, wollt Ihr ruhig bleiben, sonst müßte ja noch einmal die Cholera kommen, um den Frieden herzustellen, und wir wollen doch unsere Hochzeit feiern!"

Illustrirte Bibliographie.

Zur Literaturgeschichte.

1. **Deutsche National-Literatur**, historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von Joseph Kürschner, Berlin und Stuttgart. W. Spemann.

Professor Joseph Kürschner hat den großen Plan gefaßt, Alles, was die deutsche Literatur Hervorragendes, Bemerkenswerthes oder Charakteristisches seit ihren ersten Anfängen hervorgebracht hat, in einer Sammlung zusammenzustellen, welche für jeden Gebildeten eine Art umfangreiche Chrestomatie zur deutschen Literaturgeschichte bieten soll. Er nennt seine Ausgabe eine historisch-kritische, ein Beisatz, der nicht für alle bisher erschienenen Bände zutrifft. Schon das Aeußere zeigt bedeutende Unterschiede. Während der eine Band umfangreiche Einleitungen und Biographien und reichhaltige Anmerkungen enthält, gewährt der andere nur eine kurze orientirende Vorbemerkung und im Uebrigen nichts als den Abdruck des Werkes mit geringen worterklärenden Notizen. Dieser Unterschied kann nicht Wunder nehmen bei der großen Zahl von Mitarbeitern, die Professor Kürschner für seine National-Literatur gewonnen hat, und die er gewinnen mußte, sollte ein so weitschichtiges und so groß angelegtes Unternehmen gelingen. Sie thun auch dem Werthe der Sammlung durchaus keinen Abbruch, denn die Hauptsache bleibt doch immer ein guter, d. h. fehlerloser Wiederabdruck des Werkes und die Erläuterung dessen, was durchaus nothwendig ist. Wenn sich einzelne Einleitungen, wie z. B. die zu Band 42 (Gottsched, Bodmer und Breitinger) von Johannes Krüger zu einer umfangreichen Studie über die Zeit und ihre geistigen Strömungen erweitert oder die Einleitungen im Bande 72 (Lessings Jugendfreunde), besonders die Biographie Friedrich Nikolais sich als gründliche Quellenstudien darstellen, so müssen wir dafür den Herausgebern nur umsomehr dankbar sein.

Bei einem Unternehmen, wie das Kürschner'sche, kommt in vorderster Linie der gesammte Plan in Betracht, und dieser verdient sicherlich die vollkommenste Billigung.

Wir besitzen Klassiker-Bibliotheken, theuere und billige, in großer Menge. Wir besitzen aber keine einzige Sammlung, welche auf historischer Grundlage einen Gesammtüberblick über das Werthvolle, was uns die Vergangenheit hinterlassen hat, gewährt. In dieser Art ist das Kürschner'sche Unternehmen das erste.

Die bisher vorliegenden Bände zeigen schon in hohem Grade, wie vortheilhaft es sich von den früheren ähnlichen Unternehmungen auszeichnet. Wir bekommen

Zu Fischarts „Definitiva oder Endlicher Ausspruch des Esels ꝛc.“
Aus: Kürschners Nationalliteratur. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

natürlich auch unsere Klassiker wieder, wie dürfte Goethe, Schiller, Lessing, Kleist u. s. w. in einer Bibliothek deutscher Dichter fehlen. Aber auch hier wird Neues geboten. So verdient z. B., um nur eines zu erwähnen, was gerade uns besonders neu und belehrend erschien, der 33. Theil von Goethes Werken, welcher den ersten Band der naturwissenschaftlichen Schriften enthält und von Rudolf Steiner herausgegeben ist, besonders hervorgehoben zu werden. Es ist unseres Wissens diese Seite der Thätigkeit Goethes

in einer für jeden Gebildeten zugänglichen Weise noch nicht dargestellt worden. Auch der 3. Theil von Schillers Werken, die Räuber und Fiesko in beiden Bearbeitungen enthaltend (herausgegeben von R. Boxberger), verdient besondere Anerkennung. Der Herausgeber fügt hier dem Abdruck der ersten Ausgaben auch die Originaltitelblätter in sehr guter Reproduction bei, eine Methode der Illustration, die sicherlich von keiner

Zu Fischarts „Der Barfüßer Seelen- und Kuttenstreit".
Aus: Kürschners Nationalliteratur. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Seite der Vorwurf des Bilderbuchartigen treffen wird. Wir können unmöglich alle bis heut erschienenen Bände prüfend durchgehen. Zur eingehenden Beurtheilung der Leistungen jedes einzelnen Bearbeiters bedürfte es eines umfangreicheren Wissens, als der Schreiber dieser Zeilen besitzt; es würden auch kleine Ausstellungen und Meinungsverschiedenheiten, die bei dem Umfang des Unternehmens sich gewiß nicht vermeiden ließen, dem Werth des Ganzen keinen Eintrag thun.

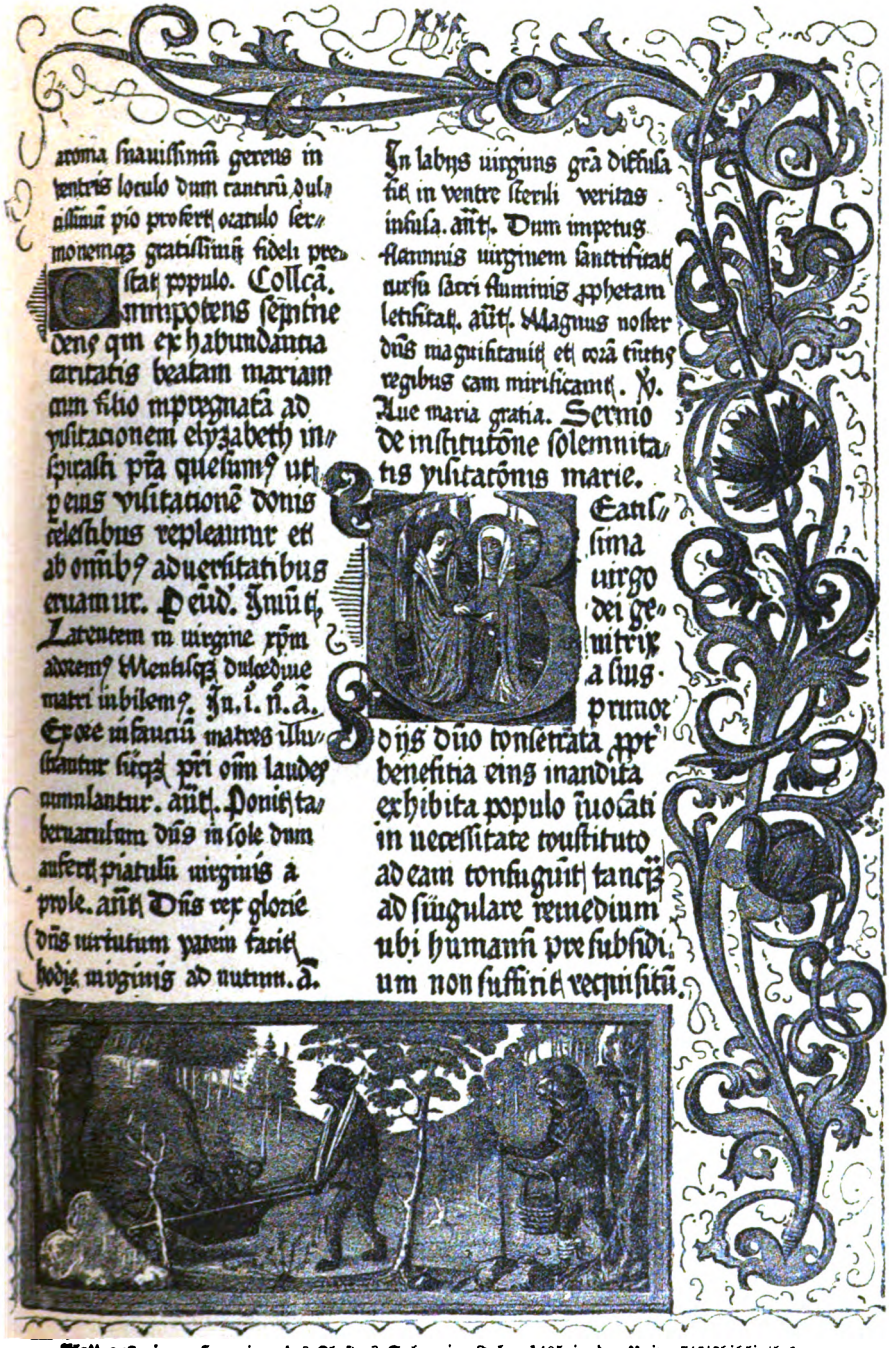
Wir ziehen vor, auf dasjenige die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer zu richten, was uns hier Neues und Eigenartiges geboten wird. Denn es iſt deſſen ſehr viel. Um mit demjenigen zu beginnen, was von den vorliegenden Bänden am meiſten in die Vergangenheit zurückgreift — wer von unſern Leſern kennt des Aegidius Albertinus „Luzifers Königreich und Seelengejaidt", das Rochus Freiherr von Lilienkron nach der Ausgabe vom Jahre 1616 wieder abgedruckt hat? Lilienkron erläutert uns auch die Bedeutung des Buches. Luzifers Seelengejaidt enthält eine Darſtellung des Syſtems der ſieben Hauptſünden. Unter den verſchiedenen Eintheilungen, nach welchen die alte kirchliche Lehre den Begriff der Sünde betrachtete, ſteht dieſe Siebentheilung obenan. Der Hochmuth, der Geiz, die Völlerei, die Unkeuſchheit, der Neid, der Zorn und die Trägheit gelten als die Hauptſünden, die aus dieſen Wurzeln emporwachſenden und ſich verzweigenden einzelnen Sünden als Tochterſünden (filiae, filiolae).

Geiler von Kaiſersberg.
(Nach der Bibliotheca typographica).
Aus: Brenning, Geſch. d. deutſch. Litt. Lahr, Moritz Schauenburg.

Sebaſtian Brant.
(Nach der Bibliotheca typographica.)
Aus: Brenning, Geſch. d. deutſch. Litt. Lahr, Moritz Schauenburg.

Dieſes Syſtem hat für das mittelalterliche Denken auch noch eine weitergehende Bedeutung gewonnen. Es iſt aus einem Syſtem der Moral zugleich zu einem Syſtem der Pſychologie geworden. In den ſieben Grundformen der ſündhaften Anlage menſchlicher Natur erkannte man nämlich zugleich ſieben Grundtypen menſchlicher Charaktere. Lilienkron behauptet, daß dieſe ſieben Charaktertypen für die mittelalterliche pſychologiſche Anſchauung ebenſo maßgebend ſeien, wie für die moraliſche die ſieben Formen der Sünde, weil dies aus der Natur der Sache folge, und weil in der damaligen wiſſenſchaftlichen Pſychologie, welche bis zu Carteſius auf dem ariſtoteliſchen Buch „De anima" beruhte, eine andere Betrachtungsweiſe der Charaktere und eine Erörterung der Charakterformen überhaupt nicht zu finden ſei. Er meint auch, daß Shakeſpeare den Charakter des Hamlet unter den allgemeinen Typus der Acedia gefaßt habe.

Daraus ergiebt ſich ſchon, wie wichtig die Kenntniß des Syſtems der ſieben Todſünden für die Beurtheilung mittelalterlicher Zuſtände und Literatur iſt. Das „Seelen-



aroma suauissimum gerens in
ventris loculo dum canticum dul-
cissimum pio profert oraculo ser-
monemque gratissimum fideli pre-
stat populo. Collecta.
Omnipotens sempiterne
deus qui ex habundantia
caritatis beatam mariam
cum filio impregnatam ad
visitacionem elyzabeth in-
spirasti pro qua quesumus ut
per eius visitacionem donis
celestibus repleamur et
ab omnibus aduersitatibus
eruamur. Per eundem. Inuitatorium.
Latentem in uirgine xpm
adoremus Mentisque dulcedine
matri iubilemus. In. i. n. a.
Ex ore infancium matres illu-
strantur sicque pri omni laudes
cumulantur. Antiphona. Ponit ta-
beruaculum dns in sole dum
aufert piaculum uirginis a
prole. Antiphona. Dns rex glorie
dns uirtutum patrem facit
hodie uirginis ad nutum. a.

In labijs uirginis gratia diffusa
fit in ventre sterili veritas
infusa. Antiphona. Dum impetus
flaminis uirginem sanctificat
cursu sacri fluminis prophetam
letificat. Antiphona. Magnus noster
dns magnificauit et coram tantis
regibus eam mirificauit. Ve.
Aue maria gratia. Sermo
de institutione solemnita-
tis visitacionis marie.

Beatis-
sima
uirgo
dei ge-
nitrix
a suis
primor-
dijs dno consecrata propter
benefitia eius inaudita
exhibita populo inuocati
in necessitate constituto
ad eam confugiunt tanquam
ad singulare remedium
ubi humanum pre subsidi-
um non sufficit requisitum.

Blatt aus einem Horarium des Klosters Salem im Jahre 1495 in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg (Orig.-Größe).
Aus: Brenning, Gesch. d. deutsch. Litt. Lahr. Moritz Schauenburg.

gejaidt“ des Albertinus ist nun nicht blos ein vortreffliches, sondern zugleich auch ein sehr ergötzliches Lehrbuch, und es war darum ganz berechtigt, es aus dem Staube der Vergessenheit, der es seit dem 30jährigen Kriege verfallen ist, wieder hervorzuziehen.

Der Leser wird zwar nicht bald Gefallen finden an der Art der Darstellung, liest er sich aber nur ein klein wenig hinein, so thut sich vor ihm ein Bild mittelalterlicher Anschauungen auf, wie es eindringlicher und zugleich kürzer gar nicht gegeben werden kann.

Englischer Pickelhering, jetzt vornehmer Eisenhändler mit Aexten, Beilen, Barten zu Prag jubilirend. Fliegendes Blatt von 1621. (Orig.-Größe.)

Aus: Brenning Gesch. d. deutsch. Litt. Lahr, Moritz Schauenburg.

Als ebenso verdienstlich betrachten wir die Herausgabe der „Asiatischen Banise“ von Heinrich Anselm von Zigler, die Felix Bobertag besorgt hat. Die Banise ist für die Romandichtung aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert typisch. Sie zeichnet sich durch außerordentlich flotte, lebhafte Darstellung aus und durch — eine anerkennenswerthe Kürze. Die Zahl der Ausgaben dieses Zigler'schen Romans zeigt schon hinlänglich, wie beliebt die Banise gewesen ist. Sie wurde sogar noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts fortgesetzt und wiederholt nachgeahmt. Auch einem Operntext und einer Tragödie diente sie zur Grundlage. Noch Goethes Wilhelm Meister ließ auf seiner Puppenbühne den Tyrannen Chaumigren auftreten, welcher der Held des mittelalterlichen Romans ist. Der Banise, welche in extenso abgedruckt ist, fügt Bobertag interessante „Proben der Romanprosa aus den letzten Jahrzehnten des XVII. und den ersten des XVIII. Jahrhunderts“ bei, von Anton Ulrich Herzog von Braunschweig, Daniel Caspar von Lohenstein u. A. Man könnte meinen, daß Lohensteins Romane, wenn auch nur theilweise, als äußerst charakteristische Vertreter einer ganzen Zeit und literarischen Richtung eine besondere Behandlung verdienten. Wir wissen nicht, ob es in Kürschners Plane liegt, Lohensteins Romane in einer Auswahl zu ediren, da uns zwar die „Gegner der zweiten schlesischen Schule“, nicht aber diese selbst vorliegt.

Bobertag ist auch der Herausgeber von Abraham a Santa Claras „Judas der

Erzschelm", einem Buche, das äußerst selten und wenig bekannt ist, und dessen Herausgabe schon darum als ein Verdienst zu betrachten ist.

Unser Gesammturtheil über die Kürschner'sche National-Literatur muß nach dem Gesagten, das ja keineswegs der großen Leistung gerecht werden kann, außerordentlich günstig ausfallen. Kürschner hat es verstanden, einen klaren Plan vorzuzeichnen, einen Verleger zu finden, der den Ausgaben eine in jeglicher Beziehung schön zu nennende Ausstattung giebt, und einen Stab von Mitarbeitern um sich zu sammeln, die in ihren Specialgebieten als hervorragende Männer zu bezeichnen sind — und die Frucht seiner Bemühungen ist ein Unternehmen von dauerndem Werth, für welches ihm das deutsche Publikum den Dank nicht schuldig bleiben wird.

2. **Geschichte der deutschen Literatur** von Emil Brenning. Lahr. Moritz Schauenburg.

Dieses Werk hat nur eins mit dem Kürschner'schen Unternehmen gemein, die sehr vernünftige Auswahl der Illustrationen, und das giebt uns den Anlaß, es an dieser Stelle zu besprechen. Die Illustration ist das Schoßkind der modernen Literatur, oder sagen wir richtiger, des modernen Bücherhandels. Was ohne Illustration auf den Markt kommt, darf kaum auf Absatz rechnen. Wir unterschätzen die Bedeutung einer künstlerischen Ausstattung keineswegs und sind auch nicht blind für den Aufschwung, welchen die Bücherausstattung nach jeder Richtung hin in letzter Zeit genommen hat. Aber der Geschmack oder richtiger der Ungeschmack des Publikums hat es dahin gebracht, daß Verleger Illustrationen dort bieten, wo sie durchaus nicht am Platze sind, oder daß sie den Umstand, daß Illustrationen wünschenswerth wären, in unberechtigter Weise ausbeuten. Wir mögen hier dasjenige Buch nicht erst namhaft machen, welches uns vorschwebt, wenn wir von einer übertriebenen Illustrirung literärgeschichtlicher Werke sprechen. An dieser Stelle wollen wir nur die Aufmerksamkeit auf die Brenning'sche Literaturgeschichte lenken, welche in dieser Beziehung als Muster dienen kann. Bei ihr ist die Illustration nicht dominirende Hauptsache, sondern thatsächlich nur eine Unterstützung der Phantasie. Das Buch selbst gliedert seinen Stoff zwar nicht ganz nach hergebrachter Weise, aber auch nicht gerade sehr abweichend von derselben. Es unterscheidet drei große Perioden: Die heidnisch-germanische, die christliche und die christlich-klassische. Die erste erreicht um das Jahr 800 ihr Ende, die zweite geht für den Verfasser bis ca. 1450, sie zeigt das deutsche Volk unter der Herrschaft des christlichen Geistes, der noch das ganze IX. Jahrhundert mit dem heidnischen kämpfte, der aber den vollständigen Sieg davonträgt. Es bildet sich nun eine rein geistliche Dichtung aus, nur von Geistlichen gepflegt, bis sich durch den Einfluß der Kreuzzüge und das Eindringen der französischen Poesie die ritterliche Romantik an deren Stelle drängt. Mit dem Sinken des Ritterthums tritt der Bürgerstand auf, bis durch das Eindringen der Renaissance von Italien her ein neuer Umschwung sich ankündigt. In Deutschland wird die Renaissance Weckerin und Bundesgenossin der Reformation. Die neue Einheit, die sich durch Versöhnung des christlichen mit dem klassischen Geiste bildet, ist das Charakteristikum der jüngsten Periode. Dies ist der Grundplan des ganzen Werkes, das für eine große Anzahl von Lesern schon darum einen besonderen Werth beansprucht, weil es ausführliche Analysen des Inhalts der größeren Gedichte giebt, soweit thunlich sogar mit den eigenen Worten des Dichters. Auch die Kritik ist in einer Weise behandelt, die uns für ein ähnliches Buch als die berechtigte erscheint. Sie urtheilt nicht mit apodiktischer Gewißheit, sondern sucht vielmehr, den historisch-ästhetischen Maßstab anlegend, die geschichtliche Stellung zu fixiren, welche das betreffende Werk einnimmt, und von den Voraussetzungen der Zeit aus seinen Werth zu bestimmen.

Eins vermiſſen wir an dem Buche, was vielleicht noch nachgeholt werden könnte: die erwähnten Illuſtrationen gewähren, da ſie vortrefflich ausgewählt ſind, ein gutes Bild von der allmäligen Entwickelung des Druckes, der Schreibmethode, der Aus-

Aus der Bilderhandſchrift der Weltchronik von Rudolf von Hohenems in der Landesbibliothek zu Kaſſel (Orig.-Größe).
Aus: Brenning, Geſch. d. deutſch. Litt. Lahr. Moritz Schauenburg.

malungen mittelalterlicher Manuſkripte, und zum Theil auch der Bücher-Illuſtrationen. Wäre es nicht vortheilhaft, wenn auch nur ganz kurz, darüber Einiges zu ſagen? Die Kenntniß dieſer Dinge befindet ſich heute in einem Stadium, welches vollkommen geſtattet, jedem Gebildeten eine Darſtellung der Entwickelung der Technik von Schrift und Druck zu geben. —rl.

Neuer deutscher Novellenschatz.

Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Der deutsche Novellenschatz, den Heyse im Verein mit Herrmann Kurz in den Jahren 1870—74 herausgegeben hat, war für Alle, die sich ästhetischen und literarischen Studien widmen, eine außerordentlich willkommene Gabe. Der Tod des feinsinnigen Herrmann Kurz hemmte damals die Fortsetzung der Sammlung, in der noch lange nicht alle namhaften Erzähler der Gegenwart zu Worte gekommen waren. Heyse hatte sich stets mit dem Gedanken getragen, den Novellenschatz fortzusetzen, und schritt zur Ausführung desselben, als ihm durch Ludwig Laistner die gewünschte Unterstützung wurde. Vielfache Umstände, zum Theil rein äußerliche, vor Allem das massenhafte Umsichgreifen der Wochenschriften, haben, wie Heyse in der Vorrede mit Recht bemerkt, die Schaffenslust auf dem Gebiet der Novelle in's Unabsehliche vergrößert, und die Auswahl ist darum um so schwieriger, als das Stoffgebiet der Novelle und ihre Form sich bedeutend verändert haben, und als die Herausgeber in dieser neuen Sammlung fast ausschließlich ihren mitlebenden Collegen gegenüberstehen.

Die Aufnahme in den „Neuen deutschen Novellenschatz" soll nach denselben Grundsätzen erfolgen, die schon bei der ersten Sammlung maßgebend waren. Heyses und Laistners Plan ist, „die Schatzkammer werthvoller, erfreulicher und bedeutender Dichtungen zu vervollständigen, in der es natürlich auch an Halbedelsteinen und leichteren Schmuckstücken nicht fehlen kann, immerhin aber keine unechte Fabrikwaare mit unterlaufen soll". Es soll den mannigfaltigen Formen und Stilen, „sobald nur ein künstlerisches Gewissen sich in ihnen offenbart", ohne Vorurtheil und Vorgeschmack freie Bahn gelassen werden.

Die ersten drei Bändchen des neuen deutschen Novellenschatzes umfassen neun Erzählungen. Eröffnet wird er durch eine Schlösser- und Höhlengeschichte „Sirene" von L. Starklof, die zum ersten Male 1846 in Leipzig erschienen ist. Starklofs Name ist heute vollkommen verschollen; auch bei Lebzeiten des Trägers war er nicht weit über die Grenzen seines kleinen Vaterländchens — er ist in Ludwigsburg geboren — hinausgedrungen. Und doch war der merkwürdige Mann — wie Heyse in einer kleinen biographischen Einleitung sagt — durchaus nicht eines jener unberufenen Halbtalente, die höchstens durch einen glücklichen Zufall einmal sich zu einer erfreulichen Leistung aufschwingen, sondern ein voll ausgereifter Künstler.

Marie von Ebner-Eschenbachs humoristische Novelle „Die Freiherren von Gemperlein" galt den Herausgebern mit Recht als eines der Producte feinsten humoristischen Talents, wie es bei weiblichen Schriftstellern selten gefunden wird. Die wenigen liebenswürdigen autobiographischen Worte, welche der Einleitung Heyses vorausgehen, werden dem Leser jedenfalls sehr angenehm sein. Denn wer wünschte nicht, etwas über einen Autor zu erfahren, der ihn durch eine künstlerisch vollendete Schöpfung erfreut hat.

„Jephtas Tochter" von S. Th. Mosenthal ist eine jüdische Dorf- und Stadtgeschichte, und erinnert in den Mitteln, mit welchen der Dichter den Leser zu fesseln sucht, sehr an die viel berufene „Deborah". Von O. Müller, dem Verfasser der „Charlotte Ackermann", ist eine treffliche Humoreske, „Münchhausen am Vogelsberg", aufgenommen, von Hans Marbach eine alterthümelnde Erzählung „Salathus". Der dritte Band bringt Ida von Düringsfelds „Wer?", Adolf Sterns „Die Fluth des Lebens", Alfred Schönes „Der blaube Schleier", eine ergreifende Erzählung, die in den Rahmen einer lustigen Rheinreise eingefügt ist, und P. K. Roseggers „Maria im Elend". —

Wir begrüßen die Fortsetzung des alten Novellenschatzes durch diesen neuen mit lebhaftester Freude. Man darf erwarten, daß Meister Heyse, unterstützt von einem Kunstjünger, der seine ästhetischen Ueberzeugungen zu theilen scheint, nur das Beste und Charakteristischste aus der ungeheuren Fluth der modernen Novellen auswählen wird, und so Jedem, der die Entwickelung der deutschen Erzählungskunst aus welchen Gründen immer verfolgen möchte, den besten Leitfaden geben wird, der ihm gegeben werden kann. Wir wünschen dem Unternehmen schon darum eine gute Aufnahme, damit Paul Heyse sich auch verpflichtet fühle, seinen „Novellenschatz des Auslands" durch eine ähnliche neue Sammlung bis auf die jüngste Zeit fortzuführen.

rl.

Prosa, Skizzen, Gedenkblätter und Studien von Robert Hamerling. Mit dem Portrait des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Hamburg. J. F. Richter.

„Es giebt Verehrer und Verehrerinnen der Poesie," beginnt Hamerling das Vorwort zu diesen Skizzen und Studien, „welche glauben, daß der Poet, der sich für gewöhnlich in gebundener Rede vernehmen läßt, heruntersteigt und sich etwas vergiebt, wenn er Prosa schreibt. Es giebt auch solche," meint er, „die sich vorstellen, wenn ein Dichter (im engeren Wortsinne) Prosa schreibe, so thue er es so nebenbei und gelegentlich, auf äußeren Antrieb, werfe so ‚leichte Waare' gleichsam zur Erholung hin." Es hätte solcher Bemerkungen zur Einführung der Prosaschriften eines Mannes, wie Hamerling, nicht bedurft. Wer Hamerlings Individualität und seine Schriften nur ein wenig kennt, weiß, wie ernst er es mit Allem, auch mit Kleinigkeiten nimmt. Die vorliegende Sammlung, die Hamerling seinen Freunden als „einen kleinen Ersatz" für eine Geschichte seines Lebens und seiner Entwickelung bieten will, bestätigt das von Neuem. Wir finden in ihr ziemlich Alles, was das Herz eines edeldenkenden Menschen beschäftigen kann. Aber allerdings verdienen wohl nicht alle hier vereinigten Aufsätze Verewigung in einer zweibändigen Sammlung in Buchform. Hamerling hätte uns mit der Hälfte ein treffenderes Bild seiner Individualität geboten. Die kleinen novellistischen Arbeiten sind uns höchst willkommen. Auch die kleine hübsche Schilderung: „Eine Station meiner Lebenspilgerschaft" wird jeder Freund Hamerlings — und deren giebt es ja sehr viele — mit Vergnügen lesen. Aber die kleinen feuilletonistischen Spielereien passen doch nicht ganz in die Sammlung hinein. Zu viel Alltägliches, zu viel Flüchtiges, was den Zeitungsleser für einen Augenblick angeregt haben mag, das aber für die Dauer einen Werth nicht beanspruchen kann. In höherem Grade befriedigen diejenigen Aufsätze, welche sich mit unserer Sprache beschäftigen. Hamerling geht vielleicht in manchen Dingen ein wenig zu weit, auch will uns bedünken, als fehle ihm zu gründlicheren philologischen Auseinandersetzungen das nöthige Wissen in all den Kleinigkeiten, die nun einmal zu solchen Auseinandersetzungen unentbehrlich sind, aber der Ernst, mit dem er für die Reinhaltung der Muttersprache, Ausmerzung unnützer Fremdwörter und ganz besonders für die Ausstoßung häßlicher Austriacismen eintritt, erfreut und erfrischt.

Das Streber- und Gründerthum in der Literatur. Vade mecum für Herrn Pastor Krause in Hamburg. Von Kuno Fischer. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1884. (63 Seiten.)

„Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben — — Pastor zur Erde sinken."

Das gilt von der Wirkung des wuchtigen Streiches, den Kuno Fischer gegen das verdienstlose Streberthum führt. Macht es doch einen kläglichen Eindruck, daß

sich angesehene öffentliche Blätter in nicht geringer Zahl unkritisch und leichtgläubig mystificiren ließen und den lärmenden Trompetenstoß dienstfertig mit Schmähungen und hämischen Ausfällen gegen Kuno Fischer weitergaben, der Pastor Albrecht Krause in Hamburg habe ein nachgelassenes Werk von Kant als dessen „tiefsinnigste und folgenschwerste" Schrift „entdeckt". Soviel sagte auch der Titel des neuesten Buches von Krause: „Em. Kant wider Kuno Fischer zum ersten Male mit Hülfe des verloren gewesenen Kantischen Hauptwerkes vom Uebergange der Metaphysik zur Physik vertheidigt." Zu dem Bombast dieses Aushängeschildes für einen noch nie dagewesenen Kaufartikel kam der Lärm, den Krause dem preußischen Cultusminister vormachte, um diesen zur Herausgabe des Kantischen Werkes auf Staatskosten zu bewegen.

Wie schneidender Hohn, wie eine tief beschämende Züchtigung, klingt die in ihrem kühl überlegenen Tone würdige, sachlich ruhige, in ihrer Polemik vernichtende Antwort des kundigen Historikers der Philosophie, die in der Geschichte der polemischen Literatur gewiß bemerkenswerth zu bleiben verdient und selbst den zweifellosen Wunsch Krauses erfüllen wird, ein genannter Mann zu werden — allerdings nur da erfüllen wird, wo man Kuno Fischers Vade mecum liest und dabei die geläufige Abneigung gegen jede entschiedene und siegreiche That überwindet. Das jetzt schon rasch verbreitete „Vade mecum" erregt verdientes, sehr bedeutendes Aufsehen und zwar gerade in unterrichteten, der gerechten Sache geneigten Kreisen, die sich von der Clique unabhängig erhalten. Mit scharfen, klaren Argumenten führt es die Verirrungen des Gegners auf die Haltlosigkeit und Nichtigkeit seiner ganzen philosophischen Scheinexistenz zurück. Man traut seinen Augen nicht, wenn ein literarischer Freund Krauses in den „Grenzboten" die philosophische Nullität Krause zum Genie aufbauscht, welches der „Zunftneid" des Professors nicht aufkommen lasse! Wer hat Krause und seinen literarischen Genossen A. Claffen bisher gekannt? Beider Väter sind als tüchtige leistungsfähige Männer bekannt, aber ihre Herren Söhne mögen sich das Wort der Schrift einprägen: „Wir sind weniger als unsere Väter!" —r—

Die Heilkraft des See- und Höhenklimas. Ein ärztlicher Wink zur hygienischen Verwerthung der Ferien. Von Dr. med. J. Gildemeister. Langensalza. H. Beyer u. S. 1884.

Auf kaum 19 Seiten legt der Verfasser den heilsamen Einfluß dar, den der Aufenthalt am Meere und im Hochgebirge auf den durch geistige Ueberarbeitung, Nervenüberreizung anderer Art, Ernährungsstörungen u. A. geschwächten Organismus ausübt. Aus der überaus gediegenen Arbeit spricht ein Autor, der die durchgebildete wissenschaftliche Erkenntniß mit dem lebensvollen Interesse und der durchdringenden Kraft verbindet, die besten Gedanken der neueren Wissenschaft, die bleibenden, d. h. sicheren Resultate der Forschung in That umzusetzen und für das Leben geltend zu machen. Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und die Wärme eines gesunden männlichen Gemüths kennzeichnen den Verfasser, der seine reichen Erfahrungen nicht nur durch umfassende Studien und wissenschaftliche Reisen, sondern auch durch umfassende ärztliche Praxis in Bremen, Gleschendorf und den Ostseebädern Hafskug und Scharbeutz gesichert hat. hg.

Ausgewählte deutsche Dichtungen. Für Lehrer und Freunde der Literatur erläutert von Lic. Dr. Karl L. Leimbach. 5. Band. Kassel, Theodor Kay.

Dieser fünfte Band bietet, wie das Vorwort sagt, eine Ergänzung zu desselben Verfassers, theilweise in dritter, theilweise in zweiter Auflage erschienenen Erläuterungswerke: Ausgewählte deutsche Dichtungen, und behandelt als erster Supplementband die deutschen Dichter der Neuzeit. Uns ist das genannte Werk nicht bekannt, und es steht

uns demnach nur ein Urtheil über den Supplementband zu. Leimbach ordnet die Autoren nach dem Alphabet — der vorliegende Band beginnt mit Alexander Graf von Württemberg und schließt mit Johannes Fastenrath — bietet umfangreiche Biographien und eine reichhaltige Auswahl aus ihren Dichtungen. Die Rücksichten, die ihn leiten, sind nicht immer dieselben, die wir einer solchen Auswahl zu Grunde legen würden. Leimbach ist einseitig, theologisch und kirchlich. Davon jedoch abgesehen, ist sein Buch von großem Interesse. Mit Erstaunen bemerkt man, welche lyrischen Perlen Dichter zu Tage gefördert haben, die man kaum dem Namen nach kennt. Die vollständige Aufzählung aller Werke der angezogenen Dichter ist für jeden Leser auch außerhalb der Schulkreise, für welche das Buch zunächst bestimmt ist, von Werth; es erleichtert in hohem Grade das Studium. Die Biographien selbst, denen sich eine kritische Beurtheilung der Leistungen anzuschließen pflegt, sind mit Wärme und einer wohl zu tolerirenden Milde geschrieben. Wem die oben gekennzeichnete Einseitigkeit kein Hinderniß ist, wer sich über dieselbe bei Anerkennung der großen Vorzüge der Sammlung hinwegsetzen kann, dem können wir das Buch redlich empfehlen. fd.

Emanuel Geibel. Ein Gedenkblatt. Mit einem Bildniß in Lichtdruck. Lübeck. Ferdinand Grautoff.

Eine von Liebe und Verehrung für den verstorbenen Dichter dictirte Biographie, die aus persönlicher Bekanntschaft mit Geibel manches noch Unbekannte zu erzählen weiß. So z. B. über Geibels Verhältniß zu Halm, gegen welchen der Münchener Lyriker ursprünglich ein arges Vorurtheil hatte und dieses auch in Karlsbad Laube gegenüber äußerte. „Wir taugen nicht zusammen," hatte Geibel gesagt. Da fuhr Laube grob auf. „Was reden Sie da, das ist ja Thorheit. Sie jungen Leute schreiben ja lauter Stücke, die kein Mensch spielen kann. Schreiben Sie doch erst etwas, was so ist, wie Halms Sachen." — „Ich, beschämt, schwieg still und sah ein, daß Laube Recht haben könne. Dann entdeckte ich in Halm einen der allerliebenswürdigsten Menschen und auf zwei längeren Spaziergängen theilte dieser mir so viel über das Drama mit, soviel Geistvolles und Anregendes, daß ich für mein Leben lang daran zu lernen gehabt." Geibels größte Freude war es, wenn ein moderner Dichter etwas geleistet, das ihn mit Begeisterung erfüllen konnte. Als er Conrad Ferdinand Meyer's Roman „Der Heilige" gelesen, sagte er, er sei stolz darauf, daß dieses Meisterwerk in neuerer Zeit geschaffen worden, und noch im letzten Herbst, da seine Kräfte bereits erschreckend abnahmen, äußerte er, daß er sich kein Gedicht dieses Dichters, das zerstreut in diesem oder jenem Blatte erscheine, entgehen lasse.

Die Schilderung der letzten Tage Geibels und die Darstellung seiner Bestattung am 12. April 1884 haben ohne Zweifel ein dauerndes Interesse. fd.

Das serbisch-wendische Schriftthum in der Ober- und Nieder-Lausitz. Von A. N. Pypin. Aus dem Russischen übertragen, sowie mit Berichtigungen und Ergänzungen versehen von Traugott Pech. Separatabdruck aus: Geschichte der slavischen Literaturen von A. N. Pypin und V. D. Spasović. Leipzig, F. A. Brockhaus

Die kleine Schrift dürfte als die Darstellung der Entwickelung und des gegenwärtigen Zustandes des geistigen Lebens einer mitten unter uns wohnenden slavischen Völkerschaft auch für die weitesten Kreise von Interesse sein. Aus diesem Grunde erwähnen wir auch an dieser Stelle den Separatabdruck aus dem hervorragenden Werke, dem wir demnächst eine ausführliche Besprechung zu widmen gedenken. Nur wenige wissen überhaupt, daß das kleine Völkchen der Lausitzer seine eigene Literatur besitzt und daß es auch heute noch so zu sagen geistig lebe. Wir sind Herrn Pech für den Separatabdruck und seine umfangreichen Zusätze außerordentlich dankbar. Pech, selbst

ein Sohn des lausitzischen Volksstammes, mit dessen Sprache und Literatur genau vertraut, war wohl berechtigt, der Darstellung eines Pypin Ergänzungen und Berichtigungen anzufügen. Denn der russische Forscher steht der Bewegung zu fern und seine Hilfsmittel sind jedenfalls nicht so reiche, wie die des mitten in der Bewegung stehenden und räumlich nahegerückten Lausitzers. fd.

Am Wege gepflückt. Eine Liedergabe von A. Stanislas. Berlin, F. C. Entrich.

Schlesien, das in der Geschichte der deutschen Dichtung von jeher einen würdigen Platz beansprucht, ist auch heute noch reich an Dichtern, die zwar auf dem deutschen Parnaß nicht die höchsten Stufen besetzen, immerhin aber eine bemerkenswerthe Beisteuer zu der dichterischen Production Deutschlands leisten. Eine große Zahl schlesischer Dichter findet ihren Vereinigungspunkt in der schlesischen Dichterschule, einem Verein, dessen Mittelpunkt in der Hauptstadt liegt, dessen zahlreiche Mitglieder aber über die ganze Provinz verstreut sind. Einer der begabtesten Dichter dieser Schule ist A. Stanislas. Sein Liederbuch „Am Wege gepflückt" ist nicht das erste, das er der Leserwelt darbietet. Es zerfällt in vier Abtheilungen, von welchen uns die zweite „Von der Wanderschaft" am gelungensten erscheint. Stanislas hat offenbar eine feine Beobachtungsgabe für die Natur, und trotz des manchmal durchbrechenden Pessimismus Verständniß für die heiteren und schönen Seiten des menschlichen Lebens. Beides kommt in seinen Gedichten, und wie wir glauben, in hervorragendem Maße in der Abtheilung „Von der Wanderschaft" zum Ausdruck. Seine Sprache ist nicht gerade originell, aber rein, seine Versbildung bietet nichts Neues, sie bewegt sich in der fertigen Sprache der deutschen Lyrik, aber in diesen Grenzen mit Sicherheit und Anmuth. Stanislas würde vielleicht in weiteren Kreisen Anklang finden, wenn er sich entschließen könnte, aus seinen bisher veröffentlichten Sammlungen eine neue Auswahl zu treffen und nur einen Bruchtheil dessen, was er geschaffen hat, in diese Auswahl aufzunehmen. fd.

Große Menschen. Historischer Roman von Levin Schücking. 3 Bde. Breslau und Leipzig. E. Schottlaender.

Ein Schwanengesang — das letzte Product der Feder des geistreichen Romanschriftstellers, welcher dem deutschen Leserkreis nach dem Tode des Verfassers, also gewissermaßen als ein literarisches Vermächtniß in die Hände kommt. Viele deutsche Leser — und wir rechnen uns nicht unter die letzten — haben die zahlreichen Romane Levin Schückings mit großem Vergnügen gelesen, sehr Wenige haben Etwas von den Lebensschicksalen des Verfassers und noch viel Wenigere gewußt, ein wie hohes Alter derselbe erreicht hat. — Diejenigen aber, welche anderweit sich nicht um das Leben eines unserer fruchtbarsten deutschen Romanciers gekümmert haben — aus diesem Schwanengesang werden sie sicher nicht auf das hohe Alter des Autors schließen. Das Buch ist mit einer Frische der Empfindung geschrieben und trägt ein so lebensvolles Colorit zur Schau, daß es selbst viele seiner früheren Erzählungen übertrifft. Der Roman führt uns in ungezwungener Weise in die Beziehungen Deutschlands zu Italien in der Zeit Leos des Zehnten ein und verlegt sehr bald den Schauplatz der Handlung nach Rom selbst. — Kaum in einem der älteren Romane ist es dem Verfasser gelungen, die Charaktere sich so vor unseren Augen ohne jedes gewaltsame Eingreifen entwickeln zu lassen, als in diesem. Wir sehen sie sich an ihrem Geschick erheben, vertiefen, ausreifen, oder zu Grunde gehen, und es scheint uns, daß der Verfasser in psychologischer Beziehung gerade in diesem Roman eine Vertiefung gewonnen hat, wie sie in der That das Product eines langen Lebens — sein kann, aber doch selten ist. Dabei ist die ganze Erzählung von dem Colorit Roms und des glanzvollen Lebens jenes Zeitalters durchleuchtet, ohne daß man, wie an so vielen

modernen „Culturromanen", die Absicht merkt, ihnen äußerlich den Firniß und Lack der Zeit zu geben, aus welcher heraus die Helden der Erzählung zu betrachten und zu begreifen sind. Der Verfasser versteht uns eine meisterhafte Entwickelungs-Geschichte einzelner in der Geschichte bedeutsamer Männer zu geben — er flößt uns ferner ein lebhaftes Interesse an dem Geschick derselben und ihrem menschlichen Ergehen ein — wir leiden und freuen uns mit ihnen — er weiß uns mit Gewaltthaten und Schlechtigkeiten, welche Zeit und Umstände mit sich bringen, ja selbst mit der Niedertracht einzelner Charaktere zu versöhnen, weil er sie als die Producte der Zeit und geschichtlicher Entwicklungsphasen darzustellen weiß. Das einzige, was wir vielleicht nicht unterschreiben möchten, ist der Titel: „Große Menschen" — kaum bedeutsame; interessante haben wir sehr viele, große ungleich weniger gefunden, wenn wir dann auch sehen, daß hier wie so oft „die Kleinen" die eigentlich Großen sind. Wir haben bei der Besprechung nicht dem gewöhnlichen Gebrauch gehuldigt, statt unserer Meinung einen kurz skizzirten Inhalt des Buches zu geben. Möge Jeder den letzten Roman Schückings selbst zur Hand nehmen und er wird sich sagen, daß es ein interessanter, geistig nervöser, aber geistreicher Schriftsteller gewesen ist, dessen Hand die Feder im ewigen Schlafe entsunken ist. sa.

Geschichtenbuch von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Druck und Verlag von W. Kohlhammer, 1884.

Geschichtenbuch nennt der Verfasser die uns vorliegende, fünf Erzählungen umfassende Sammlung, und sagt dazu in einer Vorrede von wenigen Zeilen, er nenne sie deshalb nicht Volkserzählungen, weil sich so manche schiefe Vorstellung mit dieser Bezeichnung verbinde. Wolle man unter einer Volkserzählung eine solche verstehen, die den gebildeten Geschmack zu fesseln vermag, aber auch dem „gemeinen Manne" genießbar bleibt, dann könne man sich das Wort gefallen lassen, ja sogar sich eine Ehre daraus machen. Seine Frage an die Leser, ob seine Geschichten wohl diese Bezeichnung in diesem Sinne verdienten, können wir getrost mit „ja" beantworten. Behandelt Weitbrecht das von ihm beherrschte Stoffgebiet auch nicht mit besonderer Originalität, so ist doch der gesunde, volksthümliche Ton, in welchem seine Geschichten geschrieben sind, anzuerkennen, wie auch die sittliche Weltanschauung, die, ohne in vordringlicher Tendenz sich bemerkbar zu machen, den Grundzug seiner Erzählungen bildet. Der schlichte Geschmack des Volkes sollte überall auf solche Lecture hingewiesen werden, im Gegensatz zu den nach groben Effecten haschenden novellistischen Erzeugnissen. Unserem Geschmacke entspräche allerdings eine etwas knappere Form, die behäbige Weitschweifigkeit der Schilderungen wirkt zuweilen ermüdend und beeinträchtigt das Interesse an dem eigentlichen Sujet. mz.

Zu den Heine-Memoiren.

Wir erhalten von der Verlagshandlung folgenden Brief, dem wir gern Aufnahme gewähren:

Geehrter Herr!

Sie stellen der Engel'schen Uebersetzung der Briefe an die Mouche die Version aus Costenobles Buch gegenüber, als wenn diese Original sei. Das ist ein Irrthum Ihrerseits. Aus unserer Correspondenz mit Herrn Costenoble, mit dem wir bezüglich dieser Publication vollständig Hand in Hand gehen, ist auch er nicht im Stande gewesen, die Original-Version von dem Besitzer, dem Herrn Calman Levy, Paris, zu erlangen. Auch dieser war, wie wir, in der Lage, die Briefe zu übersetzen. Eine Herabsetzung unserer Version wird um so unangebrachter erscheinen, wenn Sie erkennen, wie „Original" (aber in anderem Sinne) die Costenoble'sche Version ist.

Im Briefe 20. Juli 1855 giebt Costenoble „Gelbveiglein" suabes mit „schwäbisches Vögelein".

Im 2. Brief ohne Datum das Wort „curé" Pfarrer (von Liszt fälschlich für „curirt" gebraucht), welches im Original so angeführt stehen muß, um Sinn zu haben, mit „noch nicht auf Deck" ꝛc.

Wir können nur mit Ihnen den Vandalismus bedauern, daß ein französischer Verleger, der eine deutsche Ausgabe verkauft, nicht den deutschen Wortlaut solcher Actenstücke giebt, aber unsere überrheinischen Collegen haben nicht viel Pietät für Deutschland, außer im Geldnehmen; ferner werfen Sie uns „häßliche Reclame" vor. Ihr Herr Verleger, Herr Schottlaender, mit dem wir über die Heine-Memoiren-Angelegenheit des Genauesten conferirten, wird Ihnen am besten sagen können, wie diese Reclame von Herrn Julia und seinem Satelliten gemacht wurde, vor und zur Verwerthung des Manuscripts.

Unser Circulair im Buchhandel, das hierbei folgt, warnte vor hochgespannten Erwartungen; unsere Annoncen enthalten nichts, als das Factum des Erscheinens, ohne Empfehlung.

Daß in einem derartigen Ergänzungsband schließlich auch die Einordnung der seit letzter Auflage bekannt gewordenen Briefe gehört, ist Zwecks Completirung der „sämmtlichen Werke" wohl selbstverständlich. Man kann dabei die Reproduction schon anderweitig abgedruckter Piecen nicht umgehen. Auch die Memoiren waren ja durch die „Gartenlaube" längst bekannt. Es kann also keinesfalls unsererseits von irgend absichtlicher Täuschung die Rede sein.

Wenn das Publikum mehr erwartet hat, trotz der vorherigen mehrmals nach den Publicationen der „Gartenlaube" durch Zeitungsberichte erhaltenen Notizen, so können wir nichts dafür.

Wir schulden den Käufern der „sämmtlichen Werke" diese Ergänzung, so gut und so schlecht wie sie eben ist, und haben uns dieser Pflicht entledigt. Von einer „Novität", die die Kritik noch herausfordert, konnte nach längst geschehener Publication durch die „Gartenlaube" nicht mehr die Rede sein.

Hochachtungsvoll

Hoffmann & Campe.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Akademische Blätter. Organ für wissenschaftliche Behandlung der neueren deutschen Nationalliteratur und ihrer Geschichte. Herausgegeben von Dr. Otto Sievers. I. Jahrg. Heft 6. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn).

Berlepsch, H. E. v., Der Gotthard-Führer. Ein Reisehandbuch für den Vierwaldstätter See und die einschlägigen Seitentouren, für die Gotthardbahn und die oberitalienischen Seen. 3. verb. Auflage. München, Exped. von Berlepschs Reisehandbüchern.

Dewall, Joh. van, Sonnige Tage. Aus den Erinnerungen von Joh. van D. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger).

Ernstlieb, Joseph, **Faust.** Zweiter Theil. Dramatische Dichtung. (Fragment.) Mannheim, Commissionsverlag von J. Bensheimer.

Goebel, Dr. Julius, Ueber tragische Schuld und Sühne. Ein Beitrag zur Geschichte der Aesthetik des Dramas. Berlin, Carl Dunckers Verlag (C. Heymons).

Hugo, Heinrich, Die Worte der Wala, aus der Edda. Eine Erzählung. Erste Abtheilung. Leipzig, Gustav Fock.

Jaubert, Madame C., Heinrich Heine. Erinnerungen aus den letzten zwanzig Jahren seines Lebens (1835—1855). Autorisirte Uebersetzungen von Luise Welter. Paris und Leipzig. Commissions-Verlag von H. Le Soudier.

The Monograph, a serial collection of indexed essays. Published monthly. New York, J. W. Christopher.

Prschewalski, N. von, Reisen in Tibet und am oberen Lauf des gelben Flusses in den Jahren 1879 bis 1880. Aus dem Russischen frei in's Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von Stein-Nordheim. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. Jena, Hermann Costenoble.

Pypin, A. N., und **Spasovič,** V. D., Geschichte der slawischen Literaturen. Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen von Traugott Pech. Autorisirte Ausgabe. I. Bd. II. Bd. 1. und 2. Hälfte. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Schipper, Dr. J., William Dunbar. Sein Leben und seine Gedichte in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen nebst einem Abriss der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Literatur- und Culturgeschichte. Berlin, Robert Oppenheim.

Springer, Anton, Raffael und Michelangelo. Mit Illustrationen. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, E. A. Seemann. 2 Bde.

Sweet, Alex. E., und **Knox, J. Armoy.,** Humoristische Reise durch Texas von Galveston bis zum Rio Grande. Aus dem Englischen von Reinhold Teuscher, Dr. med. Mit 167 Illustr. im Text und 10 Holzschnitt-Tafeln. Jena, Hermann Costenoble.

Thilo, Ernst, Advocat, Die öffentlichen Lagerhäuser mit Warrant-Ausgabe und die Elevatoren in ihrer Bedeutung für Russland und namentlich Riga. Leipzig, Verlag von Friedrich Wilh. Grunow.

Ulpius, Der Stammtisch. Humoreske. Berlin. Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer).

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XI. No. 4 u. 5. Berlin, Dietrich Reimer.

Werner, W., Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer. Nach den Reisen der Brüder Schlaginweit und anderer neuerer Forscher dargestellt. Dem Andenken an Hermann von Schlaginweit-Sakünlünski gewidmet. Mit 12 Landschaften in Tondruck und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Jena, Hermann Costenoble.

Wessely, J. E., Kunstübende Frauen. Leipzig, Bruno Lemme.

Widemann, Schlüssel zur Erkenntniss des höchsten Gesetzes, unter welchem Natur und Geschichte stehen. Herausgegeben vom Verfasser Georg Otto Widemann, Ingenieur. Plauen i. V., den 10. November 1885. Nachdruck verboten.

Viktor, Max, Sommer und Winter. Ein Roman in zwei Bänden. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausg. von Prof. Dr. W. Koner. XIX. Bd. 3. Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.